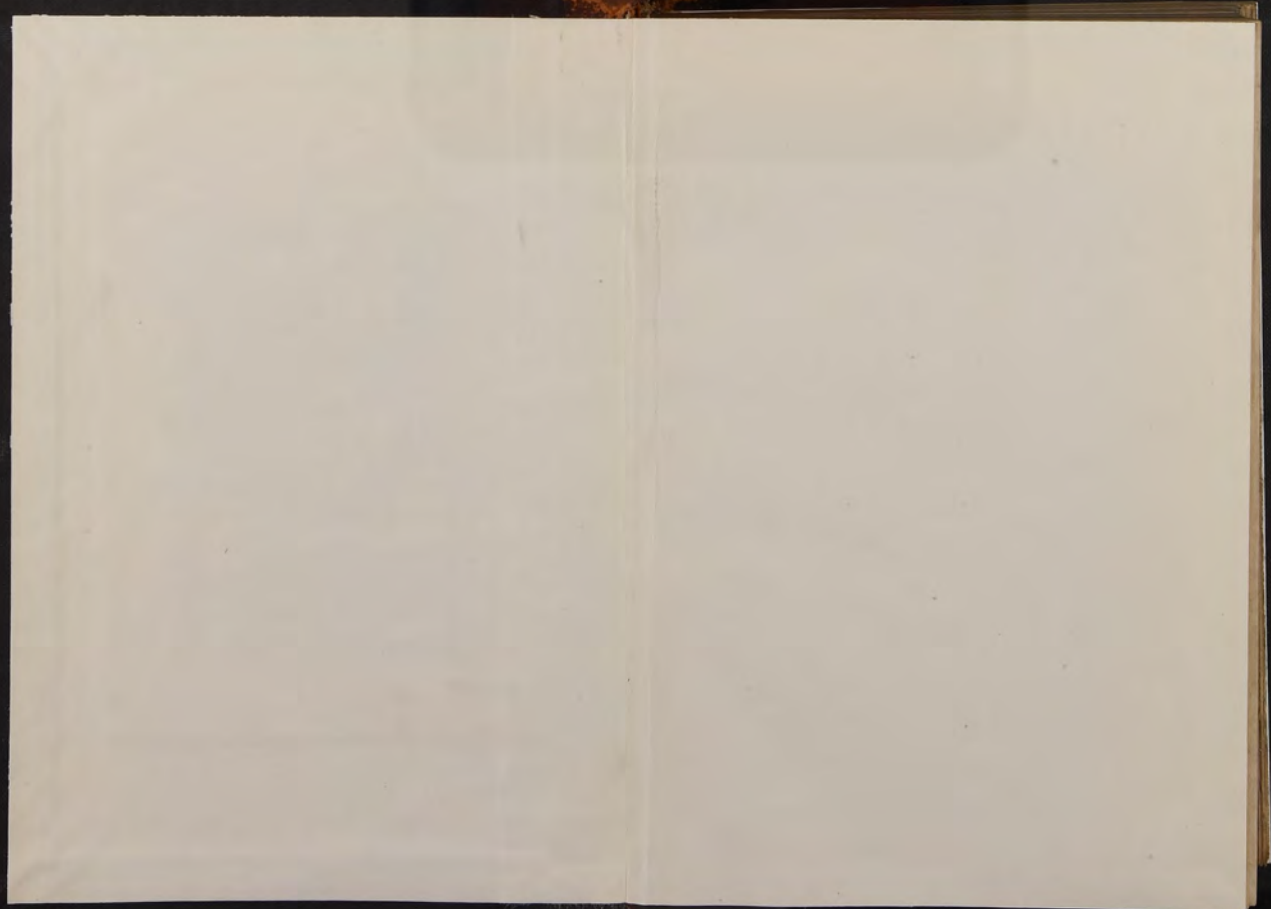
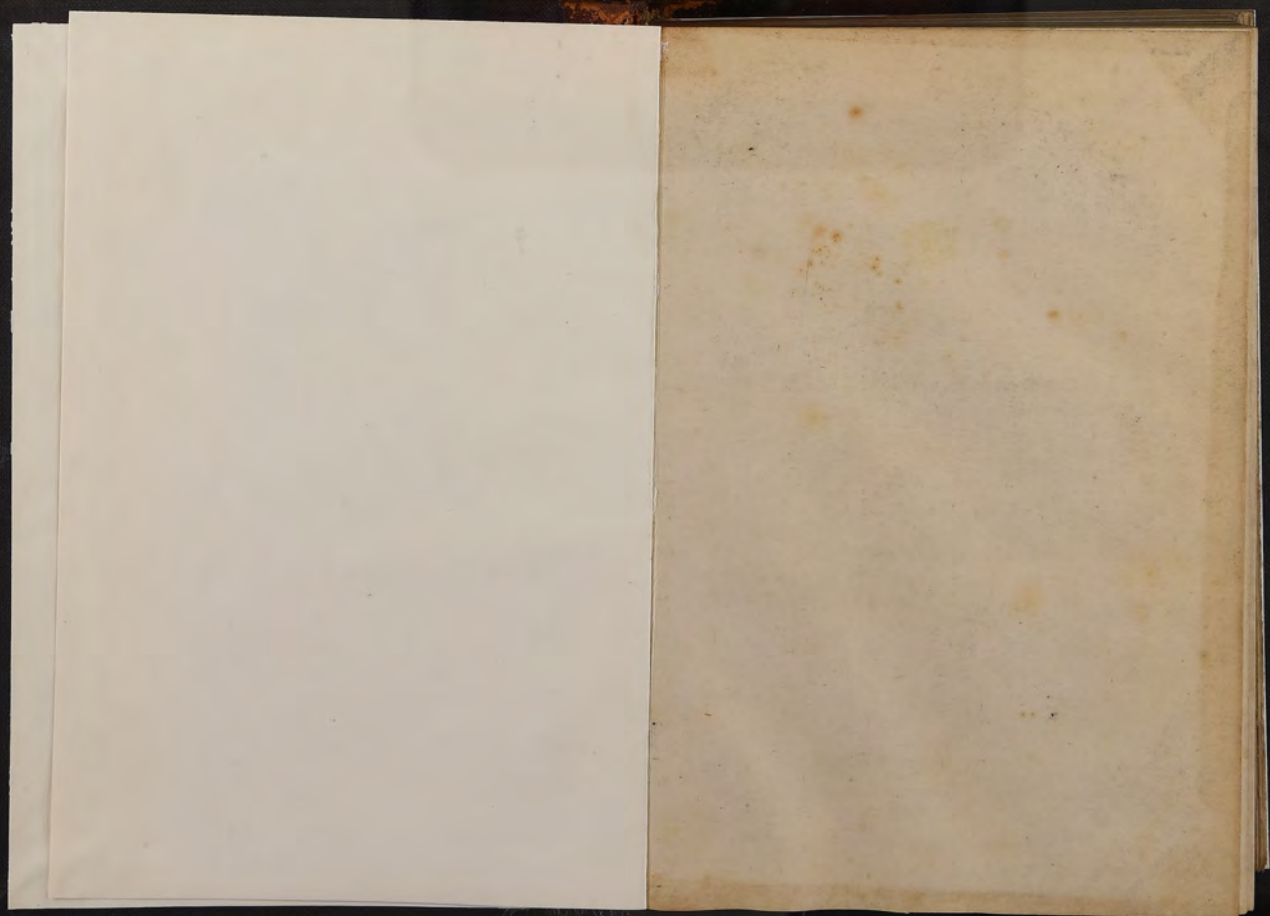








Bibliothek

der

Deutschen Klassiker.

Dreiundzwanzigster Band.



Deutschen Klassiker.

BIOTRY SCAPRI

Mit literargeschichtlichen Einleitungen, Biographien und Porträts.

Dreißundzwanzigster Band.

Die Roman- und Novellendichter der Neuzeit.

Erster Theil.

Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.



4084 S

ZBIORY ŚLĄSKIE

4043/XXIII

830(091)

AKG V Nr 248/70/S

Die Roman- und Novellendichter

der
Nezeit.

Eine Anthologie.

Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographisch-
kritischen Skizzen

von

Arnold Schloenbach.

Erster Theil.

Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.

Einleitung.

Auch bei Behandlung unseres jetzigen Vorwurfs hatten wir ein unendliches Chaos zu bewältigen, und nur jahrelange ernste Beschäftigung mit diesem Gegenstande konnte es uns möglich machen: jetzt in kurzen Zügen, wenigstens in Umrissen, ein Bild des Thatächlichen zu geben; einen Faden durch das ungeheuer und oft sehr morastige Labyrinth, kurz, ein Resultat zu gewinnen. Doch auch hier gewannen wir die Ueberzeugung, daß wir auch in der erzählenden Literatur entschiedenen Fortschritt gemacht haben gegen das vorige Jahrhundert; entschiedenes Uebergewicht gegen alle andre Nationen errangen; daß wir auch in dieser Richtung vor unserer Literatur Hochachtung fordern und die Mißachtung des deutschen Romans Denjenigen überlassen dürfen, deren Verbildung, Ungeundheit und Trivinität sie überhaupt nicht einsehen lassen: daß deutsche Bildung, Würde und Schönheit über die ganze civilisirte Erde herrschen. Den eigentlichen Werth des Romans als Kunstwerk müssen wir zunächst gegen Rud. Gottschall in Schutz nehmen. Dieser nennt den Roman einen „Plebejer von Geburt“, und behauptet — sich stützend auf Schiller, der den Romanschriftsteller als „den Halbbruder des Dichters bezeichnet“ — „in der That kann man ihn mit dem Dichter nicht

in eine Linie stellen“. Gleichsam um diese Auffassung zu rechtfertigen, meint er dann ferner: „Wer nichts Anderes schreiben kann, weil ihm die Mäusen ausgeblieben, der schreibt einen Roman.“ Dieser Ausspruch paßt ebenso gut auf den Roman, wie auf jede andere Gattung der Poesie. Schlechte Gedichte und schlechte Dramen sind nicht weniger vorhanden als schlechte Romane. Man kann also ebenso gut sagen: „Wer nichts Anderes schreiben kann, weil ihm die Mäusen ausgeblieben sind, der schreibt ein Gedicht oder ein Drama;“ — dies vielleicht noch um so lieber, weil er dazu doch weniger Stoff und Zeit notwendig hat, als zu einem Roman. Der schöne und sittliche Zorn des Verfassers gegen die schlechten Romane und sein Aufruf an die Verleger, solche nicht mehr zu dulden, müßte sich füglich gegen alle schlechten Werke der Literatur und der Kunst überhaupt richten. Der letztangeführte Passus aus dem Artikel des Verfassers hat also mit der Eingangs angeregten Frage gar nichts gemein. Es handelt sich hier ja nicht um schlechte Werke, sondern um gute; nicht um die Erzeugnisse solcher Individuen, „denen die Mäusen ausgeblieben sind,“ sondern derer, die von den Mäusen zum Schaffen getrieben wurden. Es entsteht also nur die einfache Frage: Ist ein guter Roman nicht ebenso eine Dichtung, wie ein Drama oder ein Epos? Ist also der echte Romanschriftsteller nicht ebenso ein wirklicher Dichter wie der Verfasser von Dramen und Epen? Es würde vom eigentlichen Zwecke zu weit abführen, wollten wir diese Frage hier aus den Grundbedingungen der verschiedenen Dichtungsarten entwickeln. Weisen wir nur auf ein Beispiel hin: Goethe würde als einer der ersten Dichter unserer Nation gelten müssen, wenn er nur seine zwei Romane geschrieben hätte, und ob er dazu befähigt, weil er

eben auch Dramen- und Ependichter war, oder ob er aus der Befähigung zu jenen Romanen seine Kraft zu diesen Dichtungen mit hinübernahm, das bleibt sich hier ganz gleich; wir halten uns an die Thatsache, daß die Romanliteratur jene ersten Dichtungen darbietet. Diese eine Thatsache genügt auch schon, um die Konsequenz zu ziehen, daß der Roman eine wahre Dichtung sein kann, der Verfasser einer solchen also auch ein wahrer Dichter sein muß. — Unerheblich dürfte es auch nicht sein, daß die Periode nach Schiller und Goethe bis zu uns, weit mehr gute Romane als gute Dramen und Epen gebracht hat, und daß die besten jener, die besten dieser an innerem und äußerem Werthe übertreffen; dies hat wohl weniger seinen Grund in dem Mangel an Poesie in dieser Periode, als vielmehr darin, daß deren höhere und freiere Bildung auch die höhere Bedeutung des Romans erkannte und eben auch mehr befähigt war, ihm erst seine rechte Bedeutung und Wirkung zu geben; daß das verallgemeinernde Element dieser Periode sich mehr von der früheren Subjektivität, die doch immer, besonders das Drama und mehr oder weniger auch das Epos beherrscht, — los sagte und sich jener Objektivität zuwandte, die der Roman bedingt und in dieser Hinsicht denselben wohl noch höher stellt, da das Wesen des eigentlichen Kunstwerks doch mit in ihr beruht. — Gottschall motivirt seine einseitige Auffassung des Romans auch noch durch die demselben angehörige Form der Prosa. Er nennt sie „ein zweifelhaftes Kunstgewand“, „eine Misch- und Grenzgestaltung“, in welcher „ein Ueberwiegen des stofflichen Interesses und eine größere Willkür der Behandlung geduldet werden kann“. — Einerseits aber hat das stoffliche Interesse gar nichts gemein mit der be-

strittenen Kunstform und führt der betreffende Satz wieder auf den andern, soeben verlassenen Theil der obschwebenden Frage überhaupt; andertheils sollten wir glauben, daß eben das vorwiegende stoffliche Interesse des Romans weit schwieriger, mit größerem Aufwand von eigentlich poetischer Kraft und mit höherem Formensinn, in eine schöne Form zu bringen sei, als der ideellere Inhalt des spezifischen Gedichtes, und daß, wo dieses geschehen ist, — was bei dem guten Romane als sich von selbst verstehend vorausgesetzt wird, — solches noch größere Anerkennung verdient, als die schöne Form an jenem. Wir glauben, daß dessen weite Grenzen in der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Formen weit mehr Miß- und Grenz-gattungen zulassen, als die scharfgeschlossene Phalanx der echten Prosa; daß diese durchaus nicht jene willkürliche Behandlung erlaubt, wie sie uns in sonst auch guten spezifischen Gedichten so oft entgegentritt, daß sie eben eine weise, plastische Beschränkung bedingt, die freilich hemmend sein muß für den Dichter, der in dem Uebermaß seiner Kraft, noch mehr seiner einzelnen Gedanken und Bilder, den dazu nöthigen Raum nur in jenen weit gezogenen Grenzen seiner Dichtungsgattungen finden kann, und der darin oft solche Wendungen, Bilder und Ausdrücke gebraucht, die, — würden sie ihres Reimes entkleidet und in Prosa übertragen, — von dieser als durchaus unwahr und unschön zurückgewiesen werden müßten. So unpoeitisch es auch klingen mag: die gute Prosa kann der guten Poesie stets als Probe dienen, das Gedicht, was in Prosa übertragen, nicht auch einen Gehalt darbietet und wahr und natürlich klingt, ist kein gutes Gedicht. So prüft man ein edles Metall nicht blos am gewöhnlichen Probirstein, sondern chemisch auch an einem andern edlen Metall. —

Im Ganzen genommen ist die hier behandelte Frage eigentlich eben so unfruchtbar wie die: „Steht die Malerei oder die Plastik höher?“ Wir erwähnen diese nur noch, weil sie mit jener einige Ähnlichkeit hat; was hier das Bild, ist dort der Roman; was hier das plastische Werk, ist dort namentlich das Drama. Diese beiden erfordern eine größere Verdichtung der Motive, eine größere Vertiefung mit der Idee, also auch mehr Innerlichkeit. Jene erfordern mehr Reichthum, mehr lebensvolle Phantasie, eine weiter ausgreifende Geistesbegabung. Zuletzt ist jeder ein echter Dichter, also auch ein Künstler, der einen eigens geschaffenen bedeutenden und schönen Inhalt von Verhältnissen, Gestalten, Gedanken, Empfindungen und Schilderungen in bedeutender und schöner Form darbietet. Das kann nun der Plastiker wie der Maler, der Dramen- und Ependichter wie der Romanschriftsteller.

Und in den verschiedenartigsten Formen, wie nach den mannigfachen Richtungen hin, mit mehr oder weniger Begabung, doch fast überall mit höheren Bestrebungen und theilweisem Erreichen, haben eine große Anzahl deutscher Novellen- und Romandichter solch poetische Werke gegeben. Wenn wir aus ihnen hier nur etwa dreißig auswählen, die besondere Richtungen andeuten, besonders scharf ausgeprägte Specialitäten oder vorzugsweise hervorragende Kräfte sind, so bleibt uns außerdem doch noch ein reicher Schatz in vielen wohl zu beachtenden und hoch zu achtenden Kräften. Wir nennen auch hier in alphabetischer Ordnung vorzugsweise folgende Namen: Ernst Brunnow, Dingelstedt, Ed. Duller, F. Falkson, K. Frenzel, F. Gerstäcker, M. Giesecke, H. Grimm, M. Hartmann, F. Hebbel, R. Heller, K. Herlosjohn, L. Köhler, G. Kühne, F. Kürtenberger, H. Kurz, H. Marggraff, A. Meißner, G. Mörike,

J. Mojen, Th. Mundt, E. M. Dettinger, Peters (Erfried v. Taura), R. Prus, Jos. Rant, Niehl, M. Ring, A. Roquette, Ruppins, J. Scherr, A. Schloenbach, Hr. Smidt, Ad. Stahr, L. Starkloff, v. Struensee (G. v. See), Lemme, v. Uechtritz, Waldmüller, E. Willkomm, Ad. Zeising. Dazu die Frauen: Th. v. Bacheracht, Am. Bölte, Jul. Burow, Id. v. Düringsfeld, H. v. Gall, H. Mühlbach, L. Otto, Henr. v. Paalzow, B. Paoli, E. Polko, Ottl. Wildermuth. Unter diesen Genannten sind Mehrere, die in Einzelem wohl manche der nachfolgenden Vorgeführten überragen, aber gerade nicht die besondere Richtung oder Specialität bezeichnen, die wir festhalten müssen, um aus dem Ganzen ein Kulturbild der Gegenwart in ihren verschiedenartigsten Phasen und Ausströmungen: ein Totalbild der manigfachen Bestrebungen, — wenn auch nur in einem Mosaik, — reproduciren zu können. Die jedesmalige Zusammenstellung der verschiedenen Kräfte wird dem Scharferblickenden nicht ohne systematische Bedeutung erscheinen.

Karl Spindler.

Karl Spindler.

(Geb. 16. Okt. 1796. Gest. 12. Juli 1855.)

Eine merkwürdige und in gewisser Weise selbst bedeutende Erscheinung in unserer Nationalliteratur war der bekannte und beliebte Romandichter Karl Spindler, geboren 1796 in Breslau und gestorben am 12. Juli 1855 zu Freiersbach im Badenschen. Er wurde 60 Jahre alt und für jedes seiner Jahre lieferte er einen Band Romane und Erzählungen. In dieser allzu großen Fruchtbarkeit, d. h. in dieser allzu großen Ueberspannung und Verzettlung der Kraft, ging eines der größten Talente des Romangenres in Deutschland künstlerisch zu Grunde, ehe es noch zu seiner vollen Ausbildung gelangt war. Sein Leben wie sein Talent waren zu defultorisch, um das letztere auf einen Punkt zu richten, und sein erster Ruhm war so leicht gewonnen, daß es eines sehr bedeutenden und tiefen Charakters bedurfte, um nicht zu spekulativer Ausbente seines Rufes verführt zu werden. In Straßburg, wo sein Vater als Tonkünstler lebte, gewann er eine eigenthümliche, vielseitige, aber doch flüchtige Erziehung. Ein eben solches Leben brachte ihn in mancherlei Unannehmlichkeiten, so daß er Straßburg verließ, sich der Musik, dem Theater, endlich dem Roman widmend und abwechselnd in Hanau, Stuttgart, München und Baden-Baden wohnend. Sein erster Roman: „Eugen von Kronstein, oder des Lebens und der Liebe Masken“, erschien 1824 in Konstanz; er zeigte schon

ein treffliches, aber noch sehr unreifes Talent. Im Jahre 1829 erschien „Der Bastard“, und dieses Buch machte ihn auf einmal zu einem bekannten, ja man kann sagen berühmten Schriftsteller. Rasch darauf erschienen „Der Jude“ und „Der Jesuit“; beide, namentlich „Der Jude“, steigerten seinen Ruhm und die allgemeine Theilnahme nicht allein des gewöhnlichen Lesepublikums, sondern der gebildeten Lesewelt und der ersten Kritik. Große Erfindungsgabe, plastisch energische Darstellung, frappante Charakteristik, ungemeine Beweglichkeit wurden allseitig anerkannt, wenn man auch den Mangel an Tiefe und Solidität eingestehen mußte. Nun aber kam schon ein Rückschritt. Hatte der Verfasser zuerst zweibändige Romane geschrieben, so mußte jetzt in ganz kurzer Zeit ein fünfbandiger geschrieben werden. „Der Invalide“ erschien (1831) und damit hatte sich der Verfasser auch auf einen Boden begeben, den er durchaus nicht so glücklich anbauen konnte, wie den so glücklich und so charakteristisch bebauten Boden des Mittelalters. Diese Zeit spulte ihm nun noch in sein Schaffen aus der neuen Zeit hinein; man fühlt auch schon die Absichtlichkeit des Effekts; indessen bot das Buch doch immer noch Bedeutsames. Gleichzeitig hatte der Verfasser sein bis jetzt fortgeführtes Taschenbuch „Vielliebchen“ gegründet; dann begann er eine Uebersetzungsfabrik aus dem Französischen und schrieb dabei noch eine Unmasse kleiner Novellen und Erzählungen für diverse Taschenbücher und Journale. Auf diese Weise konnten denn seine ferneren großen Romane: „Die Nonne von Gnadenzell“, „Boa Konstrittor“ und „Der König von Zion“ durchaus nicht an Fleiß, Durcharbeitung, Tiefe und Solidität gewinnen. Das neue, sogenannte „Naturgenre“ des Romans, aus dem später die Literatur der „Dorfgeschichten“ hervorging, schien unsern Dichter auf einmal wieder gesunder, kräftiger, bedeutender an einen neuen Platz zu stellen. „Der Vogelhändler von Zmsi“ zeigte in Vielem eine außerordentlich naturgetreue Auffassung des volkstümlichen Lebens und treffende Schilderung lokaler Sitten; in dem letzten seiner größeren

Romane: „Fridolin Schwertberger“ wurden dieselben Intentionen angestrebt, aber schon mit weniger Glück. In den letzteren Jahren widmete er sich eifrig dem modewerordenen Kultus der spezifischen „Volksgeschichte“, ohne aber darin Originales, Hervorragendes zu leisten; bei aller angestrebten Einfachheit und Gesundheit schlug ihn da noch immer wieder die alte Romantik und der Effekt in den Nacken. — Auch im Dramatischen hatte sich Spindler früher versucht; z. B. „Hans Waldmann“, ein Trauerspiel, und wenn ihn dabei auch seine Energie und frappante Darstellung zu Hilfe kam, so war sein ganzes Talent doch viel zu episch, um sich dramatisch krystallisiren zu können. — Mehr als irgend ein deutscher Romandichter stand Spindler den besten der französischen Schule nahe; das wäre ein Glück für ihn gewesen, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, erst deutscher Tiefe, Schönheit und künstlerischer Reife zu entbehren.

Aus:

„Der Jude.“

(I. Band, 1. Kap.)

O Warten! Warten!
Der Korb muß verbrannt sein,
Das Geld aus den Taschen,
Der Wein aus den Flaschen,
Die Wang vom Spieß!
Da trink' und is!
Wer sich voll zechen kann,
Wird ein rechter Martinsmann.

Altd. Lied.

Der zwölfte November des Jahres Eintausend vierhundert und vierzehn nach des Erlösers Geburt sah mit kaltem und düstigem Morgenaussich in die Fensterscheiben der Herberge zum Nebstock in der Reichsstadt Worms. Der Winter hatte dem Spätherbst tölpisch und tierlich zugleich in's Amt gegriffen; denn, während Alles knifferte und knarrte, vor der früh eingebrochenen ungeklimten Kälte, hatten die entlaubten Bäume weiße Wollkloßchen angehängt, und niedliche Eisblümlein sich angewachsen am Glas und Gestein. Zwar leckte der Sonnenstrahl gierig an den über Nacht aufgeschossenen Gewächsen, aber seine Zunge war nicht mehr feurig genug, sie aufzuzehren. Im untern Geschosse des Nebstocks kam man der matten Sonnenflamme mit glühendem Ofen zu Hülfe, allein im Oberstock glimmte kein Funke, und der mächtige Kachelofen der hübschesten Stube des Hauses, die nach einem über der Thüre angemalten buntfarbigen Blumenstrauß „die Maienstube“ genannt wurde, war eiskalt, obschon ein stattlicher Gast das Gemach bewohnte. Die Attribute der Ritterschaft: Schwert, Handschuhe, bespornte Stiefel und Federhut lagen unordentlich hin und her auf dem Boden zerstreut. Der Besitzer dieser Herrlichkeiten lag aber völlig angezogen zu Bette, beschäftigt, den verrückten Martinsabend auszu-

schlafen, der ihm nicht am zuträglichsten gewesen zu sein schien. Neben ihm ruhte, in einen Reitermantel gewickelt, ein gar holder Knabe, dessen still lächelndes Gesicht, vom sanftesten Schlummer befangen, sehr gegen das aufgebundene, von Trunkenheit und wüsten Träumen entstellte Antlitz des Nebenschläfers abstach. Der Letztere reckte sich endlich, fuhr mit der breiten Hand über Stirne und Augen, und den bereiften Bart und erwachte. Verwundert betrachtete er die Stube und seine eigene Gestalt; seine Verwunderung wurde Erstaunen, da er seinen Bettnachbar gewahrte, und er sprang bei dessen Anblick auf, gleich als ob ihn eine Schlange gestochen. Unverständliche Worte vor sich hinbrummend, und vor Kälte zitternd, fuhr er in die Stiefel, und stampfte dreimal gewaltig den Boden, daß der schlafende Knabe erschrocken aufschrie, alsobald jedoch wieder in Müdigkeit und Schlummer versank. Ein langer bagrer Mensch, in der etwas zerlumpten Kleidung eines Herrensnechts, kam zur Thür herein, und fragte mit winterblauen Lippen nach dem Befehl des gestrengen Herrn.

„Sag' an, Vollbrecht!“ fragte der Letztere: „Wie ging es denn zu, daß ich in Wamms und Kränze zu Bett gekommen?“ — „Euer demüthiger Knecht hat euch selbst hineingebracht!“ erwiderte Vollbrecht mit ängstlichem Bückling: „Ihr littet gestern stark am Gebreite des heiligen Martin, und so geschah es denn . . .“

— „Still!“ befahl der Herr. — „Wie komme ich aber zu dem Kind?“ fuhr er kleinlaut fort.

„Der gestrenge Junker wolle sich nur gütig erinnern,“ — sprach Vollbrecht, ein paar Schritte ausweichend, — „wie ich euch gestern aus der Trübsünde zum Rosenkranz heimleuchtete mit dem Kien-span, den mir die rechtsbändige Dorothea ausgedrungen, und wie wir im Scheibengäßlein, unfern von dem Gestein, an dem das Muttergottesbild aufgerichtet, den Knaben gefunden, der da eingeschlafen war.“

— „Ganz recht: ich besinne mich nun auf Alles,“ erwiderte der Junker, und rieb sich die erstarrenden Hände. „Was treibt aber unser Wirth, daß nicht einmal Feuer angemacht wird, bei der grimmigen Kälte? Sollen wir hier erfrieren?“

„Erfrieren!“ bestätigte Vollbrecht, die Thürklinke zur Hand nehmend: „Erfrieren, oder uns von dannen machen; denn der Wirth will nicht länger borgen, und verlangt Zahlung unserer Beche.“

„Nichts Billigers als das,“ antwortete der Herr, aber Verlangen ist Eins; Zahlen hingegen ein Anderes. Ich habe keinen Weisepenny mehr in der Tasche. Alles ging gestern drauf in Wein, Zimib und Brettspiel. Der alte Narr muß warten.“

Vollbrecht schüttelte den Kopf. „Ich zweifle, Herr,“ sprach er

hierauf, vorsichtig die Thür öffnend. — „Der Mensch sagte mir erst vorhin, er werde nach Weid und Zaun greifen, wenn nicht noch heute Morgen Alles getilgt würde, was darauf gegangen ist in dieser Woche.“

„Kreuz! Stein und Dorn!“ brach der Junker los, nach der Klingel fahrend, daß Vollbrecht, — solcher Auftritte nicht ungewohnt, — sich hinter der Thür barg: was bildet er sich ein, der Bornser Lump? Streckt er eine Kralle nach meinem Gaul aus, so haue ich sie ihm ab. Gleich soll er kommen, — gleich, und auf der Stelle; ohne Säumen!“

Vollbrecht sprang die Treppe hinab. Der Junker stülpte trotzig den Hut auf den Kopf, und schritt, eine Aneide an den Herrn des Nebstocks im Sinne ordnend, ungeduldig auf und nieder. Bald erschien auch der Gerufene, das verhängnißvolle Kerbholz tragend, auf dem die ziemlich beträchtliche Schuldsomme des Gastes eingeschritten zu sehen war.

„Wie viel beträgt meine Beche?“ fragte der Letztere barisch, als trosteten seine Taschen von Gelde.

„Zwanzig Turlusen, drei Pfennige für den Herrn, den Knecht und das Pferd,“ antwortete der Wirth vom Nebstod sehr freundlich. „Ein Bettelgeld,“ prahlte der Fremde: „obgleich die Beche übertrieben theuer. Aber wie gesagt, ein Bettelgeld, wegen dessen du mir keine Umstände machen wirst, guter Freund. Nicht wahr?“

„Nicht die geringsten,“ erwiderte der Wirth: „Ihr halt nur zu bezahlen, und meine schlechte Scheule ist wieder ganz zu neuen Diensten.“

„Du bist hartbödig, mein Freund!“ sprach der Gast mit vornehm Augenzwintern: „Ich hatte gestern Unglück im Spiel, und der Martinschmauß hat mich viel gekostet. Heut' kam ich dich nicht befriedigen, aber sobald ich wiederkehre von Kessnitz, soll dem sein, was dir gebührt.“

Der Wirth sah den Sprecher einen Augenblick an, . . . zuckte die Achseln und ging nach der Thür. — „Wohin gehst du?“ fragte ihn der Andere.

„Ich gehe, den Stall zuzusperrn,“ versetzte der Bürger kalt: „Müht ihr gen Kessnitz, mögt ihr zu Hause gehen. Euer Pferd bleibt hier zurück, bis mein ist, was mir gebührt.“

„Wie?“ fuhr der Gast auf: „Du ungeschliffener Wirth! weisst du, mit wem du also sprichst? Ich bin der Edelknecht Gerhord von Hülshofen, und darum nicht zu Schilt und Helm geboren, um mir von einem elenden Reichsthäcker Schmachreden in's Angesicht sagen zu lassen.“

„Nur kenne euch wohl,“ erwiderte der Wirth: „Wer sollte den verwegenen Gefellen am Rheinstrome nicht kennen, den der wohl-



weise Rath von Frankfurt als seinen Kämpfer und Turniersechter gedungen; der zwar keinen Gekker unbedungen läßt, aber auch keinen Becher ungeleert, keine Dirne ungenect, und keinen Herberger ungeprellt. Darum eben nehme ich euren Gaul."

"Das Pferd gebührt meinen Herren von Frankfurt," rief der Edelknecht wäsig.

"So mögen eure Herren von Frankfurt es auch ansößen;" versetzte der Gläubiger gleichgültig. "Der ehrsame Rath wird einem Reichsbürger nicht schädigen lassen an seinem Gut durch einen Dienstmann."

"Ich bin ein Edelmann, Busche;" brauste der Junker; "und wenn ich Spießbürgern diene, so geschieht es aus gutem Willen, und nicht . . ."

"Lieber Herr!" erwiderte der Wirth: "Ich vermag eines Adelschen Thun und Lassen nicht zu schämen; allein ich wollte, ihr hättet euern Martinstag wo anders zugebracht. Ich hab' euch nicht geladen, und will folglich eure Beckstosen nicht aus eignem Sedel bestreiten. Darum nehme ich euern Gaul und damit genug."

"Untersiehe dich!" rief Gerbard: "Plumper Wicht! Glaubst du, meine Freunde werden mich verlassen?"

"Ei, Herr Junker," sprach der Wirth lächelnd: "Ihr seid zu alt in der Welt geworden, um das im Ernste sprechen zu können. Freunde werden Feinde, sobald sie helfen sollen. Und vollends die euren, mit denen ihr acht Tage zugeht und gewürfelt habt. Die Euren sind auf der Landstraße besser zu Hause, als in ihren vier verschuldeten Pfählen. Die Andern sind verdorbene Bürgersöhne, die Gewerbe und Reiz an den Nagel gehängt haben, um das väterliche Erbe ohne Verzug durch die Gurgel zu fagen. Solche Martinsmänner sind aber den Wirthsen nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt willkommen. Doch herzh: . . . mich dünkt, ich höre ihrer Glücke die Stiege heraufstürmen. Verdrückt euer Hst, Herr. Zwanzig Tuchen — die Pfennige erlasse ich euch — stillen die Stallhäre, und geben euerm Gaul freien Paß nach Kostinb. Kein Albus weniger! Verlaßt euch darauf."

Der Wirth ging ruhig von dannen, und an seiner Statt tobten vier Männergestalten herein, denen man die Anszweiflungen verwichener Nacht nicht wenig ansah. "Guten Tag! Bruder Hülsbofen!" brüllten sie im Eher und schüttelten dem Verdrießlichen die steifgewordenen Hände. "Wie geht es? wie geschlafen? warum ist's hier so verknusert kalt?" — Gerbard zögerte keinen Augenblick, ihnen die unangenehme Lage, in der er sich befand, zu eröffnen. Die Freunde lachten aus vollem Halse, und konnten sich gar nicht lassen vor muthwilliger Lust.

"Nun, das nenne ich doch in der Brühle sitzen!" rief der Baum-

lange Werner von Hynzenborn: "So frühlich wurde die Gans eingekautet, und so fräurig ist der Nachtfisch!"

"Was ist aber da zu thun!" sprach Wolf von Eppenstein: "Ich will dem Schwarzen sein mit Haut und Haar, wenn ich dir helfen kann, Bruder Gerbard. Du weißt, daß uns der Sattel das tägliche Brod verschafft, — und deine Dienstherrn gerade, — daß sie Gott verdammen möge! — haben es uns so geschmälert, daß es eine Sünde ist. Die Konciliumsfahrer haben unsern Sedel zwar etwas eingebracht, aber Weib und Kind wollen auch leben, und Martins-tag will auch gefeiert sein. Da haben wir uns denn hier zusammengethan, in Fried' und Eintracht die Milch unserer lieben Frauen reichlich genossen, und müssen dafür Morgen kahl wieder abziehen. "Hilf dir selbst!" rief der wilde Hornberger Best: "Brich die Stallthür auf, und reite dem verdammten Kneipenwirth vor der Nase weg. Ich helfe dir, und je mehr Auslauf es gibt, desto besser."

"Die Frankfurter sehen mich auf den Eichenheimer Thurm, erfahren sie dergleichen," versicherte Gerbard kopfschüttelnd. — "Euch aber, meine Freunde," fuhr er fort — "euch wäre es ein Leichtes, mir zu helfen, — denn das Herbstjahr bringt euch wieder Meßleute und Marttschiffe, die euch das kleine Darlehen reichlich ersetzen, — kann ich's bis dahin nicht erstatten."

"Ich schwöre einen körperlichen Eid, daß ich nicht helfen kann!" befeuerte der Herr von Hynzenborn, und der Eppsteiner holte eine in vergoldetem Kupfer gefaßte Reliquie des heiligen Marcellinus aus seinem Wamms, auf welche alle drei Edelleute in aller Eile und bester Form den theuersten Schwur leisteten, daß sie außer Stand seien, für ihren gemeinsamen Freund das Geringste zu thun. — Gerbard, wohl wissend, ein solcher Eid mache ein unvorderliches Ende, — sei er auch noch so falsch, — wendete sich alsdann zu dem vierten Freund, der bis jetzt ein stummer Zuhörer des Auftritts gewesen war. "Werde ich auch bei euch vergebens anhalten, lieber Trautwein?" sprach er zuckend: "Ihr habt des Vermögens viel, habt mir gestern erst im Rosenkranz all mein Klingendes abgenommen, und werdet wohl nicht anstehen, mich der unwerdenden Schmach zu entreißen."

Der Goldschmied lächelte aber eiskalt, zuckte die Achseln, und erwiderte: "Gestrenger Herr; im Handel und Wandel braucht man sein Geld, und daß des Letztern nicht zu viel werde, sorgen schon treulich Kaiser und Reich, die Gewerthn und ihre Kinderlein, und die Herren vom Stegreif. Deshalb bin ich außer Stande, etwas zu thun, als euch die fünf Schillinge nachzulassen, die ihr mir noch gestern auf euer Wort schuldig wurdet."

"Ich wollte, alle Martinsfeuer, die gestern brannten, um Wetter-schaden zu verhüten, schlugen über euch alle zusammen, und kosteten

euch zu Brei und Muz;" rief Gerbard in hohem Unmuth: "Mein Gaul, mein armer Gaul!"

"Uebermorgen soll ich in Kostniz sein. Ich hab's den Schöffen Holzhausen und zum Braumfels in die Hand geloben müssen. Der Kaiser gibt ein Turnier, auf dem ich zu Frankfurt und des Reichs Ehre mitkämpfen soll. Ich bin ewig bestrimmt, erscheine' ich nicht auf diesem Rennen. Und ohne meinen Holsand, ohne mein gutes Pferd komme ich nicht hin, kann ich nicht mitkämpfen."

"Schlimm! sehr schlimm!" meinten die adelichen Herren, und machten Miene zu gehen. "Willst du einen Römer Witzwein annehmen, so komm mit uns!" sprach der Hornberger gutmüthig, aber Gerbard verweigerte alles mit Ungehör, und ließ die adelichen Brüder und Freunde ohne Widerrede ziehen. Trautwein blieb an der Thüre zurück.

"Hört noch ein Wort, lieber Herr," sprach er mit einiger Theilnahme: "Ob es gleich grimmig kalt in eurer Stube ist, bin ich doch hinter jenen rohen Gefellen zurück geblieben, um euch einen Rath zu geben."

"Nun?" fragte Gerbard unwirsch auf- und niedergehend. "Der Kaiser gibt wohl übermorgen kein Rennen zu Kostniz, indem er noch in Nachen auf seiner Krönung verweilt," sagte Trautwein; "allein eure Lage ist doch mißlich, und liegt außer meinen Grundsätzen und Kräften, euch zu dienen; aber es gibt noch andere Leute, die es vielleicht gerne thun, wenn einiger Gewinn dabei zu verspüren ist."

"Wer sind diese Leute?" fragte Gerbard aufmerksam werdend.

"Ei nun," sprach der Goldschmied zögernd: "Es sind unsers heiligen römischen Reiches liebe Kammerknechte!"

"Was?" fuhr Gerbard auf: "Juden? Hebräer? Seid ihr toll geworden mit Einemmale?"

"Wie so?" fragte Trautwein gleichgültig: "Hebräisch Geld zählt wie das unsere; es kommt ja ohnehin nur aus christlichen Taschen. Fürsten und Herren wissen das wohl."

"Hui!" sprach Gerbard überlegend: "Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich geschützt den Gälgenvögeln in die Hände zu fallen, und in meinem fünfzigsten Jahre . . . indeßen . . . wer weiß . . . damit ich nur fortkomme . . . wo gelangt man zu dem Gefindel? Ich will gleich . . ."

Der Goldschmied hielt ihn zurück. "Ihr werdet doch nicht am hellen lichten Tage . . ." sagte er mißbilligend: "In eigener Person . . ."

"Ihr habt Recht!" antwortete Gerbard: "Es ist wegen des Geldes . . . also will ich mich gedulden . . . diesen Abend, sobald es dunkel . . ."

"Behüte;" fiel Trautwein ein: "Es ist bei zehn Hund Heller Strafe verboten, bei Nacht in ein Judenhaus zu gehen, um zu leihen oder zu zahlen."

"Aber beim Donner! was soll ich denn thun?" fragte Gerbard ärgerlich.

"Abwarten, bis ich euch einen vertrauten Mann schicke, mit dem ihr alsdann handeln könnt," versetzte Trautwein.

"Einen vertrauten Mann, durch den es die ganze Stadt erfähret, von welchem Koden ich spüme, nicht wahr?"

"Gerade im Gegentheil. Ich weiß einen, der, wenn ich nicht irre, in der Nähe von Frankfurt zu Hause ist. Ein verschwiegener Mann, mit dem ich selbst manch Geschäft gemacht. Ist er gerade hier, kann er vielleicht bewogen werden, euch zu helfen. Mich dünkt, ich sah ihn gestern unweit von dem Dalbergischen Hause in der Kammerstraße. Ich sende ihn euch, und will besorgen, daß mein Gevatter Nebstodtwitz euch zum mindesten ein Feuer anmache in dem Ofen."

"Nun, so geht, so geht, und plaudert nicht lange!" drängte Gerbard, und schob ihn zur Thüre hinaus. Alsdann fing er wieder seine gewöhnliche Nembahn in der Stube an, rieb sich die Hände, die Stirne, brummte einen Klug nach dem andern, und schwor sich zu, in der Folge nie mehr auf Freunde sich zu verlassen, seine Rede immer nach der Habe zu richten, oder, . . . wollte er einen Wirth prellen — die Sache gescheiter anfangen. Ein leises Schluchzen und Weinen unterbrach den Lauf seiner Gedanken, und da es sich hinter den Vorhängen des mächtigen Himmelbetts vernehmen ließ, so fiel ihm mit einem Male der Gedanke an den Knaben, den er gestern aufgenommen, stehendwärm auf die Brust. Er eilte zum Lager, und sah das vier- bis fünfjährige Kind aufrecht sitzend, und eng in den groben Mantel gewickelt, aus dem nichts hervorquollte als der braungefleckte Kindeskopf, mit blauen von Thränen überfliegenden Augen. Der Knabe fuhr etwas zusammen, da er das kupferrothe mit dichten Bart versehene Gesicht seines Hündelaters gewahrt wurde, aber bald beruhigte er sich wieder in etwas, da er sich deutlich erinnerte, daß ihn derselbe Mann gestern von der offenen Straße genommen, und den Wunden erwärmt, auf's Lager gebracht hatte. Er streckte ihm die kleinen Arme bittend entgegen, und sah ihn mit einer Wehmuth an, die ihm fast das Herz abgedrückt schien. Der raube Hagestolz fühlte sich gerührt und angezogen von der hilflosen Unschuld des Kindes, und nahm es, in Mantel und Decken gehüllt, auf seinen Schooß. "Komm her," sprach er, "und laß uns vernünftig reden, mein Junge! Wir haben gestern Abend nur flüchtige Bekanntschaft gemacht. Heute wollen wir's eindringen. Wie heißest du, mein Kind?" — "Hans!" ant-

antwortete der Knabe mutzig und vernehmlich. „Und dein Vater?“ — „Ich habe keinen mehr.“ — „Doch eine Mutter hast du?“ — „Ja, die Mutter und die Gündel.“ — „Wie nennt sich deine Mutter?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Wo wohnt sie aber?“ — „Ach, weit, weit von hier!“ — „So? demnach nicht hier in der Stadt?“ — „Wir sind drei Tage gefahren, bis wir angekommen sind.“ — „Wo ist denn aber die Mutter?“ — „Ja, wenn du das nicht weißt.“ — Der Knabe schüttelte traurig den Kopf. „Sage mir doch, Hänschen,“ fuhr Gerhard neugierig fort: „Wie lange bist du denn hier?“ — „Ich heiße nicht Hänschen,“ versetzte der Knabe: „Hänschen hat vier Köpfe, und ich habe zwei; darum heiße ich Hans. Hänschen ist aber zu Hause geblieben. Würst du mich wieder heim bringen, fremder Mann?“ — „Wenn ich weiß, wo deiner Mutter Haus steht, mein Knabe.“ — „Ach, es ist fern, recht fern. Wir haben dreimal geschlafen, ehe wir gestern in der Nacht ankamen.“ — „Wie kamst du denn auf die Straße?“ — „Ich weiß es nicht.“ — auf dem Wagen schlief ich ein, und auf der Erde bin ich aufgewacht. Ach, wie war es so kalt, da ihr mich aufnahm. Die Mutter muß mich verloren haben.“ — „Wie war die Mutter gegen dich?“ — „Böse, lieber Mann, immer böse und künster. Aber Gündel ist herzensgut, und zu ihr möchte ich lieber als zur Mutter, und auch zu Hänschen lieber als zur schwarzen Mutter.“ — „Zur schwarzen Mutter? Warum nennst du sie so?“ — „Sie ist immer schwarz gekleidet, und hat so dunkle Augen; aber Gündel hat helle, und geht immer grün oder roth. Hänschen ist weiß und braun.“

Der Junke schüttelte bedenklich den Kopf, und zweifelte nicht mehr daran, daß der Knabe mit Vorbedacht zurückgelassen worden sei, auf der Durchfahrt durch die fremde, im nächtlichen Dunkel verfallene Stadt. Aus dem Knaben war übrigens nichts herauszubringen, als daß der Mutter Haus auf einem Hügel liege, unfern von einem Strome, daß viel Waldung und ein Dorf sich in dessen Nähe befinde, und nicht allzuweit eine Stadt, in der sich das Kind befand, vor einiger Zeit gewesen zu sein, zur Zeit eines Jahresmarktes. Ueber den Namen seines mütterlichen Hauses, des Stroms, der Stadt, war er in wahrscheinlich geistlicher Unwissenheit erhalten worden. Fern von Jugendgespielen und Gefährten seines Alters kannte er Niemand, als die schwarze Mutter, die er nicht liebte, die freundliche Gündel, nach der er sich sehnte, und das vierfüßige Hänschen, das er am schmerzlichsten vermisse. Gerhard erfas aus Allem, daß ihn seine, größtentheils vom Wein erregte Weichherzigkeit hier in eine sonderbare Historie verwickelt hatte, und ihm wahrscheinlich eine Last zugefallen war, die er bei der äußersten Beschränkung seiner Lage nicht auf die Dauer würde tragen können. Eine plötzliche Vermuthung ergriff ihn; und er

durchsuchte die Kleider des Kindes nach Geld oder Kleinodien, die vielleicht dem Finder als eine Entschädigung zugeachtet sein möchten; doch war sein Bemühen umsonst. Keine Blechnägel, kein armseliger Hohlspennig war bei dem Verlassenen zu finden. Außer dem höchst einfachen Gewande des Kindes trug es nichts an sich. Unmutig stellte er den Knaben nieder, und ging, von Neuem gegen sein Geschick grollend, auf und ab. Das Kind schloß sich in dessen Stille und in sich gefehrt an den durch Trautweins Vorsorge erwarteten Dien, und weinte nur von Zeit zu Zeit vor sich hin, theils im Andenken an die gute Gündel, theils im Bewußtsein des quälenden Hungers, den es verspürte. Ein Glut war es, daß Gerhard in der Tasche seiner Kuderhosen noch ein sogenanntes Martinshorn aufsand, ein Gebäck, mit dem er alsobald den seufzenden Knaben beschwichtigte, . . . zum Wunderten auf Augenblicke. Indem er jedoch mit sich selbst zu Rathe ging, wie die eckstilige Würde vom Halse zu schaffen, und sein eignes betrübtes Verhältniß zu wenden sei, ließ sich von außen ein schlängelnder leiser Tritt vernehmen, und ein demüthiges Pochen erklang an der eichenen schwerfällig verziereten Thür. Gerhard öffnete schnell, und vor ihm stand Einer aus dem Volke Abrahams. Seine Statur bot nichts Ausgezeichnetes dar, noch weniger seine Kleidung, die den wandernden Handelsjuden bezeichnend, in Schnitt, Farbe und Gestalt höchst unbedeutend erschien. Aber das Gesicht, das aus dem unscheinbaren grauen Kittel und aus dem schlecht gefüllten Kragen herausah, war auffallend genug. Ein nicht fern von den fünfzigsten stehendes Antlitz mit Spuren tiefen Kammers entweder, oder schwerer Erschlaffung, bleich und bager, war von Augen belebt, die, wenn gleich etwas klein, an Lebhaftigkeit und stehender Schärfe mit denen der Eidechse wetteiferten. Die blebe Stirn, von wenigen dünnen und grauen Locken besetzt, gab großen Spielraum der Beweglichkeit von Gesichtszügen, die wie die Schlangenwege eines Labyrinth sich nach allen Seiten in merkwürdiger Verschlingung ausdehnten. Eine breite Narbe, die quer von dem rechten Schloß sich über Wangen und Nase herüberzog, bis zu dem linken Ohr läppchen, schied das Gesicht so zu sagen, in zwei ungleiche Hälften. Die Nase vorspringend und gebeugt, zeugte von orientalischer Altkunst, und die Form des Mundes wäre gut gerathen zu nennen gewesen, hätte sich nicht in der etwas hängenden Unterlippe jener, aber schon andeutende Charakter der Abspannung offenbart, der nicht vermögend ist, einem menschlichen Angesichte etwas Angenehmes mitzutheilen. Der Bart, kurz, kraus, grau und schwarz gemischt, paßte zu dem Lebrigen. — Der Jude neigte sich unterthänig vor dem Edelknecht, ohne ein Wort zu sprechen. — „Der bist du?“ fragte ihn der Letztere barsch und kurz. „Was willst du hier?“

„Was ich hier soll, möchte ich wissen, gestrenger Herr;“ erwiderte der Jude mit unterwürfigem Tone: „Der achtbare Meister Trautwein sendet mich zu euch. Er sagte mir, ihr könntet meine Dienste brauchen, und somit biete ich sie euch an.“

„Trautwein?“ fragte Gerbard. — „Durch seine Empfehlung bist du mir willkommen, insofern du nicht hier in Worms geboren oder anfähig; denn ich fordere, daß du schweigst.“

„Gestrenger Herr Mitter!“ versetzte der Jude wie oben: „Ich weiß zwar nicht, wie ihr könnt gegen Zweifel an der redlichen Verschwiegenheit meiner Glaubensgenossen hier zu Worms. Es sind die Besten von unsern Leuten, .. die schon vor der Geburt eures Erlösers eine Synagoge gehabt haben in dieser Stadt, und diese Synagoge hat durchaus nicht gewilligt in den Tod eures Messias, der nur darum sterben mußte, weil die Entfernung zu groß ist zwischen dem Abseinstrom und Jerusalem, und der Vete von der Schule zu Worms um einige Stunden zu spät gekommen ist, mit der Verwendung von den Wormser Rabbinern und Ältesten. Wenn ihr indessen demungeachtet Grund zu glauben habt, unsere hiesigen Brüder zu beargwöhnen, so vertraut euch mir. Ich komme von Friedberg, und dieses Zeichen auf meinem Rocke mag euch beweisen, daß ich nicht von hier bin, wo dies Schiboleth in Vergessenheit gerathen ist.“

Hier zeigte er auf den Ring von gelber Seide, den jeder Jude in und um Frankfurt auf der linken Brust tragen mußte. Gerbard, ungeduldig, die mißliche Angelegenheit in's Reine zu bringen, machte dem Juden eine ausführliche Beschreibung seiner Lage, und verlangte ein Darlehen auf Wort, Schrift und Glauben. Seine eindringlichen Worte, seine ziemlich herliche Forderung verriethen wohl, daß er eine abschlägige Antwort nicht im Bereich der Möglichkeit vermuthete; um so mehr befreundete ihn das überlegende und durchaus nicht billigende Kopfschütteln seines Gegenübers. Nach langer Pause sprach der Jude endlich: „Seht, werther Herr. Wir halten auf das, was die Väter sagten und uns einprägten. Ven David, sagte der meiste, dem einst das Paradies sei, öfters: Hüte dich, großen Herren und Kriegersleuten auf das blinde Wort, auf das laere Geschrift hin zu vertrauen. Das Wort verweht der Wind, und das Papier zerhaut der Degen, der auch im besten Fall nie richtige Zinsen zu zahlen geneigt ist. Baare Münze laßt; ein gutes Pfand macht Rath.“

„Ich hab's nun immer so gehalten, und euch, lieber Herr, soll geholfen sein, wenn ihr mir Bürgschaft stellt in Dingen von Gewicht und Werth, oder im Wort eines wahren Mannes, dem die Rechtschaffenheit werth ist, soll er sie auch nur gegen Juden beweisen.“

„Da steht eben der Knoten!“ polterte Gerbard: „Auf Pfand und reichliche Bürgschaft kann jeder Fastnachtsruar Kappe und

Peitsche leihen. Ich habe keine Kleinodien, nichts von Werth, als meinen Saal, und von ihm trenne ich mich um keinen Preis.“

„Das glaube ich;“ versetzte Ven David: „Das ist ein Pferd! Gott! ich habe euch gestern reiten sehen, als der heilige Martin in der Procession. Ihr waret so stättlich, und das Pferd so gepuht und so blank;... nein! einen solchen Saal gibt man nicht her!“ — „Wie soll ich aber aus dem verdammten Worms kommen?“ rief der Junker: „Willst du die Bürgschaft der Herren von Eppstein, von Hornberg und von Hagenhorn?“

„Was soll mir die Bürgschaft von diesen Herren?“ fragte Ven David: „Sie sitzen mir zu hoch, und haben mich selbst schon zu oft geküßelt, als daß ihr Wort mir ein gültig Pfand sein könnte. Ja, — wenn es der edle Herr von Dalberg wäre, der wackre Kämmerer von Worms, unsers Glaubens Beschützer; .. oder nur der Meister Trautwein, .. aber..“ setzte er lächelnd hinzu: „Der Erste kennt euch nicht, und der Zweite ist zu klug, um jemals sich zu verbürgen.“

„Krenz und Dorn!“ fuhr Gerbard auf: „Nach' mich nicht wild, elender Hundsjude. Ich will dich lehren, mein adelich Wort zu ehren. Zur Stelle wirth du mir gesoramen! Einem Fürsten oder dem Krämermagistrat einer Reichsstadt seid ihr gleich zu Willen mit Geld und Gut. Aber einen wackern Edelmann laßt ihr verderben.“

Der Jude zwuckte die Achseln. „Fordert die Stadt unser Geld,“ sprach er kalt: „so geht's mit Stürmen los auf unsere Habe, und der Gewalt weichen wir. Der Kaiser gibt uns Schutz, und nennt uns seine Kammerknechte; und da wir zufrieden sind, wenn wir atmen dürfen, weingleich als Knechte, so geben wir gern dafür, was unser ist. Dem einzelnen steht aber nicht die Befugnis zu, uns gewaltsam zu plündern, zum mindesten nicht in Worms, wo wir eines billigen Schutzes uns erfreuen.“

Bei diesen Worten näherte er sich der Thüre, um das Gemach zu verlassen. Gerbard jedoch, von der Nothwendigkeit des Augenblicks bedrängt, wollte ihn aufhalten, und gab von seiner Störigkeit vieles nach, indem er ihm sagte: „Es war nicht so übel gemeint, Ven David. Du solltest aber auch einen ehrlichen Mann nicht so lang auf die Folter legen.“

„Alle Ehrfurdt vor eurer Ehrlichkeit!“ erwiderte der Jude: aber einer Benehmen macht mich nicht lästern auf ihre nähere Bekanntschaft.“

„So laß doch mit dir reden;“ fuhr Gerbard fort, ihn zurückhaltend. „Ich will mit dir handeln, wie ich es mit einem braven Christen thun würde, und mit einem ebenbürtigen Manne, während du doch keiner von Beiden bist. Ich verschreibe dir Zins und Rückzahlung bis zum Sonntag Lähare, kommenden Jahrs mit meinem Namen und Wappen; mid mit der Klausel, daß, wofern ich dir bis

dahin nicht gerecht werden konnte, ich, mein Einlager mit zwei Knechten und drei Pferden hier im Rebstock halten will, bis du befriedigt bist."

"Eil eil bei meinem Bart! was nutzt ihr mir zu?" fragte Ben David. "Da säßen zwei im Unglück statt des Einen. Ich, weil ihr mir meine Schuld nicht bezahlt, — der Wirth, weil ihr euer Einlager nicht bezahlt. Nein, bin ich gleich ein Jude, will ich doch nicht einen braven Christen, wie diesen Rebstockwirth, in Schaden bringen. Ich sehe schon, ihr werdet mir noch anbieten eure Hausfrau als Pfand, wenn ihr nicht unbewußt wäret. Gott befohlen!"

"Jetzt hast du Zeit zu gehen, verdammter Spötter!" tobte der Junker, und erwißte sein großes Rechtsschwert, das er drohend gegen den Juden schwang: "Hinaus! oder ich lege dir den Söfänger so um die Ohren, daß du vielleicht nachher keine Spur von ihnen findest!"

Ben David wollte schnellfüßig aus der Thüre. Indem sprang aber der kleine Hans, der bisher hinter dem Radelosen gelauscht hatte, ängstlich schreiend hervor, und hing sich an Gerbard, entsetzt von dem gewaltig drohenden Schwerte, und einen schrecklichen Ausritt fürchtend. Der Junker hielt inne, und beugte sich zu dem Knaben, ihn zu beruhigen. Während dessen hatte aber Ben David einen Blick auf den Legteren geworfen, einen Augenblick theils überrascht, theils überlegend verbracht, und sich endlich wieder gelassen über die Schwelle in das Zimmer verflücht. "Was willst du noch hier?" schnauzte ihn Gerbard an, als er nach flüchtiger Lieblosung des Findlings wieder in die Höhe sah.

"Mit Verlaub, gestrenger Herr!" sprach Ben David, das linke Auge auf den Erzürnten, das rechte auf das Kind richtend: "Ist das euer Knabe?"

"Kümmert's dich?" fragte Gerbard, wie oben. — Der Jude verneigte sich geschmeichelt, schüttelte leicht den Kopf. "Um des Knaben willen möchte ich dann mit euch in's Reine kommen," fuhr er fort.

"Ich bedanke," versetzte Gerbard: "Der Knabe ist nicht mein; ebendrein eine sehr unniße widerliche Last."

"Eine widerliche Last muß man sich schaffen vom Halse;" meinte Ben David und erkundigte sich, neugierig, nach seines Volkes Sitte, um die nähere Bekanntschaft, die es mit dem Kinde habe. Gerbard machte auch kein Geheimniß aus der Art, wie er zu demselben gekommen, und aus seinen Mittheilungen, wie unvollkommen sie auch sein mochten. Der Jude hörte aufmerksam zu, und in den Winkeln seines Gesichts zeigte sich eine auffallende Bewegung, die einem bessern Menschenkennner, als es Gerbard war, unmöglich hätte ent-

gehen können. Gleichgültig jedoch, dem äußern Anscheine nach, wiegte er den Kopf und sprach, nachdem Gerbard geendet: "Es ist seltsam, wie das zusammentrifft. Der Knabe hat nicht Vater, nicht Mutter, denn die ihn bösslich verlassen hat, ist so gut als todt. Und zufälligerweise kenne ich eine trauernde Mutter, die geben würde, was in ihren schwachen Kräften steht, könnte sie einen Sohn dafür erhalten, in dem gleichen Alter dessen, den ihr ein frühzeitiger Tod entriß. Ueberlaßt mir und der jammernden Mutter diesen Verstoßenen, damit er noch werde die Freude eines Menschen, und einstens stehe an seinem eignen Herde."

"Ist's eine Christin doch, der du das Kind bestimmst?" schon zu der Unstich des Juden sich neigend.

"Die Rechtgläubigste: die Wittve Scheglerin in Friedberg," versetzte Ben David. "Sie besitzt einen kleinen Kram, der gerade hinreicht, sie zu ernähren, und den Knaben."

"Die Waise zwingst du nicht zum Judenthum, und schwörst mir's zu?" fuhr Gerbard fort, der sein erwachendes oder zweifelndes Gewissen durch leere Form zu beschwichtigen dachte.

"Bei dem Haupte meines Vaters schwör' ich's euch!" entgegnete Ben David sehr ernst: "Wie könnte ich wohl einst eingehen in's ewige Jerusalem, hätte ich mit Verbedacht einen Menschen elend gemacht? Der Elendeste aber auf Erden ist ein Jude."

"Ja wohl, ja wohl!" entgegnete Gerbard, den Sinn von Ben Davids Worten nicht begreifend, mit verächtlichem Blide: "Damit wir aber schnell in's Reine kommen, ... zahle fünfzig Turnosen, und führe den Knaben hinweg."

"Fünfzig? Du Herr meines Lebens!" rief der Jude, wie im größten Entsaunen die Hände zusammenschlagend: "Wo denkt ihr hin, lieber Herr? Von zwanzigen war bis jetzt die Rede; wie soll ich zu fünfziggen ..."

"Dort ist die Thüre!" erwiderte Gerbard trocken, und lehrte ihm den Rücken. Ben David ging aber nicht, sondern kam näher: "Als ich gebe dreißig Turnos, gebe ich Alles und Alles, was in meiner Macht steht!"

"Schmutziger Schacherer!" versetzte Gerbard: einen Menschen verkauft man nicht um solch elendes Geld."

"Ich wette doch," sprach Ben David ironisch: "Ihr verkauft mich um ein Geringeres."

"Um das Vergnügen, dich zwischen zwei Hundten aufhängen zu sehen;" brummte der Junker: "Du hast recht. Aber einen Christen verhandelt man nicht um dreißig Silbergroßen."

"Hat denn nicht Judas den ersten aller Menschen, euern Herrn, den Born alles Christenthums, um gleiches Geld weggegeben?" fragte Ben David.

„Es konnte auch nur ein Jude solchen Handel treiben!“ posterte Gerhard, roth werdend vor Zorn: „und jetzt packe dich. Ich fürchte obnehin, daß ich Sünde thue, wenn ich dies junge Leben deiner graugewordenen Verworfenheit überlasse.“

Von David zuckte die Achseln, schlug feufzend die Augen gen Himmel, stellte sich hierauf zum Tische, langte aus seinem Zwerchfaß einen nicht übermäßig gefüllten ledernen Beutel hervor, und begann Geld aufzusäubern. Gerhard spielte hierbei den Gleichgültigen, obgleich er im Innern bereits an seinem Siege frohlockend zehrte; der Knabe, der arme unschuldige, um dessen Haut und Haar der ganze böse Handel ging, ergöste sich mit kindischer Lust an dem Glanz der Silberstücke, die aus des Juden hagern Fingern auf den Tisch rollten, und sehr langsam und sehr bedächtig von ihrem bisherigen Besitzer in Reihe und Schnur gestellt wurden. Gerhard konnte nur mit Mühe bei dieser gefälligen Langsamkeit seine Ungeduld bändigen. Endlich schüttelte der Jude den leeren Beutel und sprach: „Seht da mein ganzes Vermögen: zweieundvierzig Turnosen — nicht mehr, und nicht weniger als Alles, was ich habe. Wollt ihr's, so nehmt. Die fünfzig kann ich nicht voll machen.“

„So trolle dich, und versieh dich ein andermal mit mehrerem Gelde, wenn du zu einem Edelmann gerufen wirst!“ antwortete Gerhard kalt, der nun die Handlungsweise seines neuen Bekannten begreifen lernte.

„Ich kann nicht mehr geben!“ fuhr der Jude fort: „Ich habe nicht mehr, als das und mein Leben.“

„So behalte Beides in Gottesnamen und scheere dich fort!“ versetzte der Junker mit immer größerer Zuvorsicht. — „Ich finde einen andern.“

„Ihr seid ein böser Kaufmann!“ meinte Von David und stellte sich, als wollte er das Geld zusammenraffen. Da ihn aber Gerhard von diesem Thum nicht abließ, so ließ er es bleiben, und holte statt dessen einen wollenen Lumpen aus seinem Sack, in welchem sich mehr Geld eingespärrt befand, als in dem geleerten Beutel gewesen war. „Seht,“ fuhr er fort: „wozu mich eure Dankschuldigkeit verleitet. Das ist anvertrautes Geld, und ich muß davon entwenden acht Turnos, nun sie euch zu geben. Ich möchte mich selber schlagen in's Gesicht, daß ich das thue, aber ich bin zu freundlichstlich für euch gesinnt, als daß ich euch nicht helfen sollte aus der Noth.“ —

Die fünfzig Turnosen waren voll, und beglückt lächelnd strich der Junker das Geld ein. — „Für das Geld den Knaben,“ sprach er: „auf Nimmerwieder zu erstatten; aber erkundigen werde ich mich zu Friedberg, wie du den Knaben versorgst.“

„Das könnt ihr,“ antwortete der Jude mit aller Aufrichtigkeit: „Ich schenke dem Knaben eine wackere Mutter. Komm, Wilchen!“

Der Kleine weigerte sich anfänglich. „Der Mann bringt dich zur Mutter!“ redete ihm Gerhard zu. — „Ich will lieber bei dir bleiben!“ meinte das Kind. — „Aber auch zur Gmünd und dem kleinen Hänschen!“ setzte Gerhard bei. Der Jude nicht freundlich grinzend zu dieser Zusage, und der Knabe war schnell für den neuen Führer gewonnen. Fröhlich hing er sich an seine Hand, und eilte, ohne viel Abschied zu nehmen, mit ihm von dannen. So springt das unschuldige Lamm neben seinem Herrn dahin, in harmloser Frölichkeit, .. nicht wissend, wird es zur lustigen Weide, wird es zur Schlachtbank gebracht.

(I. Bd., 15. Kap.)

Hei! wie freut mich der Herrenhand
Auf beidem Noth, das Schwert zur Hand!
Gedenket vor dem Kleinen sich,
Ihn neben Fürst und Grafen gehn!
Du großes Burgernad, wachet!
Nur für den Adel ist Turnet!

Das Ziel vom hoffärtigen Junker.

Wohl noch nie hat eine Stadt, so weit in deutschen Landen der Lauf des Rheins und Donaustroms reicht, einen lustigern und gastlichern Anblick gewährt, als Kostlin ihn am zwanzigsten Tage des Monats März darstellte. Geraume Zeit vorher hatte man gewußt, Herzog Friedrich von Oesterreich-Tyrol werde, das Frühlingsfest zu verheerlichen, ein Kampf- und Mitterspiel geben, wie es selten noch irgendwo geschaht worden. Die Zubereitungen, die jedoch in den letzten Tagen getroffen worden waren, übertrafen durch ihre Pracht Alles, was die gespannte Neugier erwarten durfte. Und am Morgen des anberaumten Feiertags stand das Werk vollendet da, ein wunderbares Schauspiel für Kostlins Bewohner, und weit herbeigezogene Gäste. Den weiten Rennplatz umgaben zierliche Schranken, getaucht in die weisse und rothe Farbe. In blinkenden Angeln drehen sich die Pforten, durch welche die Kreiswärtler gingen; mit blanken Schildern, Ketten und Haken waren die Schlagbäume geziert, durch welche die Kämpfer enreiten sollten. Rings um den mit Sand und Kies gezeigten Platz flatterten in geringen Zwischenräumen die Banner von Oesterreich-Tyrol, dem Argau, dem Thurgau und andern, Friedrichs Herrschaft unterworfenen Städten und Landen. Hoch aber über diesen Bildern und Fahnen der Macht ers

hoben sich im Halbkreis die leicht und geschmackvoll gebauten Emporbühnen und Schangenhütten, von welchen der Kaiser mit seines Reichs Fürsten, die Väter des Conciliums, und die Blumen der Gesellschaft und Volksversammlung, die reizenden Frauen, den Spielen zusehen sollten. Des Kaisers Tribune, von goldenem Stütz gleich wie ein Heldentempel erbaut, überragte mit ihrem Silberdach, umwallt von wehenden Reiterbüscheln und Federträhnen, alle Nachbühnen, von deren Geländen prachtvolle Sammetdecken mit Wappen, Sinnbildern und Thierbildern überfiel, zu den Schranken hinabgingen. Die nieder gelegenen Sitze der Kampfrichter und Bankipender, die Trompetergänge in jeder Ecke des Platzes, die kleinen Hütten der Kreiswärtel und Stuchnechte sogar, schlossen sich würdig durch ihr glänzend einfaches Aeußere an die Plätze der vornehmern Leute. Jeder Eingang zu dem Platz, jede Treppe zu den Bühnen wurde von Trabanten des Herzogs bewacht, theils zu Fuß, auf ihren Partisanen lebend, theils zu Ross, im Silberkavaz, den Morgenstern an die Faust geknüpft. Die Turniervögte saßen bereits mit ihren Stäben hinter den vor ihren Schirmdächern aufgepflanzten Hellebarden. Die Knechtnechte in ihren glatt anliegenden Lederleibern und Kappen, das Strichmesser am Gürtel hängend, hatten schon die Seile gespannt, und sich dabei gelagert. Am Fuße der, zu den Stühlen der Kampfrichter führenden Stufen hielt in glänzender Rüstung und buntem Wappenscapulier, der Turnierberold, umgeben von seinen Dienern, die rings an den Brüstungenschrauben die Schilde der turnierlustigen Herren aufzuhängen beschäftigt waren, so wie diese nach und nach herbeigebracht wurden. Die Festspreiße, in silbernen und goldenen Kleindien, kostbarem Stuchzeug, außerordentlichen Waffen und Tigerfellen bestehend, waren in einem eigens dazu bestimmten Manne prahlend aufgestellt. Auch die Spielteute waren schon an ihren angewiesenen Stellen, und so oft ein neues Wappenschild feierlich herbeigetragen wurde, um geprüft und neben den übrigen aufgehängt zu werden, ertönte, von Pauken, Trompeten und Zinken gewekkt, ein frohlicher Turnierruf. Zu all dieser Pracht, die ein noch herrlicheres Schauspiel versie, hatte der Himmel den klarsten Tag geschenkt, der sich nur je im Bodensee gespiegelt. Die Sonne, warm und lieblich strahlend, streute ihr Gold freigebig auf Land und Flut, und blau hatte sich Himmel, See und Gebirgsferne geschmückt. Lustig und leicht tanzten die schwankenden Rähne, angefüllt von schaulustigen Leuten, vom jenseitigen Ufer herüber, die Straßen rings um die Stadt waren bedeckt mit herzuwandelnden Massen und Fußgänger, und vom frühen Morgen an lebten die Gassen der Stadt. Während jedoch Tausende von Gassen die Schranken des Rennplatzes sammend und durcheinander wimmelnd umgaben, und in den gedrängt vollen

Schenthäusern häufig die Gesundheit des prachtliebenden Herzogs ausgebracht wurde, war Er — der Geber all dieser Festlichkeit und Freude — daheim, misanthropisch in sein innerstes Gemach zurückgezogen, wo er bald unruhig auf- und niederging, bald eine Last von Schriften der Mönche seines Klosters opferte, bald mit heimlichem Lachen ein Schnippsen in die freie Luft schlug, mit dem Finger vor sich hindrehte, und sein Tyroler Knechtchen jedezeit, mit dem flirrenden Sperr den Takt dazu tretend. Er konnte auch wohl unwillkürlich zu einer ebenen Stimmung gelangen, denn der Geschäfte hatte er nebenbei viele. Jetzt war es der Stallmeister, der seine Befehle einholte, dann der Hauskammermeister, welcher wegen der zu reichenden Gräflichkeiten, und der dem Volke zugedachten Spenden sich Rathes erholen mochte, hierauf der Turnierrath, der neuen Geldvorrathe bedurfte, und zu diesem Endzwecke eine Weisung des Herzogs an den Schatzmeister verlangte; zuletzt war es der Seckelmeister selbst, der sich neuen Zuflusses aus dem Beutel Seiner fürstlichen Gnaden erbat. Alle diese dringenden Mahner und Bittsteller befriedigte der Fürst auch mit gemessenen Befehlen und freigebig ausstreuender Hand. War ein solcher Besuch jedoch abgeerthigt, so ging wieder dasselbe unruhige Getreibe und Gewerbe los, das den Herzog heute nicht verließ. So eben hatte er einen geistlichen Herrn im violetten, roth verbrämten Habit zur Thür begleitet, und ihm die Worte nachgerufen: „Sagt euerm Gebieter, er möchte die Bespergloste ebenso wenig vergessen, als ich mein Wort je vergaß. Mit einem Worte: sagt ihm, ich sei ein Habsburger, und damit genug!“ Der Geistliche ging, und der Herzog begann wieder seine Gebirgsweise zu singen, als ein neuer Gast von dem wachhabenden Edelknecht in das Gemach gelassen wurde. „Sieh da! Dagobert!“ rief Friedrich, angetrieben überaus: „Du lässest dich lange erwarten, eblische Seele! — Aber, Jesus Christus! steckst ihr wieder in der verwünschten schwarzen Kutte? So kann ich euch heute nicht brauchen.“ — „Der Erzbischof hat mir heute durch meinen Ohm andeuten lassen, ich solle mich hinunter unterziehen, in weltlicher Kleidung mich sehen zu lassen, und überhaupt mich fertig zu machen, nach Verlauf von zehn Tagen nach Selma in's Kloster zu wandern;“ erwiderte Dagobert achselzuckend. — „So?“ fuhr Friedrich fort: „Die Herren eilen, aus dem freundigen Waldstücken eine schmutzige Eule zu formen. Und eure Kutte gen Frankfurt?“ — „Ich will sie morgen antreten, befehlt man mir?“ antwortete Dagobert: „binnen neun Tagen muß ich jedoch zurück und nach Wälschland reisefertig sein.“ — „Om!“ brummte der Herzog lächelnd: „Nicht übel berechnet. Ich sage euch jedoch, ihr seht morgen eben so wenig schon nach Frankfurt, als überhaupt in's Bartholomäusstift. Ich habe euch heute verordnet, und ein wahrer Altbürgersejbn zieht hoffentlich sein Wort

nicht zurück.“ — „Wahrlich nein!“ entgegnete Dagobert lebhaft: „Ich scheere mich den Tadel um alle Erzbischöfe, wenn ihr mich eines Auftrages würdig haltet, gnädigster Herr.“ — „Das dachte ich mir!“ versetzte Friedrich mit wohlwollender Geberde: „Heute soll's aber nicht heißen: das Brevier gebetet; sondern: die Stiefel geschmiert, die Sporen geweckt, in die Handschuhe gefahren, den Degen umgesehakt!“ — „In Gottesnamen!“ stimmte Dagobert heiter ein: „Das ist meine Lust. Sagt an, gnädiger Herzog! was soll ich für euch thun?“ — „Das ist bald gesagt, mein Gefelle!“ begann Friedrich mit gedämpfter Stimme, und winkte dem Aufwartssamen von der Thüre weg; mehr in seine Nähe: „mir liegt daran, einen Mann, an den mich mancherlei Verbindlichkeiten fesseln, unversehrt aus einer dringenden Gefahr zu bringen, die, verwickelte sie sich, mir sogar Unrecht zufügen würde. Euch ist gleichgültig, ob dieser Mann schuldig oder unschuldig in Gefahr gerathen, denn ich hoffe, ihr nehmt für ihn meine Bürgschaft an.“ — „Auf euer Geheiß rette ich einen Vatermörder vom Scheiterhaufen!“ befeuerte Dagobert; „wie aber ist es zu vollbringen?“ — „Hört mir zu,“ antwortete der Herzog: „Ich bedauere, daß ihr kein Zeuge des heiligen Mitterspiels sein könnt, vielweniger ein Teilnehmer daran. Demungeachtet verheiß ich euch einen Preis, kostbarer und ehrenwerther vielleicht, als jeder von denen, die im Rennen gewonnen werden sollen; meine Freundschaft, wenn ihr kühn und geschickt vollbringt, warum ich euch bitte. Sobald also die Belperglöse läutet, und alles Volk, dem Turnierplatz zugeströmt, und Aug' und Ohr für die daselbst zu thauenden Herrlichkeiten hat, eilt ihr — meiner wegen in das Rabenleid gehüllt, das ihr auf dem Leibe tragt, aber darunter mit Waffen und Rüstzeug versehen, zu Noth in meinen Hof. Die Wächter werden euch nur gegen das Lösungswort: Oesterreich über Alles! einlassen. Unter dem Schuppendache rechter Hand werdet ihr zwei Männer finden. Der Eine, auf einem Maulthiere reitend, ist ein Bekannter von euch; der Andere hingegen, auf einem grauen Pferde sitzend, ist derjenige, den es heimlich fortzubringen gilt. Am Thore gen Schaffhausen, zu welchem ihr euch mit den Anbefohlenen zu begeben habt, alle stark belebten Straßen vermeidend, und euren Trab fördernd, mögt ihr euch von einem Knechte erwarten lassen, der, wo möglich, ein Fremder sein mag, und nicht meine Raben fragen darf. Sobald ihr jedoch langsam und unbefangen des Thores Bogen durchschwitten, geht ihr dem Pferde Sporn und Peitsche zu, sofort, und sorgt, daß eure Schutzbefohlenen nicht hinter euch bleiben. Ich thue euch im Voraus kund, daß ihr mit zwei schlechten Reitern zu schaffen habt; darum wird es gut sein, wenn ihr des Ornauroffes Kägel ergreift, und der Knecht des Maulthiers sich annimmt; denn so schnell als die Pferde laufen

und die Reiter es ausdauern, müßt ihr Schaffhausen erreichen; woselbst euch das Weitere berichtet, und die Geländekarte zur Mithilfe ertheilt werden wird. Ihr seht, die Sache ist nicht verwickelt. Den Mann binde ich euch indeß auf die Seele. Sollen Hindernisse sich auf dem Wege finden — treibt sie ab mit Gewalt oder List; nur bringt unsern Mann sicher und wohlbehalten an Ort und Stelle. Ihm rieth ihr Bescheid, und mögt ohne fallche Scham diesen Beutel annehmen, der sein Lohn sein soll. Aber Geduld! ehet Berge, schlägt Brüden, und hat sich schon oft aus drohender Feindeswuth errettet.“

Sich verneigend nahm Dagobert das Darangebotene, und sprach: „So sei es denn, gnädigster Herr. Ich hab' euch's zugesagt, und eher will ich sterben, als, den ihr meinem Schirm vertraut, in Gefahr umkommen lassen.“ — „Wohl gesprochen!“ antwortete Friedrich: „Der Himmel füge es indeß zum Guten. Ich erwartete indeß keinen andern Bescheid von dem jungen Bagehals, der den Böhmen zu befreien dachte.“ — Dagobert kniete. Der Herzog lächelte aber, drohte ihm mit dem Finger, und jagte: „Laßt's gut sein, mein Gefelle. Das Pfaffenvolk mochtet ihr hintergehen; ich hätte aber bei meinem Herzogshute geschworen auf eure Mittheilung. Gott gebe euch denn ein besser Glück.“

Zudem plakte die Schnur, die des Herzogs Hermelinmantel zusammenhielt, und das feisbare Kleidungsstück sank zur Erde. „Ein böses Omen!“ scherzte Friedrich, sich nach dem Entfallenen umsehend. „Ein Andern als ich, würde able Vorbedeutungen aus diesem Zufall ziehen. Nicht wahr, Dagobert? Kommt, helft mir die Brunddecke wieder auflegen, waider Gefell. Eure Hände sind ja beim Altare verlobt; vielleicht kamt ihre Auflegung das prophezeite Mißgeschick.“ — Während Dagobert nun sorgfältig die Schnur wieder in einen künstlichen Knoten schläng, und unter einer Sprange den Schaden verbarg, betrachtete sich der Herzog kopfschüttelnd und spöttischer Angeficht. „Wahrscheinlich!“ begann er: „je mehr ich mich beehne und beähle, je mehr möchte ich mich einem edlen Thiere vergleichen, das man mit Tand und glänzendem Zeug schmückt, damit es vor dem Gebieter seine eingepflanzten Fertigkeiten und Künste zur Schau lege. Jesus Christus! und vor welchem Gebieter! Vor einem Lüsselburger, der nicht besser ist, als seine erbedürftigen Vorfahren! Doch nur Geduld! Das Schwarzwelzeln und Höfeln und Wäden wird bald ein Ende haben, sammt der freigebigen Galktschkeit, die mir, einem Sündmnd gegenüber, Ernst ist, wie meinem Baldmann das Ansechthaben. — So, mein guter Dagobert, seid bedankt. Das war wohl der erste Käffelmantel, den eure Hand berührte und mehrerte? Die kaiserliche Kassestätt möchte sich auch mit diesem Handwerk abgeben, aber, so

geduldig auch der Mantel sein mag — der Hüft steckt nicht im Pelz.“ — „Wahrlich! Ihr bedürft des äußern Brunkts nicht,“ versicherte Dagobert. — „Ich weiß das,“ entgegnete Friedrich mit Selbstgefühl, „und in meinem Bauernlande, wie es Sigmund nennt, trage ich auch nicht mein Herzenthum am Leibe, wie Er die Fegen des römischen Reichs. Ha! ihr solltet nach Tyrol gerathen! Jesus Christus! das Herz im Leibe würde euch lachen. Ist zwar nur ein Bauernrod, mein Tyrol, aber ein feiner, warmer Rod, der vor Umwetter schützt, und den Hitterprunt entbehrlich macht, den ich hier wie ein Gankler für geringes Schildegeld zur Schau tragen muß. Das weiß kaiserliche Majestät; darum haßt sie mich auch, aber, bei des ersten Habsburgers Gebeinen! so wenig Sigmund meines Anspruchs vergißt, so wenig vergesse ich, was ich meinen Ahnen, und mir selbst schuldig bin. — Gehabt euch wohl, biedrer Altbürger. Das Schicksal kann mir vielleicht in Kurzem die Zähne stekchen, aber immer werde ich doch noch eine Hand und ein Herz für die behalten, die ich liebe. Sigmund war am mächtigsten und größten, als er im Concilium des Pöpstes Füße küßte, und ihm im Namen der Christenheit für die — gezwungene — Entsagung dankte; — ich werde ihm wahrlich nicht nachsehen, sollte ich auch unverdient unterliegen!“

Des Herzogs Worte waren bedeutliche Räthsel für den jungen Mann, allein, gewöhnt, in ihm den trefflichen Mann zu verehren, grüßte Dagobert nicht lange nach dem dunkeln Sinn, sondern ging, um sich zu seiner Aufgabe vorzubereiten. Auf der Straße kam ihm Gerhard entgegen, in vollständigen Rüstung, von vielem Volke umgeben, mit sein Wappenschild dem Turnierkönige zu überbringen. Freundlich hielt er bei seinem jungen Freunde, allein dieser merkte bald, daß sogar die Freude über die bevorstehende Kampfeslust nur sosecht einen heimlichen Aerger verbarg, der sich nicht von dem Gesichte des Hülfsheisers verdrängen ließ. Dagobert fragte nach der Ursache, und Gerhard, der vom Pferde stieg, und seine Schildträger allein ziehen ließ, zögerte nicht, sie ihm zu entdecken. „Stellt euch vor,“ sprach er, „der Schuit, mein langer Vollbrecht hat mir den Dienst aufgelegt. Denkt euch, der Burche, der mich seit zehn Jahren begleitet, wie der Schatten den Körper, hat mir Valet gesagt. Er behauptet, — der unverschämte Knecht... er werde mit jedem Tage magrer in meinem Brede. Abseuchliche Verleumdung! Da habe ich ihn denn ziehen lassen in Gottes Namen, ärgre mich aber dergestalt, daß mich eine Kugel in den Sand strecken würde, falls ich jezo mit ihr turnieren sollte.“

„Nimm mein Bedauern, alter Kämpfer,“ erwiderte Dagobert: „ich denke aber, wenn's zum Treffen kommt, läßt dein Knecht so wenig von dir, als du von ihm zu lassen gedenkst. Es müssen mir

erst einige Tage über dem Zwist vergangen sein. Laß mir den Burche heute. Ich habe einen Ritt zu thun, der mich bis Uebermorgen anken halten dürfte. Vollbrecht soll wohl genährt werden, während dieser Zeit, und ich verspreche dir im Voraus, daß er wieder bei dir eintritt, wenn du die Aufgabe leisten willst, ihn nicht mehr gar so schmächtig hungern zu lassen, als bisher.“ — „Von Herzen gern!“ versicherte der Edelknecht, „allein, — wie saget ihr? Ihr habt einen Ritt vor? heut an diesem Ehren- und Freudenlage sämmtlicher Ritterschaft? Wie ist das zu verstehen?“ — „Das heißt so viel als: Dich kümmert's nicht,“ entgegnete Dagobert. „Wo finde ich den Längen?“ — „Im Maulbeerbaumne sitzt er,“ riefte Gerhard: „Ihr seid aber ein Geheimnißträger, mit dem nicht auszukommen ist. Schon gut indeßen. Ich hole mir Ruhm und Preise, während ihr — ich schwör' es — auf irgend ein verliebtes Abenteuer zu Dorfe reiset, und am Ende mit zerbläutem Rücken heimkehrt.“

Sie trennten sich, und Dagobert ging nach dem bezeichneten Hause. Wer indeßen Füße hatte zu laufen, und Ellenbogen, sich in dem Gedränge Platz zu machen, stürmte dem Turnierplatz zu. Die Mittagstunde kam und ging. Die Sonne schien heiß auf die Scheitel der gassenden Menge, aber unbeweglich wie eine Mauer hielt das Volk den Platz besetzt. Die Fenster und Erker und Söller der umliegenden Häuser füllten sich mit Neugierigen, die Giebeln und Dachrücken trugen unzählige von festen, schwindelfreien Geiellen, die, gleichsam in freier Luft schwebend, sich etwas davon einbildeten, höher zu sitzen als der Kaiser selbst. Nach und nach wurde allenthalben der Raum enger, denn die zum Kampf gemeldeten und schilddfähigen Ritter und Gele kamen langsam zu Hufe angerückt, umgeben von reißigen Wappnern mit Säulenträgern und Trompetenbläsern. In doppelter und dreifacher Reihe scharrten sie sich um die noch verschlossenen Schranken der Stachbahn. Zugweise kamen nun auch die aumuthig und tößlich geschmückten Frauen herbei, und bildeten den schönsten Kranz an den überfüllten Emporbühnen. Die vornehmen Würdenträger der Kirche, die, adelicher Geburt und selbst unter Inful und Kardinalshut weltlicher Ritterlust nicht entfangend, den Abscheu nicht theilten, mit welchem die Geistlichkeit niedren Ranges die Kampfspiele betrachtete, nahmen die für sie bestimmten Bänke ein, und musterten lächelnd, in fremder wie einheimischer Zunge scherzend, das schöne, überzählig anwesende Geschlecht. Noch war die Bahn leer, noch lagen die Ballbäume und Gitter im Schloß; da eilten geistlich die Kampfrichter herbei, bezogen sich durch das engste Pfortlein in den Rennkreis, besaßen ihre Stühle, und winkten den Turniervögten zur Ordnung, den Spielkenten zur Pflicht. Von den Söllern der letzteren ertönte ein

vollstimmiger andauernder Jubel, und festlich prangende Klänge. Denn der Kaiser langte so eben, von dem leuchtenden Geschwader prächtig gerüsteter Fürsten und Herren umringt, auf dem Plage an. Sein leuchtender Schimmel, bunt verziert mit Straußen- u. Federn und Goldbändern tanzte stolz daher, indessen neben ihm der schwarze Hengst des Herzogs von Oesterreich-Lyol seinen schweren gewichtigen Schritt hielt. Der Herr der Pfalz und Bayerns Fürst ritten dicht hinter Friedrich, welcher, den Würdighäupten getreu, schnell an der Treppe, die zu des Kaisers Stuhl führte, absprang, mit der linken Hand eine Geberde machte, als berühre er den Steigbügel, und mit der rechten dem nachziehenden Sigmund die äußersten Fingerspitzen zur Hülfe darreichte, die aber auch von dem König nicht angenommen wurden. Hieran begnügte sich Friedrich mit der Hand nach der Treppe zu weisen, und dem dahingehenden Sigmund noch einmal seinen Arm als Stütze anzubieten, der aber ebenfalls verlagert wurde. Ein lautes Lebehoch und Trompetenschmetter empfing die Fürsten, da sie in dem goldenen Zelte angelangt waren, und Sigmund ließ sich, huldvoll nickend, am Rande der Brüstung auf den Protoktessel nieder. Die Fürsten im Kreise um ihn her, Friedrich zu seiner Linken. Alle noch freien Plätze waren in einem Nu von den Rittersn und Edelknechten, Hofjunkern und Dienstmännern der Gewaltigen eingenommen, und auf ein mit einem weißen Tuche vom Herzog Friedrich gegebenes Zeichen, sprangen Schlagbäume und Porten auf, und unter dem Getöse aller Instrumente ritten die bezeichnenden Kämpfer in geschlossenem Gliedere ein, auf den Platz, und zogen innerhalb den Schranken rund um denselben, die Banner schwingend, die Lanzen neigend, und ihre Köpfe in stolzem Schritte haltend. Hieran wurden sie in Ketten abgetheilt, nach eigner Willkür und der Anordnung der Kampfsälteste. Die Reihenfolge der Krens- und Fußkämpfe wurde bestimmt; des Königs Friede und Bann nach allen vier Winden von dem Herolde und seinen Helfern ausgerufen, und die Seite wieder straß gezogen vor den gewappneten Haufen, die mit einem Gesamtstießen das Turnier eröffnen sollten. Die Spielleute dronnmeteten und pauten; die Giesdrädel schlugen an die Lanzen, die Stürze fielen, und los brach der Kampf, nach dem sich Ritter und Knecht, Edle und Geringe mit gleicher Lust geseht hatten.

Während nun die Vesperglode vergebens ihre hellen Klänge in die Luft sandte, um die Zuschauer von dem Turniere wegzurück zu locken, das Mittergessen ein glänzendes Ende nahm, und nun zum Reinen eingeritten wurde, pochte Dagobert an die wohl verschlossene Pforte des herzoglichen Hofs. „Oesterreich über Alles!“ gab er dem fragenden Wächter zur Antwort, und erhielt Einlass. Der mürrische Thorwart deutete, da er seiner ansichtig wurde, auf

das vorspringende Vordach der Stallung, und Dagobert gebarhete daselbst schon der auf ihn harrenden Begleiter. Der Herzog hatte dieselben ganz genau geschilbert, und mit leichter Mühe erkannte der Jüngling in dem Einen den Juden Ben David, seiner Elfter Vater, der, auf einem Maulthiere hängend, still vor sich hin sah, und wie es schien, ein Gebet murmelte. War aber schon der Jude wunderbar anzusehen auf dem laubobrigen Thiere, so war es doppelt sein Nachbar, der, mehrere Schritte von ihm entfernt, des grauen Rosses Flügel um den Arm geschlungen hielt, und ängstlich bald auf das Pferd, bald auf den vermuthlich nicht angenehmen Nachbar schielte, bald endlich die Augen gen Himmel drehte, und ebenfalls das Neugier eines Beters annahm. Der lange hagere Mann steckte in einem geringen Gewande, wie es ein unbemittelter Edelmann allenfalls seinen leibeigenen Knechten zu geben pflegt. Ein halb geübtes Auge mußte zugleich wahrnehmen, daß er nicht einheimisch in diesem Kleide war. Die Last der Reittüfel zog die Kniee hernieder; der Koller von Büffelleder hielt Boden und Rinn in unbequemer Steifheit; die Handschuhe waren zu weit, wie der Gürtel, an dem, zurückschoben wie ein unnütz und ungewohnt Geräth, ein kurzes Schwert hing. Dasjenige aber, was das größte Widerpiel zu dem reifigen Gewande bildete, war des Mannes Gesicht, das aus dem fingerbreiten Halskreise dunkelbraun heransah, wie der Kopf eines Mauren. Die großen Augen, deren Weißes grell gegen die Olivenfarbe abfiel, wechselten ungemein schnell mit ihrem Ausdrücke. Jetzt lauerten sie furchsam nach der Seite, dann wurden sie ernst und düster nachsinnend; darauf nahmen sie sogar eine Art von Hobeit an, die mit dem Uebrigen nicht zusammen zu reimen war. Die Augenbraunen waren dick und schwarz, keine Spur von Barden- oder Krimbart war vorhanden; die Haare verdeckte eine schwarze Mütze, die beinahe über die Ohren herabgezogen war, und auf dieser Mütze saß eine graue Filzkappe, an welcher ein dürftiges Federbüschlein schaukelte. Dagobert konnte sich eines leichten Schmunzels nicht völlig erwehren, da er seine auserselbstige Reisegesellschaft im Augenschein nahm, und erwiderte obenhin den unterwürfigen Gruß Ben Davids. — „Nun, mein Freund,“ wendete er sich zu dem Fremden: „sind wir bereit, abzureisen? Ich dachte, es wäre Zeit.“ — „Es ist doch wahrlich Zeit!“ fiel der Jude mit einem besorglichen Seitenblick auf den Verkappten ein: „laßt uns eilen, gestrenger junger Herr, denn die Straßen nach sind leer.“ — Der Fremde warf einen verdrießlichen Blick auf den Plauderer, nickte dem jungen Geleitsmann zu, und machte Wiene, zu Ross zu steigen. „Ei, ei, lieber Herr, wie geberdet ihr euch doch?“ fragte Dagobert halb mitleidig, halb unwillig, da aller Hülfe ungeachtet das Aufsteigen nicht gelingen wollte: „Der mag's bei Gott verantworten,

der auch zum reißigen Manne stempelte. Ein Blick, daß des Herzogs Reute alle fern sind, und der Thorwart seine Augen auf seinen brämmigen Lieblingskater gerichtet hat, ihr würdest ansonst wohl schwerlich dem Spottgelaßter entgehen.“ — „Parva sustine patientia, mi fili!“ gab ihm hierauf der Mann zur Antwort, und kletterte vollends, so zu sagen, über die Schultern Dagoberts in den Sattel des Grauschimmels, auf welchem er sich mit aufgezogenen Beinen und in die Mähnen des Pferdes verwickelter Rechten, nichts weniger als reitend, ansah. — Dagobert schaute den Lateiner eine Weile an, und schlang sich dann wieder auf den eignen Gaul, das Reichen zum Ansrück gehend. Der Thorwart öffnete die Sperrflügel, und das Dreiblatt kletterte, ohne ein Wort zu verlieren, durch die engsten und winklichten Gassen der Stadt — in welchen das Sonnenlicht so selten war, als ein Menschengesicht — dem Schaffhauser Thore zu. Hatte Dagobert schon beim Aufsteigen seines Schutzbefohlenen Sorge und Angst gehabt, so wurde sie noch größer, da er wahrnahm, wie der Fremde so gut als gar nichts vom Reiten verstand, beim geringsten Frab oder Stolpertritt des Gauls hoch im Sattel auflag, wieder niederstürzte, zusammengetrümmt wie ein tauchender Hir, und den Zügel schiebend fahren lassend, sein einzig Hört in dem trampelhaft nimmammerten Sattelknopf suchte. Der Maulthierreiter, so vertraut er auch sich ansah, war ein Turnier- und Kunstreiter gegen den Unbekannten, den Dagobert endlich vor sich hertraben ließ, um bei einem vorkommenden Unfall bei der Hand zu sein. — „Sage mir doch, Ben David,“ flüsterle er dem Juden zu: „da ihr Juden doch alles besser wißt, als unsereis, wolltest du mir nicht vertrauen, wer unser Begleiter ist?“ — „Ein schlechter Knecht, der nicht kennt seinen Hauptmann,“ erwiderte Ben David lächelnd: „ich spreche nicht hier von mir, sondern von euch, gestrenger Junker. Ihr seid getreten oder wollt treten in den Stamm der Cohenim, und kennt nicht dessen Obersten? Ihr wollet weiden die Schafe, und kennt nicht den Hirten, der euch weidet?“ — „Ich will ein Schaf sein, wenn ich dich verstehe,“ verortete Dagobert wie oben: „Jude, du bist verrückt.“ — „Mit nichts,“ antwortete Ben David; „aber werden könnte man's, so man beabsichtigt, daß das Oberhaupt der Christenheit gegennut ist, davon zu reiten seinen Feinden, vernimmt als ein Knecht, und im Geleite eines schlechten Juden.“ — „Herrgott!“ seufzte Dagobert erbroden: „sagst du die Wahrheit?“ — „So ich die Wahrheit gesehen habe, habe ich sie gesagt,“ entgegnete Ben David: „vertraut hat man mir sie nicht, aber ich habe einen scharfen Blick und will verkrummen, wenn ich plaudere, was ich gesehen.“ — „Das rathet dir auch der Himmel!“ drehte ihn Dagobert, und ergriff schnell herbeilehend den Zügel des Grauroßes, das soeben von dem erreichten Thore ab,

in eine Seitenstraße lenken wollte. „Hier hinaus, Landsmann!“ rief er, und wollte zwischen den müßig an dem Stadthore umherlungenden Soldknechten hindurch, als eine Stimme unsern von ihnen ein lautes: „Haltet auf! haltet auf!“ vernahmen ließ, und die Wächter auf diesen Ruf den Gängen ihre Parafanen vorhielten. Dagobert hatte genug zu thun, den erklaffenden und im Sattel schwankenden Hülfling, auf eine gute, nicht allzubemerkbare Weise aufrecht zu erhalten, und mußte darum schon die Verfolger ungehindert heran kommen lassen. Am umfänglichen, weil er seiner Gesichtszüge am meisten Herr zu sein wünschte, drehte sich Ben David nach den beiden Männern um, die Halkauf gern haben hatten, und in welchen nicht der Stadtschreiber von Frankfurt, noch viel weniger der Rathswelbel von Kessnig, in die Farben der Stadt gekleidet, zu erkennen waren. Es geschieht indessen wohl öfter, daß der launische Geist, der so gern die Handlungen der Sterblichen stört, an dem Schuldbeurtheil Unheilshandeln vorübergeht, und nach dem Sorglosen Unvorbereiteten greift, um ihn in das zermalnende Naderwerk seines schwarzen Spults zu ziehen. Also erging es auch in vorliegenden Umständen dem Vater der helden Silber. „Was wollen die gestrengen Herren?“ fragte er mit seiner einschmeichelnden Feindlichkeit, die seine Nation so willfährig annimmt, um den Jern des Gegners vor dem Ausbruche zu entwässern; aber unfeindlich lautete die Antwort aus des Stadtschreibers Munde: „Dich selbst, Jude!“ — Ben David verstummte erbleichend. „Wie so? warum?“ rief Dagobert dazwischen. — „Das kümmert euch nicht, junger Herr!“ erwiderte der Stadtschreiber: „Der Jude gehört dem wohlweisen Rathe zu Frankfurt, und ihn zu verhaften, brachte ich die Weisung mit. Heute erst laud ich des Burschen Schliche, und grante mich daß, ihn ausgelassen zu wissen, als ich zum Glück seiner jetzt noch zu guter Zeit anständig wurde. Euch bringt es aber wenig Ehre, Junker, mit solchem Gelichter in die Welt zu reiten.“ — „Hab' ich denn verstanden recht?“ fragte Ben David fleilant: „Verhaften wollt ihr mich?“ — „Ich überzeu mich,“ versicherte Meister Heinrich: „Steig' ab, und folge diesem Manne in den Thurm.“ — „Hab' ich doch nichts verboden!“ seufzte der Jude: „Laß mich ledig, abt Darmbergskeit!“ — „Steig' ab,“ wiederholte der Stadtschreiber strenger, oder ich lasse dich von der Mähre werfen, und getnebelt von Dainen bringen.“ — „O mein Herr Gott in Israel!“ ächzte Ben David, in höchster Bestürzung vom Maulthier gleitend: „Werde ich geführt zu meiner Tochter?“ — „Nein!“ äußerte der Stadtschreiber mit Härte: „Wirst sie wohl nimmer zu sehen bekommen; denn morgen mit dem Frühesten geh's mit dir nach Frankfurt; und dann gute Nacht!“ —

Ben David entsekte sich, daß seine Kniee wankten. Der Reiter

des Graufhimmels, der indessen ein Gegenstand der Witzeleien der Thorwächter geworden war, klappte Dagobert dringend am Nerkel. Dieser kehrte sich aber nicht daran, sondern fragte herrisch, da ihn Eithers Vater nicht so gleichgültig war, als der Jude: „Noch einmal! was hat der Mann verbrochen?“ — „Reitet ihr eurer Wege sammt eurem wunderlichen Dienstmann!“ antwortete der Stadtschreiber nicht minder herrisch: „Was klümmert dem Pfaffen der Obrder? Hört mit dem Juden!“

„Werd' ich auch nicht dürfen Abschied nehmen von dem guten jungen Herrn, der sich meiner annimmt, wie ein Freund?“ sprach Ben David interzählig zu dem rauhen Gerichtsherrn. — „Meint halben, wenn sich der Junker nicht schämt, von dir Freund geschnüht zu werden,“ meinte der Stadtschreiber. „Mach's indessen kurz.“

Da näherte sich Ben David rasch dem jungen Manne, ergrieff seine Hand, schüttelte sie bewegt, und rief: „Der Herr Israels, der da ist der hochgelobte Gott der Welt, segne euren Ausgang, und streue Palmen auf euren Heimweg!“ — „Bei dem Haupte eures Vaters beschwöre ich euch,“ setzte er leise hinzu: „das Pergament, so ich hier in euren Stiefel gleiten lasse, meinem Kinde zu übergeben — entweder das Geheiß, oder das darin benannte Geld, das ich erheben sollte zu Schaffhausen. Der Fürst der Barmherzigkeit wird euch dafür segnen in der Stunde des Scheidens. Sagt meiner Eithier, sie möge. . .“ — „Verdammt Mausehl!“ donnerte der Stadtschreiber, und riß den Juden von Dagobert hinweg: „Was hast du Heimliches vor?“ „Nacht, Junker, daß ihr eurer Wege zieht, sonst muß ich mich auch eurer Person verschern!“ — „Festina, carissime fili!“ räumte dem jungen Manne sein Schußbefehlener zu, und mit einem zulaufenden Kopfnicken gegen den ängstlich in seinen Augen lebenden Ben David, mit einem verächtlichen Aufsehn gegen den Meister Heinrich und seinen Schergen — zugleich aber mit einem kräftigen: Zu Gottesnamen! ließ Dagobert seinen Gaul über die Spieße der Soldner wegleiten, riß seinen Begleiter nach sich, und befand sich sammt ihm bald an der Linde des Kreuzwegs, wo der lange Vollbrecht sich in der Sonne dehnte. — „Holla! auf! du fauler Gesell!“ rief er dem Knechte zu: „Zu Gaul! und ihr, mein würdiger, unbekannter Herr, sagte er gegen den Versappten bei, — ihr erlaubt es wohl, daß wir Beide euer Pferd in die Mitte nehmen, und mit euch anschieben, was das Zeug halten mag, denn nun kommt mir's selbst vor, als ob es gerathen wäre, euch möglichst schnell von dannen zu schaffen.“ Der Befragte, für welchen schon der kurze Ritt durch die Stadt eine Höllequal gewesen war, gab wehmüthig seufzend, und der Nothwendigkeit gehorchend, seine Zustimmung zu des jungen Mannes Vorschlag, und Himmel und Erde vergingen vor seinen Blicken, als Dagobert und

Vollbrecht ihren Gaulen die Sporen gaben und mit dem Dritten Reigaus nahmen, als gelte es, vor Abend noch der Welt Ende zu erreichen.

Ohne Gefahr verlief ferner die Reise. Ueber Heerstraße, Strom und einsamen Pfad geleitete die Hülfeben das Glück. Aber erst, als sie bei dunkler Nacht Schaffhausen erreicht hatten, und bei des Herzogs Berg dem oberherrlichen Befehl gemäß, wohl aufgenommen worden waren, setzte Dagobert im einsamen Zimmer vor dem erhabenen Häufeling das Knie zur Erde, mit den Worten: „Heiliger Vater! Ihr seid in Eiderheit. Wie der Herzog sein Fürstenwort gegen euch gelöst, also hab' ich meine Zusage gegen ihn erfüllt. Ich danke Gott dafür, und bitte um euren Segen zur Rückkehr.“ — Der Paps, obgleich zum Tode ermüdet von der ungewohnten Anstrengung, legte nicht ohne ein Gefühl der Nüchternung seine Hände auf den Kopf des erwählten Nützleuges. — „Unsern Dank, und des Himmels Segen nimm hin für deine wohlgeleitete That!“ sprach er feierlich: „Zugleich aber empfang von unserer Huld ein Geschenk, das auch in der Feilschkeit Werth haben mag. Als uns der Herzog von deinem Verstande in Kenntniß setzte, unterrichtete er uns ebenfalls, daß ein Gelübde der Mutter euch zum Dienst der Kirche verpflichtet, welchem jedoch einer Sinn, der nach Thaten und Weltruhm strebt, nicht hold sei. In Betracht, daß dem Herrn nur die Herzen wohlgefallen, die freiwillig seinem Dienste sich weihen, — daß einem Ohm, der sich von unserer Seite losreißt, vollends nicht zusehe, dem Herrn einen unwillkommenen und gezwungenen Diener zuzuführen, — so wie in Betracht deiner Vereithwilligkeit, uns gefällig zu sein, — haben wir dem Herzog versprochen, deines Gelübdes Bande zu lösen, und lösen sie wirklich hiernit im Namen der Dreieinigkeit und der von Gott uns Unwiderstehlichen anvertrauten Macht. Morgen soll das Breve dir angefertigt werden, zu deiner Beruhigung und zum Gedächtniß unserer dankbaren Huld.“

Die rauhe Stimme des erschöpften Oberbirten klang wie Musik der Engeln in Dagoberts Ohr, und sprachlos küßte er des Befreiers Hände und Kleid. Der Paps winkte ihm jedoch aufzustehen, und warf sich in den Lehnstuhl, um mit so viel Würde, als es die freilich sehr unworthelhaften Umgebungen erlaubten, die Schaar der geistlichen und herzoglichen Beamten Schaffhausens zu empfangen, die, so eben von der Ankunft des höchsten und unwiderstehlichen alle Gäste unterrichtet, noch in später Nacht dem Haupte der Kirche und dem Freunde ihres Landes Herrn die schuldige Huldigung darzubringen kamen.

Aus:

„Der Zubalide.“

Der dritte Oktober.

(1. Band 2. Kap.)

Es war am Samstag, um die Mittagsstunde, als sich ein bedeutender Volkshaufen vor dem Gitter des königlichen Schlosses zu Versailles versammelt hatte. Aus Handwerksleuten, Müßiggängern und Gaßern bestehend, schaute und gestikulirte er ohne Unterlaß gegen die Fenster des Schlosses. Unter den schlechtesten Kleidern des Pöbels, wie unter den bessern der Müßiggänger, ließen sich einige Nationalgardien-Uniformen bemerken. Die Leute schienen in einem heftigen Gespräch begriffen, und in die Kleider eines wandernden Landmannes gehüllt. Seine mit Staub und Roth bedeckten Kamasschen verriethen, daß er einen weiten Weg gemacht. In der Hand trug er einen dicken Knotenstock, und man traute der athletischen Kraft, die aus allen seinen Bewegungen sprach, zu, daß er im Nothfall den Knüttel zu führen verstehe. Er drängte sich barsch in die Mitte des Haufens, der, das Uebergewicht seiner Stärke würdigend, ihm gern und willig Platz machte. „Was gib's hier?“ rief er mit seiner derben Stimme, und schlug dabei einen Nationalgardisten auf die Schulter. Der Mensch sah sich um, und verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln. „Sieh da, Vater Adam!“ sagte er, dem Wanderer die Hand reichend, „ich habe euch ja seit einer Ewigkeit nicht gesehen. Woher des Landes?“

„Ich komme von Mäcon. Seitdem wir die Kommune zu Paris den Streich gespielt hat, mich zu verhindern, nach Versailles zu ziehen, wie ich es mir am 30. August vorgenommen, habe ich mir ein

kleines Veranügen in der Provinz gemacht. Gott verdamme den Bailly und seine Gefellen! Ich und meine Braven werden schon zur Zeit ein Wort mit ihnen reden. Aber Satre-bleu, wie oft soll ich noch fragen, was hier vorgeht? weshalb ihr gasset?“

„Das will ich euch sagen,“ erwiderte ein bleicher Verüdenmacher, indem er sein Brenneisen heftig in der Luft bewegte, „die Tyrannen verschwören sich einmal wieder. Vorgestern sollte der Hauptschlag gemacht werden. Sie wollten nach dem Gastmahl ganz Versailles einäschern. Das hat mir Herr Fleuriot, der Sergeant vom Regiment Maudern, den ich täglich zu pudern die Ehre habe, offen und redlich gesagt.“

„Versailles niederbrennen? Die Bürger erwürgen? Ist das möglich?“ riefen mehrere Stimmen von angstvoll Glänbigen.

„Wie ich sage. Am Mitternacht sollte der Generalmarsch geschlagen werden; die Kanten, um die Stadt anzuzünden, lagen schon bereit. Die Aristokraten von Rambouillet hatten sie heimlicher Weise herbei gebracht.“

Die Blässe des Entsetzens malte sich auf den Wangen Derjenigen, die allenfalls noch ein Haus oder eine Boutique zu verlieren hatten. Der eigentliche Pöbel, der nur mit Verdruss eine so günstige Gelegenheit zu plündern bereitete, sah, lächelte neckisch.

„He, guter Freund, endigt doch eure Erzählung!“ rief Vater Adam dazwischen, „so lächerlich das Ding klingt, so glaub' ich's euch doch, weil ich auf den elbsässischen Feldern euch als einen der Sprecher eurer Kunst bewundert habe. Ihr erinnert euch doch noch der glorwürdigen Tage des Julius?“

Der Verüdenmacher schlug die Augen begeistert gen Himmel, und versetzte lebendig: „Et wohl, mein Herr. Wir waren dort unser achtzig hieselige Verüdenmacher und Gefellen. Versailles mochte sich damals selbst fröhnen. Wir sind Patrioten, Herr, und wenn ich etwas lauter geschrien habe, als andere meiner Kollegen, so hakte ich dafür auch die Tyrannen von ganzem Herzen. Ihr aber, Herr, seid mir so bekannt, daß ich darauf schwören möchte, ihr seid ein Abelsger, den ich schon einmal auf dem Schlosse Dijon zu bedienen die Ehre hatte.“

„So lang's noch einen Adel gab,“ versetzte der Andere höhnisch, „nannten mich die dummen Leute den Marquis von St. Huruge. Seither will ich nur Adam genannt sein, wie der Erste aller Menschen, von dem doch alle Schufte von Aristokraten herkommen, sie mögen sich wehren wie sie wollen. — Der Tyrann da drinnen im Schlosse, hat mich freilich einmal in Dijon einsperren lassen, und wenn ihr der flinke Krüppel seid, der so gierlich den Mann zu füttern und die Geiße zu handhaben wufte, so seid mir willkommen. Macht euch jedoch nicht Rechnung darauf, ferner von mir einen Liard zu

verdienen. Ein freier Bürger trägt sein Haar, wie die Natur es wachsen ließ. So lange noch ein gepudelter Kopf in Frankreich lebt, ist die Revolution nicht geendigt und das Wohl des Staats hängt von der Vertilgung des letzten Haarbeutels ab. — Macht mir kein fauerliches Gesicht, Krispin. Ob einer Meister dabei zum Teufel geht oder nicht, was liegt daran? Die dreitausend Haartrüssler auf den elbäischen Feldern haben sich als wadere Patrioten gezeigt, und der Staat muß auf ihr anderweitiges Fortkommen bedacht sein. Sagt uns nur, wie denn der entscheidliche Plan, von dem ihr vorhin sprach, gesehert ist?"

Krispin fuhr fort: „Es war also Alles bereit, die Sturmglöcke sollte gezogen werden. Da bemerkten die Nationalgarden, die bei dem Festin waren, sabel, daß man die Farben der Nation und folglich die Nation selbst mit Füßen getreten hat. Sie brachen plötzlich auf, und die guten Offiziere von Landern folgten ihrem Beispiele. Was war also weiter zu thun? Die Paar hundert Gardes du Corps haben kein Herz gegen einen Versäfler Bürger; die Schweizer waren nach ihrer Gewohnheit befoffen; die Dragoner zwiegeten sich zu Pferde zu steigen, und der Schuß hatte verfaßt.“

„Bravo! gut gemacht!“ schrie das Volk und klatschte enthusiastisch in die Hände. — Ein bankroter Tuchhändler nahm das Wort auf und sagte: „Für diesmal hat auch der Schutengel der Nation durchgeholfen. Jetzt aber sitzen die Verräther wieder beisammen, und schmieden bei einem schweizerischen Frühstück neue Pläne gegen die Nation.“

„Das Frühstück kostet sechstaufend Livres!“ schrie ein Volksträger, aus dessen hohen Augen der Mangel sah, „das Volk verhungert, während die Tyrannen sich mit Federbissen wästen.“

„Greuliche Verräther!“ rief der Perückenmacher, „Nägen an allen Göttern! Die Gardes du Corps geben das Wahl! Ich weiß es besser. Die Oesterreicherin trägt alle Kosten. Die Kurie macht ihre Helfershelfer in Burgen trunken, und verspricht ihnen zum Dessert das Blut des Volkes!“

„Weg mit der Oesterreicherin!“ schallte es zu wiederholten Malen aus dem Haufen.

„Uns geschieht recht!“ sprach der Tuchhändler, „Handel und Gewerbe liegt darnieder! der ehrliche Kaufmann kann nicht mehr bestehen, und wo die Kaufleute leiden, schwächet das Volk. Ich weiß von einem Deputirten, daß die Königin alle ihre Bedürfnisse und die des Hofes aus Wien bezieht, mit Ausnahme der Spitzen, die aus den verschlungenen Niederlanden kommen, wo auch der österreichische Stolz regiert. Ist das nicht himmelschreiend? Und wir dulden, was mit uns vorgeht? Wären alle Versäfler gestum wie ich, so schlugen wir noch heute die Gardes du Corps darnieder, und

zögen nach Rambouillet, um den Krisiokraten zu lehren, wie man Linten gegen das Volk macht.“

„Nichtig, weg mit den Gardes du Corps! Fort nach Rambouillet! Revolution muß sein!“ brüllte das Gefindel. — St. Huruge klopfte indessen höhnisch lächelnd den Bankrottier auf das Genick, und sagte: „Briede, mein guter Mann. Ohne uns zu Paris macht man keine Revolution. Ihr seid Schwachköpfe, Hofgeschmeiß, das nur von den Tyrannen lebt, und ohne den Tyrannen verhungern muß.“

Ein Gewürzkrämer stellte sich hoch auf die Zehen und sagte mit vielem Aufwand: „Der wahre Patriot begnügt sich mit einer Kruste Brod, wenn er dieselbe auf seinem Felde gezogen hat. Er verschmäht die Gaben des Hofes. Und,“ fuhr er mit gewöhnlicher geläufiger Zunge fort, „wenn heute der Tyrann mit allen seinen Leuten über die Grenze springen müßte, so haben wir an seiner Statt die Nationalversammlung. Die zwöthundert Mäuler brauchen auch etwas. Erst diesen Morgen hat mir der wadere Herr Kobespierre von Urras ein Konto von fünfundsiebzig Livres saldt, und der edle Graf von Mirabeau steht mit dreimal mehr in meinem Buche.“

St. Huruge lachte wie ein Satan. „Der ist nicht der beste Kunde,“ spottete er, „er ist seit Langem gewöhnt, seine Gläubiger und die Nation mit Worten zufrieden zu stellen. Wer weiß, wie es sich noch mit ihm wendet.“

Die Umstehenden nahmen laut und heftig die Partei des Grafen, und ihre Begeisterung wurde vermehrt, als, wie gerufen, der genannte Deputirte, über den Plaz schreitend, an ihnen vorüber kam. Das Volk lief auf seinem Wege zusammen; die Gruppen wurden größer, und mehrere hundert Stimmen brachen in den Ruf aus: „Es lebe der Mann des Volks! Der Patriot Mirabeau soll leben! Weg mit der Oesterreicherin! Weg mit dem Herrn Veto! Mirabeau hoch! Orleans hoch! Die Nation über Alles! Herunter mit der Calotte!“

Der Graf, an dergleichen Auftritte gewöhnt, begnügte sich, auf sein finstres, unschönes und mit Blatternarben besäetes Gesicht jenes wohlwollende Lächeln zu zwingen, das ihm des Volkes Herzen zugewendet hatte, grüßte die Begeisterten mit populärem Kopfnicken und herablassender Handbewegung, und ging ruhig zwischen ihnen hindurch. Seiner derb zugehauenen Gestalt folgte, einige Schritte immer zurückbleibend, eine Figur, die den schreiendsten Kontrast mit der des Grafen bildete, aber den Wunsch zu hegen schien, einerlei Haltung und Manieren mit ihm zu haben, und durch Mirabeau's Mittel Mirabeau's Zwecke zu erreichen. Ein bagerer, kleiner, gestreckter Mann mit raschem schiebendem Gange, sorgfältig gekleidet,

mit heißen Ailes de Pigeon, den Hut unterm Arme, und die Hüfte sorgfältig von einem Stein zum andern legend, damit kein Schmutz-
 flecken auf die seidenen Strümpfe komme. Unter dem Jubel-
 geschrei, das dem Grafen galt, stieg der Gewürzträger seinen
 Nachbar, den Berückenmacher, an, und sagte: „Das ist mein Künz-
 undhebzig-Livres-Mann. Das ist Herr Robespierre. Mein Kaffee
 schmeckt ihm am besten, und mein Zucker scheint ihm süßlich, ob-
 gleich Ludwig's Intendant seiner Pfefferanten verboten hat, welchen
 von mir zu beziehen. Er sei nicht einmal gut genug, meinte der
 schlechte Kerl, daß man den Hund der Mademoiselle damit füttere.
 Die Oesterreicherin sammt ihrer Brut würde einst froh sein, wenn
 sie von meinem Zucker hätte, der Herrn Robespierre lieber ist, als
 der meines Nachbars Joly. Laßt uns dafür dem wackeren Depu-
 tirten auch ein Lebehoch bringen! Es kostet nichts, und schmeichelt
 doch, und ermuntert für die Zukunft.“

„Gerne,“ versetzte Krispin, „mein Gefelle soll mitschreien helfen.
 Der lange Strick ist ja selbst aus Arras, und darf schon seinem
 Deputirten einige Ehre erwirken!“

Alle drei hoben an, aus voller Kehle dem Belobten ein Vivat
 zu bringen. Eine Handvoll Stimmen mischten sich in das Ge-
 schrei, und der Ruf, der Herrn Robespierre galt, wurde hiermit so
 deutlich, daß Mirabeau, seinem Doppelgänger ohnehin nicht held-
 sich umwisch undrehte, dem Volk die Worte zudonnerte: „Was will
 die Kanaille mit ihrem Geschrei? Haltet die Mäuler und gehet
 nach Hause!“ und rasch den St. Huruge bei Seite zog, den er im
 Tumult bemerkt hatte.

„Guten Tag, Marquis,“ sagte er bestig, „deine Ankunft macht
 mir Freude. Du hast dich in Mäcon unwerthlich gemacht. Die
 Revolution hat dort ihre Rühme tüchtig geriechen. Wie viel der
 Schöpfer hast du angezündet?“

„Ein Dugend, Mirabeau. Doch ist mir der Schauplay in der
 Provinz zu eng, und ich beile mich, nach der Hauptstadt zurück zu
 geben, wo es vielleicht etwas für mich zu thun geben möchte.
 Während Burgund in vollem Aufrstand ist, schläft Paris. Fehlt
 es an Rath oder an Händen?“

„Keineswegs, Marquis. Du kommst gelegen, der Zunder ist
 gehäuft; die Rede, die ich so eben in der Versammlung gehalten,
 hat den ersten Funken hineingeworfen; meine persönliche Gegen-
 wart soll das Uebrige thun. Ich gehe morgen mit dem Frühstern
 nach Paris. Begleite mich.“

Während dieses Gesprächs hatte sich Robespierre zuthulich unter
 die Volksmenge gemischt. Sie war angewachsen durch die Menge
 von Tagelöhnern, die um die Tagelöhnde von ihrer Arbeit kehrten.
 Der Deputirte von Arras legte sein trodenes, widerwärtiges Ge-

sicht in annehmliche Falten, sah durch seine Brille so freundlich aus
 seinen Augen, wie es dem Volke gefiel; nicht hier mit dem Kopfe,
 schüttelte dort die raube Hand eines Maurers, bückte sich, demüthig
 fast, vor den wenigen, honett aussehenden Leuten des Bürgerhan-
 des, und sagte, indem er eine Priße von dem Gewürzträger nahm,
 der mit seinen Spießgeilen noch in einem fort schrie: „Sie thun
 mir viel zu viel Ehre an, meine lieben Mitbürger. Was Mirabeau
 betrifft, so ist er ein Demosthenes gegen mein geringes Talent.
 Hätte er nur meinen ernstlichen unabänderlichen Willen! Wenn es
 auf mich ankäme, so hätte das Volk schon jetzt nicht mehr nöthig,
 hier in der Mittagshize sich über ein Skandal zu ereifern, das in
 diesem Augenblick im Schlosse gegeben wird. Gehen Sie heim,
 meine lieben Freunde; laßt euch in Geduld, ihr wackeren Leute!
 Bezwingt den Schmerz, den ihr empfinden müßt, da die Vertheidi-
 ger eures Herdes, die Nationalgardisten selber, mit euren Unter-
 drückern an der Tafel sitzen, die der Schwitz des hungernden Volkes
 bezahlt, und an welcher des guten Volkes Verderben völlig beschlos-
 sen wird.“

Hierauf wendeten sich alle Blicke drohend gegen das Schloß.
 Hundert geballte Fäuste drohten hinauf. Ein Schrei der Wuth
 ließ sich hören. Er hieß: „Nieder zum Teufel mit dem Garde du
 Corps, dem Veto und der Oesterreicherin! Verdammt seien die Na-
 tionalgardisten, die uns verathen, weil man sie mit Geld und Wein
 besticht!“ — Während nun zwischen dem schreienden Volke, und
 den darunter gemischten Nationalgardien, welche die Partei ihrer
 Gefährten nahmen, ein bestiger Wortwechsel entstand, rief der In-
 spektionsmajor hinter den Gittern des Schlosses dem Kommandi-
 renden der Wache zu: „Kapitän! hören Sie denn nicht das aus-
 rührerische Geschrei des Volks? Seit wann ist es erlaubt, die
 rebellischen Ausschweifungen bis vor die Thore des königlichen Hau-
 ses zu treiben? Senden Sie eine Patrouille ab, um das Volk
 zu zerstreuen. Lassen Sie die unruhigsten Bursche beim Kopf
 nehmen!“

Der kommandirende Schweizeroffizier zuckte pölgmatisch die
 Achseln, und erwiderte im schlechtesten Französisch: „Der König
 hat befohlen, daß von Seiten seiner Gardien und Haustruppen die
 strengste Ruhe beobachtet werde. Ich darf ohne höhern Befehl kei-
 nen Mann entsenden; will aber, weil der Tumult in der That arg
 wird, nach dem nächsten Bürgerposten schicken.“

Das Volk hielt sich immer in bedeutender Entfernung von den
 Wachen des Schlosses; fuhr aber in seinen Verdäunungen auf eine
 zügellose Weise fort. Hauptächlich drohte es den Nationalgardi-
 en, die es bei dem Festin versammelt glaubte. Robespierre und
 einige andere Deputirte mindern Schlags, besenerten durch ihre

höhnischen Einredungen die Köpfe des Pöbels. Mirabeau befah von ferne den Spektakel und sagte zu St. Huruge: „Du kennst das Märchen von Alibab? Die Versailler sind ein elendes Gefindel ohne Energie; Frösche, die dergleichen thun, als wollten sie aus dem Sumpfe der verährten Knechtschaft an's Tageslicht der heiligen Freiheit geben. Hätten die Söldlinge des Königs Muth, nur einen Schuß zu thun, sie jagten ganz Versailles an die Thore von Paris. So der Himmel jedoch will, wollen wir ihnen binnen wenig Tagen einen Besuch bereiten, der bessere Meinkunde herbeizuführen im Stande ist.“ — St. Huruge lachte wild auf, bewegte seinen Knotenstock heftig, und befeuerte den Grafen seine aufrichtigste Bereitwilligkeit. Mittlerweile führte eine Patrouille von Nationalgardien über den Platz, und drängte sich in den Knäuel des Pöbels. Der Offizier an ihrer Spitze, ein gedrungener Mann, mit dem Aussehen eines Wüßlings, mit glatthängenden Haaren, ungeheuerem Bodenbart und dickbauchender weißer Halsbinde fuhr mit einer auffallenden Superiorität das schreiende Gefindel an, ohne daß es besonders Mitleid von ihm nahm. „Im Namen der Nation und des Gesetzes!“ schrie er mit tragischem Pathos, „geht auseinander, ihr Männer des Volks! Es ziemt sich nicht, daß die Zunge des Bürgers den Wüßbürger unter Wehr und Waffen beschimpfet!“

Ein unbändiges Gelächter antwortete der pathetischen Aufforderung. Gleich darauf erhob sich das Gebrüll: „Weg mit den Nationalgarden! Wir wollen keine Wachen, die uns verrathen und mit den Gardes du Corps fröhlichen!“

Robespierre und seine Agenten hatten sich bei Annäherung der Wachen versetzt. Mirabeau aber, als er sah, wie der Patrouillenoffizier seinen Reuten befahl, die Hintereinstellen gegen die Menge zu gebrauchen, trat mit Kraft ihnen entgegen, und schleuderte ihnen mit einem wahrten Bönenangefichte die grimmigen Worte zu: „Was soll das heißen? Waffen gegen das Volk? Steht auf der Stelle ab, oder ich erkläre die ganze Nationalgarde von Versailles außer dem Gesetze! Ist das der Lohn unserer Bemühungen? Haben wir darum die Waffen in die Hände der Bürger gegeben, daß sie sich als Schergen der Tyrannei aufzuführen sollen?“

Dieser heftige Anfall machte das Volk auf dem Plage verstummen, und verdrückte die Patrouille, die ihre Waffen beschämt sinken ließ. So hochfahrend der Offizier vorher gewesen war, so demüthig zeigte er sich jetzt. „Wer sind Sie?“ fragte ihn Mirabeau mit seiner Stenoturmme.

„Ich heiße Johann Franz Sallé; bin dramatischer Künstler an dem Theater von Versailles.“

„Das Letztere hätte ich bei Ihrer Anekdote an das Volk vermuthen

sollen.“ versetzte Mirabeau mit niederschlagendem Spott. „Auf welchen Befehl sind Sie hier?“

„Der Hauptmann der Schloßwache hat mich requirirt.“

„Sie haben keinem Offizier der königlichen Truppen Gehorsam zu leisten. Sie sind die Wächter des Gesetzes, und nicht eine präterianische Garde. Wenn Sie, mein Herr, vielleicht hin und wieder auf Ihrem Theater die Rolle des Drammen agirt haben, und als solcher Ihre Komparzen zur Regelei Ihres Volks anführten, so verzeihen Sie nicht, daß wir hier nicht auf der Scene sind, und enthalten Sie sich ferner jeder Gewaltthat.“

„Ich bin ein Patriot“, erwiderte Sallé sehr gekränkt, „ich werde es noch beweisen, daß ich ein Patriot bin. Alles für die Nation! Vor dem Gesetz sind wir Alle gleich! Ich war mit bei dem verruchten Gastmahl vom 1. Oktober. Ich habe einen Toast auf das Wohl der Nation ausbringen wollen; die Hunde haben mich überstimmt. Ich schwor“ es im Angesicht des Himmels und der Erde, daß ich sammt meinen Kollegen von der Nationalgarde keinen Theil an den Abscheulichkeiten jenes Abends nahm, daß wir uns das Ehrenwort gegeben haben, bei dem heutigen Festin nicht zu erscheinen, und daß ein Jeder von uns sein Ehrenwort gehalten hat. Es lebe die Nation!“

Mirabeau maß mit einem ungemein factastischen Ausdruck den pathetischen Sprecher von Kopf bis zu den Fußzehen, wendete sich dann ganz besänftigt und wohlwollend zum Volke, und sprach: „Meine Wüßbürger! dem Ehrenwort eines Patrioten muß geglaubt werden. — Ihr seht also, daß eure Beforgniß zum Glück ungegründet war, und daß unter den Wüßlingen der absoluten Gewalt keiner von den wackern Volkstheuern steht, die so uneigennützig als edel die schwere Pflicht übernommen haben, euch vor innern und äußern Feinden zu schützen, und gewiß“, mit einem scharfen Seitenblick auf Sallé, „niemals die von dem Gesetz ihnen verliehene Macht mißbrauchen werden, um den friedlichen Bürger zu unterdrücken.“

Mirabeau war gewohnt, vom Volke Alles zu erreichen. Seine Rede wandelte den Fort in freundigen Jubel um. „Es lebe die Nationalgarde! Es leben unsere Brüder und Freunde unter den Waffen des Vaterlandes! Es lebe der Patriot Sallé mit seinen standhaften Gefährten!“ rauschte es aus allen Reihen auf. Die Hüte wurden geschwenkt, die Wüthen flogen, und von einer Bürgerbrust zu andern taumelten die kräftig von dem Volk umarmten Nationalgardisten. Auf einen Wink von Mirabeau's Hand zerstreute sich der Anlauf, und Krispin mit seinem Gelächter begleitete den glücklichen Sallé wie im Triumph nach seiner Wachtstube.

„Welch' ein Volk!“ sagte Mirabeau mit bitterem Hohne, „Ein Wort bestimmt es, ob zum Morde seines Ohegen oder zu dessen

Anbetung! — Auf Wiedersehen, St. Giruge; an den Barrieren der Vorstadt St. Antoine sei unser Rendezvous.“

Im Weitergehen stieg Mirabeau auf den Grafen Destaing, den Oberbefehlshaber der Bürgergarde zu Versailles. — Er sah in voller Uniform zu Pferde, und blickte verwunderungsvoll dem Volke nach, das sich über den weiten Platz entfernte. „Ich habe einen Augenblick Ihre Stelle vertreten, Herr Graf,“ sagte Mirabeau, „sorgen Sie aber, mein Herr, daß Ihre Subordinirten mehr Hefigkeit gegen das Volk üben.“ Ich möchte nicht immer bei der Hand sein, um den Ungehörigkeiten aus der Schlinge zu helfen.“

Der Graf sah verlegen von seinem Pferde herunter, auf seinen populären Standesverwandten, mit dem er nicht gern im Gespräch begriffen erblickt sein wollte; bat um Erläuterungen, und schloß mit einer ziemlich künftigen Einladung zum Mittagessen. Mirabeau schmunzelte leichtfertig und versetzte: „Es thut mir leid, mein lieber Destaing, ich gehe aber soeben zu einem Tête-à-tête mit einer hübschen Frau. Auf ein andermal also, mein lieber Destaing. Breiten Sie es hübsch aus, daß ich trotz meiner Jahre, trotz meines schlechten Rufes und meiner parlamentarischen Arbeiten, noch Liebesintriguen führe, und danken Sie dem Himmel, daß ich nicht eine Einladung angenommen habe, die Sie in den Augen Ihres prächtigen Souveräns abscheulich kompromittirt haben dürfte.“

Der Deputirte ging seines Weges, und Destaing ritt den seinigen, nicht wenig verdrießlich, mit dem so schlecht angeschriebenen Edelmann öffentlich zusammengerathen zu sein.

Der Klub der Verschwornen.

(I. Band, 5. Kap.)

Die Dame Arroy machte ein glänzendes Haus, und die glänzendsten Zimmer darinnen waren ihren Freunden geöffnet, die sie größtentheils aus der Klasse der Repräsentanten gewählt hatte. Der Heroß des Tages war auch der Held unter seinen Kollegen, und wenn man der kleinen Chronik jener Zeit Glauben beimesen will, der zärtlichste Freund der obengenannten Dame. Mirabeau war am dem Morgen dieses Sonntags früh in Paris erschienen, und hatte sich gegen drei Uhr Nachmittags zu seiner Freundin begeben, um im Verein mit mehreren seiner Bekannten ein Ambigu einzunehmen. Die Herren waren schon recht lustig geworden, als sich Legendre mit seinen Gefangenen dem Hause näherte. Desmoulins,

einer der Gäste, hatte einige Stellen aus Voltaire's Mahomet citirt, und der ältere Lameth die Aeußerung hingeworfen, daß es nur an einem tüchtigen Erbe fehle, um plötzlich allen Verhältnissen des Königreichs eine andere Wendung zu geben. Mirabeau hatte lächelnd zu dieser Aeußerung mit dem Kopf genickt, und gemeint, daß der Himmel einen solchen senden werde, wann die Noth am höchsten sei; daß die Geschichte schon mehrere Beispiele aufweise, wo unter den Rhetorikern des Tyrannen selbst sein Märtyrer erschienen und daß man nicht wisse, ob nicht schon am nächsten Tage, ob nicht vielleicht in der nächsten Stunde der Arm sich darbote, der bestimmt sei, Frankreich und Europa's Gesicht von Grund aus zu ändern. Die Herzensergüsse der ganzen Versammlung stimmten und klangen in einen Hauch zusammen, als der Thürheber des Hauses mit bleichem Gesicht hereintrat, und meldete, daß ein Haufe Volks die Pforte eingenommen, und soeben nach dem Tafelszimmer dringe. Madame Arroy fuhr erschrocken von Mirabeau's Schooße auf, und schrie nach Hülfe. Mirabeau, der soeben im brausenden A eine süße Fraternalität mit seiner lieblichen Wirthin geschlossen hatte, entwickelte seine ganze Würde, indem er die gewichtigen Worte sprach: „Verhüten Sie sich, meine Liebe. Was das Volk auch von Ihnen begehrt, ich werde für Sie eintreten. Das Volk ist in seinen Kräften noch unbestimmt; es weiß nicht, was es will. Seine Forderungen sind in meinen Händen; morgen wird es, so Gott will, eine andere Richtung nehmen, und Frankreich's Schulden auf einmal tilgen.“

In diesem Augenblicke flürmte Legendre mit den Seinigen herein. Das Volk blieb ehrsüchtig unter der Saalthüre stehen, als sich Mirabeau erhob, und ihm in die Ohren donnerte: „Was soll das freche Kinderspiel? Verlekt man also das Haus einer Bürgerin? Habt ihr nicht in den Zeitungen die Erklärung der Menschenrechte gelesen? Wenn auch der König sie nicht unterschrieb, so haben wir sie beigeigt, und wir wollen den Monarchen schon zur Unterschrift zwingen, damit dergleichen erbärmliche Meutereien nicht ungestraft bleiben. Sucht ihr einen Feind, so geht nach Versailles. Das Haus, worin ich mich befinde, ist unzerstörlich. Wenn Einige von euch etwas vorzubringen haben, so mögen sie reden. Aber der Rest des Gesindels packe sich, oder wehe ihm!“

Das Volk gehorchte bestürzt, Treppen und Gänge wurden leer; der Portier schloß das Haus, und nur Legendre sammt dem Diakrisvorsieger, und einigen andern Bürgern blieb nebst Victor und Sans-Mégar zurück. Mirabeau's Miene wurde freundlicher, und er sagte: „Ihr seid brave Bürger. Wenn ich nicht irre, ist dieser hier der wädrere Legendre? Und dieser, der ehrliche Weinbändler Greig? Und dieser hier, der biedere Schuhmacher Chalanden? Was wollt ihr, guten Leute? Warum holtet ihr diesen Zuvallden und

den jungen Mann, dessen Gesicht mir bekannt ist, ob ich gleich nicht genau weiß, wo ich ihn gesehen?“

„Da seht ihr's,“ rief Legendre seinen Gefährten zu, „daß der Narr aus Marseille uns angelogen hat. Vater Mirabeau! dieser junge Mensch soll ihr Vetter sein. Ist er's, lassen wir ihn los; ist er's nicht, hängen wir ihn auf, denn er ist ein Garde du Corps, und folglich des Volkes Feind und des Todes schuldig ohne Weiteres.“

Mirabeau näherte sich dem trotzig schweigenden Victor, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu dem Stuhl, den die Frau vom Hause gerade verlassen, und sagte zu ihm: „Ich kenne Sie nun, Herr Vicomte. Muß ich gleich auf die Ehre verzichten, Ihr Verwandter zu sein, so schmeichelt es mir doch ungemein, daß Sie mich einen Augenblick dafür hießen. Wenn ich nicht irre, so zählen Sie unter diesen Herren einen Freund: den eifrigen Desmoulins, und obendrein einen wirtlichen Vetter: den Herrn von Esprémont, dessen Nubine die niedliche Gräfin zu Versailles ist.“

Camille imarmte den Garde du Corps leidenschaftlich, und rief ecrentlich wie er immer war, den Bürgern zu: „Meine Freunde! ich, ein Patriot, bürge für diesen Mann. Er hat nicht auf euer Verderben getrunken bei jenem abscheulichen Feste, er hat eure Karte nicht mit Füßen getreten. Sein Vater ist für die Freiheit gestorben, und ich selbst habe für ihn einen Prozeß gegen eine aristokratische Großmutter geführt, die ihn sein schwaches Erbtheil vorenthalten wollte. Er sei frei, und jener Invalide auch, der mit seinem Vater in Amerika gekämpft, und demselben die Augen zuge- drückt hat!“

Esprémont, ein langer, trockener Kreole, fügte einige Worte in Desmoulins Sinne bei, und die Bürger, die dazumal in dem feurigen Parlamentsrath noch eine Stütze ihrer Rechte verehren, gaben endlich allen Unpruch auf Sans-Regret und Victor auf, und entfernten sich, bis auf Legendre und Chalandon, mit denen der Marquis von St. Huruge in einem Seitenzimmer lange und geheimnißvoll verkehrte. Victor und sein Freund wurden indeß eingeladen, an dem Mahle Theil zu nehmen, und die Unannehmlichkeit des Tages zu vergessen. Victor sah sich mit Erstaunen in der Mitte von Leuten, die er bisher größtentheils nur dem Namen nach gekannt, und nie verehrt hatte. Esprémont, einer der Lamet's, Camille und Mirabeau machten sich viel mit ihm zu schaffen, während Sans-Regret auf der andern Seite von dem zweiten Lamet in Beschlag genommen wurde. „Wußte ein solcher Unfall mir erst das Vergnügen verschaffen,“ sagte der Oberst zu dem Invaliden, „den wackeren Sans-Regret kennen zu lernen, der zu etwas Besseren bestimmt wäre, als in dem Invalidenhause zu verkrüppeln? Unstreitig hat nur der Wille des Despoten Sie in jenes Hotel gesperrt,

oder die tyrannischen Forderungen Ihrer Familie, die einen leidtsinnigen Jugendreich zum Vorwand genommen hat, Ihnen alle Hülfsmittel zu entziehen, und Ihr Erbe sich zuzueignen. Die Zeit wäre da, wo Sie alle Ihre Rechte geltend machen könnten. Es werden und müssen große Veränderungen vorgehen; die Vormundschaft, die von den Großen über das Volk ausgeübt wird, wird in Trümmer fallen. Um dieses leichter zu bewerkstelligen, muß der Wille aller freien Männer sich verbinden. Jeder muß in seiner Sphäre wirken. Ich weiß, welch' ein Ansehen Sie unter Ihren Kameraden genießen. Ihr Alter loost wird sehr zweifelhaft werden, wenn Sie nicht, als die Veteranen des Heers, im Namen desselben bei der Nationalversammlung Schritte thun, die Ihre Zukunft zu bestigen vermögen. Ihre Vorgezeiten haben sich schändliche Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Der alte Sombreuil ist ein tyrannischer Geizhals, der das Invalidenhaus bestiebt, um sich zu bereichern; ein elckaffischer Dickkopf, der nur mit dem Stod handthieren möchte, und es gern säbe, wenn alle seine Untergebenen verhungerten. Er ist eine Kreatur des Hof's; darum hält er auch zu ihm, und wird gegen seine Invaliden zum Verräther.“

Sans-Regret hatte mit aufeinander Ruhe zugehört, und vor sich hin auf die unberührten Speisen gestarrt. Nun drehte er aber seine Fallenaugen gegen den Oberst, und sagte schnell und heidend: „Cap de lions, Herr Oberst, wenn unser Alter ein Kind des Hofes ist, so thut er ja besser daran, an der Mutter zu hängen, als Derjenige, der ihre Wohlthaten vergißt, sie mißhandelt, und dadurch seiner Ehre den empfindlichsten Rippenstoß gibt, der nur in der Escrimo vorkommt.“

Der Oberst wurde roth, und öffnete verlegen den ersten Knopf seiner Uniform und strich sein Jabot. Dann versuchte er zu lächeln, und erwiderte aufhebend: „Sie haben es hinter den Ohren, Sans-Regret, wie alle Ihre Landsleute. Sollte aber der Hechtersioß auf mich gehen, so versichere ich Ihnen, daß ich und meine Brüder uns gütlich schämen, die eigenmächtigen Wohlthaten einer verhakten Königin zu vergessen, um nur dem Wohl der Nation zu dienen.“

Ohne dagegen eine Silbe zu verlieren, erhob sich Sans-Regret, und machte dem weggehenden Oberstseffizier seinen militärischen Gruß. Victor kam auf ihn zu, warf sich neben ihm auf einen Stuhl und küßte ihm in's Ohr: „Unter welche Menschen hat uns die verfluchte Begebenheit geführt? Es kommt mir vor, als ob in Frankreich der Mord zur Lösung werden sollte. Es find kaum vierundzwanzig Stunden her, als man mir zu Versailles verschlug, den Grafen da aus dem Wege zu räumen, und hier macht man mir mit diesen Worten den Antrag, das heiligste Haupt, welches in Frankreich lebt, zum Ziel meines Degens zu wählen. Sage mir

doch, wer sind die Leute alle? Ferner, wie entkommen wir ihnen? Ich möchte die Schicksaligkeit nicht völlig hintansetzen, weil wir denn doch einmal, leider, den Menschen eine Verbindlichkeit schuldig sind."

Der Anwalt zog ihn in eine Ecke und sagte, indem er die Mitglieder der Gesellschaft mit dem Finger bezeichnete: „Ich kenne selbst nicht alle von diesen Herren. Der blattennarbige Löwe, der wie ein Monarch unter seinen Vasallen steht, ist Ihnen bekannt. Mirabeau verdrößt sich allenthalten, selbst wenn man seinen Namen nicht wüßte. Der ungeheure Mensch neben ihm, mit den Formen eines Athleten, mit der pösternden Stimme und dem braunen Doggenauge unter den weiß gepuderten Ländchen, ist der Advokat Danton. Der Mensch wird einen großen Weg machen, glaub' ich. Die süffisanten drei Gesichter in Uniform sind die Gebrüder Lameth, von denen ich Ihnen schon sagte. Der magere Gasprenont, der schwarze und ungeheuerlich aufsehende Desmoulins, sind Ihnen alle Bekannte. Der Mensch, der im Vorzimmer mit dem Schuster und dem Fleischer, zwei ausgemachten Bastillestürmern, konversirt, ist der liebliche Marguis von St. Huruge. Der düstere Mann, der sich mit Gasprenont unterhält, wird Ledapelier genannt, und ist der Präsident der vierten Augustnacht gewesen. Den jungen Mann, unsern von ihnen, mit dem ledigen Gesichte und dem gellenden Organ, hörte ich von dem Obersten Lameth St. Just nennen, und den Kerl endlich, der gerade wie ein schmutziger Iltis in das Zimmer schleicht, habe ich einmal, wenn ich nicht irre, in den Ställen des Grafen von Artois gesehen. Seinen Namen weiß ich nicht, wie auch nicht den der drei oder vier übrigen Gesellschaften, von denen ich nur glaube, daß sie in dem Hause des Herzogs von Orleans angestellt sind oder waren."

Der Mann, von welchem Sans-Negret zuletzt gesprochen hatte, war übrigens in seiner Erscheinung merkwürdig genug, um für einen Augenblick Victor's Aufmerksamkeit zu fesseln. Er war klein, und sein Kopf, sehr groß, platt, mit einem abscheulichen Antlitz, stand im schlechtesten Verhältnis zu dem kleinen Körper. Die Physiognomie des Menschen hatte etwas unbeschreiblich Widerliches, etwas, welches dem Auge und dem Gefühl zugleich wehe that. Von der flachen Stirn, beschattet von glatt anliegenden schwarzen Haaren, wie aus den langgepaltenen kleinen Schweißaugen, sprach die niedrigste Leidenschaft, die niedrigste Kriecherei und aus dem ungeheuren Munde, dessen Lippen larvenmäßig aufgezogen waren, eine Unverschämtheit sondergleichen, ein klugzigerer Spatz, die gemeinste Niederlichkeit. Die Kleidung des Individuums trug das Ihrige dazu bei, die Erscheinung zu einer etelhaft verworrenen zu machen. Ein schwarzer, langer Frack, abgehackt und unsauber, deckte den mißgestalteten Leib. Schmutzige Halsbinden bedeckten den Hals; gelbe,

lederne, schlechte Beinkleider, eine schmutzige, weißtaffelte Weste, eine unsaubere hängende Halsbinde, unordentliche Wäsche, die nur weiß zu nennen war, weil sie über die gelbe Haut des Menschen gebängt war, Manichetten, von Schmutzflad bedeckt, und ein elender Hut vollendeten das Aeußere dieses schauerlichen Phantoms. Eine dicke Rolle Papier hat in seiner Tasche, und auch die mit ansehnlichen Klauen versehenen Finger trugen einen Pack von Zeitungen. — Victor entsetzte sich vor dem Menschen, und Sans-Negret, der nie um Nebenlichkeiten verlegen war, raunte seinem jungen Freunde in das Ohr: „Sieht der Kerl nicht aus wie ein betrunkenen Geier? Wie ein mageres Kanthier, das den Schlachtfeldern und den Rabensteynen seine nächstlichen Besuche gönnt? Ich sehe den Burschen heute zum zweiten Male, ich habe nie ein Wort mit ihm geredet, aber ich wäre nicht böse, wenn ich ihn mir gegenüber auf dem Marseillerstrand hätte. Ich würd' es ein zweites Mal auf das Kopfab schlagen hin mit ihm wagen."

Der Eintritt des besprochenen Mannes verursachte große Bewegung in der Gesellschaft. Camille rief ihm entgegen: „Sieh da, Doktor, ihr laßt euch lang erwarten!"

„Die Pressen mußten schweigen, bis Alles vollendet war," entgegnete der Mensch, und warf seine lauernden Blicke in dem Gemach umher, bis sie mißbilligend und erstickt auf den beiden Fremden haften, die er nicht kannte. Sein Mund schloß sich vorsichtig, und eine Geberde deutete an, daß er sich scheue, vor den unerwarteten Reagen weiter zu reden. Mirabeau gab seinem Nachbar Danton einen Wink und sagte zu ihm: „Treten Sie mit dem Menschen ab, ich mag mich mit dem Auswurf nicht einlassen. Untersuchen Sie, ob seine neueste Nummer die Aufsätze enthalte, die wir begehrt haben. Sie müssen hübsch toll und übertrieben sein, so wie der Schlingel von Marat sie gewöhnlich schreibt: endlich fordern Sie ihn an, morgen auf dem Place zu sein, und all' seinen Einfluß anzuwenden, um den Böbel zum Aeußersten zu reizen."

„Gut," antwortete Danton kurz und barch, „die Hyäne wird Geld brauchen; das ist Marats tägliches Lieb. Soll ihr Geld in die Kasse gegossen werden? oder sind ein Paar Thaler genug, um den Quacksalber in den gehörigen Rausch zu versetzen? Wenn wir das Ungeheuer nicht so nothig brauchten, so wüßte ich es lieber mit einem Fußtritt zermalmen, als mich nur durch ein Wort mit ihm befudeln."

Mirabeau zog einen Beutel aus der Tasche, und gab ihn lächelnd an Danton. „Diese Tage," sprach er, „werden unsern lieben Papa ein unfähiges Geld kosten. Wenn die Explosion nur recht heftig wird! Nur keine halben Maßregeln! Zagen Sie den Charla-

tan recht in den Harnisch; Sie verstehen es. St. Huruge hat schon mit Legende und Choralen Alles abgemacht. Marat soll mit ihnen vereint handeln."

Danton winkte dem Journalisten, und ging ihm voran in das Kabinet. Mit der Ueberlegenheit, die einem kräftigen Manne gegen einen kränklichen, schleichenden Bösewicht aufsteht, wendete er sich zu dem Doktor, und sprach kurz und verächtlich: "Frisch, Marat! Sind die befohlenen Diatriben abgesetzt? Sind sie mit deiner gewöhnlichen Fabelhaftigkeit getränkt? Werden sie wirken?"

Marat entgegnete mit heimtückischer Niederträchtigkeit: "Ich schmeichle mir, mich diesmal selbst übertroffen zu haben. Die Zeilen meiner nächsten Nummer sind mit drakonischer Schrift geschrieben. Wenn diese Arznei nicht durchschlägt, will ich ein erbärmlicher Pfuscher heißen."

"Du verstehst dich auf Pferdekuren," spottete Danton, "und da das Volk wie ein Pferd behandelt sein will, so magst du deine saubere Medizin bei ihm anwenden. Wenn sie nicht hilft, so zertere ich dich. Das Volk muß morgen nach Versailles; mit Feuer und Schwert, sag' ich dir. Es ist Zeit, daß einmal etwas geschehe. Du wirst Geld branden; da hast du welches. Spende es unter die Kanaille aus, die dein Journal liebt. Hebe, treibe an. Drohe mit der schrecklichsten Hungersnoth; prophezeie die Zerstörung von Paris; schreie allenhalben aus, daß die verfluchten Schweizer und Gardes du Corps selbst das Kind im Mutterleibe nicht schonen werden. Wähle einige Mörder aus, die als Anführer dienen können; Leute, die vor Blut nicht zurückschrecken. Du mußt dergleichen kennen. In den Kneipen, die du besuchst, findet sich das Gesindel zusammen; entlaufe die Galereinflaven etwa, oder gebrandmarcke Liebe. Es muß morgen Blut sehen, und wenn es das Blut einer Königin wäre. Verstehst du mich?"

Marat nickte mit dem Kopf. Ein grausames Lächeln verklärte seine Züge. Er rieb sich die Hände und antwortete: "Ich habe schon, was wir brauchen. Da ist zuerst der Bastillenfürmer Mallard, den ich schon bestellt habe, und der seiner Rolle gewachsen ist; ferner, der resolute Bourdan, der das Messerhandwerk methodisch erlernt hat, und nach der Reihe Kontrebandier, Deserteur und Kneipenwirth gewesen ist, bis er vor Kurzem Bankrott machte. Er hat dem Koulon und dem Vertbier das Herz aus dem Leibe gerissen, den Major der Bastille den Kopf abgeschnitten, und wird vor einigen elenden Gardes du Corps und vor der österreichischen Jurie nicht zittern. Noch einige Andere zu geschweigen, die ich nur zu requiriren brauche, um ihren Arm zu bewaffnen. Sie sollen sehen, daß morgen eine furchtbare Arme auf den Beinen sein soll.

Aus den Vorstädten, aus den Hallen, aus den Vorderellen und Spielhäusern werden Rekruten zu Tausenden herbeiströmen."

"So geh' denn hin, und thue deine Pflicht, König der Hallunken, Oratel der Fischweiber und Gassendinnen!" sagte ihm Danton mit barbarischem Spott, wendete ihm dann den Rücken, und ging in die Gesellschaft zurück. Er zog Mirabeau bei Seite und sagte ihm: "Der Schuft ist expedirt. Sagen Sie mir aber nur, was mit dem jungen Offizier und dem Zynaliden werden soll, die auf eine so überraschende Weise Gäste bei diesem Mable geworden sind. Der Gardist scheint nicht dumm. Der Marcellier scheint sogar pfliffig. Wenn diese Leute errathen hätten, was hier unter uns verhandelt wurde? Der Gardist darf nun einmal nicht nach Versailles zurück, bis der große Streich ausgeführt ist. Er könnte zu reich Alarm schlagen. Das Unheil muß, wie das Donnerwetter, schnell und unvorhergesehen die Tyrannen treffen. Müßte ich den Vicomte hier an der Tafel mit der Faust todtschlagen, er dürfte nicht fort."

"Sein Sie ruhig," erwiderte Mirabeau, "ich habe für Alles gesorgt. Der Abend bricht herein, aber der Vicomte will erst morgen Paris verlassen, um nach Versailles zurückzukehren. Desmoulins wird ihm im Hotel de Provence heute Nacht Gesellschaft leisten, und die Befragnisse zu zerstreuen suchen, die auf Camille's unvorsichtige Eröffnung hin, in der Seele des jungen Mannes aufgestiegen sein könnten. St. Huruge ist bereits nach Sevores abgegangen. Er hat den Auftrag, die Gemeinden auf der Straße nach Versailles in Bewegung zu setzen, und den Wagen des Vicomte morgen unter irgend einem Vorwand aufzuhalten, wie überhaupt alle Kouriere, die nach der Residenz abgeschickt werden möchten. Der Vicomte wird, besonders wenn der Lärm bereits ausgebrochen ist, sich hüten, von einer Zusammenkunft mit den Häuptern des Aufbruchs zu sprechen; er laßt uns dagegen auf einer andern Seite vom größten Nutzen sein, weil er mit der Exprobrimel vertraut ist, die im Hofstaat der Königin ein großes Wort führt. Einem unbefonnenen jungen Offizier sind die geheimen Sünden des Hofes bald zu entlocken, und werden ebenso viele Waffen in unserer Hand. Wer weiß übrigens, ob nicht Dammartin gerade einst der Seide wird, von dessen Nothwendigkeit wir sprachen."

Danton lächelte unglänzig und arglistig, indem er mit seinen harren Augen Mirabeau's Gesicht beinahe durchbohrte und befragte: "Wer weiß vielmehr, wozu der Vicomte etwa zu brauchen wäre, wenn der Graf von Mirabeau Lust bekäme, sich mit dem Hofe zu versöhnen, und Antoinettes Vermittlung bedürfte?"

Mirabeau mag überrascht den unvorhergesehenen Gegner, küßte sich

vielleicht durchschaut, erwiederte jedoch mit der ihm eigenen, kalten Geistesgegenwart nur: „Sie sind ein Elefant, Danton. Wo Ihre Fote hinschlägt, zerplatzt sie allenfalls, aber Ihr Kopf muß listiger werden, wenn er mir imponiren soll. Merken Sie sich das, und lassen Sie uns Abschied nehmen. Ich werde alsobald nach Versailles zurückkehren, und warte auf Ihren Befehl.“

Sie wendeten sich zur Versammlung zurück, und Victor, der sich vergebens aus Caspérennis's und Camille's Gesellschaft hinweg und in's Freie gewünscht hatte, war zufrieden, als er Mirabeau's Absicht, abzureisen und somit die Gesellschaft aufzuheben, vernahm. Der junge Mann fühlte seine Brust belastet in einer Umgebung, deren zügellose Sprache ihm fremd war, und glaubte sogar seine Pflichten verletzt zu haben, indem er so lange geblieben. Sans-Negret hatte ihm zugeschworen, ihn nicht zu verlassen, bis ihnen vergönnt sein würde, aus dem Hause der Arroy zu gehen; der Invalide hatte sich hierauf mit dem Obersten Cameth abermals in eine Unterhaltung eingelassen, bis die Brüder von der Versammlung Abschied nahmen, um sich heimzubegeben. Camille führte den jungen St. Just, der gleich Desmoulins etwas von den Weinen der Tafel begeistert schien, zu Mirabeau, und sagte zu demselben: „Ehe Sie scheiden, Held der Nationalversammlung, so erlauben Sie, daß dieser junge Mann, der aus seiner Provinz herbeigekitt ist, um Sie als Redner und Heter des Vaterlandes zu bewundern, ein Gedicht, das er zu Ihrem Lobe gemacht hat, vortragen möge. Wir alle machen dann den Refrain.“

Mirabeau ließ sich wieder in seinen Sessel nieder. An seiner Seite saß noch immer Victor und die Dame des Hauses, die bald an den Hüften ihres Freundes, bald an denen des jungen Gardisten mit den Blüten hing, dem Großen gegenüber stand St. Just, bereit, das Loblied anzuhören; Caspérennis, Lechapelier, Danton und Camille reichten sich um den Tisch; am Ende desselben lebte Marat, gekräftigt über einen Teller voll Dessert gebeugt und das Burgunderglas in der Hand. Sans-Negrets hohe Figur blickte sich über den Stuhl seines jungen Freundes, und seine Augen starrten wie in sich selbst verloren, in die Kerzen, oder schweiften, wie Alise, über die Tafel. St. Just sang, und jeder Vers zum Lobe Mirabeau's und der populären Faktion wurde mit Enthusiasmus beklatscht, jeder Refrain mit Begeisterung wiederholt. Da sagte plötzlich Sans-Negret, mit einer Stimme, die von innerer Lust bewegt zu sein schien, leise zu dem Viconte: „Um Gotteswillen, Dammartin, lassen Sie uns gehen. Der Teufel fängt an sein Spiel zu haben, oder ich werde in der That verrückt.“ Victor drehte sich lächelnd gegen den Invaliden, erschrak aber vor dessen

langgezogenem leichenblaffen Gesicht. Die Dame des Hauses bemerkte soeben dasselbe, sprang mitleidig auf und rief, den Gesang unterbrechend: „Was fehlt dem armen Manne? Ist euch nicht wohl? Nehmt einen Stuhl!“ — Victor eilte, seinen Freund auf seinen Sessel nieder zu ziehen, und Sans-Negret saß in demselben eine Weile, die Hände vor das Gesicht gedrückt. Die Gäste erwarteten schweigend die Auflösung der sonderbaren Scene, die aber noch seltsamer wurde, als der Invalide, nachdem er langsam die Hände vom Gesicht weggezogen und die Augen aufgeschlagen, mit einem Schrei zusammenfuhr, und wieder in die vorige Stellung versank. „Was ist? Was habt ihr?“ riefen nun alle Anwesenden und mehr als ein Blick wendete sich schon nach hinten, in die dümmeln Ecken des Gemachs. Sans-Negret aber ächzte mit jammervollen Tönen: „O mein Dammartin, bringen Sie mich weg von hier! Warum sind wir hierher gekommen, um mit Leichen am Tische zu sitzen? Und mit welchen Leichen? Sind wir denn auf einem Blutgericht, daß Allen die Köpfe fehlen, uns und den Grafen ausgenommen? Deckt doch mit dem weißen Tischtuche die blutigen Häute der Uebrigen zu! Werft doch das Ungeheuer in seine Grube, das dort am Ende der Tafel sitzt, seinen Kopf in der Hand hält, und ihn aus seinem Glase Blut in den Schlund gießt!“ Er deutete auf Marat, der soeben einen Burgunderkelch hinunter stürzte. Erbleicht wie Sans-Negret stierten sich die Anwesenden an, und der lärmende Scherz verwandelte sich in eine grauenvolle Grabesstille, als der Invalide nach einigen Minuten wieder zu sich kam und betheuerte, er habe alle Gäste mit abgeschlagenen Köpfen am Tische sitzen gesehen, Mirabeau ausgenommen, der wie eine blasse Leiche in seinem Stuhle gesessen. Unheimliches Grauen durchschauerte die Herren sammt und sonder; die Dame des Hauses fiel in Krämpfe, und unwirsch und ungeruht trennte sich die Gesellschaft. Victor begleitete seinen Freund nach dem Hotel der Invaliden; Camille ging schweigend neben ihnen her. „Schlafe wohl, armer Sans-Negret“, sagte Victor mitleidig zu demselben, „verträume den schauerlichen Spuk, den dir wieder einmal dein armer Kopf vorgemacht hat. Gib mir bald Nachricht von dir und lebe wohl.“ Sans-Negret erwiederte, und seine Stimme verrieth, daß er seine Seelenangst noch nicht überwunden hatte: „Wenn die furchtbare Gesellschaft mir nicht wiederkommt! Der Gouverneur läßt mich gewiß in die Disciplinirung sperren, weil ich den Zapfenstreich überhört habe; und dort ist es so einsam; und mein Kopf wird so viel Mähe haben, in dem finstern Nest seine Hirnspinnweben auszubreiten! Wenn ich mir nicht krank werden! Ich möchte so gerne gesund bleiben um Zurechtwillen, Herr Viconte. Es ist eine Zeit, wo man einen guten Arm nöthiger braucht, als einen guten Kopf,

Sorgen Sie, daß man mich nicht nach Vicôtre zu den Babusini-
gen sperrt. Gute Nacht; beten Sie für mich, wenn es sich für
einen Soldaten schickt, und — wenn Sie es vermeiden können,
gehen Sie nicht mehr nach Versailles!“ Er riß sich los von
Dammartin, und lief schnell wie ein Vogel auf das Hotel zu.
Gamille und der Vicomte wendeten sich, noch immer verstört
und schweigend wie Karthäuser, dem Seinefluß und seinen
Brücken zu, um das Hotel de Provence zu erreichen.

L u d w i g S t o r c h.

Rudwig Storch.

(Geb. 14. April 1803.)

Storch fand sein Vorbild an seinem vieljährigen Genossen Spindler. Er überragt denselben an eigentlicher Naturkraft und kühner Leidenschaft; doch in maßloser Hestigkeit, an wildem, verzorrenem Hinausgehen sowohl über seine eigenen Kräfte, wie über die Schranken des einfachen Kunstwerks, steht er weit hinter ihm zurück. Storch nimmt den ihm hier angewiesenen Ehrenplatz auch mehr seiner außerordentlichen Begabung wegen, als um deswillen ein, wie er diese Begabung verwerthet hat. Große und interessante Geschichtsmomente und Kulturphasen weiß er fesselnd, bunt, romantisch und drastisch, oft mit wirklicher Poesie, erzählend zu gestalten; aber es fehlt doch überall die künstlerische Ordnung, die ästhetische Bildung und der harmonische Geist. Eine blutheißige Bollkraft wird oft grobe Simulachtheit, und der Blutstrom der Leidenschaft mündet nicht selten in einen pestilenzialischen Herenbrei. „Kunz von Kaufungen“, — „Hinko der Freitnecht“, — „Förbert Hemms“, — „Leute von Geslern“ und „Ein deutscher Leinweber“ sind seine besten Romane. Besondere Verdienste um Thüringen erwarb er sich durch sein „Wandebuch durch den Thüringer Wald“ und durch seine „Thüringer Chronik“. —

Storch wurde am 14. April 1803 in Ruhla geboren und schon in sein junges Leben warf das Schicksal einen lang wirkenden Dualismus der bittersten Erfahrungen und — nach eigenthüm-

lichen Familienüberlieferungen, — der reichsten Erwartungen und Hoffnungen. Zum Kaufmann bestimmt, abenteuerete er diesem ihm verhassten Stande immer auf's neue aus dem Wege und trat in seinem 17. Jahre — verwildert und ohne alle Kenntnisse — in die unterste Klasse des Gymnasiums zu Gotha. Dann besuchte er das Gymnasium zu Nordhausen. Zu seinem Unglück verheiratete er sich allzufrüh, mußte allzufrüh schon für das Tagesbrot schriftstellern und ging er als verheirateter Student nach Leipzig, um zwei ihm ganz heterogene Wissenschaften: Theologie und Philosophie zu studiren. Er verließ diese Studien denn auch, ging nach Stuttgart, wo er sich mit Spindler verband, und widmete sich nun ganz der Schriftstellerei. Im Jahr 1830 zog er wieder nach Gotha. Hier versuchte er später eine Verlagsbuchhandlung und Druckerei zu gründen, doch verlief der Versuch, bei Storch's gänzlicher Unpraxis, hingebendster, edelmüthigster Freigebigkeit und vertrauender Sorglosigkeit, in einen sehr unerquicklichen Konkursprozeß. Dem späteren Versuch einen Kindergarten in Nordhausen zu gründen, trat die preussische Regierung — weil Storch entschiedener Demokrat war — entgegen. Körperliche Leiden mancher Art, namentlich immer größere Taubheit eine unerquickliche Ehe, Sorgen des täglichen Lebens quälten, verbitterten, verwilderten die ursprünglich gewaltige Kraft des Dichters immer mehr. Der Buchhändler Ernst Keil that als Freund und Verleger sehr viel für den unglücklichen Mann; es gelang ihm, ein hübsches Gültchen für denselben im Vaireuthischen anzukaufen und Storch war — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben — überaus glücklich. Aber es duldete ihn nicht lange in jenem einfachen ruhigen Glück des Landlebens; er zog zurück nach seinem geliebten Thüringen, wo er sich in Georgenthal niederließ. Auch hier sehen wir — wie bei Grabbe und Büchner — die tragische Wahlverwandtschaft des Lebensganges mit dem poetischen Schaffen.

Aus:

„Ein deutscher Leinweber.“

(Abtipp von Oesterreich, I. Theil, 6. — 7. Kapitel.)

Es waren noch wenige Tage über eine Woche verstrichen seit dem Vormittage, an welchem jene Gespräche im Hause des reichen Kaufmann Peter van der Kapellen zu Antwerpen geführt worden waren, als um dieselbe Tageszeit in das geräumige und hohe Wohnzimmer der erzbischoflichen Gemächer in der stattlichen und prächtigen herzoglichen Hofburg zu Brüssel ein langer, schlicht gekleideter Mann mit seinem Knecht eintrat und sich bescheiden gegen die anwesenden Hofherren, Offiziere, Edelleute, junge Pfaffen und Bagen verneigte, die theils in der freundlichen Herbstsonne an den hohen Spitzbogenfenstern, theils um das Kaminfeuer schwärend lungerten oder sich die Zeit — das einzige kostbare Gut, das sie im Ueberflus besaßen — mit Bret- und Kartenspiel vertrieben. Der Fremde war ein Mann in den angehenden vierziger Jahren, doch hatte die letzte Blüthe männlicher Jugend, welche in diesen Jahren zu treiben pflegt, ihm schon Valet gesagt, und die dunkelblonden Haare, die schlicht unter seinem ungeheuren, mit Waderpelz verbrämten Tuchkaret am Kopfe herabhangen, hatten schon eine starke graue Beimischung. Auch das Gesicht trug Spuren von schweren Leiden oder schweren Mühen; es war bleich, eingefallen und stark hervortretende Backenknochen beherrschten dasselbe. Man mußte es unsonst nennen, es hatte unbedeutende Füge dieses Gesicht, stark markirte und verzwickte, Zeit und Charakter hatten darin ihre Pflugschar auf- und abgiehen lassen. Die lange, dünne, starkknöchige Gestalt neigte sich etwas vorwärts und der Kopf senkte sich der Brust zu, wodurch der ganze Mann einen Ausdruck von Beschränktheit erhielt. Diesem aber widersprachen die kleinen, funkelnden Augen, von großer Geistesbeweglichkeit zeugend, und um den breiten Mund spielte ein äußerst gutmüthiger Zug, ein

stilles, freundliches Lächeln, geschickt, mit dem Eindruck zu versöhnen, den die übrige Erscheinung des Mannes hervorgerufen hatte. Wie sein ganzes Wesen schlicht, einfach, anspruchslos, so war auch seine Kleidung. Sie bestand aus einem dunkelgrünen Tuchwams, braungefärbten Lederhosen, blauen wollenen Strümpfen und ziemlich plumpen Schuhen; über dem Wams trug er eine ebenfalls dunkle Fellschabe von derselben Pelzart, mit der sein Barock verziert war. Das war nicht der bageprunkende Anzug eines niederländischen Bürgers, der in die Hofburg kam, um mit seinem Fürsten zu sprechen; ein brabantischer oder flandrischer Bauer wäre in größerem Staate in diesem Vorzimmer erschienen. Der Mann hatte nicht für einen Pfennig Werth Sammt oder Seide, Gold oder Silber an sich. Es war Alles an ihm von Wolle, Linnen, Leder und Pelz, wie sie das liebe Vaterland lieferte. Und der Knecht sah auch nicht aus wie der Eigenhohn eines vornehmen Mannes. Ein schaflederner Reiterwams, keineswegs neu und funktlos, Lederhosen und hohe Reiterstiefeln von braunem Rindsleder machten seinen ganzen Staat aus. Dafür sah sein grobes Gesicht desto untrübsamer und bärbeißiger drein, und eine große, edige Klumpnase, die sich ausnahm, als kreise sie eben mit Jungen, gaben ihm etwas Abschreckendes und Fürchterliches. Der Knecht trug, wie es schien, ziemlich schwer einen kleinen, in Schweinsleder gezeichneten Kasten unter dem linken Arm und hielt neben seiner schmierigen Hundsgugel noch ein braunledernes Futteral in der rechten Hand, in welchem man, der äußern Form nach zu schließen, einen Gut vernunftigen durfte.

Diese beiden sonderbaren Gestalten waren den im Vorzimmer versammelten, meist jungen und wüthigen Herren in farbenprächtigen, seidnen und sammtnen, auch goldgestickten und auf allerlei Art verzierten und betrodneten Kleidern erst eine auffallende und dann natürlich sehr willkommene Erscheinung. Es schien bald, als begien die ägypischen Bewohner des Vorzimmers die Meinung, die beiden Fremden seien zu keinem andern Zweck hergekommen, als um zum Gegenstand fader Wikeleien, Spitzereien und Niedererien zu dienen.

— „Es sind gewiß Bewohner der neuen Welt,“ sagte ein lustiger Hofjunfer und dehte sich übermüthig in seinem goldgestickten Sammtrocke, „und wollen dem Erzherzog, als ihrem künftigen Herrn und König, die Aufmerksamkeit machen. In der That, sie haben ein menschenfresserisches Aussehen.“

— „Dann gibt es Arbeit für unser einen,“ bemerkte ein junger, hochmüthiger Pfaffen; „ich werde die armen Helden zur alleinseligmachenden Kirche bekehren und lade euch alle zu Taufpaten ein.“

— „Ah, schwach nicht so gottlos!“ rief ein Page. „Die beiden Herren sind gute Christen. Sie stammen aus dem Lande Dänemark und sind ehrliche Mäuse- und Rattenfänger, die das Schloß von allem Ungeziefer reinigen und dem Erzherzog ihre nützlichen Dienste anbieten wollen. In dem wohlverwahrten Schrein ist das Rattengift und in dem Futteral die Mäusefalle.“

— „D wie todt und still würde es in diesen Räumen sein, wenn hier alles Ungeziefer vertilgt würde!“ lachte ein vorzüglich vornehm gelliederter, zarter Jüngling.

— „So rechnet ihr euch wohl selbst dazu, Durchlaucht?“ fragte ein älterer Hofherr.

— „Warum nicht? Wir bilden hier einen stattlichen Rattenkönig. Doch laßt euch nicht bange sein, daß es euch an Hals und Kragen geht. Diese Leute sehen nicht aus wie Mörder und Todtschläger. Ich wette, es sind Handschuhmacher vom Rheine, die eine neue Art, das Leder gar zu machen, erfunden haben und nun gekommen sind, dem Erzherzog Proben ihres Fleißes vorzulegen. — Nicht wahr, guter Freund, ihr seid ein braver Bürger einer deutschen Reichsstadt, dessen ehrlicher Sinn nicht böser steht, als auf das tägliche Brod, wenn's auch hart und schwarz, wenn's auch Haferbrod und schimmelig ist.“

— „Ihr habt's endlich getroffen,“ versetzte der lange, schlichte Mann. „Ich bin ein braver Bürger einer freien deutschen Stadt und mein ehrlicher Sinn steht nur auf mein tägliches, selbst erworbenes Brod. Der Erzherzog wird euch das bestätigen, denn der kennt mich genau.“

— „Gi, was ihr doch für vornehme Bekanntschaften habt!“ höhnte die Durchlaucht. „Ihr habt wohl schon aus einer Salzmeze mit ihm gegessen?“

— „Auch diesmal habt ihr recht. Ihr rathet besser als die andern Herren. Mehr als einmal schöpfte ich mit Seiner Hoheit und dessen glorreichem Vater Seiner Majestät dem König aus einer Schüssel und trank mit ihnen aus einer Flasche. — Still, Welt!“ wandte er sich zu dem Knechte mit einem drohenden Tone. Denn dieser gromelte und brumnte vernehmbar böse Dinge und warf wüthende Blicke umher, aus denen zur Genüge erhellte, daß er bedeutende Lust in sich verspürte, mit geballten Fäusten drein zu schlagen. Und er hatte fürchterliche eiserne Fäuste und zeigte sie den übermüthigen Hofherren. Auf den Befehl seines Herrn schwoeg er unwillig.

— „Da ihr gewohnt seid, an anfälligen Tafeln zu sitzen,“ fuhr der junge Fürst fort, „so werdet ihr doch wohl auch schon mit mir gespeist haben. Besinnt euch nur, ich bin der Pfalzgraf Friedrich, der zweite Prinz des regierenden Pfalzgrafen des Rheins.“

— „Mit kleinen Fürsten hab' ich noch wenig verkehrt. Doch euren Vater kenn' ich, durchlauchtiger Herr. Als vor zwei Jahren der schwäbische Bund von den Edigenossen die argen Schläge bekam, hab' ich ihn auf der Flucht beigestanden und durchgeholfen.“

Der Pfalzgraf wandte sich zu seinen, dem treffenden Stich Beifall lachenden Kumpanen und gab ihnen durch Worte und Zeichen kund, dem Manne rappele es offenbar im Kopfe. In diesem Augenblick trat der Page Bübenhoven aus einer Thüre in das Vorzimmer und ließ einen Laut der angenehmsten Ueberraschung hören, als er die Fremden erblickte. Er stand einige Augenblicke schier regungslos und bestete seine Augen voll froher Erwartung und Hoffnung auf den langen, schlichten Mann, als sei ihm derselbe die liebste Erscheinung, der langersehnte Gegenstand seiner heiligsten Wünsche. Er wollte sich ihm nähern, aber scheue Ehrfurcht hielt den Knaben zurück. Dann eilte er wieder fort und kehrte nach einigen Minuten mit dem Oberkämmerer des Erzherzogs zurück, der dann auch respektvoll zu dem Fremden trat. Dieser bat mit flüsternden Worten, indem er ganz heimlich seinen Namen nannte, ihn dem Erzherzog zu melden.

— „Es ist nicht nöthig, daß ich euch zuvor melde,“ versetzte der Oberkämmerer, „Seine Hoheit erwartet euch heute und hat befohlen, euch sogleich, wie ihr anlangt, zu ihm zu führen. Habt demnach die Gewogenheit, mir zu folgen.“ Und sie gingen in des Erzherzogs Gemächer.

Bübenhoven hatte unterdessen dem Knechte einen Schmel hingestellt, auf den dieser seinen schweren Kasten stellen möchte, wodurch er sich schnell die Gunst desselben erwarb. Der wild aussehende Mann dankte freundlich und sagte: „Es will mich bloß bedünken, Herrlein, als ob ihr uns besser kenntet wie die Andern hier.“

— „Gewiß,“ versetzte Bübenhoven; „ich bin ja ein Tyroler aus dem Oberinntal, wo ihr die Silberbergwerke habt, und habe meinen Herrn dort öfter gesehen.“

— „So ist doch ein Christ unter diesen Heiden,“ sagte der Knecht grob und nicht dabei dem Page freundlich zu.

Der Pfalzgraf hatte natürlich nichts Ulligeres zu thun, als den Page zur Seite zu nehmen und heimlich zu befragen, wer der lange fremde Schlagfot sei, vor dem er und der Oberkämmerer so viel Respekt gezeigt.

— „Das ist der weltberühmte, reiche Jakob Jagger von Augsburg, der heute dem Erzherzog die Späne zur spanischen Reise bringt, und zweifelsohne liegt in dem schweren Kästlein dort der goldne Schatz begraben.“

Der Pfalzgraf machte ein langes Schafsgesicht und theilte den Uebrigen die unangenehme Entdeckung mit. Er selbst wußte ja am besten, wie gut dieser Jakob Jagger beim König und Erzherzog angeschrieben stand. Die meisten der jungen Herren wurden blaß vor Schrecken und krachten sich bedeutlich hinter den Ohren. Die jungen Plattköpfe von der Kleisei und die sonst noch auf Besuch hier waren, nahmen eiligst den Abmarsch; die Hofherren, Junter und Bagen, die ihre Dienstpflicht hier festhielt, saßen zitternd und bebend nach der Thüre, welche in die erzherzoglichen Zimmer führte, und erwarteten jeden Augenblick, daß sie sich öffnen und ein arges Donnerwetter daraus über ihre Köpfe hervorbrehen würde, und in der Herzensangst schob Einer die Schuld auf den Andern. Am Ende wollte Keiner etwas gesagt, ja nicht einmal gelacht haben; im Gegentheil versicherten Manche, sie hätten es dem Manne gleich angesehen, was hinter ihm stiede, und Andere machten Bübenhoven Vorwürfe, daß er nicht gleich mit der rechten Farbe herausgegangen sei, obgleich er bei ihren Ungezogenheiten nicht zugegen gewesen war. Er lachte sie aus, nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude, als er erfuhr, was sie angestellt hatten. Alle stimmten darin überein, es sei sehr unrecht vom Herrn Jagger, nicht seinem Reichthum angemessen einberzuzufahren; wie den Vogel an den Federn, so pflege man den Menschen an den Kleidern zu erkennen. — Weit trat nun keck und triumphirend auf und warf seinerseits den Juntren höhnische Blicke zu, indem er übermüthig mummelnd mit der Faust auf die Geldtasse schlug; die goldbetrefften Herren waren aber plötzlich so demüthig geworden, daß sie dem gemeinen Knecht im schlichten Lederteller einen Stuhl rückten, ein Anderer eine Flasche Wein hervorzog und dem ungeleckten Bären kredenzte, und ein Dritter ein höfliches Gespräch mit ihm beginnen wollte, um ihn zu verschonen; aber Zeit sah nur um desto hochmüthiger über Alles weg, ging brummend und lachend seinen Schritt und gab nur Bübenhoven die Ehre, dann und wann ein paar Worte an ihn zu richten.

Jagger trat in die prächtigerladenen Gemächer des Erzherzogs so ruhig und unbefangen, als sei er selbst hier zu Hause. Der Oberkämmerer ersuchte ihn, in einem derselben zu warten, und ging, um den Erzherzog herbeizuholen. Es dauerte auch nur wenige Minuten, als die gegenüberliegende Thüre haßig geöffnet wurde und der Fürst rasch hereintrat.

Philipp, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund und den Niederlanden, Graf von Tyrol und Kärnten, stand in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre und war einer der schönsten, anmuthigsten und jugendkräftigsten Männer seiner Zeit.

Seine Körperformen waren so edel und liebreizend, seine Bewegungen, sein ganzes Wesen so gewinnend und einnehmend, daß man ihn allgemein nur Philipp „den Schönen“ oder den „schönen burgundischen Herrn“ nannte. Er war hoch und schlank, von auffallender Leibeslänge, doch standen die einzelnen Theile des Körpers alle in einem richtigen Verhältniß zu einander. Die Muth und Majestät seines Wesens ließen beim ersten Blick den gebornen Fürsten in ihm erkennen. Vorzüglich schön gebaut war sein Kopf; hellblonde, dicke Locken wallten ihm bis auf die Schulter; auf seiner herrlich gewölbten Stirn thronten Hohenheit und Liebreiz vereint; aus seinen großen, glänzenden, blauen Augen loderten die Fackeln schelmischer Liebesgötter, um alle Frauenherzen in Brand zu setzen. Seine Züge trugen unverkennbar große Ähnlichkeit mit denen seines Vaters, des österreichischen Mar, den die „burgundische Maria“ einst seiner Schönheit wegen zum Gemahl gewählt hatte; aber Philipp hatte nicht die große Nase Maximilians, über welche der König stets so anmuthig zu scherzen pflegte und die oft genug das Stachelblatt seines Hofnarren Kruz von der Nase war. Die Philipps hielt sich in der strengsten Schranke männlicher Schönheit. Das Reizendste an ihm war aber sein zarter, leichtgeschwelter Mund; es war, als hätte der Gott der Liebe sich den seinigen dazu abformen lassen. Philipp trug keinen Bart; denn diese Sitte brachte erst zwanzig Jahre später sein Sohn Karl auf. Auf seinen Wangen schimmerte das zarteste Roth durch das lieblichste Weiß einer feinen, schier mädchenhaften Haut. Und war es ein Wunder, wenn Philipp und seine Schwester Margaretha das schönste, liebreizendste Menschenpaar in allen niederländischen Provinzen waren, sie, die den schönen österreichischen Apoll und die reizende burgundische Venus zu Eltern gehabt hatten?

— „Ihr seid pünktlich, Herr Fugger; das muß ich loben,“ empfing der Fürst den Augsburger Bürger. „Hättet ihr mir die Stunde dieses Vormittags in euerem Briefe angegeben, ich glaube, ihr wäret mit dem Glodenschlage der Schloßuhr bei mir eingetreten.“

— „Pünktlichkeit muß die Seele des Kaufmanns sein, gnädigster Herr,“ versetzte Fugger, sich verneigend. „Was wollte aus meinen vieltheiligen und mannigfachen Geschäften werden, wenn nicht jedes Ding zur rechten Stunde, ja Minute verrichtet werden müßte! Das ist halbe Arbeit. Und wenn ich streng gegen mich bin, darf ich's auch gegen meine Leute sein.“

— „Ja, ihr seid ein wahrer Mann, Herr Jakob Fugger, vor dem ganz außerordentliche Ehrfurcht zu haben, ich gern bekenne. Fürwahr, als ich vor sieben Jahren mit meinem Vater zuerst nach

Augsburg kam, daß er vor allen deutschen Städten lieb und hoch hält, da war ich auf nichts so begierig, als euch kennen zu lernen, von dem mir ein römischer Kaiser und ein deutscher König nicht Rühmens genug hatten machen können; denn nicht nur König Maximilian, auch Kaiser Friedrich war eueres Lobes voll und lenkte meinen jugendlichen Sinn auf euch, als einen der besten Männer im heiligen römischen Reich.“

— „Solch Lob könnte mich stolz machen, wenn ich eine Anlage dazu hätte,“ entgegnete Fugger lächelnd. „Ich habe mich der Gnade meines gnädigsten Kaisers und Königs stets noch kräftig würdig zu machen gesucht. Ich habe mir's sauer werden lassen in meinem Leben erst hinter dem Weibstuhl, dann auf Fahrten hin und her durch manches Herrn Land, um mit dem Großen zu wuchern, den mir mein braver und thätiger Vater hinterlassen. Dabei hab' ich Gott und die Heiligen nicht minder fleißig angerufen, habe die heilige Mutter Kirche und ihre Diener hoch und werth gehalten. Ich gab dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Ein wenig Glück, womit Gott meinen Fleiß segnete, kam dazu, das aber den Weinbeber nicht hoch; und übermüthig machte, und so ist der Jakob Fugger von Augsburg geworden, wie er vor euch zu stehen die Ehre hat.“

— „Ihr seid also wirklich ein gelernter Weinbeber? Man hat es mir schon einmal gesagt, aber ich hab' es nicht glauben wollen. Ich meinte, man verwechselte euch mit euerem Vater.“

— „Ich bin es, wie es mein Vater war, gnädigster Herr, und gedenk' es zu bleiben all mein Lebtag. Ich sitze im Rath meiner lieben Vatersstadt von Jüngsten als Webermeister und halte den Weibstuhl dort und überall in Ehren. Es wird euch bekannt sein, Hoheit, daß Augsburg ein zünftiges Regiment hat und die Geschlechter schon über hundert Jahre im Hintergrund haben stehen müssen, weshalb sie gar sehr in Ansehne und Verfall gerathen sind. Auch hab' ich noch etliche dreißig Weibstühle in meinem Hause geben und lasse auf ihnen fleißig Weinwand, Dürk und Vardent weben. Am Weibstuhl sitzend von früh bis spät haben mein Vater und Großvater durch Fleiß, Ordnung, Demuth und Gottesfurcht den Grund zum Fuggerischen Hab und Gut gelegt; das Webergeschiffchen, das so hurtig hinüber und herüber flog, hat uns auch etwas eingebracht, wenn auch nicht so viel, wie die Schifffahrt der Holzen Kaufherren von Flandern und Brabant, die den Reichthum aller Länder einführen; es war ja auch klein und kam nicht aus unserer Stube. Dafür sind wir auch nicht übermüthig geworden und haben uns nicht überhoben und empört gegen die uns von Gott gesetzte und verordnete Obrigkeit.“

— „Da habt ihr recht, Herr Fugger. Der Kaiser erkannte

aber auch euer stilles und sicheres Verdienst. Mein Großvater folgte der Leide eures Vaters zu ihrer Ruhestatt, als er eben in Augsburg gegenwärtig war, und begabte euch und eure beiden Brüder mit einem adeligen Wappen. Ihr führt die drei Lilien mit Ehren im Wappen. Der Kaiser wollte jedenfalls damit andeuten, daß er euch drei Brüder so werth halte, wie die kostbarste Blume des Gartens. Wie lange führt ihr das Wappen schon?"

— „Es sind nun acht und zwanzig Jahre; denn es war im Jahre 1473, als des Kaisers Majestät uns damit begnadigte. Ich hatte es wohl am wenigsten oder eigentlich noch gar nicht verdient; ich war damals erst ein Bub' von vierzehn Jahren. Doch hat es mich gar sehr angepörrt.“

— „Ihr seid wohl der jüngste von euren Brüdern?“

— „So ist's, gnädigster Herr; von den elf Kindern, die meine Mutter geboren, bin ich das zehnte und der siebente Sohn; das letzte Kind war ein Mädchen, das nach zehn Monaten wieder dahin ging, woher es gekommen war. So ist's gekommen, daß mein Bruder Ulrich, das älteste von allen Kindern, in voriger Woche seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat und mein Bruder Georg im neun und vierzigsten Jahre steht, ich aber erst zwei und vierzig Jahre alt bin.“

— „Wahr, ein reicher Ehefegen, dessen sich eure Eltern erfreuten! Und daß sich dabei dennoch das Gut eures Vaters durch Fleiß und Thätigkeit mehrte, macht ihm die größte Ehre.“

— „O ween's seine Kinder allein gewesen wären, die er versorgte,“ rief Jügger mit leuchtenden Augen. „Nein, er ließ keinen Armen unbewacht, seinen Kummervollen ungetröstet — nicht mit Worten, sondern durch Thaten der Liebe getröstet — keinen Bedürftigen ohne Hülfe von sich. Und es waren harte und böse Zeiten, die er mit durchmachte, eh' noch der schwäbische Bund bestand gegen die rohe Anmaßlichkeit der adeligen Wegetagerer, Schnapphähne und Raufritter, die unsere Stadt fort und fort drangsalten. Und die Bayernherzöge waren die schlimmsten, die uns nimmer Ruhe ließen. Da war stets zu geben und zu helfen; denn die Noth kam immer wieder. Aber er war unermüdet im Geben und Helfen; doch bewährte sich Gottes Spruch an ihm: Gebet, so wird euch gegeben. Und sein Gut wuchs wunderbar, wie das Del im Krüglein der Wittve, bei der der Prophet Elias gebauset.“

— „Und ihr seid in seine Fußtapfen getreten, waderer Mann!“ sagte der Erzherzog gerührt und die Hand des Leinwebers ergreifend, während sein Auge feucht schimmerte. „Eure Vorfahren waren also Leinweber? Wie sind sie nur zu dem großen Reichthum gekommen, den euer Haus jetzt besitzt?“

— „Wir kennen Niemand von unserem Stamm weiter hinauf als unseren Urgroßvater. Er war ein Weber und Bauer vor hundert und fünfzig Jahren im Graben, einem Dorfe an der sogenannten Straße im Veldscheide bei Augsburg. Er hieß Hans Jügger und seine Ehefrau Anna Weigner war von Kirchheim. Er soll ein fleißiger und gottesfürchtiger Mann gewesen sein. Ob er seinem Sohne etwas hinterlassen, wissen wir nicht, schwerlich ist's viel gewesen. Dieser hieß ebenfalls Hans und war mein Großvater. Durch seine Verheirathung mit Katharina Widolp erlangte er Bürgerrecht in Augsburg im Jahre 1370. Noch dem Tode dieser seiner Wirthin schloß er 1382 einen zweiten christlichen Ehebund mit Elisabeth Stattermann, deren Vater einer des Rath's war. Dieser mein Großvater war unter der Funt der Weber und von denselben im Rathe. Auch war er Kreischöf des westphälischen Gerichts auf der rothen Erde, also ein sehr angesehenen und geachteten Mann. Neben seinem Handwerke trieb er Leinwandhandel in die schwäbischen und bayerischen Städte und erwarb sich dadurch ein in jener Zeit ansehnliches Vermögen von dreitausend Goldgulden. Der Ruf seines Fleißes und seiner Rechtsschaffenheit hat sich erhalten, obgleich er schon als ein angehender Fünfziger im Jahre 1409 verstorben ist. Er hinterließ zwei Söhne, Andreas und Jakob, welche beide zünftige Weber waren. Dieser Jakob, der jüngere Sohn, war mein Vater, dessen Andenken ich segne, so oft ich seinen Namen ausspreche. Sein Bruder Andreas war ein Mandel Jahre und noch mehr älter und schon lange ein Mann mit eigenem, blühendem Geschäft, als mein Vater noch ein Schulknaabe war. Andreas hatte sich mit Barbara Stammer, aus dem angesehenen Geschlechte der Stammer vom Aß, verheirathet und groß Geld und Gut mit ihr erworben. Mit außerordentlichem Glück trieb er Handelschaft auf der einen Seite mit Benedig und Genua, auf der andern mit der Hanja und den slawischen Städten, und er gewann in rasender Schnelle viel Geld. Was er angriff, glückte ihm über die Waßen, und als mein Vater als Lehrbursche an den Webstuhl trat, war mein Onkel Andreas schon ein feinericher Handelsherr. Daher gab man ihm in Augsburg allgemein den Namen der „reiche“ Jügger, den er auch mit Recht bis an sein Ende geführt hat. Aber Glück und Geld machten ihn übermüthig; er verachtete den Webstuhl und duldete ihn nicht mehr in seinem Hause. Niemand durfte ihn daran erinnern, daß er ein gelernter Leinweber war; er holzte in seidnen Wämsern einher und hatte goldene und silberne Kleiden an sich hangen wie ein Reichthum. Und wie er, so seine Frau, seine Kinder. Er hatte fünf Söhne und drei Töchter und

alle wetterfeierten, es dem Vater und der Mutter nachzutun, ja sie zu überbieten in Hoffart und Hagekrant. Andreas Fugger's Schreibstube zeigte sich prächtiger hergerichtet als ein fürstlich Gemach; alles Holzwerk war darin von künstlichen Holzschnedern ausgeschnitten und vergoldet, so daß man sie nur schlechtweg „die goldene Schreibstube“ nannte und Jedermann wußte, was damit gemeint war. Er that es den reichsten und ältesten Geschlechtern zuvor, und weder die Herwart, die Welser, Krellinger, noch die Langemantel, die Hofmaier, Stauenburger und Allung, als die letzten acht Geschlechter, konnten in Staat und Pracht mit ihm gleichen Schritt halten. Nun, er wenigstens hat das Ende dieser Herrlichkeit nicht zu sehen brauchen; er ist reich und angesehen gestorben, aber seine Kinder und Enkel haben dem einst vollen und überfließenden Kasse auf den Boden gesehen; ja sie haben den Boden dieses Kasses vollends herausgeschlagen und das ganze Faß zertrümmert. Sie hatten sich frühzeitig in die vornehmsten Geschlechter verheiratet und erhielten von Ew. Heiligkeit Großvater, der Majestät des Kaisers Friedrich, ein Wappen mit einem Reh im blauen Felde, wovon sie die Fugger vom Reh genannt wurden. Drei von den Söhnen und gerade die stolzeften und reichsten waren nämlich gewaltige Waidmänner. Sie rührten einher auf prächtigen Rossen mit Knechten und Hunden, mit Wappnern und Waidgesellen, und wenn ein Fugger vom Reh auf der Straße einherzog mit seinem Gefolge, so meinte man nicht anders, als es sei ein Bayernherzog, der zur Stadt fahre. Auch legten sie's geradezu darauf an, die Herzöge, an deren Hof sie oft waren und die wiederum in Augsburg bei ihnen einkehrten, in Prunk und Pracht und adeligem Thun und Wesen auszufleischen. Wenn man aber zu Waidwerk und Banfett, zu Hof und Festei fährt, hat man weder Zeit noch Lust, sich um Handel und Gewerbe zu kümmern. Das überließen die Herren Fugger vom Reh ihren Leuten und Dienern, von denen sie betrogen und gefälscht wurden. So sind die fünf Fugger vom Reh in Saas und Braus dahingefahren und meist arm gestorben in ihren besten Jahren. Ihre Söhne haben aber wenig oder nichts mehr vom Reichthum der Väter, wohl aber deren Prunk und Prahltsucht. Einige haben Handwerker werden müssen, andere treiben noch Handel, aber mit wenig Glück; sie haben's erzwingen wollen und deshalb große und thörichte Dinge unternommen, von denen sie sich wunder einen Gewinn verprochen. Mehrere sind so arm geworden, daß sie von unserer Unterstützung leben; denn wir können sie doch als unsere Vettern nicht darben lassen, obgleich ihre Väter uns gar sehr verachtet und nicht als Verwandte angesehen haben. Einige davon sind in unserer

Dienste, und den besten, einen tüchtigen Geschäftsmann, habe ich mit hiergebracht, eines Unternehmens wegen, wovon ich Ew. Heiligkeit nachher berichten will. Er ist zwar auch ein Fugger von Prahlbans und Bierengel, aber sonst ein pünktlicher, verständiger und thätiger Bursche, und zu dem Geschäft, wozu ich ihn brauchen will, ist mir's gerade recht, wenn er mit St. Urbans großem Messer schneidet.“

— „Diese Fugger vom Reh haben als tüchtige Waidmänner nichts als Böde geschossen,“ lachte der Erzherzog. „Und es ist schon recht, daß sie ein Rehböddlein im Wappen führen. Nun laßt hören, wie's die Fugger von den Lützen getrieben haben.“

— „Wie jene Böde geschossen, so haben diese Lützen gepflückt, gnädigster Herr. Mein Vater kümmerte sich nicht um das Herrwesen seines Vendors und seiner Neffen. Er webte und ließ weben und verkaufte seine Waare, that den Armen nach Kräften Gutes, wie ich euch schon gesagt, und erzog seine Kinder zu Fleiß und Frömmigkeit. Und wie's dort weniger ward, so mehrte sich's bei uns. Ich bin als Knab' manchmal fast von einem Fugger vom Reh überritten worden, wenn ich in meinem linnenem Zipflein durch die St. Annengasse zu den Barsüßern in die Schule lief. Sie sind vom Pferd herabgekommen, aber Gott soll mich bewahren, daß ich darauf stiege! Ein Leinweber soll kein Ritter sein. Wenn Gott gnädig ist, dem halte er Hoch: und Uebermuth aus dem Leibe, er sei ein König oder Knäufler. Ich habe immer Hochmuth vor dem Hall einherstolzierten sehen. Als mein Vater einging zu Gottes ewiger Herrlichkeit, war ich erst zehn Jahre alt. Ich war schier das einzige noch unerzogene Kind; denn meine Schwester Waldburg, die vor mir kam, war zwölf Jahre alt und groß und verständig; ich aber noch ein gar dummer Bub'. Jakob, sagte der todtfranke Mann zu mir, der Herr unser Schöpfer, der mir das Leben gegeben hat, ruft mich jetzt wieder ab; ich kann dich nicht großziehen, mein Sohn. Versprich mir, daß du ein Leinweber werden und wenn du zu Reichthum kommen solltest, den Weisfuß nicht verachten willst, wie deine Vettern, die Fugger vom Reh. Bet' und arbeit', sei wasd' allezeit! Arbeit' und bet' früh und spät. Bekümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen. Bedenk! stets, daß du ein Leinweber oder Handelsmann bist, so wird dich der Teufel des Hochmuths nicht versuchen. — Ich schrieb mir die guten Lehren in's Herz, ging fleißig zu den Barsüßern zur Schule, setzte mich zwei Jahre später hinter den Weisfuß und ließ mein Schifflein fliegen wie ein Vöglein in der Luft und sah mich nicht um, nicht links, nicht rechts, bis ich mein Handwert verstand. Dann ging ich als tüchtiger Geselle fünf Jahre auf die Wanderschaft, nicht nur in deutschen

Landen; ich sah mir auch Venedig an und Genua, Rom, Lyon und Paris. Ich besuchte die Seidenweber in Italien und in Südfrankreich und lernte viel in aller Welt Gegend, was mir nachher im Handel und Wandel gar sehr zu Ruh und Statte gekommen ist."

— "Aber euer Vater hinterließ euch schon ein stattliches Vermögen?"

— "Der Herr hatte seinen Fleiß segnet, wie ich euch schon bemerkt habe. Auch hatte ihm meine Mutter, Barbara Basinger, eines Münzmeisters Tochter, einen hübschen Erbschilling zugebracht. Namentlich hat er mit ihr das Haus am Göginger Thore geerbt, welches mein Bruder Ulrich noch bewohnt. Ich habe mir ein Haus am Weinmarkt gekauft. Mein Vater war ein Juchler der Weberzunft, auch einer des Raths davon, dabei ein stattlicher Handelsmann und trieb Geschäfte mit Venedig und der Hanse. Er hat über dreihundert Weber in der Stadt und Umgegend beschäftigt und alle segneten ihn als einen billigen und braven Mann. Er hatte auch einen seiner Söhne zum Dienst des Herrn und der heiligen Kirche bestimmt. Das war mein Bruder Marx, der ein gar angesehener und würdiger Priester geworden war. Er starb — es sind nun schon drei und zwanzig Jahre — als Kanonikus der augsbürger Kathedrale zu Rom, wohin er in geistlichen Geschäften gereist war, ein dreißigjähriger Mann. Ihm hat meine Jugend viel zu danken; denn er unterrichtete mich nebenbei nicht nur im Schreiben und Rechnen, sondern auch im christlichen Glauben und allerlei Wissenschaft. Sein Andenken ist uns erneuert in einem Sohne meines Bruders Georg, den wir nach dem verstorbenen Bruder wiederum Marx haben taufen lassen und zum Geistlichen bestimmt haben; er ist jetzt dreizehn Jahre alt, ein tüchtiger Kopf, zeigt viel Eifer für seinen Beruf und macht wackere Fortschritte."

— "Und wie stark ist euer eigener Gesege? Habt ihr keine Söhne, um einen davon der Kirche zu schenken?"

— "Ich habe mich spät verheiratet, gnädigster Herr; denn ich stand schon im neun und dreißigsten Jahre, als ich meine Wirthin heimführte; wir sind nun drei Jahre zusammen, aber sie hat mir noch kein Kind geschenkt und es will mich fast bedrücken, als sei dazu auch wenig Hoffnung vorhanden. Sibylla ist schon acht und zwanzig Jahre alt gewesen und nährt sich so gut, daß sie das Gegenstück von mir bildet. Zette Frauen werden aber nur selten Mütter."

— "Wie aber kam's, daß ihr so spät zum heiligen Ehestand schrittet?"

— "Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Hebel, so haben mich

die überhäuften Geschäfte nicht dazu kommen lassen. Als ich von der Wanderschaft heimgesehrt war, fand ich meine beiden Brüder kränklich und ich mußte mich dem Geschäft mit allem Eifer unterziehen, sollte es nicht den Krebsgang geben. Da sah ich denn gleich mitten drinnen und hatte alle Hände voll zu thun. Ich durfte mich nicht umsehen von früh bis spät. Wie hätt' ich da an ein Weib denken können! Der Handel trieb mich auf neue Reisen; bald war ich in Wien, bald in Hamburg, Frankfurt und Leipzig; das Tyrol und die Schweiz bin ich gar oft durchwandert. Dann fand ich Geschmack am Bergbau und brachte von eines verstorbenen Velters, des Erzherzogs Sigismund Hobeit, einige Silberbergwerke in Tyrol und vom König Ladislaus von Ungarn und Böhmen das Goldbergwerk in Kremnitz in Ungarn an mich. Da stette ich Wochenlang unter der Erde, bald in Tyrol, bald in Ungarn und durfte doch meine Handelsgeschäfte und meine Wehnhüte über meinem Steckpferde nicht vergessen. Denn Weberei und Handel mußten die Hauptgeschäfte bleiben."

— "Das Steckpferden hat euch aber etwas Erledliches in's Haus getragen und höchst wahrscheinlich mehr als der Wehnhüte."

— "Gott hat's gegeben und ich hab's dankbar angenommen. Man soll aber das Kleine über dem Großen nicht vergessen. Und wenn ich goldene Berge besäße, wie einst der König Krösus, ich würde den Wehnhüte darauf stellen, um dadurch erst des Goldes würdig zu sein. — Aber seht, gnädigster Herr, über all' diese Dinge war ich hart an die Bierzig gekommen und hatte noch kein Weib; da haben denn endlich meine Brüder mir nicht Ruhe gelassen und gleichsam für mich getreut, eine wackere Tochter des angesehenen Artistischen Geschlechts, mit der ich gar wohl zufrieden bin und glücklich lebe, wenn sie mir auch keine Kinder bringt."

— "Ihr müßt kein sonderlicher Frauenfreund und Minnerwart sein, sonst hättet ihr wohl früher dazu gethan."

— "Ihr könnt Recht haben, gnädigster Herr," lachte Jünger. "Nie hab' ich die jungen Mägdelein länger angesehen als ich mußte, und da mich doch Niemand dazu zwang, so sah ich sie gar nicht an. Deshalb war ich immer sehr verwundert, wenn meine Gesellen die Schönheit dieses oder jenes Jüngferleins rühmten, das mich doch bekannt war, weil ich ihre Schönheit niemals bemerkt hatte. Ich hatte eben kein Auge dafür. So bin ich denn nie ein Dirnenjäger gewesen oder einem Mägdelein zu Hof gegangen und hab' um Minnehold gebuhlt; ich war bloß und scheu im Beisein eines hübschen Frauengesichts, konnte kein Wort vorbringen vor Aengsten und Verlegenheit und war froh, wenn sie mir wieder aus den Augen war. Ich, der ich in den schwierigsten Handelsgeschäften die größte

Ordnung zu halten geübt war, hätte die greulichsten Albernheiten und Verwirrungen angetrindet, wenn hübsche Dirnen um mich gewefen wären; deshalb hielt ich mich so fern als möglich von ihnen, um nur mein Geschäft nicht zu schädigen."

Der Erzherzog brach in ein lautes und muthwilliges Lachen aus, und befaßte sich ungemein über die treuerhizigen Gefändnisse des augsburger Bürgers.

— "Den Minneviden hab' ich nichts für Sache großer Herren gehalten," ließ sich Juggler weiter vernehmen, "die haben Zeit und Lust dazu. Und ihr habt ihr mehr Glück bei Frauen gehabt als ich, gnädigster Herr, dafür seid ihr aber auch einer der schönsten Männer und ich bin einer der häßlichsten. Die Frauen begehren aber allzeit Körperschönheit vom Manne. Mich hat niemals ein Weib in Versuchung geführt, in euch find sie alle vernarrt." Und er lachte selbst aus vollem Herzen mit.

— "Uebrigens," fuhr der Feinweber in seiner gutmüthigen Plauderei fort, "liebe ich die Kinder meiner Brüder, als ob es meine eigenen wären. Und die haben dafür gesorgt, daß das Jugglerische Haus nicht ausstirbt. Ulrichs Frau hat ihm zehn Kinder geboren, wovon noch acht leben, sechs wachere Mädchen und zwei Buben. Der jüngste ist erst zwei Jahre alt. Die Mädel sind von allen Sorten zu haben; das älteste ist zwanzig, das jüngste vier Jahre alt. Meinem Bruder Georg leben noch vier Kinder, und ist nur ein Mädelin darunter. Dafür sind die Buben desto besser gerathen. Ich hab' einen Liebling darunter, heißt Anton, ein rothbädiger, achtjähriger Bursche, der soll mir — will's Gott! — wieder ein Feinweber werden. Kommt mir die Lust an, mit Mädelin zu spielen, geh' ich zu meinem Bruder Ulrich; will ich mich mit Buben balgen, sprech' ich beim Bruder Georg vor. Und überdies, gnädigster Herr, den! ich, die Kinder meiner armen Weber und meiner Bergknappen, und die Kinder armer Wittwen und alter, armer Leute die sind auch meine Kinder, und ich habe die Pflicht, sie zu speisen und zu kleiden. O, ihr solltet sie sehen, wenn sie ihre Händlein nach mir ausstrecken, und mich ihren Vater nennen, da würde euch das Herz weid werden wie mir! Ich bin ein Kindernarr, wie mich meine Sibille oft schilt. Nun, es hat jeder Mensch eine Narrheit, der Eine an Koffen, der Andere an Hunden, der Dritte an Falken; ich habe sie an Kindern und zwar an armen Kindern, und mit den Worten des göttlichen Herrn sag' ich: Kasset die Kindlein zu mir kommen und wechret ihnen nicht, denn ihnen ist das Himmelreich." Dabei lächelte der laune Mann so selig verklärt und über die hohe Wange schlich eine stille Thräne.

Der Erzherzog ergriff abermals des Augsbürgers Hand und

sprach: „Ihr bringt den Kindern Segen, Herr Juggler, wie ihn einst unser Herr und Meister ihnen gebracht hat. Ich bitt' euch, segnet auch meine drei Kinder! Legt die Hände auf sie und sprecht euern frommen Spruch über ihre Häupter!" Und er griff nach der Glode und befaßte dem eintretenden Juggler, die Arminen mit den erzherzoglichen Kindern herbeizuholen.

— "Unterdessen erlaubt, gnädigster Herr, daß wir das Geschäft abmachen, um dessetwillen ich eigentlich gekommen bin. Wenn's euch genehm ist, so zähl' ich euch das Geld zu. Es sind seine niederländische Goldgülden mit dem Gepräge Karls des Kühnen, eures Großvaters und eurer durchlauchtigsten Eltern."

— "Warum bringt ihr mir nicht Geld von euern eigenen Geprägen aus euern Münzhütten in Kemnisch oder Zusbrud?"

— "Dann hätt' ich mich mit dem Metall schleppen müssen und wär' am Ende gar einem Schnapphahn in die Hände gefallen. Ich habe das Geld erst hier auf Wechsel erhoben."

— "Hier in Brüssel?"

— "Nein, gnädigster Herr, in Antwerpen bei Peter van der Kapellen, meinem alten Handelsfreunde."

— "Ah!" rief der Herzog überrascht. "Der Mann ist mir auch befreundet; ich pflege zuweilen bei ihm Gintehr zu nehmen. Er war früher in Brügge und einer der wenigen angesehenen Kaufherren, die sich heimlich zur Partei meines Vaters hielten, als ihn das unverschämte Bürgerpat vor dreizehn Jahren aus tollem Uebermuth gefänglich hielt und seinen Wästen und Ministern die Köpfe abschlug. — Ich hätte ja die Anleihe bei einem dieser brabantischen Wechselser machen können und Peter van der Kapellen wäre stolz darauf gewesen, wenn ich bei ihm gebergt hätte; aber ich will und mag keinem dieser aufgelaufenen Niederländer Verbindlichkeiten schulden. Keiner — und wäre er mir unzweifelhaft ergeben — soll sagen dürfen, er sei mein Gläubiger. Ich glaube, sie plagten vor Uebermuth und Hoffahrt, wenn sie mir das Geld vorgestreckt hätten zu meiner Fahrt nach Spanien. Der tolle Troß dieser flandrischen Prahlhänse himmel sich zwar jetzt schon bedeutend herab, seit ich Antwerpen beglänzte, aber diese jetzt noch höflichen und geschmeidigen Brabanter werden bald genug eben so grob und hochmüthig einberstolzen, wie die Flämänder thaten. Das leicht und in Masse gewonnene Geld macht diese Menschen zu bald verdrückten Narren und sie meinen dann, mit ihrem Landesfürsten spielen zu dürfen wie die Kage mit der Maus. — Aber laßt mich nur erst König von Spanien und — will's Gott — deutscher König sein, dann sollen die falschen und stolzen Raben in den bunten Fellen zu ihrem Schrecken wahrnehmen, daß ich nicht die kleine Maus, sondern der große Hund bin." Der junge Fürst glühte

von edlem Zorn und Eifer, seine Augen sprühten Blüthe und seine Faust war geballt.

Fugger sah den Herzberg zuckelnd an und sagte: „Gelaubst, gnädigster Herr, daß ich meinen Diener mit der Geldkiste bereinrulte.“
— „Das soll ein Pöge, nicht ich.“ Und die Glocke ertönte.

Draußen zitterte Alles; man hatte den lauten Zorn des Herzbergs vernommen, ohne die Worte zu verstehen; und die bleichen Gesichter kannten alle die Ausbrüche dieses Zorns. Keiner getraute sich hinein. Bübenhosen ging mit gutem Gewissen und kehrte mit ruhigem Antlitz wieder, Zeit mit der Kiste beobachtend. Der Knecht warf sich in die Brust und folgte mit dem ihm anvertrauten Gute beschwert dem Pagen. Trinnen traktirte er vor dem Herzberg, setzte Kiste und Futteral auf den ihm angewiesenen Tisch und schob sich hinterwärts wieder zur Thüre hinaus.

Während Fugger das Kästchen öffnete und die Goldrollen herausnahm und auf dem Tische ausbreitete, fuhr der Fürst in dem angeschlagenen Tone fort:

— „Sie haben Glück, diese niederländischen Kaufherren, lächerliches Glück. Kaum hat der Portugiese den neuen und leichten Seeweg nach Indien entdeckt, so schickt er ebenfalls seine Schiffe über und Antwerpen scheint für Lissabon werden zu wollen, was Brügge für Venedig und Genua war. Es lagen dieses Jahr über in der Schelde so viel Schiffe, wie sonst niemals in Sluis und Ostende. Und welch einen goldenen Gewinn versprechen ihnen die Länder-entdeckungen Colombo's und Cabral's! Und von der Größe und Wichtigkeit der letztern hat man noch nicht einmal gewisse Nachrichten. Aber es muß ein ungeheures und reiches Land sein, jedenfalls die Besitzthümer von Indien und deshalb nennen sie's in Portugal, wie mir portugiesische Seefahrer erzählt, Bessinden. Das Alles strömt hier zusammen. Diese brabantier Kaufleute werden bald reich sein, als alle Fürsten Europa's. Und Glück macht stolz und übermüthig. Aber sie sollen mir die Faust nicht zeigen. Auch ich habe Glück. Sie sind vom Leben begünstigt, ich vom Tode. — Ihr seht mich bedenklich an, Herr Fugger? Ja, so ist's; der Tod ist mein bester Freund und meint's ganz, absonderlich gut mit mir. Ich will's euch beweisen. Wenn anders hab' ich die spanischen Kronen, die einst mein und meines Sohnes Haupt schmücken werden, zu verhandeln, als dem mir gützig gesinnten Tode? Als sich mein Vater mit Venedig und den italienischen Fürsten gegen die wahnsinnige Eroberungslust des jungen und übermüthigen Franzosenkönigs Karl verband und die beiden mit einander verehelichten spanischen Majestäten dem Bunde beitraten, weil Karl große Lust bezeugte, das ganze Königreich Neapel dem Könige von Arragonien vor der Nase zu verschlucken, da hätte man freilich nicht denken

können, daß dieser französische Appetit nach Neapel mir die spanischen Königreiche einbringen würde. Und doch ist's so; und auf diese Weise wird der alte und tiefgewurzelte Haß zwischen Oesterreich und Frankreich mit die reichsten Früchte tragen. Damals versprach mein Vater meine Schwester Margaretha dem spanischen Königspaar für ihren einzigen Prinzen, den Infanten Don Juan, und Gretchen war ausersehen, die spanischen Kronen mitzutragen und diesen herrlichen Ländern den Erben zu schenken. Das Bündniß der Eltern gegen Frankreich sollte durch diese Heirat der Kinder ungetrennlich werden. Da fiel es während der mündlichen Verhandlung der Königin Isabella von Kastilien ein, zur Bedingung zu machen, daß ihre zweite Tochter Juanna mir als Gemahlin zugelegt würde. Nun, sie war eben nicht hübsch, diese Donna Juanna, aber sie war das Lieblingskind ihrer Mutter, vielleicht gerade deshalb, weil sie die häßliche von ihren vier Schwestern war, und ihre schlaue Mutter machte diese Bedingung, weil sie wohl fürstete, das Kind auf andere Weise nicht an den Mann zu bringen. Ich ward zum Opfer ausersehen. Ihr lacht, Freund Fugger. Ich werde freilich mit einem andern Manne nicht darüber scherzen; euch aber, dem ich wie einem Vater vertraue, mag ich schon dergleichen sagen. Ich bin mit meinem Loos vollkommen zufrieden, wenn ich es auch nicht von Anfang war; denn dieses Loos hat mir unversehens und gegen alle Erwartung die Anwartschaft auf die spanische Doppelkrone gebracht. — Nun hört: Gretchen ging nach Spanien und ward des Infanten Frau; nach fünf Monaten war er todt. Jetzt war ihre Leibesfrucht Erbe von Spanien. Aber sie brachte zu frühzeitig ein todes Kind zur Welt. Dadurch wurde die erste Prinzessin von Spanien, die älteste Schwester meiner Frau, Isabella, Thronerbin. Diese war vor elf Jahren an den Infanten Alfonso von Portugal vermählt. Aber Alfonso starb schon vor seinem Vater, dem König Johann III., und hinterließ Isabella keine Kinder. Die portugiesische Krone kam an seinen Vetter Emanuel, und dieser erhob die junge Wittve Isabella zur Königin. Während des Hochzeites starb der Infant Juan, mein Schwager, und als meine Schwester dem Grabe eine todt' Knecht schenkte statt dem Throne einen lebendigen Erben, hatte König Emanuel plötzlich die Gewisheit vor sich, daß ihm seine Frau die spanischen Kronen zu seiner portugiesischen bringen und er einst König und Herr der ganzen Halbinsel werden würde. Ein Jahr darauf starb aber auch seine Königin Isabella im ersten Kindbette; doch sie hinterließ einen Sohn, den Infanten Miguel, der nun Erbe von Spanien und Portugal war. Doch seht, im vorigen Jahre nimmt der Herr auch diesen zweijährigen Kronerben zu sich und nun

wurde endlich meine Juanna Erbin Spaniens; auf meinem und meines Sohnes Haupte werden nun einst die Kronen von Spanien, Sicilien, Burgund und — ich hoffe — des deutschen Reichs vereint werden. Da seht ihr, daß der Tod mein bester Freundmann ist.“

— „Und fürchtet ihr nicht diesen gefährlichen Freund?“ fragte Fugger bedenklich und gleichsam von einer bösen Ahnung durchschauert.

— „Nicht doch!“ lachte der Erzherzog. „Der es so gut mit mir meint, wird nicht plötzlich das Rausche gegen mich herauskehren. Und seht! ich etwa aus wie zum Sterben? In meinen Adern glühen Leben und Jugendkraft. Die Habsburger haben ein zähes Leben. Zum Sterben hat's Zeit, wenn ich ein halbes Jahrhundert die Welt beherrsicht haben werde.“

In diesem Augenblick meldete der Kämmerer die fürstlichen Kinder mit den sie führenden und tragenden Ammen und Hoffrauen. Der Erzherzog öffnete selbst die Thüre und winkte ihnen herein. Mit den Kindern und deren Wärterinnen schloß auch der Leibhund des Erzherzogs, ein großer, prächtiger Wasserhund, in das Zimmer.

Prinz Karl von Lurenburg, wie er genannt wurde — denn sein Vater hatte ihm in der Taufe die Grafschaft Lurenburg geschenkt — ein Jahr und sieben Monate alt, aber ungewöhnlich groß und stark für sein Alter, schritt an der Hand seines Hoffräuleins fröhlich einher und rief, seinen Vater erblickend und auf den Hund deutend: „Papa, Papan, reiten!“

Der Hund Papan schmeigte sich schmeichelnd zu den Füßen des Prinzen und ließ sich von ihm an den langen Ohren zauseln.

— „Reiten! reiten, Papa!“ schrie der Knabe ungeduldig.

Der Erzherzog hob ihn auf den Hund, an dessen Ohren er sich festhielt und der mit ihm durch das Zimmer trabte, während der Prinz freudig aufjauchzte.

— „Er wird ein guter Reiter werden.“ sagte Fugger.

— „Und die stolzen Wasserhunde zu dressiren wissen.“ fügte der Erzherzog doppelstimmig hinzu. Dann hielt er das zappelnde Kind gegen den Bürger empor und sagte: „Da seht, Meister Fugger, den Erben Burgunds, der Niederlande und Spaniens. Ich hab' ihn nach meinem Großvater, dem tapfern und kühnen Herzog dieses Landes, Karl genannt. Möge mit dem Namen auch Karls Geist auf ihn gekommen sein. — Karl, gib diesem Manne deine Hand! Und ihr, Herr Fugger, gebt ihm euern Segen.“

— „Ihr wollt es, gnädigster Herr! So erlaubt mir, daß ich freimüthig ihm das Beste wünsche, was man einem Fürsten wün-

schen kann.“ Und indem der würdige Mann einen ehrerbietigen Kuß auf die Stirn des lebhaften Knaben hauchte und dessen kleine Hand fest in der seinigen hielt, sagte er ernst und feierlich: „Gott geb' euch seinen reichsten und besten Segen, Herrlein! Er geb' euch Weisheit und Mäßigung. Wie der König des Himmels, unser Herr Heiland Jesus Christus, beim himmlischen Vater für seine Feinde bat, die ihn verhöhnt, geißelt und an's Kreuz geschnitten hatten, so mögt ihr als ein mächtiger König der Erde eure Widersacher nicht mit Schwert und Feuer verfolgen, sondern mit Liebe und Barmherzigkeit. Die christliche Demuth wohne stets in euerm Herzen; je höher der Mensch auf Erden gestellt ist, desto schöner zielt sie ihn. Und Gott behüte eure Seele vor Unterdrückung der Unschuld, vor Unterjochung der Kleinen und Schwachen und vor allen Nachgedanken! Amen! Amen! — Und zum Andenken an diese Stunde erlaube, gnädigster Herr Erzherzog, daß ich euerm Prinzelein dies Kleinod überreiche.“ Mit diesen Worten zog er einen schweren goldenen Ring mit einem großen funkelnden Rubin aus dem Geldkasten hervor und gab ihn dem Grafen von Lurenburg. „Seht! im Gestein dieses Ringes glänzt das burgundische Wappen. So mögt ihr denn wissen, daß dies der Siegeltring eures Großvaters, des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, ist. Nach jener unglücklichen Schlacht, in welcher er sein Leben gegen die schweizer Bauern bei Nancy verlor, kehrte ich als Webergeselle aus Paris durch die Schweiz heim und, da ich von der ungeheuren Beute vernahm, welche die Schweizer ein Jahr zuvor in der Schlacht bei Graunon von dem geslagenen burgundischen Heere gemacht, legte ich mich darauf, Mandres davon einzuhandeln. Ich machte gute Einkäufe und ein Stück davon ist dieser Ring, der heute wieder an den rechten Herrn kommt. Möge Karl des Kühnen Muth und Tapferkeit auf euer Prinzelein kommen, Hoheit; möge er aber damit König Maximilians Mäßigung verbinden. Die Worte, welche dieser gloriwürdige König auf seinen Münzen prägen läßt: *Tene mensuram et respice finem!* *) möchte ich euerm Sohnelein zurufen. Möchte dies weise Fürstenthum der Waisenspruch seines Lebens sein! In Wahrheit, gnädigster Herr, ich wünsch' euch, dem Prinzen und der Welt, daß er mehr euerm Vater, als euerm mütterlichen Großvater gleiche, obgleich er dessen Namen führt. Er sei mehr ein deutscher Habsburger, als ein französischer Burgunder!“

— „Ich versteh' euch.“ sagte Philipp schier beschämt.

— „Und nun laßt mich auch die Fräulein segnen und beschenken!“ Und er nahm zwei reiche goldene Ketten aus dem

*) Galt! Maß und betenke das Ende.

Schrein, beugte sich zur Prinzessin Cleonore herab, welche, das älteste Kind des Erzhertogs, im nächsten Monat ihrem dritten Geburtstag entgegen ging, hing ihr eine derselben um, die andere aber dem Prinzesschen Isabella, welches noch ein Säugling von drei Monaten in Windeln in den Armen der Amme lag, und sagte: „Auch diese Ketten wurden auf dem Schlachtfelde bei Granson erbeutet; es sind nun fünf und zwanzig Jahre. Sie gehörten zum burgundischen Schatze, der den armen Schweizern in die Hände fiel. Mögen sie euch, Fräulein, stets daran erinnern, daß fürstliche Größe nicht in reichen Schätzen besteht! Gott erhalte eure Herzen rein und demüthig. Ihr werdet, wenn euch Gottes Erbarmen das Leben läßt, einst große Königinnen werden. Aber auch Königinnen sind dem Wechsel des Menschengeschicks unterworfen. Mögen euch diese Ketten Wahrzeichen sein, euch im Glück nicht zu überheben. Der Herr segne euch, wie ich!“ Und er küßte sie auf die Stirne.

Die Kinder wurden wieder entfernt und Fugger fuhr fort: „Auch euch, gnädigster Herr, habe ich ein Andenken an jene drei verhängnißvolle Schweizer Schlachten bei Granson, Murten und Nancy mitgebracht, in denen der Stern des burgundischen Königs unterging und er selbst zuletzt erlag. Ich brachte damals in der Schweiz Herzog Karls Strohhut an mich, der mit zur Beute gehört hatte, und ich hab' ihn als ein Heiligthum aufbewahrt bis zu einer günstigen Stunde. Als ihr mir nun Botschaft thatet, daß ihr zur königlichen Nachfolge in Spanien erwählt worden wäret und demnächst die Reise über Meer anzutreten gedächtet, da dachte ich, es sei wohl jetzt die rechte Stunde gekommen, euch den Hut eures Großvaters zu überreichen, der, der reichste und schier mächtigste Fürst Europas, ein armes Hirten- und Bauernvolk unter die Hüfe treten wollte und in drei Schlachten seine mächtigen Heere von diesem armen, verachteten Volke geschlagen sah und das Leben lassen mußte. O, mein gnädigster Herr, als Herzog Karl von Burgund Handel mit den Schweizern suchte, da schickten sie ihm Gesandte, die boten ihn flehentlich, ihr armes bergiges, aber freies Land in Ruß' und Frieden zu lassen, und als er sie unwirsch anfuhr, sagte einer der Schweizer im kühnen Pöplein: Was wollt ihr bei uns suchen, Herr Herzog? Und indem er sich in dem mit königlicher Pracht ausgeschmückten Zimmer umsah, sprach er weiter: In diesem einen Gemache ist mehr, als ihr in der ganzen Schweiz findet. Was kann euch daran liegen, arme, freie Hirten zu unterjochen? Aber Herzog Karl hörte nicht auf diese Mahnung und bei Granson, Murten und Nancy ward ihm die bittere Lehre. Ich bitt' euch, Hoheit, nehmt meine Klugheit nicht übel auf, aber erlaucht einem dem

großmächtigen Hause Habsburg treu ergebenen Herzen, euch zu sagen: Erinnert euch in Spanien, in Burgund und wo ihr sonst herrschen mögt, bei diesem Hute, daß Uebermuth und Nachdruck den Krönigen nicht sein anstehet und daß der König der Könige die übermüthigen Erbkönige zu Schanden macht, wie er den König Saul zu Schanden machte. Werdet kein Saul, gnädigster Herr, werdet ein David! Hört auf die Stimme eines deutschen Kleinwebers und nehmt diesen Hut von ihm!“

Der Erzhertog griff hastig nach dem Hute, den Fugger aus dem Futteral hervorgezogen hatte, und sagte: „Ihr seid ein edler, frommlicher Mann! Wahrlich, nie hab' ich vor einem Manne, außer meinem Vater, solche Hochachtung gefühlt, wie vor euch, Jakob Fugger. Ihr habt mir eine gute Lehre gegeben. Ich sprach zu euch, wie ich die übermüthigen Niederländer züchtigen wollte, wenn ich erst König von Spanien sei, und ihr schenkt mir diesen Hut als bedeutungsvolles Warnungszeichen. Ich dank' euch, Fugger! Dieser Hut ist mir so werth, wie eine Krone. Er soll kein Zeichen der Knechtschaft werden, wie einst der österreichische Hut in der Schweiz.“

— „Dann segnet euch Gott! Sind diese niederländischen reichen Bürger hoch- und übermüthig, so strafen sie sich selbst. Dem Hochmuth gräbt sich immer die eigene Grube. Wer sich grün macht, den freffen die Riegen. Euer Vater war's, dem die Brügger und Genter die Schwach der Gefangenenschaft anthaten, und als er wieder auf freiem Fuß war, rächte er sich nicht an ihnen, obgleich sein Vater, Kaiser Friedrich, und der Sachsenherzog Albrecht und andere Reichsfürsten, die ein mächtiges Heer zu seiner Befreiung herbeigeführt, in ihn drangen, wenigstens den Rädelshführern die Köpfe vor die Hüfe legen zu lassen und ihnen auf solche Weise nur die eigene Münze zurückzugeben. Aber er bezwang sich selbst, indem er das Schwert der Macht in der Hand hielt, und vergab seinen Veleidigten. Das war der größte Sieg, der ihm je gelungen. Gnädigster Herr, wollet ein Habsburger sein und kein Burgunder!“

Der tief ergriffene Fürst umarmte den schlichten Kleinweber, während beider Männer Augen von Thränen der Rührung feucht wurden.

— „Wie vergelt' ich euch, edler Fugger! Mehr noch als euer Geld wird mir euer Wort nützen. Aber mein ganzer Hoffaat soll es sehen, wie ich euch ehre!“ Und die Glocke erkante wieder. „Alle Hofherren und Ragen sollen hereinkommen!“ befaß er dem Eingetretenen zu Fuggers steigender Verwunderung.

Netzt war für die Schwärzen im Vorzimmer nichts Geheimes, als der hohe Augenblick der Vergeltung gekommen. Der Eine

und der Andere machte in der verzweifeltsten Angst Miene zu entweichen, aber der Hofmarschall und ihre gegenseitige Eifersucht verhinderten es. Bleich und zitternd und mit jämmerlichen Armenhündermienen traten sie paarweise herein, um das unvermeidliche Strafgericht über sich ergehen zu lassen.

— „Dieser Mann hier vor euch,“ redete sie der Erzherzog an, „ist Herr Jakob Fugger von Augsburg, der nichts weiter sein und heißen will, als ein deutscher Leinwäber, obgleich er sich der höchsten und ausgezeichnetsten Freundschaft und Gönnerschaft Seiner Majestät des Deutschen Königs erfreut, der, wie ihr wißt, aus seinen Freunden Edelleute, Grafen und Fürsten machen kann. Ich will, daß diesem Ehrenmanne an meinem Hofe von Jedermann auf das ehrerbietigste begegnet werde und daß ihr alle ihm eure Hochachtung bezeigt, wie ich vor euren Augen thue.“ Er trat hinzu und umarmte den geführten Fugger. „Jeder von euch soll ihm die Hand küssen, so ist mein Wille, und ihr, Pfalzgraf Friedrich, als der Vornehmste, mögt den Anfang machen! — Aber ihr zittert ja alle und seht bleich und bestürzt aus. Was ist geschehen? Seid ihr etwa von ihnen beleidigt worden, Herr Fugger, und sie fürchten die Strafe?“

— „Daß ich nicht wüßte,“ versetzte der Angeredete gleichmüthig und unbefangen. „Ein verständiger Mann nimmt keinen Scherz für Beleidigung.“

— „Ich verstehe. Hofmarschall, was ist vorgefallen?“

Dieser berichtete treu die Angelegenheiten, die sich die jungen Leute gegen Fugger erlaubt hatten. Des Erzherzogs Auge entflammte in drohendem Jörn.

— „Gnädigster Herr Erzherzog, erzeigt mir eine einzige Gnade!“ rief Fugger. „Schlagt mir diese Bitte nicht ab. Es ist die erste, die ich an euch wage.“

— „So nennt sie!“

— „Verzeiht diesen jungen Herren, wie ich ihnen verzeihe. Laßt mich nicht das bittere Gefühl aus eurer Hofburg mit hinwegnehmen, daß meiner Person wegen hier Strafen verhängt worden seien. Um Christi willen nicht! Ich habe mich von den schmerzhaften Reden nicht beleidigt gefühlt, also ist auch keine Buße nöthig.“

— „Seht, wie euch dieser Mann beschämt,“ rief der Erzherzog den zu Boden starrenden Hofjunkern zu. „Um feinetwillen, nicht um eurerwillen soll seine Bitte gewährt sein. Küßt ihn die Hand und bedankt euch für seine warme Fürsprache.“

Wer war froher, als die Junker! Wie innige Küsse drückten sie auf die harte Hand des Leinwäbers! Wie ehrerbietig verneigten sie sich vor ihm, als sie wieder gehen durften.

Fugger zählte nun dem Erzherzog das beanspruchte Darlehen von zehntausend Goldgulden zu und empfing dafür die bereits ausgesetzte Verschreibung.

— „Es wird die Zeit kommen,“ nahm der Fürst das Wort, „wo ich euch die vielen und mannigfachen Dienstleistungen und Gefälligkeiten vergelten kann, die ihr stets dem Habsburger Hause erwiesen habt. Sagt, kann ich euch vielleicht auf meiner Reise nützlich sein in Frankreich, am Hofe des Königs Ludwig, der mich dringend eingeladen, oder in Spanien an den Höfen meiner Schwiegereltern oder wo es sonst sei? Ich werde es mit Freuden thun.“

— „Wenn eure fürstliche Gesinnung sich mir gnädig erzeigen will,“ versetzte Fugger, „so brauchen wir diesmal die Gelegenheit weder in Frankreich, noch in Spanien zu suchen. Sie dürfte in der Grafschaft Brabant schon aufgefunden sein.“

— „Sagt mir ohne Rückhalt, was ihr wünscht, und seid im voraus meiner uneingeschränkten Gnade gewiß.“

— „Eure fürstliche Einsicht ist bemüht, die Stadt Antwerpen immer mehr emporzuheben, und der neue Handelsweg, den die Portugiesen nach Indien entdeckt haben, so wie die neuen und großen Länder, welche aufgefunden worden sind, werden einen großen, jetzt noch gar nicht zu berechnenden Einfluß auf Handel und Schifffahrt ausüben. Ein thätiger und bemittelter Kaufmann wünscht natürlich an der Quelle zu wohnen. Augsburg ist zu weit entfernt vom Weltverkehr, doch kann ich mich nicht entschließen, meine geliebte Vaterstadt zu verlassen, an die mich tausend unzerreißbare Bande knüpfen. Aber die Ausfahrten sind lothend. So hab' ich denn den Plan gefaßt, in Antwerpen ein Fuggerisches Handlungsbau zu begründen und somit auch einer Unterthan zu werden, gnädigster Herr. Ich habe zu diesem Behufe den Vetter mitgebracht, jenen Fugger vom Reh, von dem ich mit euch vorhin schon sprach. Er besitzt meiner Verläuren und mein Vertrauen und hat Kenntnisse, Verstand und Geschicklichkeit, ein solches Geschäft gut zu leiten. Auch würde ich dann von Zeit zu Zeit die Reise hierher machen, um selbst nachzusehen, wie die Sachen stehen und gehen. Wir würden uns von hieraus der Schifffahrt vorzüglich befleißigen und mit den Portugiesen und Spaniern in Handelsverbindung treten. Wenn ihr dann König von Spanien und der neuen Welt seid, Hehe! gedent das Haus Fugger unter euerm gnädigsten königlichen Schutze auch manches Handelsgeschäft jenseit des atlantischen Meeres zu machen. Wir sind dann doch gleich zur Hand in euern Niederlanden, das Haus ist begründet und das Geschäft im Gange.“

— „Euer Plan ist vortrefflich!“ rief der Erzherzog mit für-

mischer Erregtheit. „Ihr hättet nichts Besseres ersinnen können. Das muß in euern Händen zu großen und schönen Zwecken führen.“

— „Und deshalb bin ich persönlich vor Ew. Hoheit erschienen, um eure Gnade, euern Schutz, eure Unterstützung für das neue Unternehmen zu erbitten, und, wenn ich so glücklich gewesen bin, die Concession zu dem Fuggerischen Handlungshause in Antwerpen zu erlangen, so gleich das Geschäft zu begründen und einzurichten und einige Schiffe mit unsern Waaren auszurüsten.“

— „Eid meiner fürstlichen und freundschaftlichen Unterstützung in jeder Beziehung, in aller Ausdehnung gewiß. Was ihr auch in dieser Hinsicht von mir verlangen mögt, haltet euch meiner ausgedehntesten Gnade gewärtig. Wendet euch sofort an das Stadtmagistrat in Antwerpen, dem ich morgen schon eine Zusage hinsichtlich eures Unternehmens zugehen lassen werde. Die Herren werden es sich zweifelsohne zur größten Ehre rechnen lassen, das Haus Fugger bei sich aufzunehmen. Ich werde diese Angelegenheit betreiben, als wäre sie meine eigene.“

— „Unser lebenslänglicher Dank wird euch beweisen, daß ihr eure Gnade an keine Unwürdigen verschwendet.“

— „Wer wäre jeder Gnade würdiger, als Jakob Fugger? Und überdies trag' ich euch damit nur einen Theil der Schuld meiner eigenen Dankbarkeit ab. Auch Fürsten können dankbar sein, ich werd' es euch beweisen.“

— „So wäre für heute mein Geschäft bei Ew. erzoglichen Gnaden beendet; doch bitte ich, nicht eher mich beurlauben zu dürfen, bis ihr mir die Erlaubniß ertheilt habt, der gnädigsten Erzherzogin-Infantin und der Erzherzogin-Bräut meine Aufwartung zu machen.“

— „Ihr kennt meine Gemahlin noch nicht?“ fragte Philipp, indem eine leichte Wolke über seine Stirn lief.

— „Nie ward mir die Gnade zu Theil, sie zu sehen. Ich war noch nicht in den Niederlanden, seit sie mit dem Beherrscher derselben vermählt ist.“

— „Euer Wunsch ist billig; ich hab' euch die Kinder vorgeführt, so mögt ihr auch die Mutter sehen. Und doch — ihr werdet euch getäuscht sehen. Meine Frau ist eine wunderliche Person und nicht geeignet, Männer eures Verdienstes zu würdigen.“

— „Ich will ja ihr meine Ehrerbietung bezeigen.“

— „Gut, ihr sollt sie sehen. Ich will euch selbst zu ihr führen. Auch zu meinem lieben Gretchen, deren stille Trauer jetzt wieder von bräutlichen Hoffnungen verklärt wird. Meine

Schwester wird sich sehr freuen, euch kennen zu lernen. Sie ist ein herziges Wesen und echt habsburgisches Blut.“

— „Gestattet mir auch, gnädigster Herr, den beiden hohen Frauen ein paar kleine Geschenke überreichen zu dürfen. Es ist ein vergeßlicher Wunsch von mir, daß jedes Glied eures fürstlichen Hauses irgend ein Andenken an Jakob Fugger bewahren möchte.“

— „Ihr macht das ganze Haus Habsburg-Burgund zu euerm Schuldner. Wir werden sehr ernstlich bedacht sein müssen, das Alles wett zu machen.“

Der Erzherzog ließ sich und Herrn Jakob Fugger durch einen Kammerherrn bei den beiden Fürstinnen melden. Als ihm Bericht erstattet war, sagte er zu Fugger: „Meine Schwester macht meiner Frau gerade einen Besuch und wir finden sie Beide beisammen. Kommt!“

„M ü s s e l l“.

Ein Bild aus meiner Jugend.

(Auszuglich.)

Mein Geburtsort ist der große, volkreiche Bergmarktflecken Nubla — von den Einwohnern bescheiden nur Dorf genannt — in einem tiefen hellgrünen Thale des nordwestlichen Thüringerwaldgebirges gelegen. Im Volksmunde der ganzen Gegend heißt der in vielfacher Beziehung sehr interessante Ort „die Nuhl“, und das ist auch sein eigentlicher Name; nur in der pretentösen Schriftsprache hat man sich später der Form Nubla bedient. Sieben grüne Bergriesen umlagern das lange, meist schmale und enge Thal, in welchem die freundlichen Häuser sich meist in einer oder zwei Straßen hinziehen, oder auch an den Bergwänden hocken, und nur in der Mitte, in einer Thalweitung, wo die beiden Kirchen an den Bergen hüben und drüben hängen, gewinnt der Ort ein bergstädtisches Aussehen.

In allen den dichtbewaldeten Bergen um mein Heimatthal, in allen den grünen und quellenreichen Thalungen zwischen ihnen blühen und duften, klingen und singen die reizendsten Sagen; man kann schier keinen Schritt thun, man berührt eine durch Sage und Volkspoesie geheiligte Stätte. Eine blüthenweiße Taube, hat sich die Sage überall eingenistet in der Bergruine, in der Klosterstätte, in der Felsenspalte, am Bergabhang und in der Tholenge. Sie hat den alten Dölzweig der Poesie aus der Vorzeit herübergerettet in ihrem Schnabel und in die Erde gelegt und die aus ihm genommenen Saatkörner versreut hierhin und dorthin; und sie sind lustig aufgegangen und aufgeschossen, und ihre immer grünen Ranken trieben und klettern an Baum und Gestein empor, und der Hauch vergangener Tage kauselt noch in ihren Blättern. Die stillen Orte, wo sie wohnt und ihre Zweige grünen läßt, sind so schön, ach so unbeschreiblich schön! Da liegt nordwestlich im Thale das alte Wilhelmkloster Weißenborn mit seinem verwitterten

steinernen Kirchlein, in das die „Thälschen“*) zum Gottesdienst herübergehen, und daneben das vielbesuchte Wirthshaus, der Heiligenstein, mit ein paar Mühlen und Bauernhäusern, wo einst in einer Felsenspalte ein vielbesuchtes wunderthätiges Heiligenbild stand. Gegenüber ragt der verfallende Thurmkegel der Burg Scharfenberg und schaut auf das Thürchen Thal zu seinen Füßen herab. Zwischen Bergen mit Buchenwald, der oft bis an die kleinen Häuser hinabsteigt, sich hinstreckend, birgt dieses Dorf die Hütte, in welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts der merkwürdigste Mann des Gebirgs wohnte, der wunderbare Hellscher Bärwerts-Hens. Eine Viertelstunde weiter thaleinwärts hängt über dem Bach der Wittgenstein, in welchem eine verzauberte Prinzessin wohnt, und geht man über diese mäßige Höhe (Schönaauer Berg) hinüber, so gelangt man in das Dorf Schönaa an der Hölzel. Jenseits dieses Fließchens erhebt sich der steile, fable, fargähnliche Hölzelberg, einer der berühmtesten Sagenberge Deutschlands. Er ist nämlich jener wunderbare Frau Venusberg, in den ältesten deutschen Liedern und Geschichten genannt, in welchem die deutsche Venus, Frau Helle (Hulda), mit dem Minnesänger Tanhäuser wohnt. Die Sage vom Ritter Tanhäuser und der Frau Venus in dem Zauberberge ist unstreitig die phantasiereichste und tiefinnigste aller deutschen Sagen. — Zwischen dem Hölzelberge und dem Breitenberge, der das Nublatthal nordlich begrenzt, liegt der steile Wartberg, in der Volkssprache Wartberg genannt, dessen weiße Felsenspitze leuchtend über die hellgrünen Waldwälder ragt, eine Menge Sagen hegend, unter denen die vom verzauberten Gotscheinsloch die vorzüglichste ist. Mit Goldsand und Gelfsteinen gefüllt, findet es der herumstreifende Bergwanderer, dem das Glück beschieden ist, nur zufällig; aber er kann es nie wiederfinden, wenn er es sucht. Aus dieser geheimnißvollen Höhle haben sonst die das Gebirg oft besuchenden seltsamen Benetianer ungeheure Reichthümer erbeutet. Diese mythischen Benetianer spielen, beiläufig bemerkt, in den Sagen dieses Gebirgs theils die merkwürdige Rolle.

Eine Stunde südwestlich von der Nuhl am südlichen Hange des Hauptgebirgszugs stürzt im Buchenwald eines mäßigen Berges der Wächstein, eine hohe, reizend gebildete Felsenspitze, in eine tiefe wilde Thalschlucht hinab und bietet auf seinem abgeplatteten Scheitel, dem genugsamen Ziele vieler Wallfahrten, eine der köstlichsten Ausichten in die schöne waldige, bergige Nähe und in die weite nicht minder liebliche Ferne. Am meisten wird hier das Auge von der nahen Wartburg überrascht und gefesselt, die unter

*) Bewohner des Bergdörchens „Thal“.

uns aus den dunkeln Wäldern, wie ein heller Stern, auf-
taucht.

Gebenfalls eine Stunde östlich vom Ort im Gebirge dehnt sich die mächtige Felswand des Meisensteins, und nicht gar weit davon nach Süden, dicht am höchsten Gebirgskamm, liegt das zerklüftete Felsenlabyrinth des Gerberssteins, das einen prachtvoll düstern Ausblick gewährt. Nahe dabei steht in einem kleinen Thale die ehrwürdige Luthersbude, die ich noch in ihrer vollen Schönheit gekannt habe, jetzt, vom Sturme gebrochen, nur noch der Stamm mit einem Alt; an ihrem Fuße quillt der klare und süße Luthersbrunnen. Hier wurde der von Worms heimkehrende Reformator von bewaffneten Mittern aufgehoben und nach der Wartburg geführt. Sein Gebet rief — nach der Volksage — die Quelle aus der Erde hervor, da er dürstend im Schatten der Bude lag, und in einem nahen Granitblock zeigt man noch den Abdruck seines Fußes, den er, das Pferd beiseite, hinterließ. Von hier ging sein Weg auf der Höhe des Gebirgsrückens fort auf seiner einsamen, merkwürdigen, dem Thüringerwald eigenthümlichen Bergstraße, dem Rennsteig. Ganz nah am Luthersfuß und dicht am Gebirgskamm ist das „Glashaus“ eine Waldwiese mit einer andern herrlichen Quelle, die wirklich rein und hell wie Glas, stark dem Boden entspringt. Hier stand vor Zeiten ein Wirthshaus, ein schlimmes Räuberneß, von dem die schauerlichsten Geschichten erzählt werden. Noch sieht man seine Stätte. Gleich daneben heißt eine Stelle „die Wallfahrt“, wo ein Nonnenkloster stand, das sich in stillen Witternächten wieder gespenstisch aufbaut. Dann sieht man die Nonnen in langen Zügen nach der Kirche wallen, hört ihren Gesang und das Glockengeläut, und mancher verspätete Wanderer hat sonst von solchem Anblick den Tod gehabt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zogen viele katholische Wallfahrten nach diesem einsamen Walddel. Geht man den Berg hinab und dann auf dem Rücken eines Bergvorsprungs fort, so kommt man bald in den hochromantischen Naturpark des Fürstenthums Altenstein, das, auf der Stätte der alten Burg erbaut, von der man nur noch spärliche Ueberreste findet, auf der Höhe in lieblicher Einfachheit thront und dem Blide entzückende Fernsichten verleiht. Die genaue Beschreibung dieses Parks, eines der schönsten dieser Art in Deutschland, mit stets abwechselnden Partien und Ausblicken, in denen man Tage lang schwelgen kann, ohne sich zu überflüssigen, würde ein Buch füllen. Die große Altensteiner Höhle scheint allein schon das Zauberloos einer glücklichen Dreda zu sein. In der That ist hier Alles reuehaft und hoch romantisch. Das nahegelegene, an neuen Naturschönheiten wiederum überreiche und mit dem feinsten Komfort für die vornehme Welt aus-

gestattete Bad Liebenstein, von der gut erhaltenen, hohen, weithin schauenden Bergkrone gekrönt, vollendet das herrliche Gemälde nach dieser Seite hin. Nördlich von Liebenstein und (zwei Stunden) östlich von der Mühl erreicht man auf schattigen Waldwegen, die immer wechselnde lebende Ausblicke, bald links nach Thüringen, bald rechts nach Franken gestatten, den majestätischen prächtigen Bergkönig, der das Land nach allen Seiten hin weit beherrscht, den erhabenen, vielbesuchten und hochgepriesenen Inselberg. Auf seinem Wellenthron führen die schnellen Boten des Auges der Seele des Besuchers lange, schöne und die reinsten Genüsse zu. Steigt man nordöstlich in seine schroffen, felsengeschnittenen, quellendurchrauchten Thäler und Gründe hinab, so gelangt man nach zwei Stunden — wie schnell verfliegen sie in dieser überwältigend schönen Bergnatur! — zu der Perle des ganzen Gebirgs, zu dem kostbaren Kleinod im smaragdnen Wiesengrund an den hellen Waldseen gelagert, zum Schloß Reinhardtsbrunn, auf der Stätte der ehemaligen Benedictinerabtei gleiches Namens. Reinhardtsbrunn ist nur drei Stunden von Rudla entfernt, und der Weg durch die Berge und am Fuße des Inselberges hin ein äußerst lieblicher, unterhaltender und genussreicher.

Vom Bade Liebenstein nach Südwesten, von der Mühl nach Süden, gelangt man in zwei Stunden in das idyllische Thal, in welchem Schloß Wilhelmsthal mit seinen Schlössern, Häusern, Teichen und Kunstgärten sich ausbreitet. Von der Mühl aus steigt man über den Gebirgskamm und wandelt einen der angenehmen Bergpfade durch hohe schattige Buchenalleen, nicht weit vom Wachsenstein hin, hinab in das grüne liebliche Thal. Ach, welch ein unbeschreiblich süßer Frieden ruht auf diesen glänzenden Matten, auf diesem glühenden See, in diesem stillen Haine! Man wird unwillkürlich an Matthiassons schönes Gedicht erinnert:

„Hain, der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träufelt.“

So liegen im Umkreis weniger Stunden an den beiden Gebirgshängen die drei reizenden fürstlichen Lustschlösser Reinhardtsbrunn, herzoglich coburgisch, auf der Nordseite, und Altenstein, herzoglich meiningisch, und Wilhelmsthal, großherzoglich weimariisch, auf der Südwestseite; dazwischen erhebt sich der Inselberg, dazwischen liegen hundert romantische, idyllische, groteske, malerische, liebliche Plätze, Thäler, Thalrinnen, Schluchten, Berge, Felsen, Waldwiesen, Haine, Walddörfer, Städtchen, Burgruinen, einsame Forst- und Jagdhäuser, so daß alles Gebirgsland zwischen diesen Schlössern ein einziger Park zu sein scheint. — Von Wilhelmsthal macht man einen Spaziergang von zwei kleinen

Stunden durch ein wahres Paradies von Wald, Thal, Berg, Felsenhängen auf die alte, durch Geschichte und Sage gleich hochgeehrte und verherrlichte Wartburg, welche das vierte und berühmteste der Fürstenthümer auf diesem kleinen Gebirgsraume ist. Denn wenn sie auch jetzt nicht mehr von Fürsten besucht wird, wie die drei zuerst genannten, so residirten doch hier die Äbnen jener thüringischen Fürsten, welche einige Sommermonate in den drei herrlichen Thälern zubringen. Wartburg war die Wiege, Reinhardtsbrunn das Grab jener von der poetischen Sage so unvergleichlich schön gefeierten thüringischen Landgrafen, an die man hier bei jedem Schritte erinnert wird. Man braucht nur einen Namen zu nennen, um sogleich von der süßen Ahnung aller poetischen Häuser, die das Herz gefangen nehmen, berührt zu werden; ich meine die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Elisabeth ist die wahrhaft wunderbare Verwirklichung des hohen und heiligen Ideals der Weiblichkeit, welches die mittelalterliche Kirche und das stille Herzensbedürfnis einer äußerlich zwar rauhen, innerlich aber um desto wärmern und poetischeren Zeit in der Maria, der Mutter des Weltheilandes, aufgestellt hat. In hier tritt der unerhörte Fall ein, daß die reale Wirklichkeit die ideale Wahrheit an poetischer Schönheit übertrifft. Die individuellen Charakterzüge Elisabeths geben ein bei weitem anziehenderes Bild der höchsten, edelsten Weiblichkeit als die generellen Traditionen, welche der begeisterte Glaube an die Wesenheit der Maria geschnitten hat. Ist es ein Wunder, wenn Elisabeth von einem duftenden Meere klingender Sagen umflutet und getragen wird, wie eine Votosblume, ein glänzender Meerstern, in dessen schier unergründlicher Tiefe ihr heiliges Leben wurzelt, während ihr reizendes, bleiches, schmerzlich lächelndes, mit einer Krone gekröntes Haupt dem Richte zugewendet ist? Elisabeth ist das schönste Wunder, die reizendste Vermenschlichung der Romantik. Die Wartburg aber ist einer der wertvollsten Herde, auf welchem die poetische Flamme einer nun schon lange untergegangenen romantischen Zeit loderte, und der jetzt noch vom verklärten Duft der Erinnerung an jene uns räthselhaft geordneten Jahrhunderte umweht wird.

Dies sind mit flüchtigen Strichen die Reize der Umgebung Rubla's. Und nur auf die Hauptpartien habe ich einen Blick werfen können, nur einen Blick; an allen andern Schönheiten bin ich stumm vorübergeil. Auf den reichen Sagenschatz konnte ich nur hindeuten, keines seiner Goldstücke vorzeigen, zu keiner ihrer Wundern hinführen. Nur zeigen wollte ich hier, daß, wohin man auch aus dem großen Gebirgsrte den Fuß wendet, man überall Naturschönheit findet, von sinniger Menschenhand

gehoben und ausgebildet, überall große und ehrwürdige Erinnerungen, überall duftende Sagen, überall lebendige Poesie.

Und der Menschenzweig in diesem „Dorfe“, welche ein kräftiger, an Leib und Seele gesunder ist er! Wie sehr beliebt und belobt ist die frische Schönheit der ruhler Mädchen, dieser kühlen Gebirgsrinnen vom herrlichsten Wuchs, mit ihren großen schelmischen Augen, mit ihren schönen blühenden Gesichtern, in ihrer romantisch phantastischen, äußerst kleidsamen Tracht, und auf den wohlgeformten Köpfchen den schier orientalisirten gewundenen bunten Turban, „Haidlappen“ genannt. Das wissen die Studenten von Göttingen und Jena, die noch eine Ahnung von Poesie in der Seele haben, recht gut; denn sie kommen alljährlich zum Pfingstfest zu Hunderten in die Ruht und gemahnen sich in der Mitte dieser Waldmädchen und belaubten Berge wie im Zaubergarten einer wohlthätigen Fee.

Aus allen Häusern in der Ruht schallt einem das gesellige Getöse des unermüdeten Fleißes entgegen. Das hämmert und lärm, eh' der Tag anbricht, und lärm und hämmert noch, wenn es längst Nacht geworden ist. Schade, daß die Leute fast nichts Nützlicheres und Besseres machen, als Theile von — Tabaks-pfeifen! Großer Gott! selch ein schöner Ort, voll unbewusster Poesie, voll trefflicher Menschengestalten, versetzt die vorahnsen aller Instrumente in der Welt. Wenn wir nur noch rauchten wie die Orientalen mit poetischem Genuß! Aber unser Tabak raucht aus langen und kurzen Pfeifen ist doch das widerwärtigste von allen widerwärtigen Dingen und hat uns schon lange zum Gespött aller andern europäischen Nationen gemacht. So unmittelbar liegen die schreiendsten Kontraste gar oft im Leben zusammen; die süß duftende Sage und die widergrifende Tabakspfeife sind beides Kinder dieses Thals.

Die höchst eigenthümliche Mundart der Ruhler, die nur noch in den beiden benachbarten Gebirgsdörfern Steinbach bei Liebenstein und Broteroda am südlichen Fuße des Inselsbergs mit Modifikationen gesprochen wird, erhebt natürlicher Weise das romantische Interesse an dem Ort und seinen Bewohnern gar sehr. Sie läßt den Leuten so schön diese süßende, klingende, schmarrende Sprache, und sie ist die Mundart eines einst großen und mächtigen deutschen Volksstammes, der vor anderthalbtausend Jahren ein gewaltiges Königreich im Herzen Deutschlands besaß, der Thüringer. In der letzte Rest dieses tragisch untergegangenen Volks, das einst in den Kämpfen mit den Franken und den Sachsen unterlag, hat sich in die Berge geflüchtet, hat in diesen abgeschiedenen Thälern Eisen gegraben und dann seine Söhne zu Waffenschmieden erzogen, aus denen nach manchem Jahrhundert

Meiesserschmiede wurden, bis sie endlich an der Tabakspfeife angekommen sind. Wie die Mundart sich — wenn auch nicht mehr ganz rein — erhalten hat, so ist die wolerische und eigenthümliche Volkstracht von den Frauen der Arbeiter bewahrt worden. Die jungen Männer dagegen tragen Hosen mit Stegen und Sackpalefots, und lächer über den Aberglauben und die Dummheit ihrer Vorfahren.

Am Ort selbst knüpfte sich eine der schönsten Sagen der thüringischen Geschichte; es ist die vom ruhler Hammerknecht, der den jungen, von seinen Baronen verführten, betrogenen und mißbrauchten Landgrafen Ludwig den Zweiten zum „Eisernen“ schmiedete. Noch zeigt man die Stätte, wo der Hammer gestanden haben soll, in welchem Ludwig zu einem so strengen, aber trefflichen Fürsten hart gebannert wurde. Rühmlich soll Kühn und wädrere Schmiede würden auch heutiges Tages auf ähnliche Weise mit Nukeln arbeiten, wenn sich die Fürsten nur zu ihnen verirren wollten.

Dies ist das Thal, in welchem meine Wiege stand; dies sind die Berge, die ich als fröhlicher Knabe durchlärnte; dies sind die Gebirgsgegenden, die ich so oft durchstreifte; dies sind endlich die Menschen, zu denen ich durch Geburt und Abkammung gehöre und unter denen ich meine schöne Jugend verlebte.

Mein Vater war ein verständiger und in einem weiten Umkreise sehr beliebter und viel gebrauchter Arzt, ein sanfter herzenguter Mann, dem die große Praxis im Verhältnis wenig einbrachte. Von Wohlhabenden erhielt er wenig, von Unbemittelten noch weniger oder gar nichts, den Armen gab er noch. Auf diese Weise war es sehr natürlich, daß er keine gesammelten Schätze hinterließ. Ich segne deshalb sein Andenken; es ist mir nur um so heiliger. Als er zur zweiten Ehe schritt, deren Späte und einzige Frucht ich war, hatte er schon die Grenze des Mannesalters überschritten; ich habe ihn nur als Greis gekannt, eine hohe, schlanke Gestalt mit etwas nach der Brust gekrümmtem Kopfe, die Milde und Güte selbst in den edeln stets lächelnden Zügen. Er stammte aus einer ärztlichen Familie; seine Ahnen waren Aerzte gewesen bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hinauf, einer darunter, sein Großvater, sogar zu seiner Zeit ein berühmter medizinischer Schriftsteller, dabei Leibarzt des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha. — Meine Mutter war die Tochter eines noch berühmteren, aber leider in dem Zweige, dem sie entsprossen, heruntergekommenen Geschlechts. Sie war eine ge-

borne Gotter. Welch eine ehrenwerthe Reihe von Generalsuperintendenten, Adjunkten, Barren, Hof- und Regierungsräthen, Amtmännern und Aerzten hatte diese Familie aufzuweisen! Wie viel Haarbeutel, wie viel Köpfe, wie viel Toupés! Und wie viel hellblaue und scharlachrothe Röcke mit großen spiegelblanken Stahlschnipsen! Und die trefflichen Damen alle in rauschenden Damastkleidern und hochgebaute künstlichen Frisuren! Ich erinnere mich aus frühester Jugend nur noch der vielen herrlichen Gäder, die sie zurückgelassen und die meine Mutter aufbewahrt hatte. Den Kulminationspunkt des Glanzes hatte diese Familie in dem, den Geschichtskennern des vorigen Jahrhunderts nicht unbekannten, Grafen Gotter erreicht, einem merkwürdigen Abenteuerer, dem festen Seitenstück zu Gokanoo. Ein zweiter Stern in der Familie Gotter war der Dichter Friedrich Wilhelm Gotter, der als geheimer Sekretär in Gotha, seiner Vaterstadt, starb. Für ihre Zeit und ihre Verhältnisse war meine Mutter eine gebildete Frau; ihr eigener Vater hatte sie mit Liebe unterrichtet, und da er aus Neigung Mathematiker war, so hatte sie früh eine besondere Vorliebe zur Mathematik gefaßt. Ihre Lieblingsdichter waren Gellert und Gleim, und sie wußte viele Gedichte derselben aus dem Kopfe. Im Uebrigen war die Ehe meiner Eltern ganz nach altem Rokokoschnitt, der uns ganz unbegreiflich verkommt. —

Im fünften Hause von dem unferigen, in derselben Gasse, wohnte eine besjabte kinderlose Wittwe ganz allein. Nun, das Gebäude konnte auch in der That wenig Bewohner weiter fassen; es war das einzige einstöckige Haus in dieser Gegend des Ortes, und keins weiter war noch mit Stroh gedeckt; es war nicht größer als fünf Schritte und enthielt außer einer Hausherde, in der man sich kaum umdrehen konnte, nur eine Stube mit zwei Fenstern auf die Straße und einem auf den Hof. Der Bodenraum unter dem Dache war das Schlafgemach, Vorrathskammer und Kuchellammer u. s. w. Eine Küche war nicht vorhanden. Die Töpfenbank mit dem wenigsten Küchengeräthe hing im Hangern, und ein kleiner Herd stand dort beim Fenstloch. Der Ofen in der Stube nahm den meisten Platz ein; er war ein Ungeheuer von Kachelstein; hinter ihm war eine harte, aber lauschige Ofenbank besetzt, an meiner Kindheit sehr einflußreiches und theueres Plätzchen. Die alten Schloßfenster bestanden aus runden, fast ganz erlöschenden, in Blei gefassten Glaskreisen, die selbst beim hellsten Sonnenschein eine liebliche Dämmerung im Stübchen verbreiteten. Wand und Decke waren stets schneeweiß getüncht, und an der ersten lief unten durch zwei Drittheile der Stube eine Bank, oben ein Kantenbrett, beides mit Bantzen besetzt.

Das übrige Mobiliar des Zimmers bestand aus einem massiven

Tische mit schwerem eichenen Kreuzgestell, durch einen Querbalken und Keile zusammengehalten und mit einer angepflöckten weißen Thornplatte bedeckt, und aus zwei dergleichen hölzernen Stühlen, deren auseinanderstreichende Beine in den Sitz eingesklötzt waren. Endlich sah man noch ein großes Wollenispinnrad, an welchem die Hausbesitzerin Welle und Baumwolle an der Spindel spann und sich damit ihren Lebensbedarf erworb. Der Tisch, die Stühle, die Bank und der Fußboden waren stets blüthenweiß gescheuert, und der letzte wöchentlich zweimal mit frischem weißen Sande bestrichen. So zeigte diese kleine Stube ein Bild der höchsten Reinheit, und mit ihm harmonirte die Bewohnerin derselben. Sie war damals eine Frau in den mittleren sechsziger Jahren, lang und bager, mit einem kleinen Gesicht, in welchem ein Paar kleine freundliche Augen, mit einem eigenthümlichen geheimnißvollen Ausdruck funkelten. Wie habe ich wieder in einem alten Gesichte so viel ganz kleine Fältchen und Runzeln gesehen. Ihre Kleidung war sehr einfach und äußerst reinlich, und bestand aus einem dunkeln wollenen Rock, Schürze und Kamisol aus gedrucktem Vinnenzeng, Kopf- und Büsenschuch aus grauem feingebünnem Kattunzeug. Sonntags waren Kamisol und Schürze von ähnlichem baumwollenen Stoffe. Die Frau hatte etwas ländlich Nobles und Properes in der Erscheinung. Sie schied etwas gebückt einher, und ihr Sprechen war mehr flüsternd. Die Volksliste legte sonst in meinem Geburtsorte jedem Einwohner beiderlei Geschlechts, unbekümmert um seinen Familiennamen, einen geschnittenen Spizenamen, eigentlich Volsnamen, bei, unter welchem allein man ihn kannte. So hieß denn die Frau, von der ich spreche, „Mäs-All“ oder „Mäs-Hanne“. Der letztere Name hatte ihren jüngeren Jahren gegolten, der erstere galt ihrem Alter.

Es würde vergeblich sein, alle deutsche Sprachwörterbücher aufzuschlagen, um die Bedeutung dieses Namens zu erforschen; nur dem Eingeborenen, der diese althüringische Mundart kennt und selber spricht, ist sie kein Geheimniß. Das Wort in's Hochdeutsche übersezt, heißt: Mäse-Allte. Aber mit dieser Uebersetzung schwindet im Akt aller Fäulnis der Poesie und der süßen Sagen- und Märchenwelt, der sich für mich daran fetzt. Das ganze Bild der seltsamen Frau und ihres Thuns und Treibens verliert schon gar viel an Naturwahrheit und Farbenreize dadurch, daß ich es in unserer Schriftsprache gebe; ich wollte, ich könnte es in der Mutter Mundart beschreiben. Aber leider kam man dies althüringische Idiom nicht schreiben, denn es fehlen für die eigenthümlichen Laute die entsprechenden Buchstaben; und wenn ich es nun doch zu Stande brächte, würde meine Geschichte außer dem Orte und den paar stammverwandten Dörfern Niemand zu lesen verstehen.

Mäs-All war oft, vorzüglich im Herbst und Winter, ein gern gesehener Abendbesuch in unserem Hause. Sie brachte dann ihr Strickzeug, wohl auch zuweilen das große schnurrende Spinnrad und erzählte stets sehr unterhaltende Geschichten aus ihrem Leben oder aus Ueberlieferungen ihrer Mutter, die über achtzig Jahre alt geworden war. Sie kannte die Familien- und Vermögensverhältnisse jedes Hauses im ganzen Ort; sie war aber auch mit allen Sagen und Wundernämen dieses engen Thales und der umliegenden Berge vertraut, und es ging mir nichts über den Genuß, eine Gespensergeschichte aus ihrem Munde zu hören. Was war da Alles Unheimliches und Grausenhaftes können Männern begegnet, die in tiefer stiller Nacht auf einsamen Waldwegen durch das Gebirge gegangen waren! Wie viel goldene Schüsseln und Kannen hatten arme Leute in sonnenheller Mittagsstunde auf entlegenen Waldplätzen stehen sehen, und wie waren sie immer durch ein unbedachtes Wort der Ueberraschung um den Zauberichag gekommen! Wie viel Frauen, die hühres Holz geschnitten, hatten weiße Frauen und gepentische Mönche im Walde gesehen!

Der Reiz dieser Erzählung wurde dadurch gar sehr erhöht, daß Mäs-All alle Personen, denen dies begegnet war, beim Namen nannte und viele derselben persönlich gekannt hatte.

Durch diese Frau kam früh das romantische Element in meine Kindertage; in die tedie Nörmlichkeit des Elternhauses warf sie den lebendigen Reiz. Sie pflanzte zuerst das süße poetische Grauen in meine Seele, das mich später so oft erschüttert hat, wenn ich bei Nacht und Nebel dieselben Gebirgspfade ging, auf welchen Andern so Ungeheuerliches begegnet war, und meine Phantasie voll poetischer Bilder und Gedanken drängte und von dem ich jetzt noch nicht frei bin, wenn ich im Zwielicht allein im tiefen Gebirge gehe oder mich durch das Gestrüch in Burg- und Klostermünnern winde. Mäs-All gemahnt mich jetzt wie die verkörperte Sage selbst, die allklinge und doch kindische wunderliche Märchen erzählern am schnurrenden Spinnrade. —

Außer dem Schatz ihrer köstlichen Geschichten besaß aber Mäs-All noch einen zweiten, dessen Herrlichkeit mich nicht minder hart angoz. Auf dem Rantelbrett in ihrer Stube lag und stand allerlei Kram, einige zimmerne Teller, Kasser- und Milchkanne, Schüssel und Salzfaßchen von demselben Steff, einige Leuchter, eine Lampe, Spindeln und Spulen, ein paar kleinere Krüge mit blauen Beschlägen, ein Gefaß, ein Gebetbuch, ein Katechismus und endlich — die Bibel! Das war der Schatz, der mir über Alles ging, zu dem es mich Tag und Nacht huzog. Es war dies nämlich die große Ernestinische Bibel in Folio, jenes Prachtbildwerk, welches Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha als junger Fürst

hatte herstellen lassen. Diese Bibel beginnt mit den in Kupfer gestochenen Bildnissen der sächsischen Fürsten aus dem Hause Wettin bis auf Herzog Ernst und seine Brüder, Kunstblätter, die dem deutschen Grafstapel im siebenzehnten Jahrhundert alle Ehre machen. Der Bibeltext selbst enthält eine Menge trefflicher Illustrationen in Holzschnitt, die man heute kaum besser machen würde. Das Ganze ist ein theureres und köstliches Werk. — Ueber den Genuß, die große Bibel durchzublättern und die Bilder anhaften zu dürfen, ging mir nichts. Ich konnte mich halbe Tage damit beschäftigen, ohne ein körperliches Bedürfnis zu fühlen. — Nach einiger Zeit genügte mir aber das bloße Anschauen nicht mehr; ich wollte nun auch wissen, was die Bilder zu bedeuten hätten. Nun mußte Frau Müs-All auch den Kommentator machen. Und sie war nicht nur eine fleißige und aufmerksame Bibelleserin, sie war auch in der Geschichte ihres Vaterlandes nicht unbewandert. Da erfuhr ich denn zuerst die interessantesten Geschichten von Salomons Urtheil, vom kleinen David und großen Goliath, von der Esther und der Judith. Welch ein Genuß! Und erst die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und der drei Könige aus dem Morgenlande, und dann der zwölfjährige Jesus im Tempel! Welch unansprechliches Entzücken! Wie habe ich in meinem späteren Leben größere Wonnen empfunden. Aber auch weh! ein Schmerz für mich, als ich zuerst den Tod Jesu umständlich ersähen hörte! Ich habe mehrere Stunden in krausphafem Schluchzen zugebracht und Ströme von Thränen gereint. Es war mir, als müßte ich mich todt weinen. Erst als ich mich ausgeweint hatte, war ich für den Jubel über die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn empfänglich. — Die rührend einfachen Erzählungen der Evangelisten vom Leben Jesu sind die köstlichsten Geistesnahrung für reine Kindergemüther; sie erfüllen unsere jungen Seelen mit heiligen Schauern; sie begleiten uns eine Zeit lang wie süße lächelnde Engelsgesichter, beßiten unsere Pfade und machen uns gut und fromm. Könnten wir uns den kindlichen Sinn rein und ungetrübt erhalten, diese Engelsköpfe würden uns umschweben bis an's Ende unserer Tage. —

Die künstlerische Ausschmückung der Ernestinischen Bibel hatte mein Interesse an der Malerkunst geweckt; aber diese lag leider in meinem Geburtsorte damals gänzlich darnieder, so fahrlässig sie auch später dort betrieben worden ist. Weder in meinem elterlichen, noch in einem andern mir zugänglichen Hause gab es Gemälde, und so lenkten sich denn meine bildergierigen Augen auf einige Konterfeis ehemaliger Pfarrer, die in ihrem Amtsort, in Del gemalt, düstliche Knieelücke, in der Kirche hingen. Ich betrachtete sie, so oft ich in die Kirche ging, und um so aufmerksamer, je älter ich wurde. Man hatte mir gesagt, daß die Tochter eines dieser

geistlichen Herren die Mutter meines Vaters gewesen war. Er war also mein Urgroßvater gewesen, und die Blutsverwandtschaft mit ihm steigerte natürlich meinen Antheil an seinem Portrait. Es zeigte ein düstres abstoßendes Gesicht, zu dem ich keine Neigung verspürte. Am auffallendsten war mir aber, daß der Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, in der er ein Buch hielt, blauer gefärbt waren, als die übrige Hand. So oft ich meine Augen in der Kirche erhob, fielen sie auf die beiden blauen Finger, und je länger ich sie betrachtete, desto blauer wurden sie.

Der Pfarrer hatte Zeitschel geheißen, und in Goltze's Kirchen- und Schulanstalt des Herzogthums Gotha, einem alten guten Buche, finde ich, daß Johannes Zeitschel aus Raumburg von 1716 bis 1742 Pfarrer in Ruhla war, nachdem er von 1713 bis 1716 Pfarrersubstitut in Nordhofen, einem zwei Stunden von Gotha gelegenen Dorfe, gewesen, und daß er 1742 zu seinen Vätern gegangen.

Ich hatte über die blauen Finger des Pfarrers Zeitschel noch Niemand befragt, sondern die Sache still mit mir herumgetragen, da hörte ich eines Abends, als Müs-All bei uns war, seinen Namen nennen.

„Er war mein mütterlicher Großvater,“ sagte mein Vater, „und seine Frau, meine Großmutter, auch eine geborene Götter aus demselben Stamm, wie die Frau Doktorin.“

„Haben Sie ihn noch gekannt, Herr Doktor?“ fragte Müs-All. „Ja wohl! Ich war sieben Jahre alt, als er starb, und ich erinnere mich seiner ganzen Gestalt noch gar wohl. Er ist nicht älter geworden als sieben- oder achtundfünfzig Jahre.“

„Ja man hat allerlei von seinem frühen Tode gesprochen. Na, er war Ihr Großvater.“

„D ich kenne die bösen Geschichten gar wohl!“ fiel mein Vater der Alten ungewöhnlich ernst in's Wort. „Er mag allerdings nicht ganz von aller Schuld frei gewesen sein.“

„Sagen Sie mir nur, hatte er denn wirklich zwei blaue Finger an der rechten Hand?“

„I bewahre! Ich wenigstens weiß nichts davon. Gott mag wissen, warum die Finger auf dem Bilde blau geworden sind! Ich habe mir immer gedacht, der Vater sei von einem der vielen bitteren Feinde, die mein Großvater in der Gemeinde hatte, beßochen worden, die Farben zu den beiden Fingern so zu mischen, daß man zwar Anfangs von der Bläue nichts gesehen, die aber allmählig hervorgetreten und mit der Zeit immer auffallender geworden ist.“

Müs-All schüttelte zu dieser Erklärung ungläubig den Kopf. „Meine Mutter hat mir oft erzählt,“ sagte sie endlich mit einer gewissen geheimnißvollen Scheu, „daß die beiden Vorderfinger an

der rechten Hand des Herrn Pfarrers Zeitschel wirklich blau geworden wären. — Sie werden wissen, warum, Herr Doktor! —

„Ich weiß, ich weiß, Frau Nachbarin!“
„Und daß er deshalb stets einen Handschuh an dieser Hand getragen habe. Als er aber für die Kirche gemalt worden sei, habe ihn die Gemeinde, mit der er in so großem Hader gelebt, gerichtlich gezwungen, sich die bloße Hand mit den blauen Fingern malen zu lassen, zum ewigen Gedächtniß an seine schwere Missethat.“

Meine Mutter lachte. „Frau Hanne, glaubt doch nicht solche Abgeschmacktheiten! Wie kann denn ein Mensch von der Obrigkeit gezwungen werden, etwas abmalen zu lassen, was er vor Jedermann zu verbergen alle Ursache hat? Und dadurch hätte sich ja der Pfarrer Zeitschel vor aller Welt zu der argen Schuld bekannt, die man ihm doch, so viel wir bewußt ist, niemals hat beweisen können, sondern stets nur heimlich nachgesagt hat. Aus diesem letzteren Grunde glaube ich auch nicht, was man mir in meiner Jugend über diese seltsamen blauen Finger erzählt hat. Man sagte mir nämlich, der böse Pfarrer habe sich die beiden Finger mit Absicht blau malen lassen, obgleich sich ihre Farbe in der Wirklichkeit nicht von der der anderen Finger unterschieden hätte, und er habe dadurch eine stillschweigende Buße, ein stummes Bekenntniß angedeutet; weil er Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und zuletzt vergangen sei, wie ein Schatten. Durch die blaue Färbung der gemalten Finger habe er sich eine Erleichterung seines qualvollen Zustandes verschaffen wollen; es sei ihm aber nicht gelungen. Sie müssen ja wissen, Herr Doktor, ob dieser Zustand wirklich so schlimm war, wie man versichert hat.“

„Was wird nicht Alles geschwätzt!“ verriethe der Angeredete ärgertlich. „Ich weiß so wenig von der Unruhe und Verzweiflung meines Großvaters, wie von dessen blauen Fingern. — Daß man in eurer Familie, Frau Nachbarin, dergleichen Gerüchten gern Glauben geschenkt hat, wundert mich freilich nicht. Ich kenne den Grund davon recht gut. Aber genug von diesen alten und ärgertlichen Geschichten!“ Damit zündete er seinen Wachstod an und ging zu Bett.

Ich vermutete, daß nun nähere Erörterungen über den für mich so äußerst interessanten Gegenstand zwischen Mäs-All und meiner Mutter stattfinden würden, und um nicht zu Bett geschickt zu werden, brühte ich mich in die weichen Kissen des Federkissenpuzzes und stellte mich fest schlafend, obgleich ich noch nie so munter und aufgeregt gewesen war, als in diesen Augenblicken. Ich glühete über und über, und mein Verlangen, den Schleier eines Geheimnisses fallen zu sehen, das sich in seiner abenteuerlichen und unheimlichen Größe erst an diesem Abende vor den Augen meiner

Phantasie aufgebaut hatte, war über alle Beschreibung heftig. Meine Vermuthung hatte mich nicht getäuscht, aber leider nicht zur Befriedigung, sondern zur Erhöhung meiner Qual. —

„Wie leid ihr denn mit der Person verwandt, Hanne?“ fragte meine Mutter.

„Sie war meines väterlichen Großvaters ältere Schwester,“ versetzte die Alte, „und ich habe noch einen Wildemannshenkelbaler, den sie Sonntags am Halse getragen hat. Sie ist so hübsch gewesen, daß fremde Leute, die sie noch nicht gekannt, wenn sie ihnen auf der Gasse begegnet ist, stehen geblieben sind und ihr verwunderungsvoll nachgesehen haben.“

„Der Pfarrer kann aber doch unschuldig gewesen sein.“

„Ach, was unschuldig! Mein Großvater hat ja in Venedig die Geschichte aus ihrem eigenen Munde gehört.“

„Man hat aber sehr bezweifelt, daß euer Großvater jemals in Venedig gewesen sei.“

„Das muß ich besser wissen. Ich will Ihnen die Geschichte ausführlich erzählen.“ Bei diesen Worten hüpfte mir das Herz im Leibe, und ich wagte kaum zu athmen vor Begierde; denn die Erwähnung Venedigs hatte mich vollends in die größte Spannung versetzt. Ich hatte bereits von den Wundern der Wasserstadt gelesen, und die Lagunen, die Kanäle, die Seuzerbrücke, der Rialto, die Gleidächer, der Dogenpalast ic. schwirrten mir schon durch den Kopf, und meine phantastischen Vorstellungen von diesen Dingen gingen in's Ungeheuerliche. Das Wort Venedig in Verbindung mit dem Geheimniß der blauen Finger traf mich also wie ein elektrischer Schlag; denn hier hatte ich es am wenigsten vermutet.

„Aber spricht leise, Frau Nachbarin,“ erinnerte meine Mutter, „der kleine Scheml dort möchte nicht schlafen, und die Geschichte paßt doch nicht für die Ohren eines Kindes.“

Das war ein Donnerschlag für mich, und als Mäs-All nun zu flüstern anfang und ich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit doch nur dann und wann ein einzelnes Wort erschnappte, das meinen Heißhunger eher zu steigern als zu befriedigen geschickt war, da weinte ich zuletzt vor Bedrük. Ich erfuhr nichts über die Entstehung der blauen Finger meines Urgroßvaters, nichts über Mäs-Alls Großvaters Schwester, nichts über Venedig und also auch gar nichts über den unbegreiflichen Zusammenhang dieser drei Dinge. Meine Phantasie machte die tollsten Sprünge und tauchte mir lange den Schlaf, und als sie ihm endlich doch Raum vergönnen mußte, verband sie sich mit ihm und zeigte mir als Traum ihre wunderlichsten Bilder, in denen die blauen Finger, der finstere Pfarrer, die schöne Mublerin, der gestülpte Löwe und der heilige Markus auf seiner Säule, schwarze Gondeln mit verhängten Fen-

stern und jede Bravi mit maskirten Gesichtern bunt genug durcheinander spielten.

Der folgende Tag war ein Sonntag, ich ging in die Kirche, war aber so mit dem gemalten Pfarrer, den ich von meinem Standpunkt nicht sehen konnte, beschäftigt, daß ich des lebenden predigenden ganz und gar darüber vergaß. Als nach dem Gottesdienst alle Leute sich entfernt hatten, stellte ich mich unter das Bild und verschlang es mit den Augen; so abscheulich blau waren mir die geheimnißvollen Finger noch nicht vergelommen. O hätte mir das Bild antworten können auf die stummen Fragen meiner heißen Sehnsucht! Aber es war still und stumm wie die Kirche, und ich lief zu Frau Hanne, entschlossen, Alles zu versuchen, um hinter die Geschichte zu kommen.

„Sagt mir doch, Frau Nachbarin,“ begann ich möglichst gleichgültig, „warum hat denn das Bild des Pfarrers Zeitschel in der Kirche zwei blaue Finger an der rechten Hand?“

„Das kann ich dir jetzt noch nicht sagen, mein Sohnchen; aber wenn du größer geworden bist, sollst du es erfahren.“

„Ach ich bin groß genug, um alle Geschichten zu verstehen. Sagt es mir nur jetzt gleich. Ich möchte es gar zu gerne wissen.“

„Es geht nicht; ich darf nicht. Du sollst's schon erfahren. Gedulde dich, mein Kind!“

Alle meine Bitten waren vergebens; ich erreichte mein Ziel nicht.

Einige Tage später fiel es mir in meinen Meditationen über die alte Nachbarin, mit der ich unausgesetzt in Gedanken beschäftigt war, plötzlich auf, daß sie Müs-Al hieß, und ich wandte mich an die Mutter mit der Frage, woher jene diesen auffallenden Namen, und was er eigentlich zu bedeuten habe?

„Ihr Vater hieß Müs-Gür^{*)} und deshalb hieß sie Müs-Hanne und jetzt Müs-Al.“

„Wie kam denn ihr Vater zu dem Müs-Gür-Namen?“

„Das weiß ich nicht. Darüber wird sie allein dir die beste Auskunft geben können.“

Sogleich lief ich zur Alten, die von ihrem Wollenrad mir immer freundlich zunickte.

„Sagt mir, Frau Nachbarin, warum nennen euch die Leute Müs-Al? warum nannten sie euren Vater Müs-Gür?“

„Das hängt mit der Geschichte von den blauen Fingern des Pfarrers Zeitschel ganz eng zusammen,“ versetzte sie unheimlich flüsternd, und ihre Augen leuchteten dazu gerade wie die ihres ungewöhnlich großen rothen Katers, der fast immer unter dem Ofen

lag, und vor dem ich mich stets ein wenig fürchtete, obgleich er mir nichts zu Leide gethan hatte.

Diese unerwartete Antwort erfüllte mich mit einer Art Wuth; ich schrie: „Aber so sagt mir's doch mit den Fingern!“

„Jetzt noch nicht,“ versetzte sie ruhig und spann weiter. Ich aber hing an, die alte halstarrige Nachbarin zu hassien.

Ein halbes Jahr verstrich, und das mir verborgene Blausingergeheimniß lag mir fort und fort schwer im Sinne, wie einem eine unverdauliche Speise im Magen liegt; endlich wurde ich krank und zwar sehr bedenklich an einem Nervenfieber, ich weiß nicht ob vom Geheimniß oder aus einer andern Ursache. Aber ich phantasirte in einem fort von den blauen Fingern, von der schönen Kuchlerin, von Venedig und von Müs-Gür. Müs-Al saß an meinem Bette und wunderte sich erstaunt über meine Fieberträume. Sie war versucht zu glauben, ein Geist müsse mir die Geschichte entdedt haben. Ich war kaum genesen, als ich auch schon in ihre Hütte eilte, in der Voraussehung, sie werde mir, dem von einer so schweren Krankheit Erstandenen, nichts abschlagen. Ich war ja so schwach, so abgezehrt, so blaß, daß mich der Wind hätte umblasen können. Es war mir ganz seltsam und träumerisch zu Sinne, als ich so vor der alten Frau saß und ihre Augen mit einem mir bis jetzt unbekannten Ausdruck auf mich funkelten; die Brust wurde mir beflommen; mich dächte, ich liege noch im Fieberirrethum.

Sie zeigte sich wirklich meiner Bitte sogleich willfährig. „Erst will ich dir aber etwas Häßliches zeigen, was auch zur Geschichte der blauen Finger gehört und dir gewiß Freude machen wird,“ sagte sie, immer flüsternd, und verließ die Stube. Ich hörte sie draußen die Hausthür verriegeln und dann die Bodentreppe hinaufsteigen. Bald kehrte sie wieder, und ihre Augen funkelten noch stärker als erst. In der Hand hatte sie eine vom Alter schier schwarz gewordene Zither, die ich noch nie bei ihr gesehen. Sie ließ die Stubenthür auf, setzte sich und fing an wunderdunkel auf der Zither zu spielen. Gleich beim ersten Tone erhob sich der Kater unter dem Ofen, streckte sich, sprang auf die Dienbank, mit einem zweiten Satz auf den Hinterfen, und kletterte nun in den Kachelvertiefungen gemächlich empor, bis er auf der Kuppel des Gehäuses angelangt war, wo er sich's wieder bequem machte. Den dicken Kopf reckte er weit vor und richtete die Augen nach der Thüröffnung. Und sich, durch diese zogen jetzt zu meinem maßlosen Erstaunen allerliebste weiße Mäuschen mit rothen Augen paarweise herein, es waren auch einige Spedchen darunter. Das trampelte und krabbelte, bis es ungefähr zwölf Bärden waren. Nach den bereichigen Zitherklängen marschirten sie im Kreise, erhoben sich dann auf die Hinterfüße und führten nach dem Takt der Saiten

*) Müs-Gürz

sehr kunstreiche Tänze aus. Welch ein herrliches unvergleichliches Schauspiel für mich, der ich noch keine weiße Maus, viel weniger einen Mäusetanz gesehen hatte! Lange sah ich regungslos, ganz Auge, und starrte das Wunder an. Wie zierlich und anmuthig waren doch die Bewegungen dieser allerliebsten Thierchen! wie schnell dafften sie, wie munter drehen sie sich! Der zweite nicht minder aufmerksame Zuschauer war der Kater auf dem Ofen; auch er bewegte seine Winkeln. Endlich fielen meine wohnetrunkenen Augen auf die flinke Zitherspieldoch, und da war mir's, als sähe Frau Hanne ganz anders als sonst, viel jünger, schöner und größer, und in ihrem Gesichte war ein fremdes Etwas, das mich einschüchterte. — Plötzlich riß sie mit der Hand einen schrillen Ton aus den Saiten; der Kater sprang mit einem Satz vom Ofen, und die Mäuschen stürzten in wirrer Flucht durcheinander aus der Thüre. Der Kater durfte sie nicht verfolgen. Frau Hanne legte die Zither weg und sagte ernst: „Nun will ich dir die Geschichte erzählen.“

Ich schöpfte tief Athem; es war mir gar nicht so wohl und heiter zu Sinn, da sich mir nun endlich die Pforten des ererbten Geheimnisses erschließen sollten, als wie ich gehofft und erwartet hatte. Im Gegenbilde fühlte ich mich bekommen und gedrückt! Doch wanderte meine Seele nun aus dem Auge in's Ohr. Mühs All begann:

„Als der Herr Pfarrer Zeitzel hierher verlegt wurde — es mögen nun bald hundert Jahre werden — ist er noch ein junger unverheiratheter Mann gewesen. Er hat sich sogleich stolz und kalt gegen die Leute benommen, so daß Niemand ein rechtes Vertrauen zu ihm hat fassen können. Die Gemeinde hat ihm viel Ehre angethan bei seinem Anzuge, aber er hat Alles aufgenommen, als verstände es sich von selbst, als sei es der Leute Pflicht und Schuldigkeit, und hat ihnen kaum dafür gedankt. Das hat schon kein gutes Blut gesetzt. Darauf hat er sich nur zu den beiden Honoratioren im Dorfe gehalten, zum Doctor und zum Förster. Der Erstere ist ein Herr Dr. Gotter gewesen, von derselben Familie, aus der auch deine Mutter stammt. Er hat denn eine schmutzige mannbare Tochter gehabt, und die hat sich gut zum Herrn Pfarrer gepaßt; denn sie ist so stolz und hoffärtig gewesen, wie er, und hat gemeinen Leuten auf bösslichen Grunz kaum mit einem leisen Kopfnicken gedankt. Deshalb sind sie denn auch nach Jahr und Tag ein Paar geworden. Nun der Stolz ist wenigstens auf ihre Entel nicht fortgeerbt, das beweist die Teufeligkeit des Herrn Doctors, deines Vaters, mein Kind.“

Um diese Zeit oder kurz vorher, ehe der neue Pfarrer in's Dorf kam, war mein väterlicher Urgroßvater als ein Mann in seinen

besten Jahren gestorben und hatte seiner Wittve sieben meist noch unermöglichte Kinder hinterlassen, wovon die schöne Gretlies das älteste, mein Großvater, Lina, aber eines der jüngsten war. Gretlies wird siebzehn oder achtzehn Jahre alt gewesen sein. Da gab's denn freilich schmale Bissen, und nun's ihrer Mutter einigermaßen zu erleichtern, vermiethte sich Gretlies als Magd bei dem neuen Herrn Pfarrer. Niemand in der Welt hätte sich einfallen lassen, daß der geistreiche Herr Pfarrer seinem Stolz etwas gegen seine Magd vergeben würde; aber gerade die Holzesten und härtesten Menschen fallen am leichtesten in die Fallstricke des Bösen. Denn, der Herr Pfarrer benahm sich gegen die schöne Gretlies wie es wohl seine heilige Pflicht mit sich gebracht hätte, wenn die Magd seine Ehefrau gewesen wäre, wie es aber jetzt die größte und abscheulichste Sünde war. Die bösen Folgen blieben nicht aus und waren um so schlimmer für den Herrn Pfarrer, als er sich gerade mit der stolzen Jungfer Gotterin verlobt hatte. Wäre sein arger Fehltritt an den Tag gekommen, so hätte er die reiche Braut und die Pfarrstelle obendrein verloren und wäre beschimpft und eutebt für sein ganzes Leben, auch noch mit einer langwierigen Gefängnisstrafe und hoher Geldbuße belegt worden. Um nun seine Sünde vor den Augen der Welt zu verbergen und sich der drohenden Strafe zu entziehen, beging er eine noch weit größere Sünde und das ärgste Verbrechen, das ein Mensch seinem Schöpfer und Herrn gegenüber schier vollbringen kann. Das ist die Natur des bösen Samens, daß immer wieder böse Früchte daraus erwachsen. Nicht vergebens warnt das Sprichwort: „Laß dich vom Teufel nur bei einem Haare fassen, so bist du auf ewig ganz und gar sein.“

Vor hundert und noch mehr Jahren geschah es, daß in unsere Berge fast alljährlich geheimnißvolle Männer in fremder Kleidung und eine fremde Sprache redend kamen, meist in kleinen Gesellschäften von drei und vier, zuweilen wohl auch noch einmal so viel. Sie mieteten immer eine Schmiedesse entweder unten im Grunde oder oben auf dem temmerigen Boden*, niemals in der Mitte des Dorfes, und die Esse mußte immer so gelegen sein, daß sie, vom Berge herabkommend, gleich hinein konnten, ohne sich neugierigen Augen bloßstellen zu müssen, und worin sie nicht belauscht werden konnten. Am Tage über trieben sie sich in den entlegensten Bergen und Thalschluchten herum, und in der Nacht hantbierten sie in der Esse. Mit den Dorfleuten machten sie sich gar nicht gemein und bekümmerten sich nicht um sie. Ihre Lebensmittel kauften sie sich selber ein, und man wußte kaum, woher sie dieselben bezogen. In

* Tennberger Boden, das oberste Ende des Dorfs, zum Thut Tennberg gehörend; Grund, das unterste Ende des Dorfs im langgestreckten Thale.

die Kirche ging auch keiner, sie mochten noch so lange im Dorfe sein. Die Sonntage brachten sie immer in den Bergen zu, und wenn es auch schlechtes Wetter war. Die Jäger und Kreiser, Hirten, Köhler und Holzhacker haben diese felsigen Männer zuweilen mit Hacken, Hämmern und Schaufeln, hörten sie wohl auch in den Bergen arbeiten, aber sie fürchteten sich vor den wildaussehenden härtigen Gesellen, die immer stark bewaffnet waren, und von denen es allgemein hieß, sie könnten mehr als Brod essen und Händen mit bösen Mächten im Bunde. Diese Leute nannte man Venetianer; sie konnten Zankerprüge, mit denen sie die Berge öfneten, in welchen sie mit der Wänselrute edle Metalle und Steine entdeckt hatten. Vorzüglich viel waren sie im Martberge beschäftigt, und das verriet Gaisbeinsloch mit seinen großen Schätzen soll ihnen zugänglich gewesen sein, und aus dem Backofenloch *) haben sie Sand geholt, aus dem sie das feinste Gold geschmolzen haben. Auf die Scheidkunst und das Schleifen der Edelsteine haben sie sich ganz absonderlich verstanden. Und in Sameln und Schleifen hat ihre nächtliche Arbeit in der Esse bestanden. Diese Venetianer haben ungeheure Reichthümer aus unsern Bergen in ihre Vaterstadt getragen; aber bei uns hat ja Niemand verstanden, diese Schätze zu heben, und sie haben sich wohl gehütet, ihre geheime Kunst einem biesigen Menschen zu lehren. Wer weiß auch, ob das Heil der Seele nicht dabei verloren gegangen wäre. Also ist es für unser Dorf und seine Bewohner wohl besser gewesen, daß Niemand hinter ihre Künste und Praktiken gekommen ist.

Zu der Zeit nun, als es mit dem jungen Herrn Pfarrer Zeitschel und seiner Mutter, der schönen Gretlies, so schümel stand, waren auch gerade vier Venetianer hier, die trieben ihr heimliches Wesen in einem der letzten Hänschen oben auf dem Säurajen **). Eines Abends spät nun ist der Pfarrer voller Verzweiflung und wie verrückt in die Berge gelaufen, er hat selbst nicht gewußt, wie weit, und die frühe Herzmacht hat ihn und seine bösen Gedanken überhächt; da hat er sich in der Dunkelheit endlich unter einen Buchenbaum geworfen und hat jammernd alle guten und bösen Geister angelächelt, ihm aus seiner großen Noth und Drangsal zu helfen. Und da haben plötzlich die vier Venetianer in ihren Mänteln und breiten Hüten, wie aus der Erde gestiegen oder vom Himmel gefallen, vor ihm gestanden und haben ihn gefragt: „Was thust du, und womit ihm geholfen werden könne.“ Der Pfarrer ist erst bestig erschocken, dann aber hat er sich ein Herz gefaßt und, als er sie als Venetianer erkannt, bei sich bedacht, daß ihm diese Fremd-

*) Eine Höhle und Stollen am Martberg.

**) Der letzte Hof des Dorfes.

linge vielleicht am ersten helfen könnten und daß sie ihm von einer höhern Macht — es galt ihm gleich, ob von einer guten oder einer bösen — zu seiner Rettung zugesandt sein möchten. So hat er es denn mit kurzen Worten rund herangesagt, wo ihn der Schuß so hart drückte, und da sie lateinisch oder hebräisch mit einander gesprochen, so haben sie sich gar wohl verstanden.

Als der Pfarrer fertig war, sagte der älteste Venetianer, welcher der Oberste oder Anführer der kleinen Gesellschaft war: „Da läßt sich leicht helfen. Verkauft uns das Mädchen, und wir nehmen es mit. Da seid ihr aller Sorge um sie enthoben. Nächsten Freitag früh um vier Uhr reisen wir ab.“

Dem Pfarrer mochte doch wohl das Gewissen vor solcher abscheulichen Seelenverkäuferei schlagen, und er wollte anfangs nicht daran und meinte, verkaufen könne er die Gretlies nicht, die Herren möchten sie doch ohne Kauf mitnehmen.

„Dann haben wir kein Recht auf sie“, entgegnete der alte Venetianer. „Ihr müßt sie uns durchaus käuflich überlassen, und da ihr ihr Dienstherr seid und sie sich euch in der Art zu eigen gegeben hat, wie ihr uns erzählt habt, so könnt ihr sie allerdings verkaufen. Außerdem können wir sie nicht mitnehmen und euch nicht helfen.“

Da nun der Pfarrer keinen andern Ausweg sah, aus seiner verzweiflungsvollen Verlegenheit herauszukommen, so ging der gottlose Mann den schlechten Handel ein, und sie wurden um hundert Geldgulden eins. Daraus wurde verabredet, daß die Venetianer den Freitag in der Pfarre *) warten wollten, dorthin sollte der Pfarrer die Gretlies schicken; und sobald sie das Mädchen in Empfang genommen, werde einer von ihnen in die Pfarre hinabkommen und das Geld zahlen. Nach dieser Verabredung gingen sie von einander. Der Pfarrer kam spät in der Nacht nach Hause und war sehr unruhig, die beiden nächsten Tage aber immer in tiefen Gedanken. Gretlies schrieb dies seinem Kummer zu und weinte über ihn und sich; denn sie war ihm sehr ergeben. Am Donnerstag Abend sagte er zu ihr: „Du müßt mir morgen in aller Frühe nach Waltershausen gehen und einen Brief an den Superintendenten tragen.“ Gretlies ging noch zu ihrer Mutter, um es derselben anzulegen, daß sie des andern Tags nach Waltershausen gehen müsse, und die Mutter erbot sich, sie eine Strecke durch den Wald zu begleiten. So verabredeten sie denn, Gretlies solle ihre Mutter abholen. Sie wünschten sich gute Nacht — und haben sich in dieser Welt nicht wieder gesehen.

Am andern Morgen weckte der Pfarrer seine Mutter sehr früh,

*) Holz über der Pfarrwohnung am Berge.

Bibl. über der deutschen Mäster XIII. 1.

und als sie angekleidet war, befohl er ihr, ihr Frühstück einzupacken. In ihrer Unschuld sagte sie von der Begleitung der Mutter.

„Das kann nicht sein,“ sagte der Pfarrer heftig und streng. „Deine Mutter mag ein ander Mal mitgehen, heute nicht. Ich selbst werde dich den Pfarrberg hinaufbegleiten, und in der Pfarrbede warten vier mir befreundete Männer, die mit dir nach Waltershausen gehen werden. Komm!“

Das Mädchen zitterte vor Furcht und Schrecken am ganzen Leibe; aber sie war so an päpstlichen Gehorsam gegen ihren Herrn gewöhnt, und er hatte eine solche Gewalt über sie erlangt, daß sie nicht zu widersprechen wagte. Still weinend folgte sie dem Befehle. Der Pfarrer zog schweigend und mit grimmigem Gesicht neben ihr den Berg hinauf.

„Ach, Herr Pfarrer!“ sagte endlich Gretlies aus gepreßter Brust, „die fürchterlichste Angst bringt mich fast um. Sind denn die Männer, welche mit mir gehen sollen, von hier, oder sind es fremde Leute?“

„Du wirst es schon sehen.“

„Daß Gott sich meiner erbarme! Sie werden mich doch nicht todt schlagen? In meinem Zustande —“

„Du bist eine Gans! Du hast doch deiner Mutter nicht etwas gestanden?“

„Gewiß nicht, Herr Pfarrer! Sie haben es mir ja bei Leib und Leben und meiner Seligkeit verboten.“

„Ich glaube dir. Fürchte dich nicht! Die Männer werden dir nicht nur nichts zu Leid thun, sie werden dich sogar schützen, wenn dir ein Leide zugefügt werden sollte. Und sei nur ganz ruhig über deinen Zustand, ich habe bestens für dich gesorgt.“

Bald darauf erreichten sie die Pfarrbede und stiegen auf die reisefertigen Venetianer. Gretliesen schlugen alle Glieder vor Furcht, aber sie sagte kein Wort mehr, sondern ergab sich geduldig in ihr Schicksal. Der Pfarrer wechselte noch einige ihr unverständliche Worte mit den Männern, dann stiegen drei mit der Wand den Berg hinauf, und einer ging mit dem Pfarrer hinab in's Pfarrhaus, wo er das Geld auf den Tisch zählte und dafür eine Duntzung verlangte. Diese anzustellen, verweigernte der Pfarrer bestimmt; denn er sah ein, wie gefährlich ihm ein solches Papier werden konnte, und daß er sich dadurch ganz in die Hände ihm blutsamer Männer begab. Ueber diese Weigerung entstand ein Wortwechsel zwischen beiden, der endlich so heftig wurde, daß der Venetianer drohte, die Gretliese sogleich zurückzurufen und den ganzen Handel und seine Ursachen beim Schulzen anzuzeigen. Da legte sich der Pfarrer ersprechend zum Ziele und schrieb die Duntzung mit zitternder Hand; er sah ein, daß er schon zu weit gegan-

gen war, um noch zurück zu können. Er mußte vorwärts seinem bösen, aber wohlverdienten Schicksal entgegen.

Unterdessen war es heller lichter Tag geworden. Nun war Tags vorher ein reicher Handelsmann gestorben, der hatte sich vorher ein Grab auf dem Reichen-Kirchhof gekauft, von dem man so nah in die Pfarrstube hinabstiegt, daß man schier das kleinste Ding darin erkennen kann. Der Todengraber war mit dem ersten Morgenstrahl an die Arbeit gegangen. Indem er nun da hockte und schaufelte, vernahm sein scharfes Ohr das Geräusche aus der Pfarrstube; von dem er freilich kein Wort verstand. Er wurde aber doch aufmerksam und lugte über die Mauer hinab. Er erkannte den Venetianer, den er schon mehr gesehen, und den Pfarrer in Streit: er entdeckte endlich das Geld auf dem Tische und sah, wie der Pfarrer dem Fremden das Papier überreichte, welches dieser zu sich steckte. Zu diesem Augenblick wurde die Hoftüre geöffnet, und Gretliesens Mutter trat auf den Hof; wie sie aber im Begriff stand, in die Haustur zu gehen, kamen der Pfarrer und der Venetianer aus der Stube. Der Pfarrer erschrak beim Anblick der Frau, und während der Venetianer sich entfernte und, von den Augen des Todengräbers verfolgt, den Berg hinaufstieg, fragte der Pfarrer mit bebenden Lippen und todtbleich: „Ihr habt doch nicht etwa an der Thüre gehört, Weib?“ Er wollte sich dabei eine stolze Amtsmiene geben, aber es gelang ihm schlecht.

„Bewahre mich Gott, daß ich an Ihrer Thüre hörte, Herr Pfarrer!“ versetzte die Wittve eingeschüchtert. „Ich bin im Augenblick gekommen, um nach Gretliesen zu sehen und zu erforschen, weshalb sie mich so lange warten läßt.“

„Gretlies ist schon vor einer Stunde fort.“

„Schon fort und allein!“ sagte die arme Frau bedenklich. „Was muß denn das zu bedeuten haben? Wir hatten ja verabredet, daß ich sie durch den Wald begleiten wollte.“

„Sie wird sich wohl eine ihr liebere Begleitschaft gewählt haben. Ich traue der Gretliese nicht mehr und fürchte, sie wandelt auf schlechten Wegen.“

„O Herr Pfarrer, meine Tochter war gottesfürchtig und fromm, so lange sie an meinem Tische aß; wie sollte sie nun im Hause unsers Herrn Pfarrers schlecht geworden sein! Ich habe nichts Uebles an ihr bemerkt.“

„Nicht? Nun desto besser. Wir werden ja sehen. — Geht heim und gebt euren Kindern das Frühstück. Doch wartet noch einen Augenblick; ich will euch etwas schenken.“ Damit ging er in die Stube, nahm einen von den Gulden, ruzt ihn heraus und drückte ihn der Wittve in die Hand. Hocherfreut über diese ungewohnte Freigebigkeit, konnte die arme Frau nicht Dankesworte genug sin-

den, küßte dem Pfarrer den Kof und ging unter Segnungen! Der Todengräber hatte Alles mit angesehen, auch wobei der Pfarrer das Geißfluch genommen hatte.

Die Freunde der Wittve wurde schon am folgenden Tage in den größten Jammer verwickelt. Schon Abends vorher hatte sie eine unerklärliche Angst befallen. Sie war mehrmals bis tief in die Nacht in die Pfarre gelaufen, um nachzufragen, ob Gretlies noch nicht wieder zurück sei. Es wurde ihr immer schwerer um's Herz. Den Weg nach Waltershausen legte eine so rüftige Dirne in drei Stunden zurück, und da Gretlies nach des Pfarrers Angabe, nichts weiter im Städtchen zu schaffen hatte, so hätte sie eine Stunde nach Mittag wieder da sein können. „Ich verkomme vor Angst,“ sagte sie zuletzt zum Pfarrer. „Wenn dem Mädchen nur kein Unglück zugefallen ist!“

„Ach, glaubt nicht solche Albernheiten!“ versetzte der Geistliche. „Sie hat sich einen Schatz beigelegt, bei dem sie die Nacht zubringt; das ist das ganze Geheimniß. Ich habe es euch ja diesen Morgen schon gesagt, die Gretlies ist leichtfertig geworden.“

Die arme Mutter ging leidend, einen Berg von Angst und Sorge auf der Brust, heim und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Und als Gretlies am andern Tag Mittags noch nicht da war, brach die arme Frau auf nach Waltershausen. Sie lief mehr als sie ging, und fragte in den Gehirgsdörfern Winterstein, Fischbach, Raberts und Kleintaberts in den Wirthshäusern und sonst nach ihrer Tochter. Keine Spur von derselben! Es waren noch nicht zwei Stunden her, als sie schon vor dem Superintenden stand. Der hatte natürlich keinen Brief vom Pfarrer aus der Kuhl erhalten; kein Auge hatte das Mädchen gesehen. In trostlosem Jammer lief die unglückliche Frau zurück; die fürchterlichste Angst befüllte ihre Schritte. Sie kam wieder heim; da war überall keine Gretlies. Der Pfarrer sagte kalt und höhnisch: „Sie wird wohl mit ihrem Liebhaber auf und davon gegangen sein.“ — Das zerschchnitt der Wittve das Herz vollends; sie kannte ihre Gretlies besser. Sie bot ihre Kinder auf, mehrere gutherzige Nachbarn schlossen sich an, und nun gingen sie einzeln in stundenweiter Ausdehnung durch die Berge nach derselben Richtung; die Wittve suchte in allen Köhlerhütten, die Walddörfer wurden durchsucht. Alles vergebens. Bis zum Tod ermattet, kehrte die bedauernswürdige Mutter in der späten Nacht heim. Am andern Tag kam das ganze Dorf in Aufregung. Die Wittve machte Anzeige beim Schulzen, und dieser bot sogleich, wie dies in solchen Fällen stets gebräuchlich ist, die ganze Gemeinde auf, das Gebirge nach allen Richtungen zu durchstreifen. Mehrere hundert Köpfe belebten schon nach einigen Stunden den Wald. Die Gemeinden

der andern Walddörfer folgten diesem Beispiel. Da kam man endlich auf die erste schwache Spur. Eine arme Frau aus Schmerbach *) hatte ein Mädchen, auf das die gegebene Beschreibung genau paßte, mit vier fremden, wildaussehenden Männern, die sie gleich als Venetianer bezeichnete, am frühen Morgen mitten durch den Wald gehen sehen, weder auf Weg noch Pfad, sondern durch Dick und Dünn. Die Schmerbacher hatte sich aber aus Furcht vor den Venetianern in's Geheiß verflochten. Ein Wintersteiner Köppler bestätigte dasselbe und setzte hinzu, das Mädchen habe geweint; auch er habe sich vor den unheimlichen Goldgräbern gefürchtet; denn Jedermann im ganzen Gebirge ging diesen Männern aus dem Wege.

Mit diesen Angaben wurde nun natürlich gleich zusammengestellt, daß die vier Venetianer denselben Morgen aus der Kuhl abgereist waren, an welchem Gretlies von ihrem Herrn nach Waltershausen geschickt worden war. Also stand es ziemlich fest, das Mädchen war von diesen Fremdlingen entführt worden. Ob freiwillig oder gezwungen, mußte unentschieden bleiben. Auffallend war das kalte und gleichgültige Benehmen des Pfarrers in dieser wichtigen Angelegenheit. Seine Behauptung, er habe schon seit einiger Zeit Abends solche Männer im Pfarrhose und am Pfarrberge bemerkt und die Gretlies sogar einmal mit einem im traulichen Zwiegespräch betroffen, empörte Alle, welche das Mädchen näher kannten. Auch hatte Niemand weiter etwas von den Venetianern in der Nähe des Pfarrhauses gesehen, und sie, die so auffallend gestreift waren, hätten doch unmöglich unbemerkt bleiben können. Dazu kam, daß der Todengräber in der ersten Aufwallung vom Besuch des Venetianers beim Pfarrer vor Tagesanbruch, vom Wortwechsel der Beiden, von dem aufgezählten Gelde u. s. w. geschwatzt hatte, und obgleich er nachher auf die Hinterbeine trat und Alles leugnete, so wußten die Leute doch, woran sie waren, und sagten gerade heraus, er fürchte den Dienst durch den Pfarrer zu verlieren. Die Wittve bestätigte, daß sie den Venetianer aus der Bohrstube in der Pfarre mit dem Pfarrer habe herauskommen sehen und der Letztere sie barisch gefragt, ob sie gelauscht habe. Man stellte damit zusammen, daß Gretlies ihre Mutter habe abholen wollen und nicht gekommen sei, und der Schluss des Volksgerechts war: der Pfarrer habe seine Nalch an die Venetianer für ungeheures Geld verkauft.

Die arme Wittve hatte nicht den Muth, gegen den Pfarrer mit einer Denunciation aufzutreten; aber der Schulze als Gemeindevorstand, von des Pfarrers Stolz schon vielfach beleidigt, machte

*) Kleines Walddörferchen.

die Anzeige bei dem geistlichen Untergerichte in Thal, und der Pfarrer wurde zur Untersuchung gezogen. Er leugnete zu wissen, wohin die Magd gekommen sei, und behauptete, sie sei in einem heimlichen Einverständnis mit den Benettianern gewesen und habe sich gegen ihre Mutter gestellt, um ihre Flucht desto besser ausführen zu können; der Mann, der ihm früh einen Besuch gemacht, sei kein Benettianer gewesen, sondern ein fremder Viehhändler, mit dem er im Handel gestanden um eine Kuh, deren er bei seiner bevorstehenden Verheirathung bedürfe. Das Alles klang sehr glaubhaft, und das Gericht legte dem Pfarrer auf, einen Reinigungseid bei offenen Thüren zu schwören. Und er schwur diesen Eid! schwur einen falschen Eid, dieser sündhafte, gottlose Mann! schwur, daß er nichts von Gretliens Entweichung wisse, und hatte sie doch selbst verkauft. — Damit war vor der Welt die Sache ab. Der Pfarrer machte Hochzeit — beinahe wäre die Heirat über dem bösen Mägdchen rückgängig geworden — und von Gretliens Schicksal hörte man nichts wieder. Ihre Mutter weinte noch ein paar Jahre und trauerte im Stillen bis an ihren Tod. Ihre übrigen Kinder wuchsen heran und machten ihr Freude; Gretlie wurde in ihrem elterlichen Hause nur noch selten erwähnt und dann wie eine früh Verstorbene.

Der Pfarrer, erst schon ein stolzer, unfreundlicher Mann, wurde ein finsterner, bestiger, übelwollender Tyrann, nicht nur gegen sein Gesinde, gegen seine Bekkikinder, sondern auch gegen Frau und Kind und Jedermann. Auf den Schulzen und die Gemeinde hatte er einen abscheulichen Haß geworfen, und wo er ihnen Aerger und Schaden zufügen konnte, that er's mit außerordentlichem Fleiß. Die Prozesse zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde haben so lange gedauert, wie Ersterer lebte. Er hat die Gemeinde so weit gebracht, daß sie den Brauhausebrunnen, der, wie du weißt, durch den Pfarrhof läuft und dort mittelst eines Hahns benutzt werden kann, einmal abgraben und durch die Schulhöhle *) hat leiten lassen müssen, was ihr einzige taufend Thaler Unkosten verursacht hat. Und dazu schall er sie alle Sonntage von der Kanzel herab lästlich aus, bis zuletzt fast Niemand mehr in die Kirche ging. Die Gemeinde hat sowohl den Patron als auch das Konfistorium mehrmals um einen andern Pfarrer, aber sie fand kein Gehör, und Zeitschel wollte durchaus in der Ruhe bleiben, dem Schulzen und der Gemeinde zum Tode und Dampf. Aber Gottes Strafgericht ereilte ihn bald genug und auf eine Weise, deren er sich am wenigsten versehen hatte. Die beiden Finger nämlich, die er beim falschen Eid-

schwur — Gott zum Zeugen anrufend, daß er die Wahrheit gesagt — gen Himmel gestreckt hatte, gingen allmählig an und starben ab. Dadurch nahmen sie eine blasse Farbe an, wie die Leiche eines Menschen, der am Schlagfluß gestorben ist. Alle Arzeneien seines Schwiegervaters halfen nichts dagegen; die Finger blieben blan. Er trug nun zwar stets Handschuhe, und predigte selbst in solchen, aber die Leute wußten doch, was darin steckte, und sagten: „Der falsche Eid ist ihm in die Finger gefahren.“ Er ist aber nichts Besseres noch lange in seiner trostigen Verblendung beharrt und hat behauptet, er habe die Finger erkoren. Und so hat er sich denn auch für die Kirche malen lassen, die beiden Finger, auf die Bibel gelegt, recht weiß und roth, und der Maler hat sein Uebrigcs gethan, daß sein blaues Fleckchen an den beiden Fingern auf dem Bilde war. Der verdreherische Mann hat also Gott geradezu herausgefordert. Und siehe, nach ertönten Jahren sind auch die gemalten Finger allmählig blan geworden und immer blauer, bis sie nach zehn Jahren die Farbe der wirklichen Finger gehabt haben. Nun ist er in sich gegangen und hat keine Nacht mehr schlafen können; er ist durch das Haus wie ein Gespenst gewandelt und ganz von Fleisch gefallen. Aber seine Sünden vor den Menschen zu bekennen, dahin hat er es nicht bringen können, wahrscheinlich aus Furcht vor der Strafe. Er ist endlich elendiglich in seinen besten Jahren gestorben, ein wahres Knochengerüste, und hat drei Tage mit dem Tode ringen müssen, dabei ist ihm die Zunge brandschwarz aus dem Munde herausgewachsen bis über das Kinn herab. Nachher haben die Leute gesagt, der Teufel habe ihn also gewürgt. Aber merkwürdiger Weise ist mehrere Jahre vor seinem Tode die Vermuthung, welche die Leute von Gretliens Verschwinden gehabt, bestätigt worden.

Obngefähr achtzehn Jahre darnach kam ein brotteröder Handelsmann, Namens Schwarzkopf, auf den Gedanken, eine Handelsreise nach Oesterreich zu machen, um sich neuen und größeren Absatz für seine Waaren zu verschaffen. Er ist auf diese Weise durch Tyrol gereist, und da hat man ihn gerathen, nach Venedig zu gehen. Einmal nicht weit davon, hat er den Rath befolgt und hat großen Vortheil davon gehabt. Er ist schon über eine Woche in Venedig gewesen und steht im Begriff, nächster Tage wieder abzureisen, da begegnet ihm eines Abends auf dem großen Plage, der zur Zusammenkunft der Einwohner dient, mitten im Menschengedränge eine Dame, die plötzlich bei seinem Anblick stehen bleibt und ihn von Kopf bis zu Fuß aufmerksam betrachtet. Endlich fragt sie ihn in einem ihn anheimelnden Sprachton: „Ihr seid wohl ein Teuffcher, mein Herr?“

„Das bin ich,“ versetzte er, „und wie ich an eurer Sprache höre,

*) Hohlen, Hohlwege heißen die zwischen den Wäldern am Wege in's Thal verlaufenden Auswege.

seid ihr eine Landsmännin von mir; ja ihr müßt, eucem Tone nach zu urtheilen, sogar aus meiner Gegend am Thüringerwalde sein."

Er hat aber noch nicht ausgerebet, da schreit sie schon wie ganz außer sich: „Herr Jesus Christus! Wahn, ihr müßt aus Brotterode sein, eurer Sprache nach."

„Und ihr aus der Muhl, der eurigen nach."

„So ist's, ich bin eine Mühlerin." Nun geht die Freude von beiden Seiten an. Es gibt keine herzigere Freude, als wenn sich Landsleute in fernem Rändern treffen. — Die Dame war unsere Gretlies; sie nahm Herrn Schwarzkopf mit in ihr Haus, und da ergab sich, daß sie die Frau eines reichen Goldschmieds war. Sie führte ihren Mann und ihre meist schon erwachsenen Kinder herbei. Das war eine Freude und ein Jubel in dem Hause, als sei ein großes Glück darin eingeleitet. Der Brotteröder hörte mit Erstaunen, daß der Venetianer in den Brotteröder und ruhler Bergen bewandeter war, als er selbst, und nicht nur seine Frau, sondern auch die Grundlage seines Reichthums dorthin geholt hatte. Er war einer von den Bieren, die in der Muhl gewohnt und Gretliesen aus dem Pfarrhause entführt hatten. Gretlies sagte zwar zu Herrn Schwarzkopf, sie sei freiwillig mitgegangen, denn merkwürdiger Weise bewachte sie noch immer Liebe und Unhänglichkeit in ihrem Herzen an den treulosigen Pfarrer. Es kam aber, wie du gleich hören wirst, die Wahrheit doch heraus. Der Brotteröder sollte ihr nun viel von ihrer Mutter und ihren Geschwistern und andern Leuten in der Muhl erzählen; Herr Schwarzkopf kannte die Ersteren aber nicht und mußte von Andern gerade auch nicht viel. Aber an seinen wenigen Mittheilungen ergöhte sich Gretlies schon über die Mäßen; sie hatte ja, seit sie fort war, aus der lieben Heimat nichts wieder gehört noch gesehen. Der werthe Landsmann maßte eine ganze Woche in ihrem Hause wohnen und wurde trefflich bewirthet, und durch den Goldschmied machte er erst recht gute Geschäfte. Als er endlich abreiste, trug ihm Gretlies tausend Grüße an alle Verwandte und Freunde im Geburtsort auf und gab ihm an Mutter und Geschwister Geschenke mit. Vor Allen aber bat sie ihn, daß er doch ja eins ihrer Geschwister bewegen solle, sie zu besuchen und, wenn es anging, ganz bei ihr zu bleiben.

Das soll eine Freude und Lust gewesen sein in der Familie meiner Urgroßmutter, als Herr Schwarzkopf in die Muhl kam, wie sich kein Mensch da erinnern können. Gretliesens Mutter lebte noch, ihre Geschwister waren alle verheiratet bis auf Tines, meinen Großvater; der war ein Bursche von vierundzwanzig Jahren, und dieser faßte sofort den Entschluß, mit dem nächsten Frühjahr nach Venedig zu wandern. Er war den Herbst und den Winter über sehr fleißig — und er soll ein tüchtiger Messerschmied gewesen sein —

und holte sich noch manche Reiseinstruktion von Herrn Schwarzkopf in Brotterode. Den Tag nach dem Dierfest brach er auf, sein falbledernes Felleisen auf dem Rücken und einen tüchtigen Knotenstock in der Hand. Er ist über Wien und Triest gereist und nach sechs Wochen glücklich in Venedig angelangt; er hat auch seine Schwester nach Herrn Schwarzkopfs genannt Angabe bald aufgefunden, obgleich er kein Wort italienisch verstanden hat. Du kannst dir wohl denken, wie er aufgenommen worden ist, da Gretlies schon an dem ihr fremden Brotteröder solch eine große Freude hatte. Er hat der Gretlies Tage und Wochen erzählen müssen, Alles, was er nur wußte, und sie hat sich doch nicht satt daran hören können. Nachher hat sie ihm erzählt und hat es gestanden, was sich zwischen dem Herrn Pfarrer und ihr begeben, und hat ihm auch die Quittung über das Geld gezeigt, wofür sie verkauft worden war. Er hat ihr aber zuschwören müssen, wenn er je wieder in die Muhl komme, nichts zu verrathen und dem Pfarrer nicht zu schaden. Ihr Mann aber hat dem Tines erzählt, sie, die Venetianer, hätten längst den Fleiß, die Ordnungsliebe und Reinlichkeit der ruhler Mädchen bewundert und gewünscht, eine solche als Magd mitnehmen zu können. Deshalb wäre ihnen der Handel mit dem Pfarrer sehr gelegen gekommen. Durch die Quittung hätten sie sich sicher stellen wollen, wenn ihnen das Mädchen etwa unterwegs Verdrießlichkeiten machen würde. Sie sei aber nicht nöthig gewesen; denn die Gretlies sei geduldig, wie ein Dasein zum Schlachtbalt ihrem Schicksal entgegengegangen und habe sich darin gefügt, ihr Vaterland auf immer verlassen zu müssen. Und da hat die gute Gretlies hinzugefügt, sie hätte bald genug eingesehen, daß der Herr Pfarrer nur auf diese Weise von Schande und Verderben zu retten gewesen sei.

Tines, mein Großvater, ist fast zwei Jahre in Venedig gewesen und hat dort viel schöne und nützliche Dinge gesehen und gelernt. Als er endlich wieder in die Muhl gekommen, hat er sich so verändert gehabt, daß ihn fast Niemand mehr gekannt. Er hat einen Kasten auf dem Rücken gehabt, in welchem viel schöne Geschenke von Gretlies an die Andern, auch sonst noch mancherlei Kram gewesen ist, und in einem Behälter dieses Kastens haben vier Paar weiße Mänsse gesteckt, die er in Venedig zum Geschenk erhalten und ganz besonders lieb gehabt hat. Kein Mensch in der Muhl hatte vor diesem etwas von weißen Mänsen gesehen und gehört, und deshalb staunten alle Leute die niedlichen Thierchen an. Aber noch mehr! Tines hatte auch eine schöne Zither mitgebracht und konnte zu aller Menschen Ergöden wunderschöne Stücken darauf spielen. Wenn er nun seine Mänschen auf den Tisch oder in die Stube spazieren ließ und gewisse eigenthümliche Tanzweisen auf der Zither

spielte, so tanzten die Thierchen die schönsten und kunstreichsten Tänze. Da find denn die ruhler Leute, vorzüglich die Kinder, scharenweise herangezogen und haben die Mänschen tanzen sehen und Tines schönes Gesicht gehört. Viele haben's gar nicht begreifen können und meinen Großvater für einen Heringmeister gehalten und ausgepfiffen. Bald hat man ihm den Namen „Der Mäuser.“ *) oder „Müs-Tines“ gegeben. Er hat die Mänschen zeit seines Lebens sehr lieb gehabt, hat sie geegelt und gepflegt, und da sie sich vermehrt, so hat er den Jungen immer wieder das Tanzen gelehrt. Er hat sich verheiratet und ist ein ehrlicher Messerschmied gewesen, sein ältester Sohn war aber mein Vater, der das Zitherspiel auch gelernt und die Mänschen, obwohl heimlich, auch zeit seines Lebens geegelt hat. Deshalb hieß er Müs-Gür. Und ich war meines Vaters einziges Kind, und auf mich ist die Kunst des Zitherspielens und der Abstrichtung der Mänschen gekommen. Es ist eine schwere und geheimnißvolle Kunst, und du darfst keinem Menschen etwas davon sagen, daß ich sie verstehe. Dann sollst du sie von mir lernen, wenn du größer geworden bist; denn ich habe ja keine Kinder und dich lieber, als wenn du mein eigen Kind wärst. Aber du mußt durchaus über Alles, was du heute bei mir gesehen und gehört hast, das tiefste Schweigen beobachten, sonst bekommst du einmal die Zither und die Mänschen nicht, und ich lehre dich nichts. — Erst als der Pfarer todt war, hat mein Großvater die Geschichte seinen Gleichwärtigen erzählt; so lang der Pfarer noch lebte, erklärte Tines bloß, er könne bei diesem Manne nicht in die Kirche und zum Abendmahl gehen; und der Pfarer hat ihn nie dazu auffordern lassen, wie er wohl bei Andern gethan.“

Müs-All schwieg, und ich versprach natürlich, meinen Mund zu halten, und schauerte vor Entzücken, einst der Besizer des tiefen Geheimnisses werden zu sollen und die Mänschen auch tanzen lassen zu können. Auf meine neugierigen Fragen erfuhr ich noch mancherlei, so auch, daß die weissen Mänschen sich hatten einfallen lassen, sich mit grauen zu vermischen, und daß dadurch die Schecken entstanden seien; ferner, daß der dicke Kater dazu da sei, daß die Mänschen sich nicht zu stark vermehren. Ueber zwölf Paar durften sie nicht anwachsen; was darüber gedieh, verfiel dem Kater, der davon so fett geworden war. —

Sei es nun, daß die Erzählung der wunderbaren Begebenheiten meine noch schwachen Nerven zu stark angegriffen, oder die Sünde, die der Pfarer mit der schönen Gretlies begangen, mir zu großes Kopbrechen verursachte — Müs-All wollte sich trotz meiner Fragen und Bitten auf keine nähere Erklärung derselben einlassen — oder

*) Mäuser.

ich überhaupt zu früh ausgegangen war, genug, ich bekam einen so heftigen Rückfall der Krankheit, daß ich wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte. In dieser gefährlichen Zeit hatte ich die beständigen Fieberphantasien von den tanzenden weissen Mänschen, von Müs-All mit der Zither, die mir als mächtige Zaubersee erschien, von dem furchtbaren Pfarer mit den blauen Fingern, von der schönen Gretlies in Venedig, vom reichen Goldschmied, der mit Zauberprüden die Berge öffnete und das rothe Gold herausholte, und von Müs-Tines mit dem herrlichen Zitherspiel und der klaren, vollen Stimme. Meine bekümmerte Mutter konnte sich das Alles nicht erklären. Und auch nachher hielt ich mein Schweigen gewissenhaft, theils weil ich es Müs-Hannen versprochen hatte, theils in der Hoffnung, einst Herr der Mänschen, der Zither und der geheimnißvollen Kunst zu werden. Diese Hoffnung ist wie erfüllt worden. Das Leben entführte mich meinem Thale, ehe Müs-All Gelegenheit fand, mir lehrreiche Mittheilungen zu machen. Auch schien sie ihr Versprechen gereut zu haben, und ich fand es sonderbar, daß sie mir die Mänschen nie wieder zeigte. Vielleicht habe ich doch geplaudert, ich weiß es nicht. Als ich sie aber später einmal bat, die Mänschen doch wieder vor mir tanzen zu lassen, sah sie mich plötzlich mit einem unheimlichen abschüchtlenden Blicke an und rief bitterböse:

„Was sagst du, abschüchtliger Junge? Wenn ich wieder ein solches Wort von dir höre, darfst du mir nicht wieder in's Haus kommen.“

Ich erschrak und wagte nie eine zweite Bitte in dieser Beziehung an sie.

Wenn ich später als langaufgeschossener Schuljunge in die Kindtaufkirche mußte — ein mir verhaßter Zwang — führte mich der Weg dicht unter dem Wilde des Pfarers Zeitschel vorbei, und ich konnte mich keimlich eines stillen Schauders erwehren. Es war mir, als läge ich in den finstern blickenden Augen des Wildes, es sei ihm bewußt, daß ich in das Geheimniß seiner Sünden eingeweiht sei; denn da wußte ich schon recht gut, was zwischen dem Pfarer und der schönen Gretlies vorgefallen war, und meine lebhafteste Phantasie nahm immer das Bild für den Pfarer selbst. Es drückte mich unbeschreiblich, daß ich aus dem verbrecherischen Blute dieses Mannes abstammte; aber ich gewann die Ueberzeugung, es sei von seinem Geiste nichts auf mich gekommen. —

Willibald Alexis.

Willibald Alexis.

(Geboren 1798.)

Wilhelm Häring, als Schriftsteller unter dem Namen Willibald Alexis bekannt, war zu Breslau 1798 geboren, Sohn des Kanzleidirektors Häring und Nachkomme einer französischen Familie, die aus der Bretagne nach Preußen ausgewandert war. Nach dem Tode seines Vaters zog die Mutter nach Berlin, wo der Sohn das Werdersche Gymnasium besuchte. Er machte den Feldzug von 1815 als Freiwilliger mit und begann 1817 seine Studien als Jurist. Aber schon als Referendar entsagte er, als freisinniger und vermögender Mann, dem Staatsdienst und wendete sich der Schriftstellerei zu; daneben aber auch andern Unternehmungen; so der Gründung eines großen, eleganten Lesekabinettes in Berlin, das ihn aber um einen großen Theil seines Vermögens brachte. Lebhaft wirkte er für das Aufblühen des Oiseebades Heringsdorf, wo er ein schönes Schweizerhäuschen baute. — Er verheiratete sich mit einer Engländerin; reiste mit ihr nach Italien und lehrte nach Durchlebung der Revolutionen in Florenz, Rom und Neapel nach Berlin zurück. Im Jahre 1852 siedelte er zur Erstarlung seines leidenden Körpers nach Arnstadt in Thüringen über, wo er noch gegenwärtig lebt. Nach mancherlei journalistischer, novellistischer und lyrischer Thätigkeit gelang es Alexis, nach eingegangener Wette, das ganze lesende Europa dahin zu mystificiren, daß er seinen ersten Roman „Walladmor“ unter dem Autornamen des berühmtesten europäischen Erzählers jener Zeit, Walter Scott, herausgab. Auch sein zweiter Roman: „Schloß Avalon“ erschien noch unter diesem Namen. Indessen hatten seine „Gesammelten Novellen“ und „Neue Novellen“ den Namen Willibald

Alexis schon ehrenvoll bekannt gemacht. Auch seine Reise-schriften: „Herbstreise durch Scandinavien“, — „Wanderungen im Süden“, — „Wiener Bilder“ und „Schattenrisse aus Süddeutschland“ trugen zu ehrenvoller Verbreitung seines Namens bei. Der eigentlich populäre Romanschriftsteller aber wurde er durch seine ziemlich rasch aufeinander folgenden, meist auf alt-preussischem Boden spielenden Romane: „Haus Dilsenweg“, — „Zwölf Nächte“, — „Urban Grandier“, — „Cabanis“, — „Roland von Berlin“, — „Der falsche Waldemar“, — die Trilogie: „Die Hofen des Herrn von Bredow“ und „Ruhe ist die erste Bürgerspflicht“. — Daneben gab er von 1842 an 'mit Hühig die merkwürdige Sammlung von Kriminal-Geschichten: „Der neue Pitaval“ heraus. —

W. Alexis ist ohne Zweifel einer der ersten historischen Roman-dichter Deutschlands. Ihn charakterisirt herbe Urkraft, gesunde Originalität, stramme, kurz angebundene Gestaltung, angemessene chronikenhafte Diktion, dabei durch und durch Fleisch und Blut gewordene Geniung und Charakterstärke, wie aus Granit gehauene und doch bis in's Feinste ausgeführte Charakteristik und außerordentliche poetische Kraft in Belebung oder Schilderung der uns bis dahin so unendlich poefielos gewesenen Haupt-schauplätze der betreffenden Romane des Dichters. Dies Alles ist es, was uns dieselben so werth, so bedeutend macht, und ihnen überhaupt einen bedeutenden Rang in der Romanliteratur aller Nationen anweist, was sie in gewisser Beschränkung auch zu Kunstwerken macht. Nicht zu ganzen, reinen, allgemeinen Kunstwerken; zu solchen lassen es eben einige der ihnen vindicirten Vorzüge selbst und einige der damit verbundenen Mängel nicht gelangen. Eben jene subjektive Urkraft, dem die objektive künstlerische Schönheit und Elastizität fehlt, jene kurz angebundene stramme Gestaltung, die eigentlich keine ruhiz-schöne Vertiefung und Plastik duldet, jene spezifisch alt-preussische Inpiration, die fern steht dem rein Menschlichen, dem Pathos allgemeiner Zueen; endlich jene aus Granit gehauene Charakteristik, die nicht aus schöpferischer Harmonie edel gestalten kann. Wie man nun mit allen jenen Vorzügen Tüchtiges, Bedeutendes

schaffen kann, schaffen muß, das hat der Verfasser uns bewiesen; aber mit jenen Mängeln ist auch kein echtes, allgemeines Kunstwerk zu schaffen. Es ist etwas Stereotypes in seinem Schaffen. An einem einzigen seiner Romane können wir den ganzen Mann erkennen und schildern. Nehmen wir dazu einen der besten aus neuer Zeit: Hegrimm, aus der Trilogie „Die Hofen des Herrn von Bredow“. Alle jene seltenen Vorzüge finden wir in dem vorliegenden Buche wieder vereinbart und zwar in noch schärferer und vollkommenerer Ausprägung als in den früheren Werken. Jene Mängel sind denn auch hier dieselben, nur ebenfalls in schärferem Grade fühlbar. Der Schauplatz des Buches ist natürlich auch wieder die Mark, doch ist es wirklich bewundernswürth, mit wech großer Poesie der Verfasser viele seiner speciellen Schauplätze zu beleben, aufzufassen, oder zu schildern weiß. Ein Sumpf, ein Moor, eine Schlucht, eine Haide, ein Knüppeldamm, ein einsames Gestein, gewinnen für uns Poesie, Glanz, Schrecken, Schauer, Größe; wir wissen nicht, wie, woher das Alles kommt; aber wir fühlen es, wir leben, beben mitten darin, und doch ist Alles natürlich wahr. Zeit und Haupt-handlung des Buches führen uns in die elenden, trostlosen Zustände namentlich Preußens kurz vor dessen Erhebung, dann in diese Erhebung selbst und in die ihr kurz nachfolgenden widerhaarigen, theils tragikomischen, theils hassenswürdigen Verhältnisse; zuletzt, in wenigen leichten Umrissen, ausmündend in die Elemente nach 1848. Alle diese Bewegungen und Verhältnisse sind mit genauer Kenntniß, mit großem Verstande, mit oft scharfer, tief einschneidender Ironie und, vom Standpunkt des Verfassers aus, mit männlichem Freimuth geschildert. Eug verschmolzen dem historischen Elemente des Romans ist die Familiengeschichte des alten würdigen Hauses von Quabitz auf Jlit, deren Repräsentant der „Hegrimm“, der starre, strenge, finstere und durch und durch tüchtige, edel- und großherzig gesinnte Aristokrat „der guten alten Zeit“ ist, dessen einseitiger Standpunkt als solcher den tiefsten Zwiespalt, oft tragische, oft auch tragikomische Konflikte in den Herzen, Geistern, Verhältnissen, Ansprüchen und Berechtigungen all der ihn Umgebenden hervorrufft, und so der Mittelpunkt jener

oft rührend schönen, oft tief erschütternden, oft heiter wohlthuend sich abspinnenden Familiengeschichte wird. Die Charakterzeichnung dieses „Jsegrim“ ist meisterhaft, wir möchten sagen vollendet. Sie bildet ein Seitenstück zu des Verfassers glänzender Zeichnung des Johannes Rathenow im „Roland von Berlin“; sie reißt sich würdig an den Hofschulzen Zimmermanns, den Hebel'schen Tischlermeister Anton, den Erbförster Otto Ludwigs. Vortrefflich um ihn her gruppiert und charakterisirt sind die übrigen Haupt- und Nebenfiguren des Romans: in direkter Nähe, in seinem Hause die drei Töchter mit ihren so ganz verschiedenen Richtungen, der Kandidat Mauriz, der patriotische Humanitätsvertreter und der ausgekostete Nefze, Kornet Theodor; weiterhin der kluge, glatte Hofmarschall von Duirig und der industrielle von Eppenstein; dann der echte Banernschulze in Quarbelitz mit seiner resoluten Schwiegertochter und der später zum Schulzen avancirende Knecht Kamprecht; lebenswürdig tritt die Erscheinung der Gräfin Thuselda und des Grafen von Waltron in diesen Kreis; der edle Staatsminister von Stein erweckt in raschem Vorübergehen unsere Ehrfurcht und bemitleidende Liebe. Ecthsam spiegelt sich gegen alle diese Figuren ab die merkwürdige Gestalt des „Grafen“, des früheren Konditers, Schauspielers, Vereiters, des französischen Befehlshabers; dieses fremde Element zwischen jenen märkischen Gestalten bringt höchst frappante, manchmal auch grelle Gegensätze hervor.

Die erste Hälfte dieses Romans ist bedeutender, als die zweite. Hier nehmen die Gespräche der einzelnen Personen gar zu viel Raum ein; hemmen gar zu sehr den Fortschritt der Handlung und wenn sie an sich auch interessant, in Manchem höchst schlagend sein mögen, so haben sie doch auch wieder weit mehr Interesse für den spezifischen Preußen und Märker, drehen sich auch andererseits wieder zu viel um abgethane Zustände, als daß sie für den großen Leserkreis feststehen bleiben könnten. — Indem wir nun noch einmal hinweisen auf das, was wir Eingangs über den Verfasser und sein Werk im Ganzen sagten, nehmen wir von ihm Abschied, voll Respekt vor einer bedeutenden Mäandlichkeit.

Aus:

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“.

(Dritter Band, dreizehntes Kapitel.)

Ein Präludium.

Das Nationaltheater bot heute einen feierlichen Anblick. So gefüllt hatte man es seit lange nicht gesehen. Es war nicht Jfflands Kunst, noch Klees Genie, auch nicht die Annuth der Ungelmänn, der spätern Bethmann, oder die bezaubernde Stimme der Schid, was dieses Publikum angelockt. Es war kein glänzendes im gewöhnlichen Sinne, obwohl Gold und Silber von den Uniformen flimmerte, und aus den Gesichtern der Zuschauer ein eigenenthümlicher Glanz strahlte, der der gespannten Erwartung, aber auch ein Etwas, was die Mehrzahl voraus wußte. Daher die schlaun, lauschenden Blicke, ein vergnügtes Zuhinheln, ein Zuerstehengeben, daß man unterrichtet sei.

Kein glänzendes Publikum, was man in Berlin so nannte, sagen wir; denn weder der Hof war zugegen, noch ein hoher Gast, dessen Anwesenheit immer die Neugier anzieht. Im Gegentheil fehlten gerade die ausgezeichnetesten Männer, die man sonst im Theater zu sehen pflegte, und die, welche zu dem regierenden Kreise in näherer Beziehung standen. Man vermiste aber auch mehr eminente Persönlichkeiten, welche zu diesen Kreisen nicht gehörten, sondern sich ihnen feindlich gegenüber stellten. Wenn sie es waren, die das Schauspiel angeordnet, hielten sie es für schädlich, wenigstens den Schein zu vermeiden, und verbargen sich in der Tiefe der damals sehr dunkeln Logen.

Nicht der Schauspieler und der Darstellung wegen schien dieses große, lebhaftes Publikum versammelt, sondern seiner selbst willen. Es wollte sich eine Darstellung geben. Auf dem Zettel stand angekündigt Baco's: „Puls“. Um dieses feinen, psychologischen

Schauspiels willen hatte nicht das Offiziercorps für die Nacht- und Quartiermeister der Regimenter Gensd'armen verschiedene Logen im ersten und zweiten Range gemietet, noch sah man deshalb im Parterre und auf dem Amphitheater Gruppen Infanteristen und Husaren, jede von 10–12 Mann um ihren Unteroffizier versammelt. Auch saßen unterprengt in anderen Logen zwischen gepugten Damen und aristokratischen Herren gemeine Soldaten in ihrer Kommissuniform, ein damals weit geheimer Kontrast und unerhörter Anblick. Die „bonetten“ Leute erschrafen sonst vor der Verührung mit der blauen Montur. Und so geschah, aber doch nicht glücklich, hatte man das bürgerliche Publikum mit dem Militär im ganzen Hause vermischt, denn wer Augen hatte, sah die Absicht. Man wollte sie aber auch nicht verbergen, nur einen lustigen Schleier darüber werfen. Volksschauspiele zu arrangiren war die Zeit in Preußen noch nicht gekommen.

Auf dem Komödienzettel stand aber hinter dem Babo'schen Puls: „Auf vieles Begehren Wallenstein's Lager von Friedrich Schiller.“

„Hatte man denn kein patriotischeres Stück?“ schien der Sinn der Frage, die Jemand im Parterre seinem Nachbar zuflüsterte, der zu den Eingeweihten in Beziehung stehen mußte. „Es ist weder preussisch, noch deutsch-patriotisch.“ — „Aber militärisch,“ antwortete ein Dritter. — „Es wäre doch schlimmer,“ meinte jener, „wenn wir den Franzosen nichts entgegen zu sehen hätten.“ — „Als soldatesken Stolz!“ ergänzte der Dritte. „Ein Schelm gibt mehr als er hat!“

Babo's Puls ward mit mehr Aufmerksamkeit gegeben, als gehört. Die Pulsschläge im Parterre waren zu heftig, um den sanften auf den Brettern folgen zu können. Es blieb still trotz des Meisterspiels der Darstellenden. Aber doch schlugen nicht alle Pulse auf ein Ziel. Es war so viel zu sehen, Viele sahen sich, die sich niemals hier getroffen. Voran sollten die Soldaten denken, die in diesen Räumen zum erstenmal standen, terzengrad, auf Kommando und des neuen Kommando gewärtig. Das Spiel da oben war für sie ein Schattenspiel an der Wand in unverständlichen, gleichgültigen Hieroglyphen, die auf ihren glühenden Gesichtern nicht den geringsten Eindruck machten.

Auch vor der Schlacht schlugen nicht alle Pulse nur der Entscheidung entgegen. Die Karte, der Würfel und ein schönes Auge machen das Blut so lebhaft pulsiren, als der erste Trommelschlag, das erste Pfeifen der Kugeln. Es waren viele schöne Augen in den Logen, und viele junge Offiziere oberwachten.

„Sie schminkt sich aber nie,“ sagte ein Kürassier.

„Sie ist geschminkt!“ rief der Kornet.

„Sie ist erschauert. Sieh doch, wie ihre Arme zittern. Ihre Finger hämmern ja wie im Kramf auf die Brüstung.“

„Ihre gelben Locken fangen schon an wie Bindfäden runter zu hängen. Ist das etwa auch ein Beweis, daß sie nicht geschminkt ist?“

Der Andere oberwachte schäfer mit dem Ausruf: „Donnerwetter, sollte ich mich irren! Sie hangirt nicht Karbe, und doch zuckte sie zusammen, als die Lupinus ihr was in's Ohr sagte.“

„Was gilt die Bette?“ wiederholte der Kornet.

„Besser, wer entscheidet sie,“ fiel der Andere ein, „wer schafft den Beweis?“

„Schicken wir eine Untersuchungsdeputation an sie,“ sprach ein Dritter. „Wolfschel wäre dabei, in den Schminkeangelegenheiten hat er gründliche Studien bei Comtesse Vauva gemacht.“

„Stellt Einen Posto,“ rief der Kornet, „drüben hin, der sie nicht aus dem Auge läßt, und einen Andern hinter ihr. Wenn die Nahrung losgeht, dann Attention! Der drüben, ob's unter dem Auge weis, der hiev, ob das roth wird.“

„Ein trefflicher Operationsplan! Wolfschels militärisch Genie entwickelt sich immer mehr.“

„Am Ende fangen die Weiber gar nicht an zu weinen?“

„Und wozu das Alles,“ sagte der Kürassier. „Da müßt ihr euch doch den Mund wischen. Die Person hat nun mal was, daß man nicht weiß, was es ist; zudem Beischüßer an allen Ecken. Man weiß nicht, wo man anfährt, wenn man zugreift.“

„Grad das könnte mich tentiren,“ rief der Kornet. „Es ist nur, sie ist nicht nach meinem Geut.“

„Wolfschel liebt nur das Vornirte. Da oben sitzt die Neueste, die er auf dem Zug hat.“

Man schaute nach der Loge im zweiten Range, nicht aber mit Diskretion, wo Walter van Asten hinter seiner Cousine stand. „Wer ist denn ihr Beischüßer?“

„Das Pockengesicht! Jemand ein Schulschäfer.“

„Vielleicht ihr Exkornet — oder Destinirter. Er behandelt sie mit vieler Aestimation.“

„Sieht mir gerade aus wie Einer, der Lust hat, sich einen sanften Kippenstich appliciren zu lassen, wenn ich Lust bekäme, dem Mädel den Arm zu bieten. Wollt ihr pariren, er dankt mir nachher an der Treppe —“

„Wosfür?“

„Die Ehre, daß ich seinen Schatz geführt. Hol' mich der Geier, er soll's!“

Der zornfunkelnde Blick eines ältern Offiziers in militärischem Reitüberrock, der mit verkränkten Armen an einem Pfeiler stand,

begleitete das „Pfi!“ welches er den Schwägern zurief, ohne seine Stellung zu verlassen. Sie schwiegen unwillkürlich. Nur der Kornet ließ seinen Säbel klirren:

„Wer ist denn der Dramarbas?“

Beide Begleiter zischten ihm ein bedeutungsvolles „Pfi!“ in die Ohren. „Mit dem ist nicht gut Kirichen essen!“

„Aus der Provinz einer! So ein Kommandant aus Krähwinkel vielleicht. Soll der sich unterstehen, einem Offizier von der Garde Raison zu lehren?“

„Der unterhände sich noch mehr,“ flüsterte der Kürassier. „Am Gottes Willen sei still, Fritz, 's ist der Oberst York aus Mittelswalde. Der hat selbst mit dem alten Fritz angebunden.“

Nicht alle Pulse schlugen gleich. „So in sich versunken, Herr Geheimrath?“ fragte Herr von Wandel, der in eine nebenstehende Loge trat, den Geheimrath Bovillard, welcher sein Opringlas erhob, um es wieder abzulegen und mit dem Taschentuch zu wischen.

„Ich bin nicht disponirt.“

„Das werden Sie doch nicht zeigen wollen!“

„Ich zeige mich. Was kann man in meiner Lage Besseres thun.“

„Sie hatten in letzter Zeit vielen Verdruß? Herr von Huchsius hat Sie verlassen, sich angeschlängelt an die neu aufgehende Sonne —“

„Wohl bekom'm' es ihm. Wenn die Sonne ein Stein ist, hört sie auf zu glänzen.“

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herren Sohn?“

„Haugwitz hat ihn aus Wien mit einer Depesche um Verhaltungsabfehle hierher geschickt; das wissen wir aus anderer Quelle. Er scheint unterwegs aufgehalten oder aufgefangen zu sein.“

„Was den Vater allerdings nicht gut disponirt; indeß wird der Sohn des Geheimrath Bovillard vor Napoleons Augen immer Gnade finden.“

„Auch wenn er von dieser Komödie hört!“ sagte Bovillard noch leiser. — „In welchem Winkel mag sich Laforest versteckt haben?“

„Sie wollen doch nicht das Theater verlassen? — Ich bitte Sie, Geheimrath. Was ist's! Ein bißchen Trommeln, Singen und Geschrei werden Sie ertragen können —“

„Wenn nur nicht drüben die Lupinus säß! Ich kann das Gesicht nun einmal nicht ausstehen. Ist denn das 'ne Larve oder ein Gesicht?“

„Sie hat, glaube ich, Verdruß gehabt, mit ihren Dienstleuten oder ihrem Gefolge. Sie ist allerdings etwas blaß.“

„Diese kleinen, feinen, stehenden Korallenaugen! Wandel, ich versichere Sie, wenn ich ihrem Blick begegne, ist mir's, als wenn ein gläserner Dolch mir in's Herz bohrt.“

„Leiden Sie oft an solchen Visionen?“

„Begreif' es einer, warum ich an einen Kirchhof denken mußte.“

„Hier?“

„Und sie wie das weiße Bild des Todes. Wenn sie ansieht und läßt, der müßte sterben.“

„Ihre Lektüre schaukelt Sie, theuerster Freund. Dieses junge Genie, der Chateaubriand, reizt die Phantasie auf. Unwillkürlich beschwört er Geister, die für unsere Atmosphäre nicht passen. Ich möchte Ihnen dagegen als kalmirende Lektüre ein treffliches Buch empfehlen, welches eben erschienen ist, — Wagners Gespenster. Lesen Sie darin vor'm Einschlafen einige Geschichten, Sie werden davon eine vortreffliche Wirkung empfinden. Es konnte kein besseres Gegengift gegen die romantischen Schwärmereien gerade jetzt auftreten, wo selbst bei den Franzosen —“

Er konnte nicht ausreden. Der Geheimrath war über die hintern Stühle geklettert und zur Loge hinaus. Wandel, der rasch gefolgt, ließ ihm in der Konditorei ein Glas Zuckerwasser bereiten, in das er Hoffmannstropfen goß.

„Nichts als ein Schwindel, theuerster Geheimrath, begreiflich, wenn Sie an die Eventualitäten des Krieges dachten. Da sieht man wohl Leiden und Kirchhöfe. Wie mancher dieser eralteten Militärs wird kalt und stumm auf dem Schlachtfeld liegen, wenn ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Auch vielleicht um Ihren Sohn waren Sie besorgt. Das kombinirt sich Alles so natürlich bei einer nervösen Komplexion. Wenn Sie sich erholt, lassen Sie uns zurückkehren.“

„Das Mädchen ist hübsch, aber die Augen, wie gläsern. Wenn das WachsBild nun unter ihren Armen schmilzt!“

„Das wäre unnütz!“

„Was reden Sie?“

„Ich weiß es selbst nicht, wahrhaftig, Bovillard. Ihr Unfall hat mich konsternirt. Es ist nicht Besorgniß um Sie — aber Sie sollten Hufeland besragen, wenn diese Anfälle sich wiederholen. Indes — erlauben Sie mir Ihren Puls. — Da intonirt das Orchester schon das Reiterlied. Ja, ja, Sie leiden an den Nerven. Sie glauben nicht, was die Beschäftigung des Geistes da hilft. Man muß sich zuweilen peinigen und sich in Zerstreuungen stürzen. Sie arbeiten zu viel, Sie leben auch vielleicht in letzter Zeit zu solide. Ueberwinden Sie sich, und kehren zurück. Täuschte ich mich, im Mantel dort, das war Laforest. Er ist es.“

„Ein interessantes Stück, der Puls?“ sagte der Gefandte im Vorübergehen. „Nicht wahr, meine Herren? — Wenn doch die Staatskunst auch solche Werkze zur Hand hätte, die am Pulsschlag ihrer Kranken die geheimen Intentionen der Völker erkennen!“

„Welchen Auslegungen Sie sich aussetzen, wenn Sie fortgehen, wo ein Laforest zu bleiben waagt.“ sprach Wandel dringend zu Bovillard. „Bedenken Sie die Stimmung im Publikum, theuerster Freund! Lombard selbst hat einen Vertrag für die Militärmusik geschlossen.“

Der Geheimrath Bovillard wollte bleiben, dies deutete wenigstens der stumme Händedruck an, als er aufstand: „Wenn nur das Weib fortginge!“

Aber als er die Thür des Konditorzimmers öffnete, kam ihm gerade dieses Weib, welches er vermeiden wollte, entgegen. Die Lupinus führte ihre Pflegetochter am Arm. Ein scharfer Kernerblick mußte unter der Röthe von Adelsheids Wangen die tiefe Blässe entdecken. Sie warnte am Arm ihrer Führerin, deren Anstrengungen, es zu verbergen, vergebens waren.

Als Bovillard zurückprallte, kam von den Eintretenden gesehen, eilte eine neue Penglins herbei: „Mein Gott, was ist ihr!“ rief die Fürstin Garguin.

„Nichts als übergroße Hitze!“ Ein Glas Limonade, Herr Reibedanz! Das wird dem Uebel abhelfen.“

„Sie ist krank, das sind konvulsische Bewegungen!“ rief die Fürstin.

„Adelsheid wird Ihnen das Gegentheil behaupten, wenn sie sich erfrischt hat,“ sagte die Geheimrätin, indem sie mit einiger Heftigkeit das Glas dem jungen Mädchen an die Lippen hielt.

Adelsheid nippte, aber das Glas fiel auf die Erde, sie selbst knickte zusammen und wäre selbst gefallen, wenn die Fürstin sie nicht aufgefangen, und mit dem hinzuprüllenden Bovillard auf ein Kanapee gebracht hätte. Die Lupinus hatte sich diesen Augenblick entgehen lassen, indem sie mit dem Legationsrath ein rasches Gespräch in stummen Blicken gewechselt. Wandels ernster Blick schien tief eindringend, die Geheimrätin hielt ihn nicht aus, und als sie die Augen senkte, hörte sie die Worte in's Ohr geküßert: „Was soll diese Komödie! Ich hoffe, hier ist nichts vorgefallen, was Sie bereuen müßten!“ Sie wollte die Lippen öffnen, als Adelsheids unterdrückter, unartikulirter Schrei die Aufmerksamkeit der Hülfeleistenden auf den Gegenstand der Theilnahme wieder zog.

„Es muß doch etwas mehr als die Hitze im Hause sein,“ bemerkte die Fürstin mit einem eigenen Ton.

Bovillard fragte: „War sie vielleicht zum erstenmal im Theater?“ Er setzte hinzu, die Blide der jungen Offiziere, die eben nicht mit Schöpfung sie fixirten, möchten sie afficirt haben.

„Ein Akton!“ rief die Geheimrätin. Die Fürstin, neben Adelsheid stehend, hielt es ihr bereits an das Gesicht.

„Sie wird sich wieder erholen.“

Die Lupinus wandte sich zum Legationsrath: „Mein Gott, was zaudern Sie! Eines Ihrer Hausmittel, die Sie stets bei sich führen.“

„Meine einsachen Mittel wende ich nur an, wo mir der eigentliche Grund der Krankheit nicht unbekannt blieb.“

Die Geheimrätin hatte sich wieder gefunden: „Der eigentliche Grund der Krankheit kann Denen nicht unbekannt sein, die von dem überschwenglichen Gemüth des jungen Mädchens unterrichtet sind. Patriotin bis in die äussersten Fibern ihrer Seele, hat sie seit vierzehn Tagen an einer Fahne für unsere Garnison gestickt, und mich und sich um ihre Nächte betrogen. Erst heute Morgen entdeckte ich es, und es hatte leider eine lebhaft Scene zur Folge, die ich jetzt bereue, und zu der mich doch die Pflicht für die Gesundheit des Mädchens trieb. — Man hat etwas mehr zu sorgen für fremde als für eigene Kinder,“ setzte sie mit einem feierlichen Tone der Resignation oder des getränkten Bewußtseins hinzu.

„Um dem Gerede der Leute zu entgehen,“ sagte die Fürstin.

„Auf Dank rechne Niemand, der Pflichten übernimmt, die über seine Pflicht gehen,“ bemerkte der Legationsrath.

„Aber wir Alle sind Ihnen dankbar,“ fiel die Fürstin beäufstigend ein, „für die geschickte Weise, wie Sie das Kind, und noch zu rechter Zeit, aus der Loge führten. Ich bewunderte Madame Lupinus wirklich, und Gott sei gelobt, es hat gar kein Aufsehen erregt. — Sie athmet.“

„Aber noch geschlossene Augen.“

„Mein Hotel ist so nahe, liebe Geheimrätin, ich würde mir ein Vergnügen machen, selbst sie dahin zu schaffen. Eine Portschäffe steht im Flur. Mein Kammerdiener fliegt dahin — wenn —“

„Wenn Madame Lupinus,“ fiel der Legationsrath rasch ein, „nicht die Hoffnung hegte, daß die junge Dame sich noch erholte, um an ihrer Seite zur Vorstellung zurückkehren zu können. Und die Hoffnung scheint mir begründet.“

„Ach würde es mir nie vergehen, dem Kinde ein Vergnügen zu rauben, nach dem ihr Herz sich sehnt.“

Der Legationsrath hatte rasch aus seinem Etui ein Gläschen geholt, welches er der Fürstin überreichte: „Drei Tropfen in den Händen gerieben, und damit in Intervallen über die Schläfe gefahren. Nur der Lustdunst, nicht Verführung!“

Er war eberbleich zurückgetreten, ohne auf die Frage: „Warum nicht Sie selbst?“ zu antworten.

Die Ouverture begann schon.

„Ich begreife Sie nicht,“ sagte leise die Lupinus, an deren Seite er sich gestellt, während der Geheimrath Bovillard der Fürstin beistand.

„Noch weniger ich den Zusammenhang hier,“ entgegnete er im selben Tone. „Was ging hier vor?“

„Sie sah eben ihren Liebhaber. Sie hatte ihn vor dem Theater erwartet, so glaube ich wenigstens aus ihren Reden in der Erntase schließen zu dürfen. Sie hatte ihm geschrieben, ihn zu sich geladen. Und statt zu kommen —“

„Sah sie ihn an der Seite eines hübschen Mädchens, dem er viele Aufmerksamkeit erwiebs.“

„Ist das nicht Grund genug, Herr Legationsrath?“

Wandel zuckte die Achseln: „Unter andern Verhältnissen. Erlauben Sie mir indeß zu glauben, daß es hier kein Grund ist. Doch bin ich bereubigt, und vergeihen Sie, wenn ich es vorhin nicht schien. Das erste Geheiß der Wissenden, meine Freundin, ist, sich zu hüten vor dem Unnötigen, wo das Nothwendige schon unsere ganze Geisteskraft beansprucht. Wir dürfen nicht spielen mit den Dämonen, wie diese hier thun; sie vertragen es nicht. Sie gehorchen uns nur, wenn wir das eiserne Auge nie von ihnen lassen und mit einem Stahlgarn sie pressen — auf das Nothwendige hin. Von Phantasten und Jongleurs reissen sie sich los, und schlagen sie mit den zerrissenen Fesseln nieder.“

Im Theater ward es laut. Ein Theil des Publikums schien durch Summen und Singen die kriegerischen Töne der Ouverture zu accompagniren.

„Mein Gott, — wenn sie doch jetzt — wir veräümen etwas!“ rief die Lupinus, es war aber nicht das Verlangen, nach dem Theater zurück zu kehren.

„Wie sanft sie atmet!“ sagte die Fürstin.

„Debarassiren Sie sich von ihr. Es ist am Ende doch das Geheidieste!“ flüsterte Wandel der Geheimrätthin zu. Sie blickte ihn fragend an. „Sie bezweifeln, daß ich als Ihr Freund spreche. Mein Rath sollte Ihnen beweisen, daß ich es bin. Ich sage nicht, daß Sie eine Watter sich im Busen erzogen haben, aber in dem Mädchen ist etwas Dämonisches. Bildete sie sich nach Ihnen? Schlag nur einer Ihrer Rathschläge an? Sie müssen sich gelieben, daß das Mädchen unberührt blieb, gleichviel ob im Guten oder Bösen. Aber Sie sind nicht mehr Herrin Ihrer selbst, seit dieses Gewicht an Ihnen hängt, ihr kluges Auge, ihr scharfes Ohr Ihre Schritte und Tritte, ich möchte sagen, Ihre Gedanken belauscht. Hast erkenne ich meine Heize, sichere Freundin nicht wieder, wenn ich die Rückfichten sehe, die sie auf ein in jeder Beziehung untergeordnetes Wesen nimmt. Aber sie ist nicht, sie kann nicht untergeordnet sein ihrer Natur nach, daß ist eben das Dämonische, was ein frei denkendes Wesen nicht neben sich dulden dürfte. Bringt sie nicht Unglück in jedes Haus, in das sie tritt! Dort — hier, Ueber-

rechnen Sie die Verlegenheiten, in die Ihre Güte gegen Adelheid Sie gestürzt, und ziehen Sie den Schluß, welches von beiden Uebeln größer ist, daß die Welt wieder einmal acht Tage über Sie lästert, oder — daß Sie frei, Sie selbst wieder sind. Wählen Sie das Kleinere, und ergreifen Sie die erste Gelegenheit.“

Die Ouverture schloß mit Anklangen aus dem deffauer March.

„Sie richtet sich auf,“ sagte Bovillard. „D eine wahre Patriotin!“

Herr Reibedanz rief zur Thür herein: „Machen Sie schnell, meine Herrschaften, der Vorhang geht auf.“

„Sie muß mit,“ sprach die Geheimrätthin. „Sie hat die Kraft, sich selbst zu genügen.“

„Ich glaube auch,“ sagte die Fürstin. „Herr von Bovillard, unterstützen Sie ihren Arm, sie will aufstehen.“

„Bovillard!“ wiederholte Adelheid mit der süßen Stimme einer Träumenden, die aus einem lieblichen Traum erwacht, und erhob sich.

„Geliebtestes Kind!“ sprach die Geheimrätthin, ihr entgegen tretend.

Aber derselbe Traum mußte auch bittere Erscheinungen ihr vorgegaukelt haben, denn als ihr Auge auf die Fliegenmutter fiel, welche die Arme gegen sie ansbreitete, stieß sie dieselben mit einer kramphastigen Bewegung zurück. Das träumerische Auge veränderte seinen Ausdruck, ein Entsetzen wie mit Korn gemischt schien aus der tiefsten Seele aufzusteigen und ließ dem Augapfel einen Glanz, vor dem man erschrak. Die Kam dieser Bild in das Auge einer Jungfrau! Die Fürstin hatte eben so rasch es bemerkt, als sie mit der huldvollsten Freundschaft Adelheid unterstufte: „Bovillard, geben Sie ihr den Arm, wir führen unsere Patientin.“

„Sie träumte noch den deffauer March und sah die Franzosen vor sich,“ sagte der Geheimrath.

„So ist sie! Voller Laune und Phantasie!“ bemerkte die Lupinus an Wands Arm.

„Wie unsere Zeit und diese Menschen,“ entgegnete er. „Nichts, wozu wir leben, als Phantasie und kein Entschluß.“

Wallensteins Lager.

Kaum ließ sich während der Darstellung das Mitspielen des Publikums zurückhalten. Die Pfand, Ungelmann, Mattausch, Herdt, Bessel, Gern, Labes, Katsch erschienen in ihren Waffenröcken und Wehrgeharnen nicht als Schauspieler, welche das Bild einer zweihundertjährigen Vorzeit den Zuschauern hinzubringen wollten, sondern wie Repräsentanten dieser Zuschauer selbst, die, jedem Kunstausdruck, jedem Verse, der auf das Ergreifen der Waffen deutete, zuzubellend, ihre eigene kriegerische Stimmung austauschten. Das war ein Brausorufen, Klatschen, so kräftig, sonor, wie man es in diesen, der ersten Kunst geweihten und damals heilig gehaltenen Räumen selten gehört. Der Kunstenthusiasmus erlaubte sich in Berlin wohl Thränen und Entzückungen, auch Verzückungen, aber noch nicht mit dem Feuer zu spielen, das er später verschwenderisch über seine Lieblinge ausschüttete, einen flammenden Glorienschein, der erst zur verjüngenden Flamme werden sollte für den Ruf des Gezeiten.

Das Reiterlied war gesungen; tiefe Spannung auf allen Gesichtern, ein banges Schweigen in dem gedrängt vollen Hause. Da trat Katsch als Dragoner von Piccolomini vor, und verkündete ein gedrucktes Lied zum Lobe des Krieges unter seine Kameraden. Die Pappenheimer, die Bandirren, Allos Kroaten, alle verstanden Deutsch zu lesen, das Orchester hub an, und nach der Schütz'schen Melodie: „Am Rhein, am Rhein!“ ward ein Lied gesungen, von dem überlebende Zeitgenossen aus versichern, daß es gewiß wie ein trübseliger Kriegesgesang. Das Publikum erhob sich. Man freckte die Arme nach der Bühne, um den Tritt zum Mitsingen zu erhalten, die Schranken des Orchesters fielen. Da aber regnete es schon von gedruckten Wältern aus dem Amphitheater. Das Parterre stimmte ein, Jubel oder Mißgunst, es war zweifelhaft, was größer war. Die Damen in den Logen wehten mit den Tüchern; ersten Männern, bei deren gefürchtem Gesicht man einen Eid hätte ablegen mögen, daß sie nie geweint, standen Thränen im Auge.

Die letzte Strophe mußte wiederholt werden. „Das ist ein Lied!“ — „Das ein Gesang!“ — „Ein Dichter!“ — Von Mund zu Munde ging sein Name geklärt hin: „Es sind der Herr Major von Knefbeck!“ Dort schrie Einer dem Andern zu: „Donner und Wetter, der Knefbeck ein Dichter!“ Man wollte, man mußte

sich näher kommen. Die in jener Zeit nicht so strenge Willkürordnung ward gebrochen, man besuchte sich in den Logen, schüttelte sich die Hände; aus den Logen ging man in's Parterre, und unversehens hatten einige Altheisfertige aus Brettern und Stühlen eine Art Treppe nach der Bühne gebaut. Das Glück war ja zu Ende, nur den Vorhang hatte man herunterzulassen vergessen — oder auch nicht vergessen. Während junge Enthusiasten hinaufsprangen, den Schauspielern die Hände zu schütteln, winkten Andere den Darstellern herabzukommen. Bald sah man Pfand in seiner stattlichen Armatur als Wachtmeister im Kreise der Offiziere, seiner Freunde. Er spielte nicht den Wachtmeister, er war es. Er war ein Patriot von Herzen, und von Herzen redete er feierliche Worte von Aufopferung und Treue. Seine jungen Verehrer drängten sich, ihm in die Hand zu schlagen, als Gelohniß, daß sie leben oder sterben wollten für König und Vaterland.

In der Erhebung des Augenblickes fand Niemand darin Selbstjames, daß der Schauspieler den Ernst des Lebens repräsentirte; aber auch heitere Szenen mischten sich in diesen heroisch theatralischen Ernst. Es hat sich von je an gefügt, seit es Offiziere gab und Juden, daß beide in gewissen Verhältnissen zu einander stehen, Verhältnisse, die, in der Jugend sehr intim, sich oft erst im Alter lösen, zuweilen auch gar nicht. Da sah man einen bekannten jüdischen Handelsmann, welcher später, vielleicht auch damals schon, den Namen Hans führte und für einen wigigen Mann galt, an den Armen zweier Lieutenants unhilfslos, oder besser, er umschlang sie mit seinen Armen, und den Begegnenden versicherte er, in diesen beiden Fremden opferte er seine theuersten Erinnerungen dem Vaterlande! Ungelmann, als Trompeter, streifte am Arm eines hübschen Kavallerieoffiziers durch das Parterre. Wer dafür noch Sinn hatte, blickte neugierig verbunden nach. Der junge blonde Offizier nahm das spöttische Lächeln seelenvergnügt hin, Ungelmanns komische Miene deutete aber an, daß ihn der Sinn nicht verleihe. „Ungelmann und Quast Arm in Arm!“ — „Ungelmann spielt heute seine Frau.“ Er rief den Spöttern nach: „Beschämte Eiserfucht!“ wird nicht mehr gespielt, meine Herren, — „dein Eiserfucht ist das größte Ungeheuer!“ replizierte ein junger Schöngest, der die alten Spauer studierte.

„Und gegen das größte Ungeheuer.“ fiel der Schauspieler ebenso schnell ein, „sieben unjere biaben Truppen. Auch „Menschen, daß und Reue,“ meine Herren, wird nicht mehr gegeben, denn wir brauchen allen Menschenhaß gegen die Franzosen.“ Und, „setzte ein dritter Wigbold hinzu, „ein Lump, wer nicht sein Bestes und sein Schlechtestes mit seinem Willen theilt.“ — Ausstellungen, die damals Jeder verstand, auch viele Jahrzehnte nachher hat sich die

Erinnerung erhalten; nicht werth um ihrer selbst willen, aber von Werth zur Charakteristik einer Zeit, die längst von den Springfluten der Vergleichte fortgespült und von ihrem mächtigen Strome auf immer verschüttet scheint. Nicht die Frieblität ist begraben, aber in dem lustigen Kleide von damals darf sie sich der Gesellschaft, in keinem ihrer Kreise, mehr zeigen.

Enthusiasmus, wohin man sah, aber es fehlte noch etwas; ein Schluß, der dem Anfang entsprach, ein Siegel auf die fertige Urkunde gedrückt. Wozu die ganze Aufregung ohne ein Ziel? Aus dem Theater sind später Revolutionen hervorgegangen, aus der „Stimmen von Portici“ stürzten die heranrückenden Zuschauer, um die Hymnen des Bühnenfeuers als Brand auf den Markt zu tragen. Dazu war hier nicht der Ort, nicht die Zeit, nicht die Menschen. In den geschlossenen Theaterzimmern halle der Ruf: „Krieg! Krieg! Zu den Waffen!“ trefflich; aber wären sie hinausgestürzt, was dann? Wie klein wäre die Zahl gewesen, wie bald zerstreut auf den breiten Straßen! Hätte Jeder sich gern in der Gesellschaft der Andern erblickt, Dorer, die vielleicht ihnen da zuströmten? Und was sollten sie thun? Vor das Palais des Königs rücken, dort haßeln schreien, wild schreien: „Krieg! Krieg!“ Was würde dieser König, der, dem Ungeröhrlichen, Eraltirten abhold, seine Person nicht von aller Repräsentation zurückzog, zu einem brüllenden Haufen sagen, der ihn zu einer Handlung zwingen wollte, die er vielleicht schon beschloßen hatte! Würde es nicht gerade das Mittel gewesen sein, das Wort, das sich von den Lippen lösen wollte, in die tiefste Brust zurück zu schreien? Er mußte zürnen, und erzürnen wollte Niemand den geliebten Monarchen.

Aber etwas mußte geschehen, das fühlte Jeder. So konnte man nicht auseinander gehen. Die Logenschließer hatten unter den Envelopen der Damen Blumenkränze gesehen; oder waren es schon Vorbeerkränze? Auf irgend ein Haupt sie zu drücken, dazu waren sie doch mitgenommen. Aber wo war das Haupt, wo der Eine, der eine solche Masse wecken, begeistern, führen konnte? — Wohl gab es Einen, einen noch jugendlichen, genialen Prinzen von kühnsten Geiste und bewährtem Muth. Sein Schwert hatte Franzosenblut getrunken, ritterlich hatte er sich mehr als einmal in die Scharen der Feinde geworfen und — dem unüberwundenen Helden hätte man alle seine Schwächen vergeben, er wäre der Mann des Volkes gewesen, und wäre er vorgespungen, da auf eine Erhöhung, und hätte den Degen blitzen lassen im Scheine der Theaterflammen, nur wenige kräftige Worte, — möglich war es, daß es ein Ernst ward, dessen Folgen Niemand berechnet. Aber diesen Einen fehlten Rückfichten, er knirschte im verhaltenen Grimm in seinen vier Wänden; er zückte den Pallasch, um ihn wieder in

die Scheide zu stoßen, er sah nach den Wollen, und lauschte auf den Gallop eines Pferdes, ob es die Odemanz war, die das Heiß ersehnte Wort brachte. Er hatte sein Wort geben müssen, heut nicht im Theater zu erscheinen. „Scharf geschliffen und von vorn herein die Spitze abgebrochen, damit der Stahl nicht verwundet.“ — Andere gab es wohl, die von demselben Feuer glühten, Namen von ehernem Klang und altem Ruhm; sollte man aber die Kränze auf eisgraues Haar drücken? Warum nicht lieber auf Friedrichs Büste.

Aber etwas mußte geschehen; die Fährung war zu groß, um sich zu verlaufen. „Es lebe der König!“ rief eine Stimme. Tausend riefen es nach. Das Orchester intonirte den neuen Volks- gesang, der so rasch Allgemeingut geworden, und das feierliche: „Heil dir im Siegerkranz, Ketter des Vaterlands!“ hallte wie besänftigend durch den hohen Raum des Schauspielhauses.

Eine der kleineren Logenthüren klappte zu und ein Mann, vor dem sich der Schließer respektvoll neigte, eilte im Eilant die Treppe hinunter.

„Das alte Lied!“ sagte sein jüngerer Begleiter, es war Herr von Buchstus; „es klang hier mir wie eine Ironie.“

„Alles Theater, alles gemacht, alles nichts, und daraus wird im Leben nichts!“ erwiderte der Andere.

„Seine Excellenz der Herr Minister von Stein!“ flüsternten sich die Logenschließer zu.

Aber als das Lied durch neue Hochs, dem Könige gebracht, unterbrochen wurde, klappte wieder eine Logenthür, eine Stimme theilte den Vornehmenden etwas mit, diese sprachen nach links und rechts, und bald lief es wie ein Rauffeuer durch die Logen: „Die Garnison marschirt! — Die Berliner Garnison rückt aus!“

Soll das den letzten Drucker geben! schien des Ministers Blick zu seinem Begleiter zu sagen, während der Lärm drinnen sich wieder steigerte. Ein Vorübergehender las den Sinn der angesprochenen Worte und erwiederte dem Manne, den er nicht kannte: „Sie können es ganz gewiß glauben, mein Herr, diesmal ist es Ernst. Die Kriegsstärke ist schon fertig, und das Feldlazareth wird gepackt. Ich habe einen Vetter, der dabei ist.“

„Und ich habe es selbst angeordnet,“ lächelte der Minister seinem Begleiter zu. „Soll man sie um ihren Glauben beneiden oder bedauern?“

(Zünftiges Kapitel.)

Am Altar des Vaterlandes.

Was bis hier geschehen, davon finden wir die Hauptzüge wenigstens in den öffentlich gewordenen Berichten. Die Anstalten geduldet des denkwürdigen Abends; aus ihnen sind jene Bände schon in die Geschichtsbücher übergegangen. Es fiel aber an dem Abende noch Manches vor, wovon sie schweigen. Ein großer Theil des Publikums hatte sich bereits entfernt. Die Begeisterten empfanden noch das Bedürfnis, sich Muth und Hoffnung zuzureden. Hier schüttelte man sich die Hände; hier schloß man sich in die Arme; hier unterhielt man sich von Vortheilen, welche die Oesterreicher errungen haben sollten, von dem und jenem französischen General, der verwundet sei; dort von einem Volksaufstande, der sich irgendwo vorbereite, von dem ungeheuren russischen Heere, was aus dem Innern Asiens herauzwälze. In bewegten, bangen Zeiten knüpft die Hoffnung aus dem Sonnenstäubchen, aus den Spinnfäden in der Herbstluft Töne für ihre Anter!

Da lief schon längst ein Gerücht durch die entfernten Gruppen, daß ein Kurier mit wichtigen Nachrichten angekommen sei, aber er und sein Pferd, gleich erschöpft, seien auf dem Markt gestürzt. Der Kommandant, welcher des Weges gekommen, habe ihn auf der Straße benommen, und sei mit den Depeschen gleich nach dem Palais geeilt. Ein kleiner Mann mit sehr wichtiger Miene, den man früher schon bei allen Gruppierungen bemerken konnte, schwang sich jetzt auf eine Legebenüstung und schrie: „Es ist richtig, meine Herren, der Kurier ist da! Er hat sich beim Fall den Fuß verstaucht — er kommt direkt vom Schlachtfelde — ich sah ihn selbst — sie führen ihn jetzt am Schauspielhaus vorbei.“

Sogleich war an der Thüre ein Gedrang; man wollte hinaus, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Die Entfernteren riefen: „Holt ihn herein! — Was er auf der Straße aussagen dürfte, könne er doch auch dem Publikum erzählen.“

„Wenn uns Merkel nicht wieder eine Finte aufbindet!“ sagte ein Mann in mittleren Jahren, mit lebhaften dunkeln Augen, der, seiner Kleidung nach, dem geistlichen Stande anzugehören schien; das Weisheit und Pergament in seiner Hand deutete aber auf einen Berichterstatter für eine Zeitung, was er auch wirklich war, der französische Beigeur und Broiseur Gatel, damals, und noch lange nachher, Redakteur der Boffischen Zeitung. „Diesmal hat Merkel

die Wahrheit gesagt, lieber Gatel,“ bemerkte sein Nachbar. „Der Kurier ist da, auch ich sah ihn, und was ich durch das Gedränge gehört, sind so wunderbare Dinge, daß Sie Ihre Zeitung übermorgen damit füllen können.“ — „Sie verlangen doch nicht von mir, daß ich Mirakel schreiben soll!“ entgegnete Gatel. „Das ist weder meines Metiers, noch meiner Zeitung. Robus in arduis aequam servare mentem.“

„Ist zwar ein schöner Wahlspruch,“ entgegnete der Andere, „aber es gibt doch Ausnahmen.“

„Die sich doch wieder auf eine Regel zurückführen lassen. Alle Bewegung stützt auf ihr Niveau oder Maß zurück und die Gesetze dieses Maßes sind die Kunst. Und das haben wir an diesem Abend. Pfand hat sich wieder selbst übertroffen. Sehen Sie — Sehen Sie ihn da, Feuer und Flamme für den Krieg, er ist der Soldat, den er vorhin gespielt, ich glaube, wenn ihn Seine Majestät, der König, in die Linie beriefe, so würde er auch da vor den Kottien wie ein Meister der Kriegskunst dastehen. Und nun betrachten Sie, mit welcher klassischen Ruhe er auch dieses Feuer menagirt! Und vorhin im Puls, das war kein Spiel, das war wieder ein Ernst, eine Wahrheit, eine Kunst, die uns an der menschlichen Natur irre machen könnte. Ohne Zweifel war er von den Aufstiegen, die nun folgen sollten, nicht allein unterrichtet, sondern er hat sie mit arrangirt, er lebte in dem Gedanken, und wo merkte man es ihm an! Ich habe ihn genau beobachtet. Da war jedes Fältchen der Waise, jeder Knopf wie sonst. Wie er mit der Rechten den Puls des Patienten fühlte, zählte er mit den Fingern der Linken auf dem Rücken die Schläge. Das werden Wenige bemerkt haben. Er that es auch nicht für's Publikum, für sich, um sich selbst zu genügen. Diese Ruhe, diese Herrschaft über Leidenschaft und Welt, ist es, was den Künstler macht. Ich hätte mir einen Wunsch jetzt —“

„Doch nicht, daß Pfand selbst in's Feld ziehen soll!“

„Nein, ich möchte ihn Talma gegenüber sehen. Jeder, bin ich überzeugt, würde den Andern bewundern, Jeder vom Andern lernen wollen.“

„Französisches Feuer und ein Klaffter im Blute!“ bemerkte ein Dritter. „Von der Kolonien!“ sagte der Andere. „Die besten Preußen und gute Deutsche, und doch alle ein tendro für Bonaparte.“

Ein Jubel und Halls kündigte hier an, daß der Kurier in's Theater gezogen war. Noch haben ihn die Wenigsten, aber Stimmen schrien schon: Victoria! Ein Sieg, ein ungeheurer Sieg! Hoch lebe der König! hoch Preußen!

Unsonst sträubte sich der junge staubbedeckte Mann, dem man die äußerste Erschöpfung von einem angestrengten Ritte anah.

Wohlfahrt der deutschen Klaffter XXII. 2.

Sein Gesicht war blaß, nur zuweilen von einer flammenden Röthe überglänzt. Er sprach lebhaft, aber mit Anstrengung zu den um ihn Stehenden.

„Meine Herren, es ist ein Verthum, ich bin nicht selbst der Träger der erwünschten Nachrichten. Ich habe vergebens drängen schon gegen die Auszeichnung protestirt, aber man hört mich ja nicht. Meine Depeschen vom Minister Gangwis enthalten nichts, noch können sie etwas von der Nachricht enthalten, die Sie, die wie Alle wünschen, daß sie auf Wahrheit beruhe. Meine Depeschen, wie meine eigene Kenntniß der Dinge, sind von Wien, von weit älterem Datum. Ich wußte mich, um nicht aufzugeben zu werden, auf Nebenwegen durchzuschlagen, ich mußte weite Umwege machen, und ich wiederhole Ihnen, daß es nur ein Gerücht ist, was ich an der sächsischen Grenze zuerst hörte. Was verlangen Sie von mir, daß ich es hier öffentlich mache! Ich kann nichts sagen, als daß ich von Andern gehört, was Diese wieder gehört.“

Die in den Logen und dem hintern Parterre hatten natürlich nichts von dieser Protestation gehört. Unisono schrie, tobte, forderte man, daß der Kurier laut spreche: was hier gut sei, müsse es für Alle sein. „Hier sind keine Verräther! Keine Spione.“ — „Auf das Proscenium!“ — „Sie müssen jetzt, Bovillard,“ rief Jemand, der ihn kannte, „oder man läßt es uns entgelten.“

Der Ersthörte ward von zwei Männern unter den Arm gefaßt und auf die Bretter fast hinauf gerissen. Uebrigens herrschte kaum ein Unterschied mehr zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum. Selbst von den angesehensten Damen standen schon mehrere auf der ersten. Schauspieler hatten einen Altar herangetragen, der vielleicht aus der vorigen Operndarstellung noch hinter den Coulissen stand. Er diente dem Ersthörten, der sich von seinen Begleitern losgemacht, zur Stütze. Sein Auge vollte, als suchte er in der Luft nach Worten, während es den Umstehenden nicht entging, daß seine Glieder fieberhaft zitterten. Jetzt fuhr er mit der Hand über die Stirn; um die Erinnerung zu sammeln, glaubten Einige, Andere versicherten nachher, er sei gestanden, als habe er ein Gespenst gesehen. Da rief er plötzlich aus voller Brust: „Sieg! Sieg verlangen Sie aus meinem Munde.“ Wenn wir an uns selbst glauben, deutsche Männer, müssen wir ja siegen! Warum nicht dort!“ Ein Händeklatschen, ein brüllender Applaus: „Sieg! Ein Sieg!“ — „Weiter! — Wo?“ — „In Wahren, hinter Bühm — eine Schlacht, sagen sie, ist geliefert, blutig, wie keine seit Menschenzeiten — drei Tage hätte sie gewüthet — drei Kaiser standen sich gegenüber — dreimal ging die Sonne Untroth auf — am dritten —“ Alles hörte bang, mit angehaltenem Athem, während der Sprecher nach Luft zu schöpfen schien. — „Am dritten hat man

ihn gesehen — Bonaparte — in der Mitte von nur drei Reiterregimentern, die ihn mit ihren Leibern schützten — sich durchschlagend nach Bayern — sein Heer, sein großes Heer —“ „Was ist ihm!“ riefen die Nachstehenden. Bovillard beugte und stützte sich, wie um sich zu halten, oder etwas zurückdrängen, auf dem Altar. Durch die weiten Räume aber brannte es: „Hurrah! — Victoria!“ — „Kränzt den Siegesboten!“ rief die Kurstin, die Treppe heraufsteigend. „Kränzt ihn!“ wiederholten weibliche Stimmen.

Die Kränze waren da, aber das Publikum wollte vorher den ganzen Freudenbecher ausgeschüttet wissen: „Sein Heer — wo ist sein Heer?“

„Kragt die Gymnien! — Eine Blutlache —“

Diese Worte konnte man auf dem entferntesten Amphitheater verstehen, so scharf schnitten sie durch die Luft, doch ohne den sonoren Metallschlag von vorn. Dann hörte man einen Hall, einen Schrei der Umstehenden, Töne des Jammers, Einige wollten ein Aufstehen gehört haben. Eschen was vorgefallen, konnten natürlich nur die Nachstehenden; indem man, um zu sehen, herandrängte, verbarg man die betreffenden Personen. Von Mund zu Mund ging es, der Vore der Siegesstunde war am Altar des Vaterlandes niedergesunken, aber mit voller Ehre. Ein junges Mädchen, schön wie keine in Fieberglut, hatte sich mit dem Kranz über ihn erhoben, aber als sie ihm denselben auf die Stirn drückte, als er ihre Hand ergriß, führte es ihm aus dem Munde, ein rother Blutquell, und er war hingelunken, ohne die Hand loszulassen.

(Sechzehntes Kapitel.)

Eine Entführung.

So viel wußte man bis in die entferntesten Winkel, aber in der Masse verschwand das Persönliche vor dem Sturmbelegten Gesichts. Man begnügte sich nicht mehr mit einem Händedruck, auch Leute, die sich nicht leiden mochten, stürzten sich in die Arme: „Das Vaterland ist gerettet!“ — „Zugeschlagen. Nur ihn das Garau gemacht!“ — „Drauf los! — Tod allen Franzosen!“

„Davon werden sie auch nicht sterben!“ brummte der Offizier, welcher vorhin Hock genannt wurde, der sich jetzt Lust nach dem Ausgange machte, während die Tücher der Damen ihm fast um die Ohren schlugen: „Wenn überhaupt die Geschichte wahr ist.“

„Sie stiegen,“ sagte sein Begleiter, „den armen Herrn Merkel hereinab nur, der die Nachricht frisch aufnotirt, um sie noch warm in seinen Freimüthigen zu legen.“

„Hol' sie Alle —“ entfuhr es dem Oberst, als seine Aufmerksamkeit durch eine andere Scene in Anspruch genommen wurde.

Walter von Alsen führte seine Cousine durch das Gedränge. Einer der jüngeren Offiziere, deren Geschrei der Oberst vorhin durch seinen zornfunkelnden Blick zum Schweigen gebracht, benutzte den Augenblick, wo Walter sich bückte, um den Bombadour aufzuheben, der dem jungen Mädchen aus der Hand gefallen war. Er drängte sich zwischen beide und wußte den Arm der Dame in seinen zu schieben: „Mein schönstes Fräulein, Sie hatten einen Führer, der den Weg nicht kennt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den nächsten zeige.“

Minchen Scharbaums Arm hing wirklich am Arm des Offiziers, als ob es so sein müsse, aber ihr Mund öffnete sich so weit als ihr Auge groß ward. „Mein Gott, verzeihen Sie, das ist ja mein —“

„Ihr Bombadour,“ fiel der Kornet ein. „Da — nehmen Sie ihn rasch. Ich hoffe, daß der — Herr da ihn für Sie aufgebracht hat.“

„Und ich, Herr Kornet von Wolfsehl, hoffe,“ sagte Walter, „daß Sie nur in der Trunkenheit der Freude meine Cousine mit Jemand Ihrer Bekanntschaft verwechselt haben. Für eine andere Trunkenheit würde ich Rechenschaft fordern.“

„Was! — Spricht da einer von Rechenschaft — ich habe mich wohl verbört,“ näselte der Kornet zu den Kameraden, die still lächelnd in der Nähe standen, als er schon Walters Hand an seinem Arm fühlte. Es war noch eine sanfte Berührung.

„Ich, Kornet Wolfsehl,“ sagte Walter in einem Tone, der noch dem Druck seiner Hand entsprach. „Auf der Stelle ersuche ich Sie so höflich als dringend, Ihrer Wege zu gehen, da ich meinen vollkommenen fernem, den ich gehen muß und werde, wenn Sie den Platz nicht augenblicklich verlassen.“

„Herr!“ fuhr der Kornet auf — „wer sind Sie in drei —“ und hatte doch den Arm der Dame fahren lassen. Walters Blick hatte etwas herrlich Durchdringendes. Auch auf den übermüthigen Jüngling hatte er unwillkürlich einen Eindruck gemacht.

„Jemand, dem es leid thäte, sich an dem Noth des Königs vergreifen zu müssen, der aber keinen Augenblick zaudern würde, wenn — Jemand, der nicht der Ehre werth ist, ihn zu tragen, darunter steht.“

„Was! — Unterfängt die Co —“

„Halt!“ donnerte die Stimme des älteren Offiziers da-

zwischen. „Meine Herren Offiziere, wenn der Civilist da zu dem Frauenzimmer gehört, ist er im Rechte.“

Dulden wir das! schien der zu den Kameraden gewandte Blick des Kornets zu sprechen.

„Herr Oberst, er hat unsere Uniform berührt.“

„So wird er Ihnen Rede zu stehen haben, warum,“ entgegnete der Oberst.

„Herr Jesus, um Gottes Willen keinen Skandal!“ schrie Minchen Scharbaum. „Da ist ja Herr Professor Gatel, der kennt meinen Cousin.“

In dem Augenblick ward aber die Aufmerksamkeit wieder auf den allgemeinen Gegenstand der Theilnahme gelenkt. Wie wenn ein Vorhang zu beiden Seiten aufrollte, hatten sich die Personen, welche um den Kurier standen, nach beiden Seiten vertheilt, um der stürmischen Forderung des übrigen Publikums zu genügen. Bovillard lag auf dem Boden, das umkränzte Haupt vom Theaterarzt gestützt, während seine ausgestreckte Rechte die Hand des jungen Mädchens noch immer gefaßt hielt, welche den Kranz ihm aufgedrückt. Diese kniete, entweder durch ihre Lage dazu genöthigt oder aus eigener Bewegung, daneben. Von der Hiebertöthe flutete nichts mehr auf ihrem Gesicht; es war todtensblau, nur die großen schönen Augen starrten auf den Jüngling zu ihren Füßen. Sie selbst schien der Hülfe zu bedürfen, denn die Fürstin hielt sie umfaßt. Die Wallensteinischen Krieger, auf ihre langen Degen gestützt, standen im Halbkreis wie eine Wache. Es war nicht Arrangement, es hatte sich von selbst so gemacht. Wer den Rest Spiritus auf dem Altar entzündet, dessen blaue Flammen spärlich durch das Halbdunkel der verlöschenden Delampen in die Höhe leuchten, ist nie ermittelt.

Der Anblick war überraschend, das erste Schweigen des Publikums verrieth, daß es den Sinn und Zusammenhang nicht begriff. Es mußte nicht, ob es noch jubeln dürfe, ob trauern sollte? Eigentlich mußte es Niemand; was seit jetzt geschehen, ging über alles Arrangement hinaus, bis die Gefühle der Einzelnen, wie kleine Blutadern in einem großen erstarren Körper, pulsirten. Die Theilnahme war verschieden. Eine Stimme rief aus der Mitte heraus: „Ah c'est pittoresque! C'est vraiment antique et classique!“

„Aber er stirbt ja wirklich!“ schrien Andere.

Der Klassicismus mußte in dieser Versammlung noch eingewurzelt sein, denn es fand sich Jemand, der seine Zuhörer an das erhabene Beispiel aus dem Alterthum erinnerte, wo der Bote einer Siegesnachricht im Augenblick, wo er sie überbrachte, aus Erschöpfung zu den Füßen seiner Mutter todt niedersank, und

die Mutter ward um deshalb als die glücklichste Frau im ganzen Hellas gepriesen.

Herr Herklos, der Theaterdichter, man vermuthet, daß er es gewesen, hatte mit Ifland einige Worte geflüstert, und dieser, heute in andauernder Aufregung, hatte schon den breittürkigen Hut gezogen, und war an die Kanten getreten zu einer neuen patriotischen Ansprache, muthmaßlich aus jener Vergleichung geschöpft, als Major Eisenbach ihn faßt am Arm sagte:

„Um Gottes Willen, Herr Direktor, bedenken Sie, da ist der Vater des Sterbenden.“

Der Geheimrath Bovillard, in einem Gespräch mit St. Real begriffen, hatte erst spät seinen Sohn erkannt. „Mais enfin, grand Dieu, c'est donc mon fils!“ rief er händeringend zu denen, die ihn abhalten wollten, sich auf die Bühne zu stürzen, und arbeitete sich durch das Gedränge.

„Mais, mon cher conseiller,“ rief der Geheimrath Lupinus, der, seinen Arm unterfassend, ihm nacheilte, „il ne mourra pas. Nous admirons ce ravissement d'amour paternel suprême. Oh! c'est touchant. Mais considérez, mon ami, votre état et surtout votre caractère. Vous êtes philosophe! — Et il ne mourra pas, assurément, ce n'est qu'un échauffement passager. C'est jeune homme, un épanchement patriotique, l'amour paternel le guérira!“

Es arbeitete sich noch Jemand während dessen durch das Gedränge, doch mit einem andern Ungesühl. Auch nach ihm streckten sich unwillkürlich Arme aus, als wollten sie ihn zurückhalten. Weshalb Walter von Affen plötzlich dem Offizier, dem er noch eben die Zähne zu weisen so große Lust gezeigt, den Rücken gekehrt, weshalb er seine Gonne, zu deren Schurz er aus sich selbst herausgeschritten schien, stehen ließ, weshalb er unbekümmert um beide in's dichteste Gemüth sich gestürzt, daß er im nächsten Augenblick ihnen allen verschwunden war, das wußten die freilich am wenigsten, welche sich am lauteften darüber vernünftelten. Ein Hohngeklächter der Offiziere brach plötzlich aus. Der Oberst drückte verächtlich den Hut auf die Vorden: „Ist's ein solcher, so lassen Sie den Patron nur laufen.“

„Er hat vielleicht Jemand gesehen, der seiner Hilfe noch mehr bedarf,“ antwortete Professor Gatel aus München Schlarbaums erlauten Blick, und bot ihr rasch seinen Arm, während die Offiziere zu einer Art Kriegsrath zusammengetreten waren.

„Redestehen!“ — „Nimmermehr.“ — „Die Peitsche dem Poltron!“

„Meine Herren,“ sagte der Oberst im Abgehen, „wenn er den Kopf des Königs angefaßt und sich salbirt hat, ehe er Rede fand,

ob er nicht nur einen Bleid drauf abklopfen wollte, so schickt sich's weder Satisfaktion von ihm zu fordern, noch für Sie, den Bütteldienst zu übernehmen. Das ist nun meines Erachtens allein Sache der Polizei und der Justiz, und vor der Hand können Sie's ruhig einem Nachmeister und Sergeanten überlassen. Empfehle mich Ihnen.“

Der Geheimrath Bovillard hatte sich über seinen kranken Sohn werfen wollen, aber vernünftige Freunde ihn zurückgehalten, weil es sich mit seiner Würde nicht vertrage, weil das vor dem Theater-Publikum eine Scene aufführen hieße, weil sein Sohn in seiner Lebensgefahr sei, weil jeder Affekt die Lage desselben verschlimmern könne. Der Geheimrath Bovillard war den vernünftigen Vorstellungen zugänglich, und für den öffentlichen Anstand hatte er immer das reinste Gefühl.

Um so besser, als man seinen Sohn bereits auf demselben Ruhebett, auf welchem bei der Darstellung des Paus der kranke junge Graf gelegen, fortgetragen hatte. Dabei mußte sich noch Etwas ereignet haben, was die Umstehenden beschäftigte. Man hatte seine Hand aus der des jungen Mädchens losreißen müssen, so fest hielt er sie gefaßt. Sie war darauf — von der Anstrengung und dem physischen Schmerz, sagten die Verständigen, zu Boden gesunken. Ob in einer Ohnmacht oder einem Startrampf, darüber stritt man; die zum letzteren hinneigten, behaupteten, sie sei schon dahin, als sie noch aufrecht saß, in einem Startrampf gewesen. Andere vermutheten noch Anderes, und Ifland schüttelte zu Bethmann: „Ich besorge, daß man uns auf unserm Grund und Boden eine Komödie aufgeführt hat, während wir hier dem Publikum einen Ernst vorspielen wollten.“

Während er lauter als nöthig Überdinnungen gab, den Vorhang fallen zu lassen, und deutliche Blicke, daß es Zeit wäre, das Schauspielhaus zu räumen, erhob sich ein neuer Lärm im Dresseier.

„Als hätte sich heut Alles gegen unsere Ordnung verschworen!“ rief Ifland, von da her zurückkehrend.

„Gönnen Sie der Freude etwas Tummelt, Herr Direktor.“

„Ein Civilist hat sich gegen einen Offizier vergangen. Sie arretilen ihn eben. Als ob ein Tag, der in Allen nur einen Gedanken hervorrufen sollte, zur Aufwärmung dieser leidigen Streitigkeiten zwischen den Ständen geeignet wäre.“

„Es soll kein ein ganz anständiger Mensch sein.“

„Desto schlimmer,“ rief Ifland. „Wenn die Vernünftigen nicht einmal ihre Affekte am Altar des Vaterlandes zügeln! Was erwarten wir dann vom Pöbel!“

„Die Affekte werden immer ihr Recht behalten,“ erwiderte

Herr von Fuchsius. Und wenn ihr eine Staatsordnung auf Menschen ohne Leidenschaften und Schwächen bauer, so habt ihr auf Sand gebaut. In einer Zeit, wie unsre, Herr Direktor, hilft uns nur, wenn wir den Affekten alle Schleusen öffnen. Der Organismus ist zu systematisch verklammert. Die Ränfe der Ordnung reiden nicht aus. Nur ein Ueberfluten des Stroms kann uns aus der Lethargie erretten.“

„Wenn sie sich zanken, ist's doch ein Beweis, daß sie noch leben!“ setzte Major Eisenband hinzu.

„Sie lebt!“ sagte der Arzt, welcher für Abelheid herbeigerufen war und noch immer ihren Puls hielt. Ihr Leiden scheint mir nur physisch; eine Folge von zu lange verhaltenen Gemüthserschütterungen. Nach dem Zwange rächt sich die Natur. Die äußerste Ruhe thut ihr zunächst noth. Auf die Bretter aber, dünkt mich, gehört die Kranke nicht.“

Damit war vor Allen Herr Jffland einverstanden. Er hatte bereits eine Portchaise kommen lassen. Zwei Soldaten, noch in Wallensteinischen Waffenröden, versprachen rüstige Träger zu sein. „Aber wohin?“ fragte der Direktor, nachdem Abelheid unter Bethülfe des Arztes und der Fürstin in die Portchaise gehoben war.

„Gleichviel! In das nächste befreundete Haus,“ sagte der Arzt.

„Das ist mein Hotel.“ Die Fürstin gab, nachdem sie einen schnellen Blick noch der Geheimrätthin geworfen, die nöthigen Anweisungen: „Leise aufgetreten, keine Erschütterung. Für einen guten Lohn verspricht ich meinen Kammerdiener.“

Die Kupinus sah weder den Blick, noch die Abführung der Portchaise. Eine Reihe riesiger Pappenhäuser hatte eine Wand dazwischen gebildet. Aber auch ohne diese Kutrassiere würde sie in dem eifrigen Gespräch mit dem Legationsrath es schwerlich gesehen haben. Er hatte sie schon vorher fast mit unheimlicher Festigkeit bei der Hand ergriffen und in die Coulissen gezogen.

„Ich verstehe Sie nicht. Sie selbst drangen darauf, daß ich kündigen sollte.“

„Und heut bietet Moldenhauer fünf Procent, wenn Sie die Kündigung zurücknehmen. Schlagen Sie ein! wiederhole ich. Jede Hypothek 20,000 Thaler! Bedenken Sie! Einen so unerwarteten Gewinn! Sie wären tausend, ihn von der Hand zu weisen!“

„Aber wenn die Kapitale selbst darüber verloren gehen! Noch gestern schrieben Sie mir: Kündigen Sie.“

„Noch vor einer Stunde hätte ich es gethan.“

„Und jetzt, — wo Preußen loschlagen muß —“

„Es schlägt nicht los.“

„Napoleon vernichtet ist —“

„Er ist nicht vernichtet.“

„Trägt ein Ariel Ihnen Botschaften durch die Luft?“

„Ja, in Gestalt einer Taube, die zu Herrn von Marvilliers auf Laforest's Hinterdach niederflog.“

„Die Schlacht —“

„Ist geliefert,“ flüsterte er näher an sie tretend ihr in's Ohr. „Das Blut floß in Strömen. Die Russen total geschlagen, Oesterreich verloren, dem Sieger auf Gnade und Ungnade überliefert —“

„Entsetzlich! Wo? — Wie?“

„Wenn man den Namen in dem reich getrikelten Zettel richtig liest, heißt es Ausverloren, wo Europa's Schicksal entschieden ward. — Die Schlussfolge überlaß ich Ihnen.“

„Und diese Menschen in ihrem Siegesrausch!“

„Was geben diese Menschen Sie an! Denken Sie an sich, und ergreifen, was der Moment Ihnen bietet. Es wäre möglich, daß Moldenhauer schon morgen Mit tag den wahren Verlauf erfährt. Deshalb beschied ich ihn auf morgen früh zu Ihnen. Ein Rottar ist avertirt, daß wir ihn auf der Stelle rufen. Moldenhauer wird Sie als Engel segnen, denn er hält sich als Kaufmann ruinirt, wenn Sie auf die Kündigung bestehen. Sie zaudern natürlich etwas, bis —“

„Und wenn wir uns doch verrechneten!“

„Das Gummaleins ist nicht unerlässlich als der moralische Egoismus der Staatskunst. Stürzt sich das Lamm in den Rachen des Löwen, der vom Blute der Hunde traukt?“ —

„Aber —“

„Wird, kann, darf Preußen jetzt losgehen? Das frage ich Sie, und es bedarf nicht Ihres Scharfblicks, um ein entschiedenes Nein zu antworten. Selbst wenn diese Mannequins nicht am Ruder säßen, ein entschlossener, zornprübender König auf dem Throne — jetzt wäre es Thorheit — Thorheit ist Alles — aber es wäre mehr als das — Verbrechen, Wahnsinn — es ist eine Unmöglichkeit.“

„Doch Napoleon könnte —“

„Aber wird nicht. Er ist zu vorsichtig, um die Verzweiflung herauszufordern, und zu geschwächt durch solchen Sieg, um auf einen gefährdeten Staat sich zu werfen; zu klug, um nicht andere Vortheile von einem Feinde zu erpressen, der die Dummheit hat, an einem politischen Gewissen zu laboriren, und das Unglück, daß es ihn drückt. Wenn der Löwe satt vom Blut ist, läßt er die Lämmer weiden, und spielt auch mit ihnen, daß sie zutraulich

werden, bis er wieder Hunger bekommt. So weit dürfen wir nicht rechnen."

"Es wird dunkel!" rief die Geheimrätbin; man fing an die Lampen anzuzulösen. — "Mein Gott, wo ist Adelheid?"

Der Wächmeister aus Wallenstein's Lager war ihr entgegen getreten. "Verabigen Sie sich, Madame. Die Demoiselle ist in sicherer Obhut fortgebracht, die Frau Fürstin Gargozin —"

"Hat sie Ihnen am Ende entführt," lachte Wandel.

Ein Kammerdiener der Fürstin stand in der Coullisse, um der Geheimrätbin die Thatsache, nur mit andern, schönern Worten zu melden, und wenn sie es für nöthig fände, die Krante zu besuchen, das ganze Hotel zu ihrer Disposition zu stellen. Ein Aufsatz lautete indeß, daß die Aerzte jeden Besuch für lebensgefährlich beim Zustande der Kranken erklärt.

Als die letzte Spirituskanne auf dem Altar aufstieß, ging die Geheimrätbin an Wandels Arm rasch fort. Sie standen am Ausgang. Links führte der Weg zur Fürstin, rechts nach der Jägerstraße.

"Sie ist Ihnen entführt. Wollen Sie ihr nachlaufen? Mich dünkt, es ist heute genug Komödie gespielt. Ueberlassen Sie das Feldern, die zu nichts Besserem tugen. Wozu einen Schmerz heucheln, den Sie nicht empfinden. Mich dünkt, Sie könnten dem Himmel danken, wenn Sie das Mädchen auf die Weise wirklich los werden."

"Aber was wird die Welt sagen?"

"Die hat für's erste anderes Spielzeug. Nachher findet sich leicht eine plausible Fabel."

Die Geheimrätbin ging nicht in das Hotel der Fürstin.

Das Publikum drängte hinaus. "Herr Professor Gatel," sagte Merkel triumphirend, "werden Sie uns übermorgen wieder eine neue spanische Fabel von Priarte in der Bossischen bringen?"

"Herr Doktor Merkel," erwiderte Gatel, "wenn nur nicht Ihre deutliche Wahrheit, die aus Ihrer Brieftasche heraus will, bis sie in den freimüthigen kommt, zur Fabel wird!"

"Halt! Halt!" rief eine Stimme am Ausgange. "Das Wichtigste" — "Was denn?" — "In der romantischen Unruhe vergaß man die Ankündigung, was morgen gegeben wird." —

Es war ein Häuflein Muthwilliger, das überall die Gelegenheit zur Unruhe willig ergreift. "Ordnung muß sein, trotz der Politik!" — "Theater muß hier sein, wenn auch dranken Schlachten sind." Man pochte und schrie: "Die morgende Vorstellung! Rasch, fir raus." Ein Unterbeamter des Theaters blühte schon durch die Coullissen, und erklärte demüthig einem hochverehrten Publikum: Herr Direktor Jßland und alle Regisseure hätten

sich schon entfernt, ohne eine Anweisung hinterlassen zu haben. Das vermehrte erst den Lärm, das Publikum wollte sein Recht. Plötzlich sprang ein junger elegant gekleideter Mann vom Parterre auf die Bühne, verneigte sich und sprach:

"Morgen: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, Originalsuffspiel aus dem Französischen in drei Akten.“ Hierauf: „Heute roth, morgen todt, politische Burleske in einem Akt.“ Zum Schluß: „Ende gut, Alles gut, Schauspiel aus dem Englischen des Schaffpeare.“"

Applaus begleitete das Impromptu. Es war ein Kammergerichts-Referendararius, man nannte seinen Namen. Seine Freunde jubelten über den Geniefreud. Es gab viel Gerede darüber in allen Erteln der Stadt. Aeltere Männer, die Räte des Gerichtes, schüttelten den Kopf: In diesem politischen Treiben ginge Sitte und Ordnung zu Grunde.

(Siebzehntes Kapitel.)

Die Patrioten trennen sich.

"Was thnn Sie, Herr von Eifenhand?"

"Was die Ehre mir gebietet."

"Keine Ueberrettung, die Sie bereuen könnten."

"Ich bereue nur, daß ich zu lange vertraut."

"Wenn jetzt die Freunde des Vaterlands zurücktreten —"

"Wer sagt, daß ich zurücktrete, Herr von Fuchsius?" Der Major hielt in der Arbeit inne, die ihn ganz zu beschäftigen schien. Er packte hastig an einem Felleisen, während ein anderes schon vom Diener zur Thür hinausgetragen ward. Waffensstücke, Hut und Mäntel hingen umher und zwei Pferde stampften am Hause vor einer leichten Kettelschleife. Es schien nichts Heimliches, was hier verhandelt ward, denn der Major maßigte nicht seine Stimme, wenn die Diener eintreten, noch sprach er leiser, wenn sie die Thür beim Fortgehen offen ließen.

"Wer sagt, daß ich zurücktrete! Ich verzweifle nicht an unserer Sache, mein Herr, auch noch nicht an unserm Vaterlande, und ich verzweifle auch nicht an diesen hier, denn man kann nur verzweifeln, wo man noch hoffte."

"Major —"

"Nicht mehr in preussischem Dienst. Meinen Abschied, der jetzt ausgereicht wird, haben Sie die Gefälligkeit und schicken ihn mir nach, oder verbrennen ihn. 'S ist gleichgültig."

„Wohin?“

„Nach Oesterreich, so lange noch da ein Funken glimmt. Nach Rußland, England, Spanien, wohin es sei, wo Herzen schlagen, Männer atmen, welche noch ein Gefühl für Schande haben.“

Ruchsius hatte die Thüre zugeklappt. Es war ein Absteigequartier und ihm schien die Unterhaltung nicht geeignet, um von andern Hausbewohnern belauscht zu werden. Aber Eisenhauch rief in der Arbeit: „Wenn es Sie nicht genügt, was mich betrifft, mögen Napoleons Spione Alles hören.“

Nur ein Wort. Großfürst Konstantin und Fürst Dolgorucki sind hier. Noch ist nichts verloren, sie belagern den König, sie dringen in ihn, daß Preußen ein entscheidendes Wort spreche.“

Eisenhauch lachte auf.

„Lachen Sie nicht. Keine Sprache ist hier so wirksam, als die russische.“

„Sagen Sie, als die der Furcht. Als ich bei Ihrem Minister den Abschied forderte, drückte er mir die Hand an's Herz, wenigstens an den Platz, wo eins schlagen sollte.“

„Und —“

„Sie kommen meinem Wunsch zuvor, versicherten mich Seine Excellenz, denn Ihres Bleibens wäre hier doch nicht länger. Napoleon würde Ihre Auslieferung fordern, und Sie ersparen uns durch Ihren hochherzigen Entschluß die Unannehmlichkeit, Sie auszuweisen zu müssen. — Von einer Uebereilung, Herr von Ruchsius, ist dabei, wie Sie sehen, nicht die Rede. Ich fliehe, damit man mich nicht einsperrt, ich mache mich bei Zeiten aus dem Stalbe, damit man mich nicht verliert.“

Ruchsius hatte sich, das Gesicht bedeckend, auf das Kanapee gesetzt.

„Und doch wage ich zu behaupten,“ sagte er, während der Wäpfer im Paden fortuhr, „Sie überellen sich. Vergönnen Sie mir, mich mit der Kugel gegen Sie auszusprechen, die ich mir erst sammeln muß, vielleicht als ein Produkt Ihrer Unruhe. Wo schöpft nicht der Trostlose Trost! — Hangwih's Aufträge, als er nach Brunn abreiste, waren auf seine Niederlage berechnet. Die Klugheit gebot ihm, wie die Dinge standen, zu verschweigen, was er unter andern Umständen sprechen sollte.“

„Und ließ sich, ehe die Dinge standen, wie sie stehen, mit einem gnädigen Zornblick nach Wien komplimentiren. Ließ sich mit einem Schnalzen, wie ein Hund, bei Seite schieben, damit Napoleon bei Austerlitz ungestört schlagen konnte. Sag vom Stephansthum mit einem Fervore nach Wäpfer, um seine Worte abzuwiegen, je nachdem, ob er zum Sieger oder zum Besiegten zu sprechen hatte. Höll' und Teufel — vergehen Sie, mein alter Freund — ich weiß

auch, was Diplomatie ist, aber Machiavell ist ein Stümper vor solcher Politik. Die Reise nach Wäpfer wird ein Brandfleck bleiben in der preussischen Geschichte, ich fürchte, er zerlöscht das ganze Buch. Der boshafteste Feind hätte nichts Schlimmeres erfinden können. Doppelzüngigkeit ist ein mildes Wort. Doppelsinnigkeit! eine doppelte Sinnlosigkeit, denn man weiß heute nicht, ob uns Oesterreich und Rußland mehr haßten, oder Napoleon mehr verachteten muß. — Wissen Sie's zu verteidigen?“

Der Regierungsrath sagte nach kurzem Schwärzen: „Nein! — Ich überlasse Ihnen das volle Verdammungsrecht über Das, was geschehen ist. Aber es ist noch nicht Alles geschehen!“

„Der zweite basler Frieden ward in Schönbrunn geschlossen, zehntausendmal schmähtiger als der erste. Wollen Sie ihn noch durch einen dritten überbieten lassen!“

„Der Vertrag von Schönbrunn ist noch nicht ratifizirt, Herr von Eisenhauch. Bis er es ist, lassen Sie uns, lassen Sie mich wenigstens hoffen. Wir sollen Anspach an Bayern abtreten, Glevé, Besel, Neuchâtel an Frankreich, und erhalten dafür das Danaer-Geschenk, die Erlaubniß Napoleons, uns an Hannover schadlos zu halten. Mein Herr, lassen Sie uns hoffen, daß wir diesen Brocken, an dem der Adler erstickend soll, nicht annehmen! Unser Militär fürchtet vor Wuth und Erbitterung, es ist ein schlagfertiges Heer; zum Kriege auserkoren. Soll es ohne Krieg zurück? Hören Sie, wie man laut ruft, von den Bringen und Generalen bis zu den Unteroffizieren und Gemeinen: des Staates Ehre ist verpfändet; die Minister haben sie verkauft, an uns ist es, sie wieder einzulösen! Rußland operirt offen, geheim. Hat Oesterreich keine Stimme an unserm Hofe? Es ist still erbittert, wie nie zuvor. Hören Sie durch die Straßen, in den Wirtschaften, es ist nur eine Stimme: Noch ist der Augenblick zu bandeln! Hören Sie in jeder Gesellschaft, wo zwei, drei zusammen stehen, die Wuth gegen Hangwih. Es ist kein Tadel mehr, es ist ein allmächtiges Gefühl, das kaum mehr Worte findet. Männer mit weißem Haar spucken beim Namen des Mannes. Er hat Preußens Ehre verkauft! Ein Blick für ihn, daß er nicht hier ist. Die Männer der Rique getrauen sich nicht bei hellem Licht über die Straße; man würde —“

„Vielleicht einen Stein aufheben,“ rief Eisenhauch, den Koffer zuwerfend, „aber ehe man ihn wirft, würde man sich besinnen, es sei doch vernünftiger, ihn nicht zu werfen. Der Stein könnte ja ein Loch in den Kopf werfen und den Kopf doch nicht öffnen. Was man würde, könnte, dürfte, das ist alles vortheilhaft, was man weiß, ist die Weisheit selbst, aber der Haken ist, daß man nicht thut, was man könnte, möchte, dürfte, und daß, was man weiß, die

Erkenntniß zu Schanden wird an der Geispensterfurcht vor dem Entschluß."

"Ich gebe Ihnen ja Alles zu, aber jetzt ist die Volksstimme wie ein Strom, der seine Eisbänke bricht. Die Wuth kennt keine Zügel mehr nach dieser Enttäuschung. Alle Wuth ist blind, wollen Sie mir einwerfen, aber diese ist intensiv und kritisch zugleich. Das ist ein neues Symptom. Man fragt: Warum mußte Haugwitz so lange zaudern? Warum reiste er so langsam? Warum ließ er sich wie ein Junge in Brünn behandeln? Warum wie eine petite femme, die man bei der Schlacht nicht braucht, nach Wien schicken? Was würde Friedrich zu solcher Vollstreckung seiner Befehle gesagt haben? Seinen Kopf hätte es einem solchen Abgesandten gekostet. Dem Grafen wird es den Kopf nicht kosten, und man fragt schon jetzt, warum? Man wird es immer dringender fragen. Wie lautete sein Auftrag, der ihm so zu handeln erlaubte? Warum reist er so langsam zurück, als er langsam hingereist ist? Warum darf er blumenreiche Zeitungsartikel in die ausländischen Blätter senden, die uns in den Wägen einklinken sollen, seine Mission sei geglückt, er habe mir ausgerichtet, was sein König ihm aufgetragen? Wer ist hier der Betrogene, wer der Verräther? Klumpert französisches Geld in seiner Tasche, oder ist er der stumme Dulder, der eines Anderen Schuld heroisch auf seine Schultern nimmt? Das, Major, fragt man, man fragt es laut, und Männer fragen es, vor denen unsere Höflichen Respekt haben."

"Aber was hilft die schärfste Frage, auf die ich keine Antwort bekomme?"

"Kreuzer sucht zu vermitteln. — Lachen Sie nicht. Zu anderer Zeit würde ich mit Ihnen lachen, jetzt ist es das einzige Mittel, um Zeit zu gewinnen. Der König ist ratlos, denn je in diesem Gedränge der Parteien und Leidenschaften. Man hat mit Lord Harcourt negociert, daß die englische Legion, die bei Stade gelandet, einstweilen in Hannover nicht vorrücken soll. Oberst Finkel ist an Haugwitz gesandt; er soll den Abmarsch hindern, er soll Seine Majestät den König als Vermittler der ganzen europäischen Wirren in Vorschlag bringen. Er soll den Gedanken an einen großen, allgemeinen Fürstentag anregen, auf dem alle streitigen Fragen entschieden würden, und in diesem Augenblick ist auf dem Palais eine Sitzung der Minister, die schon mehr als einmal stürmisch wurde."

"Und in süßen Frieden endete," unterbrach Eisenhand.

"Sie wissen davon? Ich fog nur, als ich von Ihrem Entschluß erfuhr, Sie aufzusuchen."

"Finkel ist zurück. Er trauf unterwegs den zurückkehrenden Haugwitz, und hielt, nach den Mittheilungen desselben, seine Mi-

sion nicht mehr für nöthig. Wird man nun Finkel den Kopf zu Füßen legen? — Ei bewahre! Er handelte nach Rücksichten und Intentionen, die unser beschränkter Verstand nicht begreift. Heut in der Minister-Sitzung, nachdem die Köpfe warm geworden, man die patriotischsten Reden gehört, ist man zum Beschluß gekommen: Kein Krieg! Dem Krieg ist ein großes Uebel, dessen Folgen Niemand abseht."

"Widerstach denn Niemand?"

"Sie weinten sogar. Das treue Anspach fahen zu lassen! — Nun, Bayern wird ihm auch ein gültiger Herr sein! — Aber Hannover den Engländern nehmen, unseren besten Verbündeten! Man tröstete sich mit dem schönen Gedanken: es kann ja nicht immer so bleiben, darum muß es einmal besser werden. Einstweilen soll aber Alles so bleiben, bis — hören Sie — bis zum allgemeinen Frieden! Dann werden alle Völker, Fürsten, sogar die Staatsmänner vernünftig werden. Die Engländer auch; sie werden um des allgemeinen Besten willen Hannover freiwillig abtreten."

Der Regierungsrath sprang auf: „Beim Himmel, es ist nicht Zeit zu Epigrammen!"

"Bittere Wahrheit, liebster Fuchs. Der Sturm im Minister-rath ging in ein sanftes Adagio aus. Man schwärmte, da man nicht Muth hatte, für sich selbst zu handeln, wie es nothwendig, für das Wohl der allgemeinen Menschheit!"

"Und Stein — auch Hardenberg?"

"Uebereinstimmt. Und weil sie übereinstimmt, hätten sie sich. Man darf doch nicht gegen den Strom schwimmen. Es gab sanfte Händedrucke, beinahe kam's zu Umarmungen."

"Frisch Germanien!" keufte der Rath.

"Gott bewahre! Der Frisch Germanien kann noch lange zappeln. Tausend Harpunen ihm in's Herz, sein Blut in's Meer verspritzt, er lebt doch, er ist eine geduldige Bestie und schnappt immer wieder nach jedem neuen glänzenden Köder, den ihm ein listiger Nachbar hinwirft. Will er nicht, so braucht er nur zu drohen, dann frist er doch."

"Genug! Leben Sie wohl!"

"Nein, Vetter, jetzt wird sich erst der eigenthümliche Glanz der Staatskunst entfalten. Nichts thun, und wenn man in der Klemme steckt, sich justitirciren und glorificiren, daß man die Hände in den Schooß gelegt. Warten Sie nur auf die herrlichen Staatschriften und Zeitungsartikel. Das wird salbungsvoll riechen. Mit Humanität und Philosophie und Christenthum wird man dem Volk beweisen, daß die Weisheit selbst nicht weiser hätte handeln können. Die guten Bürger werden sich die Augen wischen vor Trübung, und das „Heil dir im Siegerkranz" wird noch einmal so schön

klingen, als wenn der König gesiegt hätte. Man wird auf uns heben, die wir gehet haben, bis das Volk es glaubt, daß wir nur ehrgeizige, unrühige Köpfe waren. Sie glauben nicht, was das Volk glaubt, wenn man ihm sagt, daß wir seine Fleischtöpfe am Feuer verräuden wollten. Man wird anrühig werden, wenn es heißt, daß man zur Kriegspartei gehört hat. Salven Sie sich bei Zeiten. Spigen Sie Ihre Feder, und Sie werden Mittel für den Frieden schreiben müssen."

"Nimmermehr! — Ich nehme meinen Abschied."

"Das hat mancher gesagt, und bleibt doch, — aus höherer Staatsraison. Weshalb auch um solche Bagatell, als eine Meinung ist, seine Existenz auf's Spiel setzen!"

"Herr von Eisenhauch!"

"Nichts Persönliches! Gott bewahre! Die Personen verschwimmen, wie die Charaktere, in diesem Mengelmisch. Da thut der Beste am Besten, wenn er still mitschwimmt. Wo steht denn geschrieben, daß wir nicht niederträchtig denken, nicht feig handeln sollen? Nur einen Drei sollen wir darum kueten, einen Hirn des Aufstandes. — Und dann, ja man muß sich für eine bessere Zukunft konvertiren."

Der Regierungsrath blickte ihn ernst wehmüthig an: "Wir gingen so lange mit einander! Sollen wir so scheiden!"

"Ein zerronnener Traum! Brechen hatte die Aufgabe, Deutschland zu retten, es hat sich nicht selbst zu retten gewußt. Den letzten Rest seiner öffentlichen Ehre hat es geopfert, selbst den Rest der Ehrlichkeit, auf die es sich brüstete, warf es in den Tügel."

Der Rath ging im Zimmer auf und ab; er sah nicht, was auch dem Militär einfiel, daß ihr lautes Gespräch einen Vorübergehenden angeleckt, der an der Schwelle der geöffneten Thür stehen blieb.

"Untercheiden Sie wenigstens die Nation von — denen, die Sie brandmarken."

"Wer ist die Nation? Wo sitzt sie? Wo schlägt ihr Herz, wo drückt sich ihre Hand? Das ist die ungeheure Täuschung, daß wir dieses Konglomerat von Gliedern für einen organischen Körper ansahen. Hier, wo alle Aern zusammenfließen sollen, glaubte ich das Herz gefunden zu haben. Was fand ich! Zwei Racen, man sollte meinen, von verschiedener Abstammung, Sprache, Hautfarbe, wie Kiebnitz die Wiener seihen will. Zwei Racen, die sich aneinander, verachten, hassen, Militär und Civil genannt! Dies Militär knistert freilich, aber was hilft uns das Knirschen der Maschinen mit knurrenden Rädern! Dieser Kolos ohne Elastizität kann noch zermalmen, nicht mehr retten, befehlen, weil ihm der Odem fehlt. Der Mensch, der Mann, der Bürger, ja der Ritter selbst, ging unter in der vielgelobten Disziplin. Da sollen wir Kämpfer,

Paladine suchen für die ewigen Güter der Nation, wo Gefäß dafür, Bewußtsein, der feurige Wille zum Verbrechen ward! Ein Paar elende Kreaturen, gehaßt, verachtet von Allen, selbst von denen nicht geliebt, in deren Stimmungen sie sich einhüllen, um sie im Schlaf zu beherrschen, die sind wichtiger als dieses mächtige Heer. Was ist nun dieser gewaltige separate Theil der Nation, den man als ihr andres Selbst im Auslande betrachtet, wenn sein zornschauender Hauch nicht mal diese Lumpenmänner fortbläst!"

"Die Nation besteht nicht allein aus dem Militär."

Der Major war sonst kein Mann von vielen Worten, aber, wenn eine Schleuse geöffnet, hältst du das Wasser nicht zurück. Die Feuerfäule, die ein Haus ergreift, sprüht mit dem trocknen Gemüll auch Gehäße und Steine in die Luft.

"Ich kenne nun auch die Andern. Durch das Geklirren der Worte sah ich ihre Wahrheit. Viel buntes Glas, einige böhmische Steine und wenige Diamanten; durch die gut geschliffenen Gläser glänzt es von fern wie ein Eldorado. Große Versicherungen und kleine Thaten, ein beständiges Streben nach dem Höchsten, aber der Weg führt durch Moor und Sandstetten des Aberns und Trivols. Auf Stelzen vor Freund und Feind, und wenn sie die Thür aufgeschlossen, spotten und lachen sie über sich selbst. Gedanken, große und schöne, aber wie Zerflüchter; sie erlassen schon auf der Lippe. Vom Boden habt ihr euch gelöst, der dürstigen Natur, die euch der Himmel anwies. Ihr kommt wie Sturmvoegel euch andere Regionen suchen, aber nun flattert ihr, von euren ermatteten Aern verlassen, zwischen Himmel und Erde und wißt nicht, wohin. Ueberall vor Räufchen stehend, zittert ihr vor eurer eignen Kraft. Um's euch nicht zu gestehen, woran ihr krankt, am Glauben an euch selbst, hüllt ihr euch in Wolkenpaläste und klopft euch an Systeme, die beim nächsten Sturmwind zerfallen sind. Dies Scheinleben ist das Fiebersieber, das euren Staat vom Wirbel bis zur Zeh entnervt. Eine angezündete Fackel wollten sie neulich schändern, ein Weltbrand sollte es werden, aber sie waren zufrieden mit Kolophoniumkugeln. Da, in den Flammenzuckungen dieses verunglückten Theaterabends konnte man die ganze Mißere erkennen. — Auf dem Theater sollte die Welt zurecht gelegt werden, und mit Recht, denn diese Welt ist nur eine Theatervorstellung. Man spielt sich selbst und ist zufrieden, wenn man gut gespielt hat."

Fuchsius hatte mit verschränkten Armen und verbißnen Munde schweigend zugehört. Jetzt öffnete er ihn, aber, was er sagen wollte, schien er rasch zu verschlucken. Tonlos sprach er:

"Sie aber sind noch nicht zu Ende, Major. Ich erwartete, daß Ihre Philippica auch die Schlitzenpartie der Gensdarmen der Nation auf ihr Schuldkonto schreiben würde."

„Ist denn seit vierzehn Tagen von Besseren die Rede? Ist Mart und Miere durchschüttelt von der Sature des Weltgeschickes, daß man auf den Brettern den Krieg spielte, derweil er draußen im Blute von Austerlitz schon erkaut war, daß man über einen Sieg jubeln konnte, tagelang noch die Blätter Vorbeeren den Rüssen zuschmeißen, derweil in den unterrichteten Kreisen Jeder vom Gegenheil wußte? Nichts von Erschütterung. Man hatte von Wichtigem zu plaudern: ob der Blutsturz des jungen Herrn Novillard ein gefährlicher oder nur ein bißchen Bluthusten war? Ob seine ganze Lügenpost nur eine Intrigue, um seiner Geliebten in einer interessanten Situation nahe zu kommen? Ob die Madame Lupinus im Recht ist oder die Gargazin? O wer da den Einblick gewönne in dies höchst intrikate wichtige Rätsel der beiden Frauen! Ob die Lupinus, wie ihre Freunde sagen, wirklich die Tugendwächterin war für die häßliche Wamsfell Altag? Ob sie das junge Mädchen bewacht und bewahrt hat vor der Leidenschaft für den jungen Wüßling, und ob sie nur in edler Enttäuschung zurückwich, als die Sache zu einem öffentlichen Skandal umschlug? Andere wissen ja wohl, sie hätte sie wie ein Centrillon behandelt, ein moralischer Vampire, mit Basiliskenkissen das Blut der Jugend und Phantasie dem Kinde ausgezogen, und es sei ein wahres Glück, daß die Fürstin sie ihr entriß, ehe das herrliche Geschöpf ein moralisches Skelett ward. Dann der wichtige Streit, ob ihre Ohnmacht Verstellung war, ein abgetarntes Spiel, und ob ihr Bräutigam, der junge Gelehrte, nicht vielleicht absichtlich von den Offizieren gereizt worden, ob es nicht auch Intrigue ist, daß er sich vergehen mußte, daß man ihn arreiren dürfte, als er seiner Braut zu Hilfe sprang? O worüber sondern sich nicht die Parteien am Eitellich: ob der junge van Allen den Koronet wirklich am Arme gepackt oder ob er nur seinen Armel berührt hat, ob der Koronet sich mit ihm schlagen darf oder — Gott weiß was, ich weiß nur, Herr Regierungsrath, eine Regierung ist glücklich, die Unterthanen von so subtilen Verstande hat, die nach jedem Koder springen, den man ihnen hinwirft. Hannibal vor den Thoren, und sie streiten, ob die Gans in Röll oder Dur gegallert hat, als Brennus säumte!“

„Und das Resultat, Herr Freiherr von Eisenhauch?“

„Daß Deutschland auf den Neumond hoffen mag, auf einen Kometen, auf die Sturmbräut, einethalben auf Napoleons Großmuth, auf Alles, nur nicht auf Preußen.“

Kuchlus hatte seinen Hut ergriffen: „Wenn eine Epidemie herrscht, lohnt es, dünkt mich, nicht der Mühe, zu untersuchen, wer der Kränkle ist. Leben Sie wohl. Wir sind Alle krank,

Major, sehr krank. Preußens Genius vergeiße Ihnen, was Sie sprachen, wenn Sie einen gesünder finden.“

Er hörte nicht mehr die Worte, die mit sonorer Stimme durch die offene Thür in das Zimmer schallten:

„Herr Major, eine Beleidigung, dem Staate zugefügt, trifft auch jeden Bürger.“

Den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, der krampfhaft auf dem Boden hämmerte, stand der Major Rittgarten auf der Schwelle. Unter seinen grauen Wimpern schossen die Augen zornfunkelnde Blicke auf Eisenhauch.

Beide mochten sich als Hausgenossen kennen, ohne in nähere Berührung getreten zu sein.

„Was ich sprach, war nicht an Major Rittgarten gerichtet.“

„Noch hoffe ich, daß Sie den Einwand machen, daß er bei offener Thür Sie belauscht.“

„Was ist Ihr Wunsch?“

„Der Staat, den Sie geschmäht, kann nicht von Ihnen Rechenschaft fordern. Ich fordere sie, ein alter Militär, der unter Friedrich hoch und bald dahin geht, wo sein großer König sie von ihm fordern wird.“

Mit dem Mitleid der Achtung blinnte der jüngere Militär den älteren an: „Ich ehre Ihren Schmerz und achte Ihren Muth; beide aber nicht als Legitimation, den Handschuß für ein Etwas mir zuwerfen, was Sie nicht persönlich betrifft.“

Sie haben das preussische Militär beleidigt, die Ehrenkränkungen meiner Brüder nehme ich auf mich. Sie haben das preussische Volk geschmäht, dies treue, gute, rechtliche Volk. Sein Blut rinnt, wenn auch langsam, doch zu heiß noch in meinen Adern, um mit diesem ungerechten Fied vor meinem König zu treten. Ihre Antwort?“

„Nur eine Frage: War, was ich sagte, unwahr?“

„Zu der Frage haben Sie kein Recht. Sie find nicht Richter. Nicht unter diesem Dache, nicht auf diesem Boden, der sie gastlich aufnahm, dürfen Sie das Volk schmähen und den Fürsten, dem das Volk vertraut. Und wenn ich Ihnen antwortete, verstehen Sie meine Sprache nicht.“

„Das klingt als wirkliche Herausforderung!“

„Die es ist.“

„Ob der Verlaute antwortet, muß er die Lage kennen. Treten Sie für jene Offiziere ein, die ich meinte? Vertreten Sie jene Eitlen, Schwachen, Nichtigen —“

„Ich sagte Ihnen darauf schon meine Meinung.“

„Aber unter Ehrenmännern, ebe man zum ängstigen Ernst schreitet, sucht man Verständigung über das, worüber der Streit ist.“

— Sie haben mich vorhin angehört, ich sprach im Zorn. Lassen Sie mich jetzt auch Sie anhören, ich will auch Ihren Zorn ruhig hören.“

„Kennen Sie unser Volk? Wenn Sie an einem Kranken seine Geßwürze zählen, kennen Sie daraus sein Herz und seine Nieren? — Wer pulst nicht und glorificirt sich denn in seiner Schande? Das preußische Volk etwa? — Wer schreibt die salbungsvoll duftenden Staatschiffen? — Eßdillinge, oft Fremdlinge, die das Volk aus Grund der Seele verachtet. Wen treffen Ihre Epigramme? Spielen die braven Herzen, die in Pommern und Ostpreußen, in Schlesien und Westphalen für des Vaterlandes Ehre schlagen, in Berlin Theater? Sie zuden die Achseln! Wo haben Sie es gemuthet, daß das Volk niedertüchtig denkt und feig handelt? Sie haben nicht herausgehört das Summe Käseknirschen, die blutenden Herzschnägel, als sie den letzten Rest, wie Sie meinen, seiner Ehre und Ehrlichkeit in den Tügel warfen. Die warfen hinein als schlechte Verwalter, was sie ausgegriffen. Aber nicht die Herzen des Volkes. Die hat es ihnen nie zum Aufbewahren gegeben, die hat es aufgehoben für eine bessere Zeit. Es ist kein Rest da, sage ich Ihnen, der volle Stod von Ehre und Ehrlichkeit liegt noch in unserer Brust. Wer ist die Nation, wo sitzt sie, fragen Sie? Wer hat sie denn schon aufgesucht in ihrem Heiligthum? Wer hat denn schon dies Volk gefragt, wer hat es gerufen? Der große Kurfürst einmal, und da kam es, Friedrich rief es siebenmal, und siebenmal stand es da mit Gut und Blut. Diese — haben es nicht gerufen, weil sie es nicht wagen, sie zittern vor dem Geist, den sie aufrufen könnten, vor dem ihre Erbärmlichkeit in Staub und Spreu verfaule. Aber rufen sie es einmal, bei dem rechten Namen, auf den es hört, mit dem rechten vollen Ton, der in Mark und Nieren schmettert, und es kommt. Dann, mein Herr, gebe ich Ihnen mein Wort, wird es nicht vor Denen scheuen, die seine Fleischöpfe verrücken wollen; es wird glauben, ja, nicht an die schönen duftenden Reden der Herren am Mider, an seine Bestimmung wird es glauben, an die Stimme der großen Fürsten aus der Gruft, und selbst wird es seine Fleischöpfe ausschütten für Alle, die für das Vaterland streiten wollen.“

Eisenbauch machte eine Bewegung, als wolle er die Hand des Veteranen ergreifen. Aber dieser blieb in seiner festen Stellung; die Hand umklammerte den Stod.

„Wir sind ein andrer Geschlecht,“ fuhr er ruhiger fort, „als Sie draußen; ja, es ist so, das Warum kimmert Sie und mich heut nicht. Wenn wir krank wurden, können wir uns nur selbst heilen; Ihre Werge thun es nicht, sie verstehen unsere Natur nicht. Aber etwas, mein Herr, sollten Sie kennen. Die Blätter der Geschichte

lehren es. Wenn wir am tiefsten erniedrigt schienen, die Welt uns verloren gab, dann grade schnellten wir in Jugendkraft zur vorigen Größe.“

„Wen gab denn die Natur ewige Jugend!“

„Sie sagen, wir haben uns vom Boden gelöst, auf dem wir wuchsen, und flattern halbtod zwischen Himmel und Erde, weil wir nicht Muth haben, vorwärts in's Neue uns zu stürzen. Ich geb's Ihnen zu. Aber wir haben Vertrauen; noch haben wir's, Herr Major. Der Fürst vertraute dem Volke, das Volk dem Fürsten. So lange das Band hält, ist Preußen nicht verloren. Wie oft traten Ketter auf, als die Noth am größten, die Klügsten keine Aussicht haben, die Muthigsten verzweifelten. Man sagt, daß der große König Gift in seinem Ringe trug. Gebraucht hat er es nicht. Nicht bei Kollin, nicht in der Nacht von Hochkirch, nicht als er mit seinem Häuflein, wie der Mannsfelder, durch seine Staaten irrte. In sich selbst und aus der Verwüstung heraus fand er sich wieder. Und in welcher andern Wüste rettete, schuf der große Kurfürst seinen Staat! Wo überall, wie von Gott geschickt, unerwartet, der David auftrat, der die Goliath niederknallte, wo diese Rettungen aus Zerknirschung und Elend recht eigentlich die Quintessenz unserer Geschichte sind, warum da glauben, daß sie jetzt zu Ende sind? Warum nicht festhalten an dem, daß zur rechten Zeit der rechte Mann sich wieder einfand. Wir sind jetzt erniedrigt, ja, bupirt vor aller Welt, vor uns selbst am meisten, ein Sumpf von Häufeln, überdeckt mit einem Kimmern von Eitelkeit und Hochmuth — aber es gab noch verlässlichere Geschlechter vor uns und Gott gebe, daß nicht noch verlässlichere nach uns kommen.“

Eisenbauch sah, einen Schritt zurücktretend, dem alten Mann feierlich in's Gesicht:

„Sie fordern von mir Genugthuung?“

„Und mittheilig bilden Sie auf meinen schwachen Arm. Wenn er den Regen nicht mehr führen kann, ist er doch noch stark, um die Pistole zu heben, und stark genug ist der Geist, mein Herr, der Mündung Ihres Feuerrohrs in's Auge zu sehen.“

Eisenbauch hatte ein Pistolenpaar in der Hand, aber er warf sie in den Kasten:

„Ich nehme Ihre Forderung an, aber — für später. Jetzt haben andere Missionen das Verrecht. Mein Herr, ein großes Schlachtfeld breitet sich vor uns aus. Ob morgen, ob nach Monaten, ob nach Jahren die Hunderttausende, zum Norden bereit, sich gegenüber stehen, darauf kommt es nicht an. Aber es muß kommen. Geblutet muß werden, gebrannt, vertilgt, und der Sturm muß segeln durch die verpesteten Winkel. Fragen Sie sich,

die Hand auf der Brust, ob's die Winkel allein sind, ob das Miasma nicht auf den Heerstraken weht, in den Schlössern und Städten, ob's in den Schreibstuben und Nachstuben die Brust dem Nedlichen nicht zusammenschürt. Draußen im Reiche ist es zusammengebrochen. Was da liegt, faul und morsch, jedem Kinde ist's klar. Hier ist noch ein gleißender Kirnig darum. Aber reißt die Schale ab, Herr, Sie zittern selbst, Sie ahnen oder Sie wissen, was darunter, ich will nicht noch einmal Ihren Schmerz stacheln. Ich aber sehe vor mir, wenn auch dieses letzte stolze, thurmreiche Schloß zusammenstürzt, nur Verwesung, eine unermessliche Leichenwüste. — Herr Major, ein letztes Wort: Wenn der Tod seine Fackel über uns Alle schwingt, wenn Deutschlands, Preußens, Oesterreichs Name ausgelöscht ist, dann ist auch unser Streit begraben — ein Höherer mag richten, wer mehr gefehlt. Wenn aber Gott entschieden hat, daß es in Deutschland noch ein Volk gibt, nicht reiß zum Helotenstamm, und Preußen ist dies einzige Volk — dann, mein Herr — siehe ich Ihrer Kugel.“

Aus:

„Der Roland von Berlin.“

(III. Band, 6. Kap.)

Ja wer hätte Berlin an dem Tag wieder erkannt! Es war ein heller Frühfabrstag; die letzten Märzwolken jagten über den klaren, blauen Himmel. Die Dächer der Thürme und hohen Häuser waren naß von dem geschmolzenen Schnee und es träufelte von den Rinnen und floss von den Traufen. Die Sonne aber schien doppelt herrlich davon wieder und die Tropfen blinkten wie leuchtende Edelsteine. Und die Wetterfahnen und Hähne auf den Thürmen, wie glänzten sie und drehten sich stolz in den freien Lüften!

Und die stolze Spree. Was ist die jetzt gegen damals! Was Raumes ist ihr genommen und zwischen hohen Uferwänden von Stein und Pfahlwerk muß sie sich winden, als wie der Mensch wollte und nicht sie. Um jene Zeit war sie ein freier breiter Fluß in allen ihren Armen, und wo jetzt feste, hohe, steinerne Häuser stehen in der Burgstraße und Heiligengeiststraße, auch in der Breitenstraße noch, wo sie an's Wasser fließt, da war damals Spree. Zumal aber im Frühjahr war sie breit. Da waren die Wiesen übergossen, und es war ein großer See von der Mitten der Breitenstraße an bis zur Heiligengeiststraße; darüber führte die lange Brücke, und das Rathhaus darauf stand wie eine Insel im Wasser. Es war das Jahr zuvor viel Schnee gefallen und der Schnee war jetzt geschmolzen im Spreevalde und in den finstern hohen Wäldern um Fürstenwalde; daher stand das Wasser hoch und der Strom ging heftig, daß es ein prächtiger Anblick war; und das Herz hebt sich, wenn es viel Wasser sieht und es ist Bewegung darin.

Wie viel Rähne, große und kleine, lagen darauf, und alle mit buntfarbigem Wimpeln; es war ein lustig Leben. Was wurden da die Enten gesagt und geseheut von den Knaben und Mägdelein, die sich auf den Rähnen schaukelten, und sie machten gar unbändi-

gen Lärm, wenn ein Stüd Holz oder ein Fleg angeschwommen kam, darauf sie Jagd machten; denn der Strom hatte Vieles fortgerissen. Ja sie überließen fast in ihrem Muthwillen die Mühlen vom Mühlenamm her, die doch so laut klapperten, als fühlten die hölzernen Räder und Breter ihre Freiheit. Zum Zeichen dessen waren die Dächer der Mühlen mit bunten Lächern und Fahnen überhangen. Aber kein lustigerer Anblick als die lange Brücke selbst. An alle Pfosten waren kleine Kieferbäume gebunden und das ganze Geländer war umwunden mit Langer, als man's in der Morl nennt, und ist das ein gutes Wort, was auch die Grammatici dagegen sagen, die ihre Nase allervorn hinstrecken, und machen doch nicht die Sprache; die macht sich selbst. So daß die Brücke ausfah wie ein langer schöner Baumgang; aller Welt zum Ergöhen. Das war aber zum Zeichen gedeben, daß Berlin und Köln wieder eins war; darum hatten sie den Stieg, der Beide verbindet, so ausgeschmückt, und hatten Berliner und Kölner mitgearbeitet, die tüchtigsten Bürger und die edelsten Frauen. War's eine Sache der Ehre. Um deshalb war auch das Rathshaus auf der Brücken wieder mit allerlei Fahnen gespißt, und noch mehr denn zuvor und noch größerem; die flaggten und rauschten im Winde und gegen die blaue Luft und angeklagt vom Sonnenschein, und wer es sah, dessen Herz lebte sich um vor Lust. Manchem traten gar die Thränen in die Augen; und Anstreicher hingen an Seilen und Körben ringsum, die die Farben wieder frisch aufstrichen. Ja wahr's mit Anstreicher gethan, daß man etwas, das alt ist und merkw, damit wieder frisch machte! Den Wurmstrich und die Hühnlich überstreicht man wohl, daß es nach was ausfiehet, das Holz aber wird nicht wieder neu.

Ach aber man hätte sehen sollen die Leute auf den Straßen, so haben als drüben und zumal auf der Brücke, wenn sie sich begnugten, wie sie sich die Hand drückten und um den Hals fielen, als wie wohl geschieht in einer Stadt, die belagert worden und hat Schweres angeschlossen, und am Morgen ist der Feind abgezogen, und sie fühlen sich frei. Da denkt keiner, daß der Feind wiederkommen kann. Ist auch recht. Denn so Jeder dachte, wenn ein Uebel vorbei, daß es wiederkommen kann, dann gab's auf der Welt nimmermehr Freude. Und was wäre die Welt ohne Freude. Ein groß Spital voller Glend, und eins hängt am andern, und wenn das eine fort ist, kommt das andere. Als wie Gott der Herr den Wein wachsen ließ, und unsere Väter nannten ihn Sorgenbrecher, damit ein guter Mann sich bisweilen einen ehrbaren Rausch trinke, also thut uns Allen bisweilen ein solcher Rausch noth, war's auch ohne Wein, daß wir der Qualen und Sorgen auf etliche Zeit vergetteu und uns erheben und Muth fassen und zu frischen Dingen.

So war's in den Städten; die Kölner und Berliner fielen sich um den Hals und die von dießseits sprachen drüben, und die von drüben dießseits an, und alte Freundschaften wurden wieder vorgerufen, und wo Einer aufsprach, da ward die Weintraube geholt und die Becher und sie stießen drauf an, daß es immer so bleibe. Hätte da Einer wieder anfangen wollen von der Heerbutte am Wagen und die Bluthurjgeschichte, den hätten sie wohl über's Geländer in die Spree gestürzt. Und mit Recht. Ein Störenfried verdient's nicht besser.

Im Rathshaus selber sah es zumal erfreulich aus. Wie ein Festtag. Sie stritten nicht mehr auf den Bänken, sie waren Alle eins, und Kölner und Berliner saßen untermischt. Ob sie schon den Vertrag zerrissen vom Montag nach Reminiscere Anno 1442, saßen doch von den Gewerken im Rath, aber auch viele von den Geschlechtern, und fast dieselben von vordem. Und was hübsch ist, und man rühmen muß, die stolzen Herren sprachen mit den Meistern, als wären sie ihres Gleichen, und die Meister hinwiederum schimpften nicht und beargwöhnten nicht jedes Wort, das die Herren sprachen. Wo Einer alleit auf den Andern argwöhnisch ist, da wächst nichts Gutes; wer auch Grund zu hat, der muß doch nicht jedesmal Alles raustehen, was in den Winkel steckt und blicken auf Alles. Er muß Andern auch was gönnen, und wer Vertrauen gibt, dem gibt man wieder Vertrauen. Ist anders kein Gemeinwesen möglich. Hätten die in den Städten von je so gethan, dann wäre die Noth ihnen nicht über den Hals kommen und wer weiß, wie's heut bei uns ausfähe in den Städten. Wie's jetzt ist, das weiß Jeder.

Gibt es ein Band in der Welt, das knüpft und hält die aller Unterschiedenen zusammen. Ist das die Klage über erlitten Unrecht. Der Bauer, der da klagt, daß die Sonne zu viel scheint, und der Bauer, dem's zu viel regnet, die sind Beide eins, sie sind unzufrieden, und schimpfen Beide auf den Himmel, daß er's so gemacht und nicht anders. Was hatten nun die Berliner zu klagen und die Kölner wider den Markgrafen! Das ging wie ein Strom im Frühjahr; der schwillt an und kann sich kaum selbst halten, denn aus allen Erdrinnen stießen ihm Bächen zu und die Bäche am Rande trüffeln ihm auch ihre Thränen zu. Dann rauscht er auf, und tritt über die Ufer und möchte Alles verschlingen.

Da, mitten in den Klagen, gedachte man auch, und das war weise, derer, die, in den unglücklichen Jahren zumal, gelitten, unter dem Druck der Herrschaft und durch die Bürger selbst. Es war mancher Mann aus der Stadt geschick in's Glend. Und Alle tiefen, wie mit einer Stimme: „Die ruhen nie zurück!“ — Da fragte der reiche Herr Grafen, der Schwiegersohn des Bartholo-

mäus Schumm, der war vor dem Balzer Beytin Bürgermeister gewesen, und jetzt hatten sie ihn wieder geführt, nicht ordentlicher Weise, es war auch in Sturm und Hast zugegangen und hatte Keiner widersprochen; der fragte: „Alle sonder Ausnahme?“

Und einen Augenblick schwiegen sie. Dann aber rief es ohne Bedenken, oder was Einer hatte, er verschluckte es: „Alle sonder Ausnahme!“ Und es jauchzte durch den Saal ob dem Beschluß, und er ward bald durch die Städte bekannt und sie billigten ihn und manches Auge vergoß Thränen. Und Schreiben wurden nun gefertigt nach allen Ländern, theils um die zuzurufen, die verbannt waren, theils an Städte, Herren und Fürsten, die Sache, wie sie war, ihnen fürzutragen, und um ihre Hülfe zu bitten.

Es hätten an dem Tage alle gute Schlüsse durchgehen können, so einstimmig waren sie, und die erste Freude machte ihr Herz weich. Da läßt es sich schmelzen zu allerlei Gutem; und solcherlei Augenblicke kommen bei jedem Gemeinwesen, und es fehlt nur leider oft an denen, so es dann zum Guten ruhen.

So ich aber Alles herabzählen sollte, was an dem Tage in beiden Städten vorging, da könnte ich nicht aufhören. Was Einer ist, das kann er auch im Stillen sein; aber was er sich fühlt, das muß heraus. Die Andern könnten's nicht fühlen. Sie fühlten sich frei in Berlin und Köln, und alle Welt sollte es wissen. Darum hingen Tücher und Teppiche aus den Fenstern und über den Thüren steckten grüne Reisler, und die Gewerbszettel waren mit Bändern geschmückt. Und wer dabei gewesen, wie sie den Richter des Markgrafen gefangen setzten und des Balzers Haus stürmten, der erzählte es Allen, die nicht dabei gewesen; und was wirklich geschehen, das ward nicht verschwiegen, ward aber noch Manches hinzugelegt; und was am Zeltower Thor schon groß als ein Straußenei. Und die Thüren in allen Häusern standen offen und Schenktische in den Fluren; wer vorbeiging, dem ward zugegrünelt und ein Glas gereicht, und er mußte antworten auf die Freiheit der Städte.

Da zogen die Gewerke vorüber, wie es vor Alters gewesen, mit Spielzeugen und fliegenden Fahnen, voraus an langen Stangen ihre Gewerkszeichen; und was Rüstungen hatte, die waren umgeschmalt, daß es kriegerisch genug ansah. Keiner aber, der nicht eine Fiedelhaube auf dem Kopf hatte, und einen Harnisch um den Leib. Und an den Häufen der fürnehmsten Bürger, zumal der von den Geschlechtern hielten sie, und ließen die Geiger und Pfeifer aufspielen und brachten viele Lebechods den Herren. Die sprachen dann vom Fenster herab oder traten hinaus an die Thüre, und redeten da zu den Gewerken, wie ihnen um's Herz war. Da mußte Jeder gradaus und von der Leber wegsprechen. Denn so

Einer Umschliche gemacht hätte und viel Wenn's und Aber's angebracht, ich hält's ihm nicht ratben mögen. Muß aber zu ihren Ehren ihnen nachgesagt werden, es ging ihnen von der Leber dea, wie sie von den alten Rechten der Stadt sprachen und die Markgräflichen zum Teufel wünschten, und mähmlich zur Einigkeit mahneten. Denn Noth lebt beten.

In der Klosterfrage, da, wo sie eng wird, gegen Abend zu, war kaum ein Durchkommen. Da stehen viele hohe Häuser, die den Prälaten gehören, als dem Bischof von Brandenburg, und dem von Lebus und von Havelberg, und andern geistlichen Herren; daher heißen auch die Gassen, die drauf zu geben, die Papenstraße und die Bischofsstraße. Sie wohnen nicht allezeit darin; find's nur ihre Abtheilungsquartiere, wenn sie in der Stadt zu thun haben, zumal bei den Landtagen. Diese Häuser waren nun nicht geschmückt wie die andern; denn was ging die Freude der Bürger die Herren an, oder ihre Hausmeister, so darin wohnten. Die meisten waren verriegelt und die Fensterläden geschlossen. Da wurde geschrien, wo die saulen Bäuche und Kapuzen stecken? Ob sie sich nicht mit freuen könnten? Wein hätten sie genug im Keller. Wer in der Stadt ein Haus habe, der müsse Freud und Leid mit ihr theilen. Das aber war nur das Sanfte; es fehlte nicht an ganz andern Schimpfworten. Die von Berlin nahmen nie ein Blatt vor den Mund, wenn von den Glaglösen die Rede kam. Ihre Väter hatten wohl erfahren, was Bann und Interdict war, aber sie ließen sich's nicht sehr grämen. Ist der Bann wie das Erdbeben. In den heißen Ländern wirkt es schrecklich; in den kalten thut's wenig, und der Blitz schlägt kalt in den Sand. Es hat mancher Mann im Bann gelebt in den Marken, und hat's ihm nicht viel angegangen. Die Bischöfe und Rebte aber galten für Freunde des Markgrafen, dem sie auf den Landtagen immer das Wort geredet. Und darum durften sie sich nicht freuen mit den Städtischen, wenn sie's auch gemocht. Desgleichen aber hatten sie Ursache sich zu fürchten. Und mandem von ihnen, der in den Häusern steckte, lief der helle Angstschweiß von der Stirn, und barg sich im äußersten Winkel, wenn er dachte, daß es nur ein Paar Schritte waren durch die Papengasse und die Bischofsgasse nach dem neuen Markt und Sanct Marienkirche, wo das Kreuz stand und noch heute steht, da der Abt von Bernow vor hundert Jahren geblutet hat.

Dazu kam's nicht. Aber mancher ließ doch in der Angst von seinem Wein schenken aus den Kellern. Ist mit dem Volk, wo es aufsprudelt, nirgend zu sparen. Das thaten sie auch dort in der Ralandsgasse, am Ralandsdof. Ob sie in ihren Kellern ein Hoß mehr hatten oder weniger, darum hatten die Ralandsberrern nicht weniger zu trinken. Ja war's auf's Trinken angekommen, daß

Und da hob sich der wilde Meister in die Brust, und sprach Worte hinunter, die schlugen stärker als die Beile seiner Gesellen. Und wie die in's Holz trachten, schmetterten die Worte in die Herzen. Es war nichts abgetarlet und ausgedacht, es kam, wie's aus der Brust sprudelte, und das wirkte. Von alter Freiheit und alten Rechten, von Bürgerblut und Bürgermuth sprach er, daß ihnen die Augen naß wurden und die Arme zitterten vor Lust: „Woh ist die Stadt, und die Häuser, die wir bauten, und die Mühlen, die wir kauften, und die Gerechtigkeiten, die wir haben von Alters, verbrieft und versiegelt? Unser oder des Markgrafen? Unser, die wir wohnen hier seit die Lande christlich wurden, oder der Markgrafen, die ehegehesten kamen? Unser, die wir sie kauften mit unser Väter Blut, oder der Markgrafen, die dem Kaiser, ich weiß nicht wie viel Mark zahlten? Unser, ihr Bürger. Hat's der Markgraf gelenquet, hat er ein Wortlein gesprochen, daß er sie uns nehmen wollte? Schützen wollte er uns gegen unsere Feinde. Er hat uns geschützt. Unsere Augen hat er geschützt, daß wir nicht den Feind sahen. Wie den Dämon, den man schlägt, und streckt ihn nicht hin. Getroffen und blind taumelt er rechts und links, und weiß nicht, wo der Schlag herkam. So wir. Wir rannten auf unsere Freunde und stießen auf unsere Nächsten. Des lachte er heimlich, daß wir er froh. Und wir? — Raufet euer Haar, und zerreißt euer Wamms und streut Asche auf eure Köpfe; ärgen haben wir gewüthet als das unvernünftige Thier gegen uns selbst. Verzehrt unsere Kräfte, stumpf und dumpf geboht, unsere Besten ausgezagt und die Schlechtesten kamen oben auf. Ja unsere Besten haben wir verredet und auf die Schlechtesten gehört, und Jeder schlage auf seine Brust, und dünke sich nun nicht besser als der Andere. Es war Keiner ohne Fehl, Keiner von uns, der nicht „Nieder!“ schrie, der sich nicht freute, wo sein Gegner stürzte. Bürger und Freunde! alle Glocken könnt ihr läuten lassen um eurer Thorheit willen; um was ihr verbrochen und verspilt, es wäre noch nicht Grabselaut genug. Aber die Glocken können auch wieder hell klingen, und etwas, ihr Bürger, freuet mich. Wißt ihr's? — Daß der Markgraf in unsern Mauern keinen Verräther fand als Einen. Und den Einen haben wir hinausgejagt.“

Da jubelte Alles: „Den haben wir hinausgejagt!“
„Keinen als Einen, hört es, ihr von Berlin und Köln, Einen allein fand er unter den Tausend und Tausend. Weim's Herz am rechten Fleck sitzt, der jubilet! Es sind gute Städte, wo in zweien nur ein Schlechter ist. Wo ist er? Landflüchtig. Wo ist sein Haus? In Staub. Wo sein Name? Klagt ihn wiederkommen und den Namen vom Raat herabreiben. An den Branger gehört er in Ewigkeit!“

„In Ewigkeit!“ schrien ihm die Hunderte nach.

Und drauf zählte er auf des Balthar Botkin ganzen schlechten Lebenslauf, wie er hantbrüchig worden in Stettin und anderwärts, und immer wieder zu Gelde gekommen, man wußte nicht wie. Wie er allen schlechten Sachen gedient, und allen braven Leuten Rechtsfreite angehängt. Wie er drauf den Koffhandel getrieben durch die Marken und spioniirt für Den und Jenen, und alles Böse hinterbracht. Und wäre das schon Verrath und todeswerth, um wie mehr, was er in den Städten gethan, wie er dazumal die Bürger gehetzt gegen die Patricier, und auf sein Anstiften sei der Markgraf gerufen und das alte Wesen umgestürzt und mancher redliche Mann verbannt worden. Und wie er darauf die Bürger auffässig gemacht gegen die regierenden Herren, wer es auch war, und sie verdächtigt, bei den Gemeinen, als wären sie Diener des Markgrafen, und bei dem Markgrafen verredete er sie auch insgeheim, als handelten sie wider ihn. So sei's durch ihn geschehen, daß Johannes Rathenow gestürzt und verbannt und viele Andere. Und wie er darauf in den Weinkellern gegen den Markgrafen lässlich geredet, damit er die Bürger verführe und Anhang gewönne. Schon dazumal hätten die Gewerkemeister vor ihm gewarnt, aber er habe gefragt, ob denn die Ränfte auch vom Landesherren bestochen wären, und so sei es gekommen, daß man ihn, den doch Keiner geliebt und gemocht, zum Bürgermeister wählte, da Keiner sonst von den Geschlechtern und den Gemeinen, der von Ansehen war, übergeben, den er nicht verunglimpft und mit den Andern veruneimt. Und da es ihm gelungen und er Veltermann geworden und die Stadt mit dem Landesherren ganz überworfen war, da habe er die Larve abgezogen und gespielt was er sei, ein Diener, den sein Herr bezahlet, und sein Herr sei der Markgraf gewesen. Dem habe er nun ein Recht der Stadt nach dem andern in die Hände gespielt, gelassen Zöllner und Bediente des Burggrafen in die freie Stadt, Bewaffnete und Richter, die umhergeritten wären als Vögte eines Fremden, und niedergehauet mit Verachtung auf die Bürger, und sie gerichtet, nicht als wären sie freie Männer, sondern Unterthänige. Einreisen habe er lassen die Mauer von Köln, die nach Spandow zu geht, und weiter als der vorige Rath es gebilligt, daß der Markgraf eine Wingersburg baue und die Stadt keinen Schutz habe, sondern sei wie ein großes Dorf, wo der Feind einreiten kann, wenn er Lust hat. Wie eine weite Wunde lasse noch die Mauer und jedes Herz in den Städten fühle den Schmerz. Aber was durch dieses Loch in die Stadt noch kommen sollte, davon hätten sie nur den Anfang gerochen. Ketten und Bande und fremde Sitten und neue Sölle und fremdes Recht. Sölle, die den Handel niederdrückten und die Gewerbe tödteten. So grausame Entwürfe, die die

Rübe zu Papier gebracht, daß der Herr selber davor erschrocken und sie verzeigeln lassen, da es noch nicht an der Zeit sei, daß sie ruchbar würden.

Es hätte nicht Noth gehabt, daß Barth Kuhlmeier sie nun fragte, ob sie das gerübig duldten, ob sie freie Bürger bleiben oder dienen wollten dem Bedienten eines Herrn? Sie schrien und tobten, sie wollten frei bleiben und ihr Herzblut dran setzen. Wäre da ein Heer des Kussierers vorm Thor gestanden, sie wären Mann für Mann hinausgebrochen, wie sie waren, und hätten eine Schlacht gewagt, und die wäre blutig worden. Einstweilen aber schlugen sie auf die letzten Stiele und das Haus des Kofstamms stürzte krachend ein, und der Staub wirbelte eine Säule in die reinen Lüfte, und das Geschrei der Tausende hallte ihm nach.

Aber Viele waren schon fort durch die engen Winkelgassen nach der Klostergasse zu, wo sie andere Kurzweil trieben. Denn so ein erster Tag konnte auch nicht ohne Lustigkeit abgehen. Das Gäßlein, das jetzt heißt die Koenigasse, hieß damals nicht Koenigasse, sondern sie führte einen Namen, den ich nicht nennen mag, und schmutzig war sie sehr. Da wohnten die schlechten Dirnen, als es wohl heut noch ist, die sich nicht in der Stadt durften sehen lassen und unter ehrbaren Leuten. Hatte der Henker die Aufsicht über sie. Und die waren gehalten, wenn viel Roth und Unrath in den Gassen lag, dann mußten sie alle mit Schaufeln und Besen heraus und ihn aufzusammeln und schaufeln auf große Haufen. Und alsdann ihn werfen in große Schubkarren mit zwei Rädern. An diese wurden die Weisbäuer geschlossen, und so mußten sie den Roth aus Berlin hinauskarren. Mag man sich denken, was das für Lust in der Stadt war an solchem Tage, und wie die Jungen hinter ihnen zülfsten, schrien und piffen. Ah nicht die Jungen allein; da wurden die Kessler aufgerissen, und auch die ehrbaren Bürgerfrauen schimpften sich satt auf die Mädchen. Denn Berlin war eine sehr ehrbare Stadt.

Heute aber hatten sie die Dirnen zu ganz Anderem gezwungen. Sie mußten aus den Höfen und von den Dächern, und wo in den Winkeln noch Schnee lag, den aufzusammeln und nach dem neuen Markt zu karren. Und es war ein lustig Schauspiel, wie sie dort von allen Dächern heruntersetzten, als schnitte es noch, und es kam ein großer Haufen zusammen, ob er doch stark schmolz. Da arbeitete nun und thatete was jung war und Hände hatte, half aber auch mancher große Gesell mit. Kurz, sie brachten einen Schneemann zusammen, so groß als ein Mensch und noch ein paar Köpfe größer, und der ward formirt mit einer abschneidlichen Nase und noch gräßlichen Augen und eine Zunge freckte er heraus, die war ein Stück Dachziegel. Und Lumpen hängte man ihm um, daß es

erschrecklich anzuschauen war. Aber alle Welt lachte und sie schrien: „Das ist der Balger Boytin, wie er lebt und lebt.“

Nun wollten sie Gericht über ihn halten, wie es geschieht auf dem neuen Markt, und hat Mancher da geblutet auf einem Sandhaufen, wo legt noch der Galgen stand. Andere aber schrien: „Nein, er muß vor den Roland! Er muß Abbitte thun vor der Stadt Gerechtigkeit.“ — Er hat gebroht und gelächert unsern Roland! Und die das wollten, hatten die Oberhand über die Andern. Und wie auch die an den Fenstern schrien, daß es auf dem neuen Markt geschehe, die unten hatten ihn und setzten es durch, und so schwer es ging, viel Hände machen Arbeit gering. Sie hatten ihn schon auf einer Trage, darunter sie viele Stangen, lang und der Unter schoben, und die Dirnen mußten ihn tragen, so sauer es ihnen ward. Aber ich hätte keiner raten mögen, ein böß Gesicht zu machen. Es war aber um deswillen, daß sie ihn vor den Roland bringen wollten, weil der Roland, wie man weiß, das Simbild ist des Blutbannes, den eine Stadt hat. Das Schwert in seiner Hand, das ist das Zeichen, daß sie das Recht hat, an Hals und Krage zu richten. Und der Balger als Bürgermeister, hatte geäußert, wie es hieß, es werde nicht gut werden, bis man dem steinernen Manne das Schwert aus den Händen winde, und es Einem gebe, der es besser zu führen wisse.

Darum trugen sie den Schneemann vom neuen Markt nach dem alten an Sanct Nicolas, wo der Roland stand, was auch die vom neuen Markt dagegen schrien, die das Schauspiel für sich haben wollten. Und an Arm und Gelschrei fehlte es nicht, und sie machten eine Musika dazu, wie die Kagen auf den Dächern, oder an einem Volkerabend, wo sie alte Töpfe zererschlagen und auf steinernen Beissen und allerhand Instrumenten Värm treiben, den jungen Gbeuten zum kurzweiligen Spott. Weil aber der Schneemann, der groß war, auf der Trage immer schwankte, denn sie neckten auch die Weiber, und die lachten und blickten sich ohnedem, so mußten noch zwei davon hinaufsteigen und ihn halten, daß er nicht falle, was noch immer mehr Gelächter gab. Denn die zwei mußten sich selbst halten und die Last ward den andern so schwer, daß sie alle Augenblicke sie niederlegten, und die mittheiligen Burischen waren sie mit Schneebällen und Roth. Dazu sangen sie, was noch lange nachgehends in Berlin gehört wurde:

Balger Boytin heißt er,
War unser Bürgermeister,
Ist er ein Schneemann,
Den — ihr Schmann
Die Berliner ihn nicht wollen,
Noch wen'ger die von Köln!

Und kaum daß er ungestoßen und ungeschmolzen durch die Gassen bis auf den engen Platz um Sanct Nicolas Kirche kam. Da war Alles schon voll gedrängt an Thüren, Fenstern und auf den Dächern der Bretterbuden. Und seine schlechten Leute. Es waren Herren aus den Geschlechtern da und Rathleute; denn einen Spaß sieht Jeder gern, zumal wenn das Spiel einen Grund hat, der das Herz erfreut.

Und waren alle Häuser besetzt, und alle Fenster voller Köpfe, so war doch ein Haus leer und die Fenster geschlossen. Die glänzten, wenn die Sonne drauf schien, grün und gelb, und Spinnweben hingen darin, und das ganze Haus schaute grau aus und unheimlich, als wohnte kein Mensch darin. Auch hing die Giebelspitze über nach der Straße zu, gar drohend, denn die Eisenstange, damit sie an die Dachstühle gelehrt, war verrostet und gebrochen. Der Drache, der das Wasser von der Traufe ansaugs auf die Straße, hing über mit seinem Kopf, vom Winde gehauelt, als hätte ein Ritter ihm den Hals durchhauen. Das war das Haus der Rathenow. Gras wuchs auf der Schwelle, es sah aus wie ausgestorben, und selten einmal, daß Abends, wenn es dunkelte, oder Morgens, ehe die Marktleute kamen, die Thür sich öffnete und ein Weib herausliefste oder wieder hinein. Man hörte nichts drinnen, als ein heiseres Husten und zuweilen einen geistlichen Gesang. Die alte Nibbe Gertraud schaute die Leute, und die Leute schauten sie, und erzählten Wunderliches von ihr. Es war die Wittne des Martinus Wardenberg, den die Herren richten lassen vor alten Zeiten auf dem neuen Markte, und sie konnte es nicht vergessen; und so alt sie war, ihr dünkte es immer, es sei erst gestern geschehen. Sie hüteten von ihr, daß sie Alles voraus gewußt und gesagt, was zutreffen, der Stadt zum Unheil. Auch ihrem Vetter hätte sie's gesagt, der dazumal Bürgermeister gewesen, wie es kommen werde, er hätte aber nicht auf sie gehört; daher kam ihm das Unglück. Es hörte Keiner auf sie, bis Alles eintraf, just wie sie's gesagt, und die Rathenows waren ausgestorben und in's Elend gegangen, und sie allein überlebte und hüllte das Haus, in das Keiner mochte. Und die Leute machten noch viel mehr von ihren Prophezeiungen. Da die Heferinnen, wenn sie über dem Kohlenstübben saßen am grauen Morgen, und der Wind jhrillte zwischen den Kirchenthürmen, dann erzählten sie, wie die alte Gertraud der Stadt Ende vorausgesagt; meinten Einige sogar der Welt Untergang. Den Männern sagten sie's nicht.

Da nun, wie sie den Schneemann niedergelassen, just vor dem Roland, und er war schon so zusammengelunken, daß er wie ein armer Sünder kniete, und der Kopf hing ihm über, und um des

Roland Stirn und Schultern hatten sie Kränze gebunden von Langer und Moos, und sie baten ihn, er möchte den Schuft richten, der ihm gelästert um der Stadt. Da nun mitten in das Gelächter hinein kam ein ganz anderer Ton. Als wenn die Saite von einer Geige springt und es schreit häßlich, so schrie eine heisere Stimme: „Was macht ihr da?“ — Und das obere Fenster in dem iden Hause ging auf. Wie ein Totenkopf mit den paar grauen Haaren, die sie umflatterten, lugte die Alte hinaus, und war's doch, als ob das eine Weib den Jungen und Alten alle Lust nahm. Sie lachten nicht mehr und schwiegen still. Nur Einige, die gedeckt standen, murmelten: „Das ist die Hefe!“

„Was macht ihr da?“ sprach sie. Keiner antwortete.

„Scheint die Sonne euch wieder in's Nest, daß ihr Kurzweil treibt, ihr Kurzichtigen! Ihr seid unten, ich stehe oben. Die Wolken kommen wieder, mit der Sonne ist's bald aus.“

Nur ein Lohgerberburich, wie Alles schwieg, der rechte den Hals und rief: „Dudeldumdei, 's ist Alles eierlei.“ Die Lohgerber sind absonderliche Leute. Fürchten nicht den Schwefelschmelz, denn da kann's nicht ärger riechen als in ihren Gassen, und die Pest auch nicht, denn die kommt nicht hin. Wer so das Leder weich schlägt, dem kommen wohl dabei eigne Gedanken und denken, Alle stecken in einer Haut, und wenn man sie gerbt, ist eine als die andere Leder. Darum fürchtet sich auch solch ein Lohgerberburich nicht vor Heren.

Der Junge schwenkte nun seine Mähne und schrie: „Unser Roland lebe hoch! Und dem Bürgermeister den Kopf ab!“

„Euer Roland hat ausgerichtet,“ rief das Weib. „Er richtet Keinen mehr, seine Stunde ist um. O ihr thörichten Bürger, was schmüht ihr eine Leiche mit frischen Kränzen? Seht ihn doch an, er ist schon grün, aber es ist nicht Frühling, es ist Verwesung. Hat sich satt getrunken an Bürgerblut, will auch Ruhe haben, und ihr laßt sie ihn nicht. — Nehmt ihm ab die Kränze!“ schrie sie mit erbobener Stimme, und rechte den bahren Arm. „Es kommt der Stärkere, der den Starken zerschmettert, Friede in eure Hütten, reißt eure Köpfe unter den Scheffel, daß ihr ihn nicht ruht, der Regenschwast fordert, Euer Schuldbuch ist groß, betet, bittet, zittert auf euren Knien, daß die Blätter zusammenleben vom edlen Blute, was ihr verspricht. So er es doch aufschlägt der große Richter, o ihr Armseiligen, ihr entsehligen Verbrecher, wie wird es euch ergehen! — Reißt sie ab die Kränze, reißt sie ab!“ schrie sie heftiger. „Der Roland von Berlin richtet keinen Lebendigen mehr.“

„Aber Den, der schon gerichtet ist!“ rief eine Stimme aus dem Volke.

„Auch den Schneemann nicht.“ rief sie noch stärker. „Er ist kein Richter mehr. Er ist abgesetzt.“

„Das wolle Gott nicht!“ rief die Stimme, und ein Mann erhob sich unter dem Volke. Und seine Stimme klang Vielen bekannt. Und da sie die Augen auf ihn richteten, ging ein Murren durch die Menge. Einige schrakten zusammen und gassten ihn an, wie man ein Gespenst ansieht. Sie glaubten ihn zu kennen und glaubten's doch nicht. In dem Augenblicke ruckte der Schneemann. Sein Kopf senkte sich, und plötzlich fiel er ab, und vor dem Roland nieder. Da ward es tief still, aber nur einen Moment, so wie es still ist vor einem Gewitter. Als bald schrie es, wie mit einer Stimme: „Er hat gerichtet! Unser Roland hat gerichtet!“

„Und wird noch lange richten!“ rief der Mann. „Denn welcher gute Bürger, der ihm das Schwert entwinden läßt!“

„Johannes Rathenow!“ rief das alte Weib vom Fenster, und streckte die Arme beide in die Höh', und ihr Auge starrte ihn gläsern an.

„Johannes Rathenow!“ wiederholte Einer, dann Zehn, dann Hundert und Hunderte. Es lief durch die Menge bis es ein helles, lautes, durchdringendes Geschrei wurde: „Johannes Rathenow lebt! — Johannes Rathenow ist wieder da! — Johannes Rathenow unter uns!“ — Da drängten sie, ihn zu sehen, den alten Mann, da stieß Einer den Andern fort, da rissen sie ihn an der Hand. Da war aller Groll fort. Johannes Rathenow war der letzte Bürgermeister aus der goldenen Zeit, wie sie ihnen jetzt dünkte. Er war wieder unter ihnen, wie aus der Erde auferstanden; warum nicht die Zeit selbst? Die Sonne schien ja hell auf die Dächer, Frühjahrsluft umwehte sie, wo der Hoffnung die Flügel wachsen. „Johannes lebe! Die gute alte Zeit.“ Er konnte kein Wort sprechen. „Nach dem Rathhaus!“ rief es. Da fielen ihn Zwei, Drei, Vier, auf ihre Schultern setzten sie ihn, und derweil die Andern den Schneemann kurz und klein schlugen und zertraten, trugen sie ihn hoch über ihren Köpfen nach der langen Brücke.

Philipp Joseph (von) Rehfues.

Philipp Joseph (von) Rehfuß.

(Geb. 2. Okt. 1779. Gest. 23. Okt. 1843.)

Rehfuß, Sohn eines tübinger Bürgermeisters, geboren den 2. Oktober 1779, widmete sich anfänglich dem Studium der Theologie, verließ dieselbe aber und nahm eine Hauslehrerstelle in Livorno an, um seine von Kindheit an ihn fast beherrschende Sehnsucht nach Italien befriedigen zu können. Nach Abschluß seiner Stelle in Livorno ging er nach Neapel, und seine mannigfachen Tatlente ließen ihn mehrere diplomatische Aufträge von der Königin Karoline geschickt befordern. Er studirte auch noch einige Jahre die Natur, die Geschichte und die Kunst dieses Landes mit wahrem Genie, wie dies aus seinen drei großen Romanen glänzend hervorgeht. Im Jahre 1806 kehrte Rehfuß in sein Vaterland zurück und wurde unter dem Titel eines Hofraths Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg. Er machte während dieser Zeit weite und tiefe Studien, sowie längere Reisen durch Frankreich und Spanien. An der Befreiung Deutschlands nahm er durch seine „Reden an das deutsche Volk“ lebhaft Theil. Im Jahre 1814 wurde er Generalgouverneur von Koblenz; dann Kreisdirector in Bonn. Als die Universität in Bonn gegründet wurde, stand er derselben bald als Regierungsbevollmächtigter und Kurator vor und widmete sich ihrem Ausblühen mit großer Kraft. Der König verlieh ihm seiner Verdienste wegen den Erbkadel. Noch einmal, 1827, reiste er nach Italien und Griechenland, hauptsächlich seines kranken Körpers wegen; nach 2 Jahren kehrte er nach Bonn

zurück und verwaltete nun mit neuem Eifer seine Stelle bis Mai 1842, wo er seinen Abschied nahm und sein Gut im Siebengebirge bezog. Er starb daselbst schon am 23. Okt. 1843.

Daß, was Rehfues an kunst- und kulturhistorischen Studien, Skizzen und Miscellen aus Italien und Spanien, sowie an politisch-volkswirtschaftlichen Schriften mit seinem Namen herausgegeben hat, bietet für unsere Literatur keinen nachhaltigen Werth. Aber eine wirklich klassische Bedeutung gewann er mit seinen anonym erschienenen Romanen, namentlich mit „Scipio Cicala“ (1832). Hier zeigte er, daß er weit mehr das war, was er vermeiden wollte zu scheinen; weit mehr ein Dichter, als ein Diplomat; — hier gewannen alle seine reichen, tiefen Studien an Natur, Geschichte und Kunst das unmittelbare Leben, das heißeste Blut und blühendste Fleisch; doch das alles gezügelt und geordnet mit fast spanischer Strenge, Herbitheit und Keuschheit eines mächtigen Charakters. Seine Widmung an W. Scott, als Vorrede zu seinem ersten Roman, zeigt uns eine seltene Vermischung von Seele und Verstand, — sie kennzeichnet auch seine Romane: „Scipio Cicala,“ „Die neue Medea“ und „Die Belagerung des Kastells von Gozzi“ (1834). Sein bedeutendstes Werk ist das erstgenannte; das zweite überragt zwar auch noch viele hundert Bände weit gelebener Werke als das seine, — hat aber nicht den großen Werth des ersten, und das dritte verliert sich in Breite, Vizarverie und unerquickliche Sprödigkeit. — Eine stolze, herbe Kraft, ein tiefer, bohrender Geist, eine düstere, aber glühende Phantasie und eine unerbittliche Macht der Kenntniß aller dämonischen Mächte des Menschengemüthes und Schicksals treten uns bei ihm entgegen. Er ist erfindungsreich und spannend; scharf und getreu in der Charakteristik, lebendig in der Darstellung, glühend in der Schilderung. Ueberall Motive, Plan und Konsequenz. Rehfues wird nie ein großes Leseepublikum haben, aber einer gewissen Aristokratie von Lesern stets eine bedeutende, in Vielem imponirende Erscheinung sein.

Aug:

„Scipio Cicala.“

Der Golf von Neapel.

Schon im Alterthum hat man den Meerbusen von Neapel mit einer Schale verglichen, unerachtet nur die Form im Allgemeinen und das Element, das sie einschließt, die Vergleichung einigermaßen rechtfertigen. Wenigstens findet der Rand dieser Schale eine große Unterbrechung in den beiden Vorgebirgen der Minerva und von Misene, wovon jenes den Golf auf der südlichen, dieses auf der nördlichen Seite einschließt. Von dem Standpunkt der Galerien aus betrachtet — welcher auch noch so ziemlich der innerste ist — verbiegt sich das erste ganz hinter dem nahen Vorgebirg der Hähen, an die sich die Stadt Sorrent anlehnt, und auf welchem ohne Zweifel die Villa des Pollio lag, von der wir noch eine poetische Beschreibung von Statius besitzen. Gleichermäßen ist dem Auge die Insel Capri entzogen.

Ihre schroffe Form bildet einen gewaltigen Kontrast gegen die andern Inseln ihrer Nachbarschaft und scheint fast all das Unheimliche auszudrücken, das Capri für Jeden haben möchte, der es zur Zeit sah, als Kaiser Tiber hier seine Menschensein und Tyrannensucht mit seinen geheimen Lustern verbar. Zwei andere Inseln schließen sich in ziemlicher Entfernung auf der Linie zwischen den beiden Vorgebirgen an sie an. Die nächste und größte im Golf ist die Insel Ischia, aus deren Mitte sich der Epomeo zum Himmel hebt und durch den Rauch, der von seiner Spitze emporsteigt, alle Verführung und alle Gefahr der fruchtbaren Gefilde verdrängt, die in der üppigsten Vegetation von seinem Fuß gegen die Küsten auslaufen. Näher an Ischia als an Capri liegt das Eiland von Procida, sehr verschieden von beiden durch seine Flachheit, seine hohe Kultur, durch den Fleiß und die Sittenreinheit seiner Bewohner. Noch paßt hier, was ein Dichter sang:

„Auch Procida eröffnet seine Buchten,
Ein reines Volk voll Heldenmuths wohnt da,
Das unsrer Zeiten Kaster nie versuchten,
Das unsres Glanzes Glend niemals sah.
Reich ist's in seiner fargen Winische Schranken,
Und groß in seiner armen Wenigkeit,
Und ruhig bei der Elemente Streit,
Wenn seiner Insel Felsenpeiler wanten.“

Es ist nur eine kleine Fahrt bis zum Vorgebirge von Misene, wo einer der größten Waffenplätze der römischen Marine unter den ersten Kaisern war.

Schon in der Entfernung stellt sich die Manigfaltigkeit der anmuthigen Formen des Landes und der Reichthum und Reiz der Farben dar, welche darüber ausgegossen sind. Vom misenischen Vorgebirge an scheint der ganze Halbkreis des großen Golfs an seiner Küste hin in einer zehn Stunden langen Reihe von Städten und Ortschaften zu bestehen, in deren Mitte Neapel selbst prangt, wie es seine Hunderte von Straßen über die Berge wegstreckt und sich mit zahllosen weißen und grauen Häusern aller Gestalten und Größen von hinten auf dem bunten Teppich der üppigsten Südvegetation abschneidet und von vorn in den klaren aller Fluten spiegelt.

Ueber die lieblichen Hügel, die wie eine ruhende Heerde die lachenden Ufer umlagern, streckt der Besuh die Doppelzähne empor, und seine alten Bewästhungen würden als Märchen erscheinen, hätte die Vegetation bereits alle seine Savanne zu bewältigen vermocht. An seinen sanften, in Fruchtbarkeit Alles überbittenden Abhängen wohnt eine ansehnliche Bevölkerung in vollkommener Vergessenheit des Unterganges, der sich vielleicht unter ihren Füßen bereitet.

Und wie sich die Natur hier mehr als irgendwo in schneidenden Kontrasten zu gefallen scheint, so schiebt sich an alle Muth der freudlichsten Uferformen auf einmal die ungeheure Masse des Kaltegebirges von Monte-Claro in stolzer Erhabenheit und taucht sein Vorgebirge dello Scutolo von schwindelnder Höhe herab senkrecht in eine unergründliche Tiefe. Hinter ihm verbirgt sich der kleine Buich von Castellamare, als ob er sich der Vergleichung mit den Küsten von Sorrent entziehen wollte; denn zur Schutzmauer für das liebliche Thal dieser Stadt scheint das gewaltige Gebirge gegen die Klüfte des Monte-Isito gestellt, dessen fast unaussprechlich emporsteigende Dünste einen neuen Kontrast gegen den lachenden Himmel bilden und, schnell vor der Sonne schmelzend, gleichsam einen beständigen Sieg des herrlichen Klima's verkündigen. Die mancher-

lei Formen, in die sich das bildsame Gestein an den perpendikularen Felswänden ausstreckt, nähern sich in ihrem Reichthume beinahe symmetrischen Bildungen; wo aber die Woge seit Jahrtausenden ihre Gewalt geübt, haben sie Grotten von jeder Gestalt und Größe ausgehöhlet, in denen sich die graushaften Wunder des Elements zu bergen scheinen, wovon die Sagen der Völker erzählen werden, bis alle Räthsel der Natur von dem menschlichen Geiste gelöst sind. Aber in dem Maß, in welchem sich der starre Felsen dem Thale von Sorrent nähert, bedeckt er sich mit Weiden und Oliven, um nicht ganz ohne Schmuck neben all dem Farbenreiz zu stehen, den die kräftigste Vegetation unter der verichwenderischen Gunst des mildesten Klima's hier entwidelt. Wer es nur von der See aus sehen kann, dem erscheint dieses ganze Thal als ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, über die sich das blaß hie und da ein blendend weißes Haus mit seinem platten Dache, oder ein Maulbeerbäum von kühnem Buchse, oder eine Linde, eine Pappel, eine Karube oder ein Kastanienbaum erhebt. Diese dunkelgrüne Hauptmasse lehnt sich an einen Halbkreis von Bergen, deren mitunter kühne Formen in die blaßbläuliche Färbung der Olivenbäume schwinden und nur zuweilen in einer gewaltigen Felsmasse oder in einem zickzack emporsteigenden Gebirgswege hervortreten. Aber dieses ganze liebliche Thal ruht wiederum auf einer Schönheit anderer Art, auf einem Felsengestade, dessen Formen an Kühnheit und Wildheit, Großartigkeit und Manigfaltigkeit Alles, was die künstlerische Phantasie erschaffen kann, weit überbietet. In einer Höhe von mehrern hundert Fuß fällt der Rand des ganzen Thales, von der üppigsten Vegetation bekränzt, über senkrechte Felswände bald in die Meereswogen selbst hinab, bald auf ungeborene Steinmassen, welche durch gewaltige Erschütterungen vom Lande losgerissen sind, oder auf schmale Sandufer, die von jeder Flut bedeckt werden. An mehreren Stellen sind diese kolossalen Felswände von Klüften durchschnitten, die bald als kleine Buchten, bald als Mündungen wilder Gießbäche erscheinen. Sie ziehen sich tief in das Land hinein und laufen in die Einschnitte des Gebirges aus, welches das ganze Thal umschließt. Häufig sind sie unten weiter als oben; manchmal schließt sich die Vegetation von beiden Seiten über ihnen zusammen, so daß sie unterirdischen Gängen von ungeheurer Größe gleichen. Ein solcher finstlerer Raum öffnet sich dann auf einmal wieder in einen weiten Kessel, worin die ergiebigsten Orangen- und Citronengärten angelegt sind. Schwerlich findet man diese Salukten irgendwo in solcher Eigenthümlichkeit, und man kann nicht zweifeln, daß sie sich durch das Versehen der vulkanischen Massen, aus denen das ganze Thal zu bestehen scheint, bei ihrem schnellen Erkalten gebildet haben. Man lernt sie gewöhnlich nur von den vielen Brücken herab kennen,

über welche alle Wege des Thals geführt werden müssen. In den engern von diesen Schluchten verborgen sich scheue Thiere, Schnuggler und Verbrecher; an einigen, die sich gegen das Meer erweitern, ziehen sich die für Pferde und Saumbiener gangbaren Wege nach den kleinen Häfen der Küste hinab, und die mancherlei Ansiedelungen des Verkehrs und des frommen Glaubens, welche im Süden Europa's nie von einander getrennt sind, verleihen diesen Ansichten eine höchst pittoreske Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt macht sich solche in den mannigfaltigsten Abwechselungen auf der ganzen, wohl zwei Stunden langen Felsküste bemerlich, auf welche der Halbkreis von Bergen ausläuft, die das Thal von Sorrent von der Landseite umschließen. Wo im Alterthum auf den verschiedenen Höhen und Abhängen herrliche Göttertempel und glänzende Villen prangten, da haben sich Klöster und Kirchen, bescheidene Landhäuser und kleine Fischerwohnungen angebaut. Wären aber in den zahllosen Grotten, womit die Felsen der Küste in den verschiedensten Formen und Ausdehnungen durchbohrt sind, die Wohnungen der Troglodyten zu erkennen (wie mit Wahrscheinlichkeit behauptet wird, wenn man sich nicht um Namen streiten will), so ständen hier die Spuren dreier Weltalter friedlich neben einander, und unter Auge dürfte mitten in der ewigen Verklärung der herrlichen Natur fast die Unsterblichkeit der Menschenwerke bewundern. Beinahe zu jeder Stunde des Tages reihmet es von Fiskernachen um diese Ufer, und wenn ihre Bewohner so viel Glück im Anschauen der herrlichen Natur zu finden vermöchten, wie Diejenigen, die sie nur ansehen, um sich ihr ganzes Leben hindurch darnach zu sehn, so könnten sie in dem ewigen Wechsel der Beleuchtung, deren Spiele hier unerschöpflich sind und die diese Erde manchmal zu einem wahren Elysium verklären, Genüsse erlitten, die vor allen andern Sinnengenüssen den Vorzug haben, daß sie die Ahnung höherer Welten in uns wecken und weder von Uebersättigung, noch von Reue begleitet werden.

Scipio im Kerker zu Neapel.

— Es mochte Mitternacht sein, als der Wachtmeister wieder kam. Ein Soldat, der ihm folgte, trug mächtige Ketten, deren Bestimmung nicht lang' ungewiß blieb. Sie wurden dem jungen Mann an Hände und Füße gelegt. Nachdem Solches geschehen, nahmen ihn sechs Soldaten in die Mitte, und führten ihn weg.

Der kleine Zug ging nach dem nahen Strande, wo bereits eine

Barke auf denselben wartete. Sie stieg im Augenblick, da sie ihre Ladung eingenommen, vom Lande, und nahm ihre Richtung nach der Spitze des Castel Nuovo, indem sie die Ufergegend der Stadt zu vermeiden schien. Die See ging ziemlich hoch, und der Mond brach nur hie und da durch die zerrissenen Wolken, um gleich wieder zu verschwinden. Bloss die Lichter, die noch in vielen Häusern der großen Stadt brannten, unterbrachen das Dunkel, und ließen in der übrig bleibenden, schwarzen Schattenmasse die Mauern und Thürme des Castel Nuovo erkennen, welchem sich die Barke immer mehr näherte. Bald blieb auch kein Zweifel mehr über den Ort ihrer Bestimmung übrig, als sie gerade auf den Eckturm losfuerte, und an ihm vorüber in einen dunkeln Raum einfuhr, wo das starke Plätschern der Wellen zu beiden Seiten, das Anstoßen der Räder an die Mauern, und der lange Nachhall der Töne nicht zweifeln ließen, daß man sich unter einem Gewölbe befand. Endlich fuhr das Vordertheil des Fahrzeuges stark an den Rand an, und da im nämlichen Augenblick Einer von der Bemannung herausprang, so war zu vermuthen, daß das nächste Ziel erreicht sei.

„Holla! Ho! Wir bringen den Vogel!“ schrie eine Stimme aus der Begleitung des jungen Mannes, daß es weithin scholl durch die langen Gewölbe, und mehre Male von den Seiten wiederhallte. „Auf, Schlafmützen von Alt- und Neufassiten!“ rief eine andere Stimme, als sich keine Bewegung vermerken ließ.

Endlich, nach wiederholtem Rufen, ward in großer Entfernung eine Helle sichtbar, die sich bei ihrer Annäherung als eine Windfackel zeigte. Sie wurde von einem jungen Burken getragen, dem ein alter Mann mit einem großen Bunde Schlüssel in der Hand folgte. Nach spanischer Art wechselte man einige Worte, und Scipio folgte auf ein Zeichen, das ihm gegeben wurde, dem Schließer, indem sich seine Begleiter um und hinter ihm zusammenschlossen.

Das Gewölbe öffnete sich auf einen großen Hof, welcher in diesem Augenblick gerade vom Mond beleuchtet war. Mehre Schildwachen gingen darin auf und nieder, und auf verschiedenen Punkten brannten Pechfackeln. Der kleine Zug durchschnitt den Platz, und trat in ein zweites Gewölbe, in welchem es so lange fortging, bis man eine Treppe erreicht hatte. Ungefähr zwanzig Stufen in die Höhe führten in einen schmalen Gang, dessen Ende durch eine große eiserne Thür verschlossen war. Langsam wurde Eins um das Andere von den großen Schlössern geöffnet, bis sich endlich die schwere Thüre knarrend aufthat, und den Eingang in einen ziemlich hohen gewölbten Raum gestattete. Außer den nackten, von Rauch geschwärzten Wänden war hier nichts sichtbar, als eine Leiter, die in einer Ecke lehnte, und ein starkes eisernes Gitter, welches in der Mitte des Gewölbes an dem Boden angebracht, und mit mehre-

Vorlegegeschloßern verheben war. Der Schließer kniete neben das Gitter nieder, und suchte die kleinere Schlüßel, die er hier bedurfte. Da die Windfackel, mit der ihm zu seinem Geschäft geleuchtet wurde, ganz niedrig gehalten werden mußte, so fiel das Licht auf die ganze Gruppe von Unten herauf, und bildete ein schauerliches Nachtgemälde. Der Kneende in seinem grauen Gewächse machte den Mittelpunkt desselben aus, und war nur durch sein kupferrothes Gesicht, und die großen herausgetriebenen Augen bemerklich; so daß man in ihm eher einen unnatürlichen, als bösartigen Menschen vermuten mußte, wie man je leider so oft in diesem Ant findet, welches mehr, als jedes andre, ein menschenfeindliches Gemüth erfordert.

Nachdem das Gitter gelöst war, nahmen die Soldaten die Leiter aus der Höhe, und senkten sie durch die Oeffnung hinab, welche dasselbe verschlossen hatte. Als sie fest stand, konnte Scipio ermessen, daß der Raum wenigstens zwanzig Fuß tief war. Der Schließer gab ihm ein Zeichen, hinabzuksteigen, und so stolz, den Spaniern ein Wort zu gönnen, betrat er unerschrocken die Leiter. „Ihr werdet Zeit und Weile genug hier unten finden, euch im Singen zu üben, Herr Sänger des Fürsten von Salerno“, sagte der Wachmeister spottend, als der junge Mann in diesem Grabe der Lebendigen verschwand.

„Ich habe noch keinen da unten singen hören“, sprach der Schließer, indem er die Leiter wieder heranzuziehen begann; „aber seufzen kann man sie hören zu jeder Stunde. Der aber wird nicht seufzen, das selb' ich ihm an: und singen wird er auch nicht. — Und was braucht er auch zu singen?“ setzte er hinzu, als die Leiter wieder heraufgezogen und das Gitter über die Oeffnung geschlagen war, indem er den Schlüßel aus dem letzten Loch zog und aufstund.

— Scipio hatte den festen Boden erreicht; die Leiter, auf der er niedergelegen, war hinaufgezogen worden, und das Gitter schmerzlich über der Oeffnung zugefallen. Die Schlüßel der Vorlegegeschloßer flirrten, der schwache Lichtschein in der Höhe des Gewölbes erlosch, und Scipio's Ohr vernahm nur noch den Schall der zuge schlagenen, eisernen Thüre, und der mächtigen Kiegel, welche vor dieselbe geschoben wurden.

Er blieb eine Weile auf der nämlchen Stelle, und erspähte mit dem Fuße den Boden, welcher ihm aus steinernen Platten zu befehen schien. Dann hielt er sich stille, ob ihm nicht irgend ein Geräusch einige Kunde über seinen Aufenthalt gebe. Er meinte das Blättern der See an den Mauern zu hören, und süßte mit der Hand, ob der Boden trocken sei. In der Lage, in der er sich befand, war es eine angenehme Entdeckung, ihn nur feucht, nicht naß zu finden.

„Bin ich allein hier?“ sprach er endlich mit lauter und entschlossener Stimme.

Eine sanfte, schwache, männliche Stimme antwortete ihm: „Nein, ihr seid nicht allein hier. Wenn es euch zum Troste gereicht, Theilnahme zu finden, so wird euch dieser Trost nicht abgehen.“

„Sind noch andre Gefangene hier, außer denjenigen, der mit mir redet?“ fragte Scipio weiter.

„Der Allmächtige verhängt seine schwersten Prüfungen nur über die Wenigen, die die Kraft haben, sie zu ertragen“, lautete die Antwort. „Der Ton eurer Stimme sagt mir, daß er euch diese Kraft verleihen, und ich hoffe, daß ihr ihm bald für das Schicksal danken werdet, das er über euch verhängt hat.“

„Wenigstens werd' ich nicht murren gegen ihn, sondern zu sterben wissen, wenn es sein muß“, sprach der junge Mann. „Welcher Verlust wär' auch das Leben in einem Lande, das nicht viel besser, als ein Kerker ist?“

„Redet nicht also von dem schönen Lande, dessen Sohn ihr seid. Auch dieser Kerker ist nur ein Kerker für den, dessen Gesinnung in den Banden des Irthums liegt. Der Christ ist frei im Kerker, wie er am Kreuze glücklich ist. Nur Irthum und Leidenschaft sind unsere Tyrannen, und wir nur Sklaven, wenn wir uns von ihnen beherrschen lassen. Da wir den Werth der Dinge nirgends richtiger schäßen lernen, als in der Nacht solcher Kerker, so beginnt für Manche die Freiheit erst, wo er in seiner Verblendung den Anfang der Sklaverei zu sehen vermeint.“

„Nehmt mir nicht übel, mein Unglücksgefährte“, erwiderte Scipio, indem er seine Ketten schüttelte. „In dieser Verblendung befinde ich mich noch. Und so lange diese Töne um mich klingen, und so lang' ich auf dem Boden meines Vaterlandes noch ein spanisches Wort reden höre, komme ich mir nicht besser vor, als der Sklave, welchen der Tücker an seinen Pflug spannt, und mit der Peitsche zum Ziehen antreibt. Aber was helfen diese Reden? Macht mich näher bekannt mit dem Grabe, in das man mich hinfügte?“

„Wie ich aus eurer Stimme schließen darf, so seid ihr noch ein junger Mann. Erlaubt mir darum, daß ich euch meinen Sohn nenne. Das Gewölbe, wo wir sind, daß ich euch meinen Sohn nenne, und eben so viele Breite. An seinen Wänden stehen hölzerne Schlafstellen, die zuweilen mit Stroh gefüllt werden. Da ich seit einiger Zeit der einzige Bewohner hier gewesen bin, so habe ich mich dieser Bequemlichkeiten allein bemächtigt; darum ist es nun auch billig, daß ich euch meine Schlafstätte abtrete. Ihr seid dergleichen Entbehrungen noch nicht gewohnt; laßt es euch darum gefallen auf meinem Lager. Kommt, ich bleibe nur so lange vor demselben stehen, daß ihr nach meiner Stimme die Richtung nehmen könnt.“

Kommt, mein Sohn; aber geht langsamer. Der Boden ist etwas uneben."

Scipio setzte sich nach der Seite in Bewegung, von der die Stimme kam. Er hielt die Hände vorwärts, so weit es die Ketten gestatteten, und nach einigen Schritten hatte er den magern Arm seines Zammergenossen gefaßt.

"So; nur noch einen Schritt weiter zurück," sprach dieser, indem er den jungen Mann sanft geleitete; "seht könnt ihr euch sehen. Aber nicht wahr, mein Sohn, die Ringe der Ketten drücken euch? ihr seid sie noch nicht gewohnt. Wie gern möchte ich sie euch abnehmen und sie für euch auslegen, wenn ich könnte! Sie würden mich nicht schmerzen. Als der Rost die meinigen zerfressen hatte, daß sie ganz müde geworden, von selbst abfielen, bemerkte ich den Unterschied kaum noch. Aber ich will euch wenigstens einige Lappen zwischen das Fleisch und die harten Ringe legen."

Mit diesen Worten riß der Gefangene, wie es schien, einige Lappen von seinem Mantel ab, und bat den jungen Mann, ihm die Hände zu reichen, damit er die Ringe damit unterlegen könnte.

"Fürwahr, in den spanischen Kerker wohnt mehr Barmherzigkeit," sprach Scipio, "als außer denselben. Aber es thut mir leid, daß ihr euch eurer Bekleidung beraubt. Im Kerker ist man sonst damit nicht zum Ueberflusse versehen, und die Nächte mögen oft kalt genug hier sein."

"Seid nicht bange deshalb, mein Sohn. Ist es hier auch manchmal etwas frisch, so leidet man dafür nicht durch die Hitze, und Gewohnheit und Gebet lassen Alles ertragen. Glaubt es mir!"

Der Unbekannte fuhr fort, die Ringe der Kette um Scipio's Hände mit wollenen Lappen zu unterlegen, und die weiche Zwischenlage geräthete diesem zu einer wirklichen Erleichterung; ob er gleich eigentlich erst, seit Jener davon gesprochen, einen Schmerz zu fühlen angefangen hatte. Zu solchen Verhältnissen sind körperliche Schmerzen nicht die größten Leiden; vielmehr werden sie oft wahrhaftig wohlthätig, indem sie den Unglücklichen von dem hoffnungslosen Jammer seines Innern abziehen, und ihn unter die nächste Gewalt von Zuständen sehen, welche der Hoffnung doch noch einigen Raum gestatten.

"Nun laßt mich auch an eure Beine sehen, mein Sohn," fuhr der Unbekannte fort, als er mit den Händen des jungen Mannes fertig war. "Hier ist es oft am nöthigsten, daß geholfen werde. Ich weiß es aus Erfahrung; die Ringe drücken mit dem ganzen Gewicht der Fesseln auf die Knöchel des Fußes. Man wird leicht wund, und Beinwunden sind schlimm in solchen Männen, wo es zuweilen etwas feucht ist. Aber darüber braucht ihr euch keine Sorge zu machen. Die Natur des Menschen ist stark, und der Allmächtige fügt noch

die Kraft hinzu, deren sie bedarf. Ach, wenn ich bedenke, wie mächtig seine Kraft in mir Schwachen geworden ist, so vertrau' ich, daß sich auch für euch das Dunkel dieses Kerkers in frohe Helle verwandeln werde, und daß ihr ihm Lob und Dank singen werdet, wie einst jene heiligen drei Männer gethan haben in dem feurigen Ofen. Tag und Nacht lobet den Herrn, sangen sie; preiset und rühmet ihn ewiglich! Licht und Himmelslicht lobet den Herrn; preiset und rühmet ihn ewiglich! Eis und Frost lobet den Herrn; preiset und rühmet ihn ewiglich! Also sangen die Männer in dem feurigen Ofen, und wie sie es erfuhren, so werdet auch ihr es erfahren, was der Prophet Daniel spricht: Der Herr ist ein Erlöser und Nothhelfer; er thut Zeichen und Wunder, beide im Himmel und auf Erden."

Während dieser Reden hatte der Unbekannte fortgefahren in seiner liebevollen Hülfsleistung, und noch einen Lappen abgerissen, mit dessen Stücken er auch die Ringe an den Beinen des jungen Mannes unterlegte. "Nicht wahr, mein Sohn, es ist auf diese Weise besser?" sprach er. "Nun macht es euch aber auch so bequem, als es hier geschehen kann. Erlaubt, daß ich euch die Beine hinaufhebe. Wenn man noch nicht an die Fesseln gewohnt ist, thut man sich leicht wehe."

Mit diesen Worten hatte der Unbekannte die Beine des jungen Mannes sanft angefaßt, und sie auf das Lager gehoben, wo er bereits lag.

Scipio ließ Alles mit sich machen, und seine ganze Lage war noch so neu und unerwartet für ihn, daß er die Bemühungen seines Unglücksgegnen noch gar nicht erkannte.

Aber dieser ermüdete darum nicht in seiner tröstlichen Theilnahme, sondern fuhr fort: "Ihr werdet hungrig sein, mein Sohn, und der Kerkermeister hat vielleicht geglaubt, daß ihr schon gegessen habt. Deito besser für mich; dann seid ihr heute mein Gast. Es sind freilich keine köstlichen Speisen, die ich euch bieten kann. Aber es ist doch ein gesundes Brod. Und hab' ich einen Trint Wassers, den er mir noch am Abend heruntergelassen hat. Ich versichere euch, der Mann ist so übel nicht."

Mit diesen Worten hatte der Unbekannte, dessen Augen ganz an den dunkeln Aufenthalt gewöhnt zu sein schienen, ein Brod herbeigeholt, und reichte es seinem Gaste. Scipio versicherte ihn, daß er nicht hungrig sei, und süßlich bis zum Morgen warten könne, wo sich der Kerkermeister seiner wohl auch erinnern werde. Aber Jener sprach ihm mit so vieler Güte und Herzlichkeit zu, daß er zu essen aufing, und das Brod wirklich nicht so übel fand. Erst, nachdem er zu essen begonnen, merkte er, daß er Hunger hatte.

Er sagte dies dem Unbekannten, welcher seine Freunde darüber äuferte, daß ihm das Brod wohl schmecke, und ihn bat, solches nur

ganz aufzugeben. „Ich bin für heute satt,“ sprach er; „und morgen wird uns der Hade gewiß nicht vergessen, der dem Propheten sein Brod zu bringen pflegte.“

Der junge Mann ag den Rest des Brodes, und sein Leidensgefährtre ließ seine Freunde wiederholt laut werden, daß es ihm wohl schmecke. „Erkennt ihr nun die Freiheit des Schuldlosen im Kerker, mein Sohn?“ sagte er; „glaube mir, der Hölle kann lange im Kerker sitzen, eh' er Hunger fühlt. Ich habe diese Erfahrung oft gemacht.“

„Aber nun wird euch auch dürsten,“ fuhr er fort; „und auch das ist ein Zeichen eures guten Gewissens und eures guten Muthes, mein Sohn, daß ihr eben zu essen, als zu trinken verlangt. O ihr könnt euch nicht vorstellen,“ sprach er, als Scipio den Krug gleich wieder absetzte, „welcher Durst diejenigen quält, deren Seele mit Schuld belastet ist. Aber sie könnten das Meer austrinken, und würden fortfahren zu dürsten nach der Gnade und dem Troste von oben, die von ihnen gewichen sind. Doch was sprech' ich von solchen Dingen? Schlafen wird euch jetzt besser sein, als reden; also gute Nacht, mein Sohn! Vergesst euer Gebet nicht!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Unbekannte nach einer andern Seite des Gewölbes; aber Scipio bat ihn, sein Lager zu behalten. „Kommt, mein Vater,“ sprach er; „ich schlafe auf jedem Bette gut. Dies ist ein altes Vorrecht der Jugend, das ich mir von den Spaniern nicht nehmen zu lassen gedenke.“

„So erlanke wenigstens, daß ich das Stroh theile,“ fuhr der junge Mann fort, „als der Unbekannte sein Lager nicht wieder einnehmen wollte; „es ist dessen so viel hier, daß wir Beide damit ausreichen werden.“

Aber es war unnöthig; mit den fremdlichsten Gründen wußte dieser den jungen Mann zu bereden, daß er sich zurückerhielte. Scipio wünschte ihm daher am Ende auch eine gute Nacht, und legte sich zum Schlafen zurecht.

Eine tiefe Stille herrschte nun in dem Gewölbe, und auch das Anplätschern der Wellen an die Mauern war kaum noch hörbar, indem das Meer inzwischen ruhiger geworden zu sein schien. Aber der Schlaf besuchte den jungen Mann nicht mit seiner gewöhnlichen Bereitwilligkeit; vielmehr begann es jetzt erst recht lebendig zu werden in seinem Innern, als Alles um ihn her so stille geworden. Welch ein Wechsel war auch heut' in seinem Schicksal vorgegangen! Der nämliche Tag, dessen Morgen ihn zu den schönsten Lebenshoffnungen geweckt, der ihm das nahe Wiedersehen Porcia's versprochen, hatte ihn auch von ihr losgerissen, hatte ihn vielleicht auf ewig von ihr getrennt, und in einen Kerker versenkt, dessen Thür sich vielleicht nie wieder für ihn öffnete! —

Es gelang ihm allmählich, einen Faden von Schlüssen anzuz-

spinnen, der ihn aus dem ängstlichen Labyrinth von Gedanken und Vermuthungen heraushalf, in welches er sich verwickelt. War aber einmal diese Sorge beseitigt, so konnte ihn die Gefahr seiner äußern Lage nicht mehr belümmern. Kühn hob sich der Flug seiner Phantasie, welcher die Geliebte suchte, und da er eben vor einer der beiden Porten stand, durch welche die Träume ausgehen, die dem Menschen Wahrheiten und Täuschungen bringen, so mußten wir es dahin gestellt sein lassen, ob ihm die beider Bilder von süßem Liebesglück, die ihn umgastelten, aus der Pforte von Eensbolz oder von Eensbein zugesogen sind. Wenigstens dürfen wir sie eine Entschädigung für die schwere Wirklichkeit des verflochtenen Tages nennen; denn der Schlaf nimmt einen großen Theil unfres Lebens weg, und der Mensch, dessen Nachtruhe von heitern Träumen erfüllt ist, wird nie ganz unglücklich genannt werden können.

Als er am frühen Morgen die Augen öffnete, herrschte noch dichtes Dunkel um ihn. Aber er hatte sich noch nicht besonnen, wo er eigentlich war, so nahm schon ein leises Kitzeln in der Nase seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er strengte sein ohnedies sehr scharfes Gehör an, und vernahm nun ein Gebet, das sich mit wunderbarer Inbrunn aus der unergründlichen Tiefe eines fremden Gemüthes zum Himmel emporshaw. In der Lage, wo er sich befand, und die ihm jetzt auf einmal klar geworden war, machte dieses Gebet eine unendlich wohlthätige Wirkung auf ihn. Es prägte sich tief ein in seine Seele, und dadurch mag es wohl auch geschehen sein, daß der größte Theil davon aufgezeichnet werden konnte.

„Empfang, o Herr der Güte und der Allmacht, sprach der Betende, das schwache Antlitz deines Knechtes an dem neuen Morgen, welchen du über deine schöne Erde aufgehen lässest. Mögen dir die schwachen Laute meines Herzens zum Wohlgefallen gereichen! Wieder eine Nacht ist vorüber, in der du deine schirmende Hand über mich gehalten; aber du hast mir nicht nur Schutz, sondern auch Trost und Freude gewährt, indem du mich dazu bestimmtest, die Einsamkeit eines Jünglings zu theilen, dessen Herz und Sitten noch unverdorben sind, und dessen Jugend eine Stütze bedarf. Ich danke dir, o Herr, für solche Güte und Gnade, und vertraue, daß die Prüfung, die du ihm bestimmt hast, meinem Gefährten zum Heil gereichen werde. Erlende mich nun aber auch, o Herr, mit jeder Kraft und Annuth des Geistes, auf daß ich fähig sein möge, ihm den Aufenthalt, den er noch einen Kerker nennt, in eine Schule der Demuth, der Ergebung in deinen Willen, und der allgemeinen Läuterung seiner Gemüthungen zu verwandeln. Desseu sein Herz, o Herr, wenn es noch nicht geschehen ist, den erhabenen Lehren deiner Offenbarung! Erhebe seinen Geist, auf daß er die Wahrheit von dem Irrthum unterscheiden lerne, und stärke seinen Willen, damit

er jedes Gefühl von Haß und Feindschaft, womit er in diesen Ort der Prüfung gekommen ist, unterdrücken und seinen Feinden nicht nur verzeihen, sondern auch sie lieben lerne. Verleihe mir, o Herr, die Aufmerksamkeit und Wachsamkeit auf seine Wünsche und Bedürfnisse, so weit ich sie durch meinen guten Willen und meine schwache Dienstleistung zu befriedigen vermag, auf daß sein Herz sich nicht verbäre unter der Last ungewohnter Entbehrungen, daß er nicht zu murren beginne gegen dich, und in Mißmuth oder gar in Verzweiflung fälle. Mürze aber auch, o Herr, die Prüfung des Jünglings ab, so weit, als es deine Weisheit und Güte nur immer gestatten können. Segne seinen Tagen die Tage des Lebens, der Freiheit und des Genusses aller unschuldigen Gewohnheiten dieses irdischen Daseins hinzu, die du mir vielleicht bestimmt hast in deiner Gnade, und laß ihm alles Gute zu Theil werden, woran die schöne Erde, die du geschaffen hast, so reich ist. Segne, o Herr, jeden Gedanken der Tugend und Frömmigkeit, welcher in seinem Herzen aufsteigt, oder den du mir in ihm zu wecken vergönnt magst, und reinige sein ganzes Wesen so sehr von aller Schuld, daß er einer der Würdigen sein möge, um bereinst in die ewige Seligkeit einzugehen, welche du allen denen bestimmt hast, die in deinen Wegen wandeln.

O Herr der Macht und der Güte, fuhr der Betende fort, erbarme dich des guten Volkes dieses Landes, das dich liebt und verehrt auch in seinen Verirrungen! Laß ihm seine Irthümer nicht zum Vorwurf, sondern zur Entschuldigung gereichen! Segne jedes Beginnen desselben in den mannigfachen Bahnen seiner Thätigkeit! Segne jedes Verhältnis unter ihm in dem engern häuslichen Kreise und im größern Zusammenhang mit der allgemeinen Ordnung des Staates. Halte aber auch, o Herr, deine schützende Hand über diese Staatsordnung und über die Gesetze, durch welche sie besteht! Beschütze, segne und erleuchte deinen Gefaschten, den Monarchen, dem du die Krone dieses Landes auf das Haupt gesetzt hast! Beschütze, segne und erleuchte den Mann, der in seinem Namen über dasselbe herrscht ist, und lenke seine Gesinnungen zum Besten seines Volkes! Verleihe ihm, o Herr, die Mäßigkeit, durch welche die Gewalt allein für die Völker wohltätig wird! Klare sein Auge, und reinige seinen Willen, daß er überall nur das Rechte erkenne und das Recht wolle! Doffne sein Herz, o Herr, wenn nach deinem ewigen Rathschluß die Zeit dazu gekommen ist, für die echten Wahrheiten des Christenthums, damit aus dem Feind ein Freund, aus dem Verfolger ein Beschützer werde. Rechne ihm keine der schweren Thaten an, deren sie ihn beschuldigen, sondern laß ihm die schwereren zum Verdienste gereichen, welche er hätte begehren können. Schreibe auf die ewigen Tafeln deiner Vergeltung, o Herr, nur das viele Gute, das er diesem Volk und Lande gethan, und das viele Böse, das er von ihm gewendet

hat, und verwische mit deiner Guld alle seine Irthümer, daß sie für ihn selbst, für den Regenten und für die Unterthanen ohne Folgen bleiben mögen! O Herr, dessen Macht und Güte ohne Grenzen sind, segne und tröste alle Diejenigen, die heute zu dir aufstehen, und erhöhe jedes Gebet, dessen Erfüllung zum wahren Frommen Desjenigen reichen kann, der es zu dir emporgesendet hat!

Unwillkürlich und allmählig hatte sich in der Inbrunst des Betenden seine Stimme etwas gehoben; aber es war nicht mehr ein Mensch, der die Laute seines Herzens aufstiege zum Ewigen, sondern ein Engel des Himmels. So schien es dem jungen Mann, als er unverwandt den Blick nach der Stelle gerichtet hatte, woher die Stimme kam, und sich plötzlich ein heller Lichtstrahl von oben herablenkte, und gleichsam auf dem Haupte des Betenden ruhen blieb, welches dadurch zuerst für ihn sichtbar wurde. Es war, als ob sich eine Strahlenbahn zum Himmel emporgebildet, und die dicke Mauer durchdrungen hätte, und Scipio erkannte in dem seitwärts beleuchteten Antlitz der Erscheinung den vollen himmlischen Ausdruck verkürter Hingebung in den höhern Willen und jener erhabenen, christlichen Liebe, die in jedem Opfer geißt ist. Wenige weiße Haare umkränzten noch den hochgeköhlten Schädel, aber über die schöne, klare, runde Stirne schien nie ein Wälzchen der Sorge oder Trauer weggezogen zu sein. Ein ewiger Frühling von Heiterkeit des Gemüths strahlte in dem großen, hellen, klaren Auge, und die bleiche Gesichtsfarbe gehörte weniger dem Alter oder der Kränklichkeit, als der seligen Ruhe und Leidenschaftslosigkeit an, die auch in den erhabensten Werken der bildenden Kunst seiner Farbe bedürfen.

Scipio wagte es nicht, den Heiligen, den er vor sich zu sehen glaubte, zu unterbrechen. Er hatte unwillkürlich die Hände gefaltet, und sein Gebet im Herzen nachgesprochen. Als es feinabge geendigt war, erfolgte der wunderliche Lichtstrahl und Alles sank wieder in das gewöhnliche Dunkel und die vorige Stille zurück.

Scipio konnte jetzt keinen Schlaf mehr finden; aber desto mehr beschäftigte ihn die Welt von Gedanken, die ihn zu umlagern anfang. Welche Gesinnungen waren es, die er zum ersten Mal in diesem Gebet hatte laut werden hören! Wenn er sie verglich mit der Hülfe, die ihm der Unbekannte am Abend geleistet hatte, so konnte er freilich nicht zweifeln, daß dieser der Betende gewesen. Aber wer ist der Unbekannte? Sollte wirklich ein Mensch solcher Selbstverleugnung, solcher Ruhe, ja Glückseligkeit mitten in der Reckenacht fähig sein? Ist es aber ein Mensch, so kann es nur ein solcher sein, den seine Tugenden und ihr Lohn bereits im Leben zum Heiligen gemacht haben. Sont war es ein Engel, der ihm zum Trost in den Kerker gesandt worden. Womit hat er diese Gnade des Himmels ver-

dient? Wie möcht' er sich des Abgangs eines Heiligen, eines Engels würdig erweisen?

Also drängte ein Gedanke, eine Frage die andere in der Brust des jungen Mannes, als es über dem Gewölbe oben lebendig zu werden anfang. Erst ließ sich das Geräusch gedöffneter Schlösser und zurückgeschobener Riegel vernehmen; dann wurde das Knarren der eisernen Thüre und der Tritt von Menschen hörbar. An der Decke des Gewölbes zeigte sich ein Lichtschein, und Scipio erkannte in demselben das Gitter, welches man geöffnet hatte, als man ihn in den Kerker niedersteigen ließ.

Nach einer kurzen Weile hörte er auch dieses Gitter öffnen, und zugleich seinen unbekannten Gefährten hinaufsteigen: „Ich danke euch, Don Giacomo, daß ihr heute so früh kommt. Ihr habt doch wohl geschlafen?“

„Was kann euch daran liegen, wenn ihr euer Essen richtig bekommt?“ antwortete die unfreundliche Stimme des Kerkermeisters von oben.

„Ihr werdet sehen,“ sprach der Unbekannte zu Scipio, „daß er uns irgend eine bessere Speise beigelegt hat. Das ist seine Art so. Er thut das Gute, als ob es etwas Böses wäre. Wir wollen hoffen, daß er das Böse auch nur thut, als ob er es für etwas Gutes hielte.“

Und wirklich fand sich das Wort des Unbekannten bestätigt, nachdem der runde Korb, der aus der Öffnung herabgelassen wurde, auf den Boden gelangt war. Denn als die Windfadel zugleich, und wie mit Absicht, über die Gitteröffnung des Gewölbes gehalten wurde, erkannte Scipio, daß er, außer zwei Broden und dem Krüge Wassers, auch noch einige Stücke Schinken auf einem Teller mitgebracht hatte.

„Ich weiß es wohl, Don Giacomo,“ rief der Unbekannte dem Kerkermeister hinauf, „daß ihr uns etwas bringen würdet. Gottes Lohn für eure Güte! Und wenn ich mir die Freiheit wünsche, so ist es wahrlich auch darum, daß ich euch meine Dankbarkeit auf eine werththätige Weise an den Tag legen kann. Aber nun bitt' ich euch noch um die Gnade, Don Giacomo, daß ihr einen Augenblick mit der Fadel verweilen möget. Mein junger Freund hier ist noch nicht so gut an die Dunkelheit gewöhnt, als euer alter Diener.“

„Ihr meint wohl da unten, daß ich sonst nichts zu thun habe, als eine Bequemlichkeit abzuwarten?“ lautete es oben wieder mit dem nämlichen mürrischen Ausdruck des Tones.

In demselben Augenblick wurde die Fadel von der Gitteröffnung weggehoben; aber zugleich ließ sich auch ein starker Schlag, wie von einer tüchtigen Maulschelle, und ein Schrei: „Au weh! Au weh!“ vernehmen. Die Fadel erschien wieder über der Öffnung,

und die mürrische Stimme des Kerkermeisters wurde mit den Worten hörbar: „Ich weiß nicht, was mich abhält, dich zusammen deiner Fadel dahinunter zu werfen, nichtsnutziger Unel! Kann ich die Gefangenen nicht selbst plagen, wenn ich will?“

„Sagt' ich es euch nicht, mein Sohn?“ sprach der Unbekannte zu Scipio mit leiser Stimme. „Es thut mir nur um den armen Knaben leid. Er hat ihn unfaust behandelt. Freilich ist es ein loser Gefelle; aber er wird dadurch nicht gebessert werden. Ich darf nichts mehr sagen, ich meck' es wohl; sonst geht es dem Knaben noch schlimmer.“

Während dieser Bewegungen über der Öffnung des Gewölbes war ein Theil des Kerkers um den andern beleuchtet worden, so daß Scipio allmählig eine vollständige Ansicht von demselben gewinnen konnte. Seinen Mitgefangenen hatte er aber nicht zu Gesicht bekommen, und es war recht eigentlich, als ob er verschwunden wäre. Dennoch hörte er die nämliche Stimme in freundlicher Nähe, und den lieblichsten Zuspruch, sich den Schinken wohlschmecken zu lassen. Auch bemerkte er in einem der wenigen Augenblicke, in welchen der Schein der Windfadel gerade den Korb traf, daß eins von den beiden Broden weggenommen war. Dabei fuhr der Unbekannte fort, Scipio'n zum Essen einzuladen, und bat ihn, als dieser immer noch Umstände machte, leise zu reden. Wie es schien, so fürchtete er, daß der Kerkermeister es übel aufnehmen möchte, wenn er die ihm bestimmte Gabe verschmähen hörte.

„Und in der That,“ sprach der Unbekannte, als der Korb wieder hinausgezogen, das Gitter verschlossen und die Fadel verschwunden war, „die Fleischspeisen bekommen mir nicht gut. Ich finde mich nie besser, als wenn ich mich an Brod und Wasser halte. Die freizühn Kerkermeister sorgen besser für meine Gemüthsheit, als der gegenwärtige, der mich gern ein wenig verbrohnen möchte. Aber es wird dem guten Manne nicht gelingen.“

„Ihr seid wohl schon längere Zeit hier, mein Vater?“ sprach Scipio.

„Ja, mein Sohn; es mögen leicht ebenso viele Jahre, als die von eurem Leben sein. Ich weiß es in der That nicht genau; und was liegt auch daran? Was fünf Jahre für unsere unsterbliche Seele? Ist das längste Menschenleben nicht immer nur ein Augenblick der Prüfung in Vergleichen gegen die ewige Seligkeit, die uns erwartet, wenn wir sie als echte Nachfolger unsers Erlösers besteben?“

„Wie ist es möglich, daß ihr eine so lange Zeit in diesem Grab ausgehalten, und die Langeweile und die Verzweiflung euch nicht getödtet hat?“

„Die Verzweiflung, mein Sohn? Welches Wort sprecht ihr

aus! Wie kann von Verheißung die Rede sein, wo uns eine ewige Zukunft von seligen Anjahn des Göttlichen erwartet? Wie von Vangeweisse, sobald wir einmal die Schätze kennen, welche der gütige Schöpfer in unsere Brust gelegt hat? Welches Menschenleben wäre lang genug, um sie alle zu heben? Sind sie nicht unerschöpflicher, als alle Reichthümer der Erzeugnisse in der neuen Welt, von denen die Grobierer versichern, daß Jahrhunderte nicht hinreichen würden, sie zu erschöpfen?"

Wir wollen die begeisterte Rede des felsenfesten Glaubens und Vertrauens nicht weiter verfolgen, durch welche der Unbekannte unsern jungen Freund zuerst in Erstaunen setzte, und allmählig anzog, daß sich sein Geist und sein Herz allen Belehrungen öffnete, die er ihm über die wichtigsten Interessen des Menschen gab. Ob er dabei wahrhaft gewonnen habe, muß die weitere Entwicklung zeigen. So viel können wir aber jetzt schon sagen, daß, wenn der Unbekannte auch wenige Rücksicht auf die Lehren der Kirche zu nehmen schien, in welcher Scipio geboren und erzogen war, seine religiösen Ansichten doch in keinem äußerlichen Zusammenhang mit einem der Reformationsysteme seiner Zeit standen. Zwar mußte die geistige Entwicklung dieses Mannes in die Zeit gefallen sein, wo das Bedürfnis nach einer Reform der Kirche und einer Läuterung ihrer Satzungen und Bräuche auch in Neapel auf die verschiedenste Weise rege geworden war. Allein er hatte seine Freiheit verloren, ehe die Gährung der Geister das Volk tiefer durchdrungen hatte. Obwies dies blieb er in der langen Einsamkeit, welche nur die und da durch einen Verbrecher, der seinen Kerker theilte, unterbrochen wurde, von allen Bewegungen des Zeitgeistes unberührt. Dazu kam, daß sein Nachdenken über religiöse Gegenstände, bei der völligen Entbehrung aller Bücher, auf die biblischen Geschichten und auf einzelne mehr moralische, als dogmatische Keimprüche beschränkt war, die sein Gedächtnis festhalten. Wahrscheinlich hatten auch die vielen Jüge der heroischen Selbstverleugnung, der Alles aufopfernden Nächstenliebe, und des felsenfesten Vertrauens auf Gott, die ihn aus den Lebensbeschreibungen der Heiligen erinnerlich waren, mitgewirkt. Kurz, der Mitgefange unsern jungen Mannes war in seiner Einsamkeit zu jener Religion des Herzens gelangt, die in einer bis zur völligen Selbstvergessenheit reichenden Uebung jeder Pflicht der Nächstenliebe, in einem kindlichen Vertrauen auf Gott, in der unbeschränktesten Hingebung in alle seine Fügungen, und in einer fast himmlischen Seelenruhe besteht, welche auf das Bewußtsein der innigsten Verbindung mit dem höchsten Wesen, und alle Hoffnungen einer unendlichen Zukunft von Seligkeit gegründet ist. War er auch kein Heiliger und noch weniger ein Engel, wie wir unsern Lesern wohl kaum zu sagen brauchen, so dürfen wir ihn doch für einen

Menschen nach dem Herzen Christi ansehen, wie sich uns der Erklärer in den Beichten seiner ersten Schüler selbst darstellte. Ob der Unbekannte mit dieser Religion, welcher alle äußerlichen Bräuche überdies ganz fremd geworden, wenn er je in die Welt zurückkehren sollte, nicht in den Augen der Kirche, in deren Schooß er geboren war, als ein Keger, und den Bekennern der neuen Lehre, die aus ihr hervorgegangen sind, als ein Ungläubiger erscheinen würde, — das ist eine Frage, deren Beantwortung für uns nicht dem geringsten Zweifel unterliegt.

Die beiden Gefangenen hatten den Tag in mancherlei Gesprächen eines stündlich wachsenden Vertrauens zugebracht, als es zu einer, wie der Unbekannte bemerkte, ungewöhnlichen Zeit über ihnen lebendig wurde. „Hast, wag' ich zu hoffen,“ sprach er, „daß mein Gebet schneller erhört werden werde, als ich hoffen durfte. Man kommt vielleicht, um euch aus diesem für euch ungewohnten Aufenthalt zu erlösen. In der That, es kam nicht anders sein; darum erlaubt mir, daß ich die wenigen Augenblicke, die man mir wahrscheinlich noch vergönnt wird, dazu benutze, um euch dringend zu bitten, eure Augen von den äußerlichen Dingen abzuwenden, und sie der bessern Welt in euerm Innern zuzukehren, von der all' euer zeitliches und ewiges Glück ausgehen muß.“

Der Unbekannte wollte fortfahren, da ward die Stimme des Kerkermeisters laut, welcher herunter rief: „Wenn einer von euch Beiden der Scipio Cicala ist, so soll er herauf kommen! Man will ihm einen andern Kerker anweisen; ob er besser und pünktlicher versorgt werden wird, ist eine andere Frage.“

„Welch eine Gerechtigkeit!“ rief der junge Mann. „Sie setzen uns beide in dieses Grab der Lebendigen hinab, ohne zu wissen, wer wir sind, und vielleicht waren es ganz Andere, die man für unsern Platz bestimmt hatte. Aber es ist billig, Vater, daß wir diese Unbekümmerung nützen. Steigt hinauf, und berecht euch unter meinem Namen. Ihr habt lange genug in diesem Grabe gelegen!“

„Wo denkt ihr hin, mein Sohn?“ sprach der Unbekannte mit einem Tone der freudigsten Klärung. „Ich sollte eine solche Unredlichkeit gegen meine rechtmäßige Regierung, eine solche Unmenslichkeit gegen euch, ja eine solche Thorheit gegen mich selbst begeben? Sagt mir doch, mein guter Sohn, was kann der Welt mit einem alten, schwachen Mann, wie ich, genügt sein? Was ich noch vermag, ist zu beten für Andere; aber kann ich dies hier nicht besser, nicht angestörrer, als wenn ich wieder unter die Menschen zurückkehrte? Nein, mein Sohn! Möge die gute Gesinnung, die ihr beweiset, euer Verstum durch ein langes und schönes Leben voll Verdienstes um den Staat und um euer Volk, und voll Glücks für euch und die Ewigen sein!“

Während der Unbekannte sprach, war die Leiter herunter gelassen worden.

„Werdet ihr bald kommen?“ rief die bekannte, unfreundliche Stimme des Kerkermeisters. „Man sollte ja glauben, es ginge nach dem Blutergüsse; so zögert ihr. Freilich wird das auch nicht mehr lange ansehn.“

„Lasset mich hier, mein Vater!“ erwiderte Scipio seinem Mitgefangenen. „Was hilft es mir, wenn ich auch noch einige Tage Leben gewinne? Schon einmal hat mich Toledo bequädigt, wie sie es nennen; wie könnt ihr glauben, daß er es zum zweitenmal thun werde? Und wollt' er es auch, denkt ihr, daß ich zum zweitenmal eine Gnade annehmen würde, die ich schon das erstemal verschmäht hätte, wenn ich die Freiheit nicht schon auf eine andere Weise gewonnen? Was ist mir auch das Leben in einem Lande, das unter dem Joch eines fremden Volkes leidet? Müht darum diese Gelegenheit, mein Vater, und lasset mich das einzige Verdienst erwerben, das meiner kurzen Laufbahn noch vergönt ist, indem ich einem alten Manne, dem das Leben so viel schuldig geblieben, noch einige heitere Tage erlaube.“

„Nun? Wird's bald?“ rief eine Stimme von oben.

„Ich danke dir, Gott der Güte und der Stärke,“ sprach der Unbekannte, „daß du in die Seele dieses jungen Mannes eine so hohe Kraft der Tugend gelegt hast, und daß du solche nicht müßig in diesen Kerker liegen lassen willst.“

Im Augenblick, da er dieses sprach, fiel der volle Strahl der Windfadel von oben auf den Unbekannten, und Scipio sah mit Entsetzen, daß er nur noch einige Klumpen um sich hatte, die kaum hinreichten, seine Wölge zu bedecken. „Heilige Jungfrau,“ rief er, „in welchen Zustand hat euch die Unmenslichkeit unserer Unterdrücker versetzt!“ Mit diesen Worten riß er sich selbst den Mantel von den Schultern, und warf ihn dem Unglücklichen um.

„Was macht ihr, mein guter Sohn?“ sprach dieser. „Habt ihr meine armselige Bekleidung gesehen? Es thut mir wahrlich leid. Ich hoffe, sie euch zu verbergen, weil ich fürchtete, daß euch dieser Anblick schrecklich sein würde. Ihr kennt die Stärke der menschlichen Natur nicht genug, um zu begreifen, daß man sich an einen solchen Zustand gewöhnen kann, ohne mehr dadurch zu leiden. Hatte der Fäner in der Wüste eine bessere Bekleidung?“

„Wie lange sollen wir warten hier oben?“ rief der Kerkermeister wieder.

„So lang ihr Lust habt,“ antwortete Scipio; „wenn ihr uns nicht alle Beide aus diesem Grabe erlösen wollt.“

„Was geht euch der Andere an?“ murmelte der Kerkermeister. „Wer hat hier zu befehlen, ihr, oder ich?“

„Ich fleh' euch, mein Sohn,“ bat der Unbekannte; „reizet diese Menschen nicht, auf daß die gute Absicht, die sie mit euch haben, nicht wieder aufgegeben werde. Kommt, mein guter Sohn, kniet nieder, damit ich euch segne, bevor wir uns trennen. Der Segen eines Mannes, der euch liebt, wie ein Vater, muß euch auch frommen, wie der Segen eines Vaters.“

„Dankebar will ich euren Segen empfangen, mein Vater,“ sprach Scipio, indem er niederkniete; „aber ich empfang' ihn nur, um hier zu bleiben, und nicht, um von daheim zu gehen. Laßt mich euch erst auf den Knien bitten, daß ihr zu den Lebenden zurückkehren möget. Steigt empor, und besträuf die Barbaren durch den Anblick der Hilflosigkeit, in der sie euch gelassen. Zeigt ihnen, daß alle ihre Unmenschlichkeit und Härte an dem Widerstand eines hochgesinnten Gemüthes scheitert. Ruft es aus unter diesem unterdrückten Volke, daß es Gräber unter ihm gibt, in welchen die Lebendigen ein ganzes Leben hindurch fortmodern, und vermögt ihr, die leichtsinnigen Massen der Hauptstadt aufzufordern, aus ihrer Trägheit, so führt sie herbei, um diese Burg der Sklaverei und Ungerechtigkeit zu zertrümmern. Könt ihr mit meinen Fesseln die Fesseln dieses Volkes zugleich zerbrechen, so werdet ihr mir willkommen sein als Retter aus dieser Finsterniß, aber früher nicht. Soll ich jetzt sie verlassen, so kann es nur mit euch, nicht ohne euch geschehen.“

„Daß ich je solche Thoren zwischen dicken Wänden gesehen?“ sagte der Kerkermeister, der, wie es scheint, den edlen Beistand der beiden Gefangenen gehört hatte. „Ich muß nur selbst hinunter, um den Redten heraus zu finden. Steig' voran mit deiner Fadel, nichtsnißiger Unsel!“

Ein Knabe mit einer Windfadel in der Hand befestigte die Leiter, und nach einigen Augenblicken war das ganze Gewölbe, das unsern Gefangenen zum Aufenthalt diente, erleuchtet. Scipio sah nun mit der Ueberraschung einer neuen Nahrung die ehrwürdigen Züge des Unbekannten, und blieb auf den Knien liegen. Dieser aber näherte sich ihm, legte die gefalteten Hände auf sein Haupt, und wollte gerade seinen Segen beginnen, als der Kerkermeister auf einer der letzten Sprossen der Leiter sprach: „Was soll das? Wir kommen nicht, um euch die Kehlen zuzuschneiden, wie schon Manchem hier geschehen ist, sondern um den Einen von euch wegzuholen. Wer ist der Scipio Cicala von euch Beiden?“

„Dieser ist es,“ erwiderte Scipio eiligst, indem er auf den Unbekannten deutete.

„Glaubt ihm nicht, Don Giacomo; ihr erkennt gewiß einen alten Diener Pomponio in mir.“

„Was weiß ich von einem Pomponio? Ich kenn' eure Stimme, und habe die Zahl der Jahre vergessen, seit ich euch das Essen

bringe. Was geht mich einer Name an? Wie sollt' ich alle Namen meiner Gefangenen behalten? Soll aber Einer von euch frei werden," fuhr er gegen den Unbekannten fort, "so muß es doch der sein, der am längsten gefesselt hat. Also kommt; ihr seid der Scipio Cicala."

"Ich kann es euch bezeugen, Don Giacomo, daß mein Sohn hier der Scipio Cicala ist, der nämliche, den ihr gestern Abend eingebraucht habt."

"Nt es einer Sohn, so kann er wohl an eurer Stelle hier bleiben," sprach der Kerkermeister in einem Ton, als ob er etwas Böses sagen wollte.

"Er ist mein Sohn im Geist und in der Liebe, Don Giacomo. Nur er kann gemeint sein. Ich bin lange von der Welt vergessen. Desto gütiger erinnert sich meiner der Allmächtige."

"Es geschieht manchmal, daß die Gefangenen blödsinnig werden," sprach der Kerkermeister vor sich hin; "man muß schon Geduld haben. Der Kommandant wird wissen, wer der Scipio Cicala ist." Mit diesen Worten bestieg der Kerkermeister die Leiter, und befohl dem Knaben mit der Fackel, ihm zu folgen.

"Hört mich einen Augenblick," sprach Scipio zu dem Kerkermeister, der den Kopf gegen ihn umdrehte. "Sagt eurem Kommandanten, wenn er auch für den Scipio Cicala erkennen möge, so werde derselbe diesen Kerker nicht verlassen, wenn ihn sein Mitgefangener nicht begleiten dürfe."

"Werde Alles melden," erwiderte die gewöhnliche, mürrische Stimme des Kerkermeisters, indem er weiter hinaufstieg, "als ob ihnen der neue Kommandant besser an der Nase absehen könne als ich, wer der Scipio Cicala ist. Was kann auch mir daran liegen?"

"Ich möcht' es doch wissen," sagte der Knabe hinter ihm. "Der Alte könnt' es wohl sein; denn wer wird den Andern, der so stolz ansieht, wieder aus dem Lode herauslassen? Eigentlich könnten sie Beide darin bleiben."

"Du wirst so lange schwachen, bis ich dich mit einem Tritte von der Leiter schlendere. Und ich thät' es auch, wenn ich gewiß wüßte, daß du den Hals brädest. Was haben dir die Gefangenen gethan, du schadenfroher Wübe?"

So brach die natürliche Gutmüthigkeit des Kerkermeisters, die im tiefsten Grunde seines Herzens schlummerte, jedesmal hervor, wenn er bössartige Gefühllosigkeit bemerkte. Es war, als ob er sie für sich allein behalten wollte, weil er sie für seinen Beruf nöthig hielt. Und in Wahrheit; wer möcht' auch im Stande sein, solchen vorzusehen, wenn ihm nur einiges Gefühl für das Elend seiner Nebenmenschen beizubehalten?

Der Kommandant des Schlosses, dem der Kerkermeister das

Vorgefallene meldete, hatte seinen Klag erst seit wenigen Tagen angetreten, und erstaunte nicht wenig, als ihm dieser sonderbare Streit gemeldet wurde. Indes waren ihm die Hauptumstände kaum vorgebracht, als ihm auch nicht der geringste Zweifel mehr übrig blieb. Daß der zuletzt eingebrachte Gefangene Scipio Cicala hieß, konnte als eine ausgemachte Sache angesehen werden, und daß der Jüngere von Beiden zuletzt eingebracht worden war, behauptete der Kerkermeister mit der vollkommensten Ueberszeugung. Um so auffallender fand der Kommandant dagegen, daß Niemand den Namen des älteren Gefangenen wissen wollte, und auch die Register der Gefängnisse nicht den geringsten Aufschluß darüber gaben. Er ließ alle Beamten, bei denen irgend einige Kenntniß vermutet werden konnte, herbeirufen; aber Keiner hatte die geringste Kunde von demselben, und sogar der Vorgänger des gegenwärtigen Kerkermeisters erinnerte sich nur, daß er diesen Gefangenen schon bei seinem Dienstantritt vorgefunden hatte. Umsonst wurden alle Bücher, Register und Rapporte der Kommandantur nachgeschlagen, und selbst die Rechnungen der Wirtschaftsverwaltung ergaben weiter nichts, als daß für den Kerker, welchen die beiden Gefangenen bewohnten, so weit man zurückgeben konnte, täglich eine Portion Brod und Wasser, und zuweilen auch zwei und mehr Portionen in Ausgabe erschienen. Sogar auf die Anfrage im Kabinet des Vicekönigs, wo die Notizen über die geheimen Staatsgefangenen aufbewahrt wurden, erfolgte die Antwort, daß kein solcher Gefangener in dem besagten Kerker sein könne. Wenn der Marfese Fuscaldi, hieß es am Ende, nichts von dem Mann wisse, so würden alle weiteren Nachforschungen vergebens sein.

Da der Marfese nicht gleich zu finden war, so dauerte die Ungewißheit noch einige Stunden fort, und der gutmüthige Kommandant wäre gern selbst in den Kerker hinunter gestiegen, um die Gefangenen abzufragen, wenn seine fette, slawonische Leibesbeschaffenheit das Bestreben einer Leiter gestattet hätte. Fuscaldi's Zutritt machte dieser Ungewißheit kein Ende; er nahm die Sache überhaupt ganz anders, und fand es höchlich befremdend, wie man einen Augenblick zweifelhaft gewesen sei zwischen einem alten Gefangenen und dem jungen Menschen, den der gegenwärtige Kerkermeister erst gestern in das Gefängnis eingeführt habe. Da er konnte seiner schlinken Laune kaum Meister werden, als der Kommandant von dem großmüthigen Streit der beiden Gefangenen sprach, und unter schweren Verheerungen versicherte, daß er ansehe, wenn er mehr bewundern sollte, ob den Jüngern, oder den Aelteren von ihnen. Der Marfese nannte diesen geradezu einen gutmüthigen Blödsinnigen, den der Zufall mit einem gefährlichen politischen Schwärmer in einen Kerker zusammengewürfelt habe.

Der brave Kommandant ließ sich jedoch durch diese Klagen nicht beruhigen, sondern begleitete den Kerkermeister bis an das Gitter über dem Gewölbe. Hier ward er selber Zeuge des hochberzigen Widerstandes, den der junge Mann seiner Befreiung entgegensetzte. Scipio erkannte wohl, daß es nichts mehr half, seinen Namen abzuleugnen; aber er bestand nur um so fester auf seiner Erklärung, daß er den Kerker nicht ohne seinen Mitgefangenen verlassen würde.

Der Namänder war ein Mann, der eine solche Gesinnung zu schätzen wußte, und sich nicht in der Lage befand, gegen das Ansehen des Markese Fuscaldi zurücktreten zu müssen. Hatte ihn nun bereits der großmüthige Wettstreit der Gefangenen für sie gewonnen, so schnitt ihm der Gedanke, daß Menschen in den Kerkern des Schlosses, in welchem er selbst den Befehl führte, in vollem Sinne des Wortes verloren geben könnten, durch die Seele. Ton der Stimme, Ausdruck der Rede, Schwingung der Gesinnungen zeugten in Allen, was er von dem ältern Gefangenen hörte, daß er kein Mann der untern Klasse, und noch weniger, daß er niedriger Sinnesart war. Demohngeachtet schmachtete derselbe bereits ein halbes Menschenalter in diesen Kerkern, und Niemand wußte, wer und wie lang er hier war, und warum, und auf wessen Befehl er seine Freiheit verloren hatte. Aber als der mehr als halbnackte Greis, wie ein zweiter Lazarus, aus der Gruft emporstieg, und das ehrwürdige Antlitz vergehend die vom Lichte geblendeten Augen zu öffnen suchte, brach das weiche Gemüth des christlichen Soldaten in die bestigsten Ausdrücke über die Unmenschlichkeit der Gefängnißwärter aus, ging aber bald in die tiefste Nüchternheit, ja in die ehrfurchtsvollste Stimmung über, da der Gefangene seine Unterdrücker selbst zu rechtfertigen suchte, und in Ton und Worten eines Engels ihre Schuld in ein Verdienst um sein eigenes Seelenheil zu verwandeln suchte.

Unsere Leser erwarten mit vollem Rechte, daß der Kommandant es ohne Bedenten über sich nahm, Scipio's Verlangen nachzugeben, und ihm die Gesellschaft seines bisherigen Mitgefangenen in dem neuen Kerker zuzugestehen. Auch ertheilte er sogleich Befehl, daß für eine anständige Kleidung desselben gesorgt wurde. Der Unbekannte, dessen Augen das Licht nicht mehr ertragen konnten, ward von Scipio geführt, und bedauerte nur, daß er sich von seinem Gönner Don Giacomo trennen müsse, der ihm so manches Labial zugebracht habe.

Als der Markese Fuscaldi die Barmherzigkeit erbitt, welche der Kommandant ausübte, wollte er denselben Vorwürfe über die Unbefähigkeit seines Verfahrens machen. Aber er stieß hier nicht

auf den rechten Mann für seinen Dünkel; denn der Namänder bemerkte ihm sogleich, daß für des Kaisers Zorn und Ungnade kein Haupt zu hoch stände, wenn er erlöbte, daß es in seinen Kerkern Menschen gebe, bei denen man es so lange Jahre hindurch nicht einmal der Mühe werth gefunden, nachzufragen, ob sie denn wirklich ein Verbrechen begangen hätten oder nicht. „Ich denke dem Vizekönig einen Dienst geleistet zu haben,“ schloß er, „daß ich eine in seinem Namen begangene Unmenschlichkeit, so schnell als möglich, gut gemacht, und werde diese Ansicht auch nicht aufgeben, wenn er, wider mein Erwarten, eurer Meinung sein sollte.“

Das Gefängniß, in welches die Beiden eingeführt wurden, bestand in zwei sehr geräumigen, durch eine Thür verbundenen Gemächern unter dem platten Dache des Kastells, die um der schönen Aussicht aus ihren Fenstern willen für einen sehr angenehmen Aufenthalt gelten konnten, wenn ihren Bewohnern nicht die Freiheit fehlte, ohne die es kein Glück für den Menschen gibt. Diesen Mangel bemerkte der junge Mann indess nicht sogleich; der Uebergang aus der feuchten Grabesnacht in diese heitern Räume war zu rasch, und der Triumph, seinen Mitgefangenen aus dem tiefsten Elend befreit zu haben, gar zu schön, um noch etwas zu vernünftigen. Ueberdies nahm die Sorge für diesen Scipio's ganze Thätigkeit in Anspruch. Die Augen des Unbekannten wurden durch das Licht, dessen er ganz entwöhnt war, nicht nur geblendet, sondern schmerzhaft gereizt, so daß er sie geschloffen halten mußte. Es war ein rührender Anblick, wie der kraftvolle junge Mann den Greis, wie einen Blinden, in den Gemächern herumführte, um ihn mit den wenigen Bequemlichkeiten eines nur nothwendig ausgestatteten Gemachs bekannt zu machen. Dieser sah fast die Erinnerung an solche Dinge verloren zu haben, und der Gesichtssinn leistete ihm durchaus keine Dienste, nur solche durch ihren Anblick wieder zu wecken. Er hatte sich in der Dunkelheit des Kerkergewölbes mit vollkommener Sicherheit bewegt und getraute sich in dem freundlichen Gemache den Fuß kaum aufzusetzen.

Es dauerte kurze Zeit, so wurden die vorhandenen Geräthschaften und Bequemlichkeiten noch durch mehr Sachen vermehrt, welche der Kommandant schickte. Auch ließ er den Gefangenen sagen, sie möchten selbst fordern, was sie wünschten und bedürften, da er eben mit ihrer Lage als Gefangene nur einigermaßen verträglichen Wunsch genügen möchte.

Scipio munterte seinen Gefährten auf, solche Güte zu benutzen; aber dieser war aller Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens demüthig entwöhnt, daß er versicherte, der Kaiser selbst könnte hier nichts vernünftigen. „Nur eins möcht' ich freilich wünschen,“ sprach

er; „aber wär' ein solcher Wunsch nicht unbedeuten, ja unchristlich? Ich habe mich die langen Jahre hindurch so oft nach dem Glück gesehnt, wieder einmal in einem Bude lesen zu können. Von allen irdischen Dingen schien mir dieses das höchste, und oft beglückte mich der Allmächtige im Traum mit einem Genuße, dessen Wirklichkeit im Dunkel meines Kerkers doch nicht möglich gewesen wäre. Ach! wenn ich eine Bitte an den großmüthigen Götter zu richten wagte, den uns der Herr gegeben, so wär' es um die Gedichte des Virgilins. Der große Mann ist zwar ein Heide gewesen; aber wie viele Heiden besaßen die Tugenden der Christen, und sind auch gewiß der ewigen Seligkeit theilhaftig geworden! Den Dichter Virgilins aber erleuchtete der Himmel mit seinem besondern Licht, und erfüllte ihn mit prophetischem Geiste, daß er die nahe Ankunft des Erländers in den schönen Versen:

redeunt Saturnia regna;

Jam nova progenies coelo demittitur alto!

verkündigen konnte. Wohl darf ich mir darum erlauben, meinen ersten Wunsch auf diesen Liebster der Studien meiner Jugend zu richten, wenn anders mein Herz nicht durch die Fülle so vielen Glückes zu kühner Ungenügsamkeit verleitet worden ist.“

Der Wunsch des Greises wurde noch am nämlichen Tage erfüllt, und Scipio las ihm gleich die vierte Idolle vor, welche schon unter den ersten christlichen Kaisern als eine Prophezeiung auf die bevorstehende Geburt Christi, auf das Werk der Erlösung und der Beglückung des Menschengeschlechts durch ihn betrachtet worden ist. In den Zeiten, in welchen sich unsere Ereignisse bewegen, hatte sich diese Ansicht von Virgil sehr ausgebildet, und man darf wohl zweifeln, daß Dante den römischen Dichter zu seinem Führer durch die Unterwelt gewählt haben würde, wenn ihn sein Zeitalter nicht für einen halben Christen angesehen hätte.

Es bedurfte übrigens mehrerer Tage, bis sich der Unbekannte wieder so weit an das Licht gewöhnt hatte, daß er in den Stunden, da kein Sonnenschein in die Kerkerzgemächer fiel, die Augen wieder öffnen konnte. Der erste Gebrauch, den er von der wiedergewonnenen Sehkraft machen wollte, war, in seinem Lieblingsdichter zu lesen. Aber wie wurde dem armen Greise zu Muth, als er diesezüge, die ihm doch sonst so wohl bekannt erschienen, vergebens ansah, und nicht mehr zu lesen vermochte? Lang heftete er die dürstenden Blicke auf die Schrift; allein er kannte wirklich keinen Buchstaben mehr von denselben.

Die Augen gingen ihm am Ende über, und der Mann, der nie eine Thräne um den Verlust seiner Freiheit und um so viele andere

kostbare Lebensgüter vergossen hatte, die er mit ihr eingeblüht, weinte über den Verlust dieser Geschäftlichkeit. Sein ganzes früheres Leben schien ihm gleichsam verloren, und wenig fehlte, daß er sich wieder in die ewige Nacht zurückgekehrt hätte, in der er sich noch im Besitz einer Keuntniß gewähnt hatte, die er als den Schlüssel zu allen Schätzen des menschlichen Geistes und jeder reifsten Freude betrachtete, welche das irdische Dasein verschönere.

Aus der

„Neuen Medea.“

Abenteuer in den apulischen Wäldern.

Die kleine Reisegesellschaft, die wir begleiten, ist bereits mehrere Tage von Neapel entfernt. Sie hat die Grenzen der Provinz Abruzzo überschritten und befindet sich in Gebirgsgegenden, welche den fruchtbaren, reichbebauten und überfüllten Ebenen und sanften Hügeln der Terra di Lavoro durchaus unähnlich sind. Die höhere Lage des Landes, seine vielen Wälder und der Strich der Gebirge, deren Kamm die Wolkendeckung eines schmalen, zwischen zwei Meeren gelegenen Landes bildet, verleihen seinen klimatischen Verhältnissen einen Charakter, der sich vielleicht nur mit den gebirgigsten Schweizerlandscapen vergleichen läßt. Die Wolkten von beiden Meeren und Küsten sammeln sich an seinen Fjörnen und sinken in Thal oder Regen an der Seite nieder, wo sie ihre Schranke gefunden. Morgens und Abends steigen Nebel empor aus den Thälern und Schluchten und nähren die zahllosen Gewässer, die als kryallhelle Bäche über den üppigen Grastepich der Wälder wegzueilen, um sich als schäumende Kaskaden in die dunklen Klüfte zu stürzen oder stille sich zu bergen in den geheimnißvollen Seen der reich umschatteten Gründe. Die fettesten Weidetristen laufen an den mäandrischen Bächen hin und bedecken die offenen Höhen zwischen den Urforsten. Die üppigste Vegetation lacht über Berg und Thal und wuchert selbst an den gewaltigen Felsmassen empor, auf die sich jene Tristen häufig abscheiden. Man erblickt meist nur einzelne niedrige Fieimere Hütten mit Schieferdächern, welche durch schwere Steine gegen die heftigen Winde geschützt sind. Die schwache Bevölkerung besteht in armen Hirten, die mit ihren Heerden das einörmige Grün der Weiden und mit der einfachen Musik ihrer Schalmeien die tiefe Stille derselben unterbrechen. Man kann halbe Tage reisen, ohne einem Wanderer zu begegnen, und wenn es geschieht, so eilt er schon vorüber. Nur in starker Begleitung durchzieht hier und da ein Reicher das Land, welches von jeher für eine sichere Zuflucht für Räuber und Verbannte gegolten. Ansehnlichere

Massen von Bevölkerung sammeln sich nur an den großen Kirchensfesten zu Ehren der Schutzheiligen von größeren Orten. Alsdann herrscht auch die vollkommenste Sicherheit in der ganzen Gegend. Die grausamsten Mörder und Räuber sind die eifrigsten Theilnehmer dieser Feste; sie hoffen, sich mit dem Himmel durch die Andachtsübungen einiger Tage für die Verbrechen eines ganzen Jahres abzufinden.

Unsere Reisegesellschaft ist offenbar auf die Zeiten der Unsicherheit eingerichtet. Ein sogenannter Campiere eröffnet den Zug auf einem hitzigen Hengste, der seinen ganzen Weg durch den Schaum bezeichnet, welchen er mit dem aufgeschwellten Kopf von dem Gebisse schlenkert. Der Mann hat einen solchen Vorrath von Waffen aller Art auf sich, neben und hinter sich, daß er es mit einem ansehnlichen Trupp aufnehmen dürfte, wenn er sie alle zugleich brauchen könnte. Vor ihm auf dem Sattelnknoyf, der ihm fast an die Brust reicht, liegt ein kurzer, aber weitgeöffneter Stutzer, aus dessen Doppelmündung sich in einem Augenblicke Tod und Verderben unter den gräßlichen Haufen verbreiten läßt. So eben hat der Reiter die große Pfanne desselben mit frischem Pulver versehen und bläst noch die Asche von der Lunte, womit er das Gewehr loszuschießen muß.

Die Gegend, in der sich der Zug befindet, ist jedoch von der Art, daß mit aller Vorsicht keine Sicherheit zu gewinnen steht. Der schmale Weg zieht sich zwischen einem reichem Wasser und einer senkrecht abgeklüfteten Felswand hin, und das andere Ufer bedeckt ein dunkles Gebölz, aus dem man unbemerkt und sicher jeden Vorübergehenden mit dem Geschoße treffen kann. Dazu kommt, daß bei den harten Krümmungen des Weges die Annäherung der Gefahr nicht früher zu bemerken ist, als bis der Kampf mit ihr unvermeidlich geworden; so wie man sich auch hüten muß, Lärm zu machen, damit nicht entferntere Räuber herbeigelockt werden.

Der Campiere hat den Reiter hinter ihm auf die Nothwendigkeit verdoppelter Vorsicht und Wachsamkeit aufmerksam gemacht. Nachdem solcher die großen Büfelen an seinem Sattel in Ordnung gebracht, faßt er die eine mit der rechten Hand, um im Augenblicke feindlicher Erscheinung losdrücken zu können, während er die andere zwischen dem Sattelnknoyf und seinem Bande hält. Er ist außerdem mit einem Dolch und einem kurzen zweischneidigen Schwert versehen, und hat er auch nicht das Ansehen eines Eisenfressers, wie der Campiere, so mag er leicht, wenn es zur Entscheidung kommt, mehr Gewandtheit und gewiß größeren Mutz beweisen. Unsere Leser trauen es ihm vielleicht selber zu, wenn sie wissen, daß dieser zweite Reiter der Steuermann Zosifer ist.

Hinter ihm kommen zwei Säufren, deren jede von einem Paar Maulthiere getragen wird. Die Vordänge sind geschlossen, so daß

sich über ihren Inhalt noch nicht berichten läßt. Ihnen folgt eine stark verschleierte Frau in ganz schwarzem Anzug auf einem Saumthier, das von einem Führer geleitet ist. Vier andere schwerbepackte Thiere schlendern unbekümmert um alle Gefahr hinterher. Desio gerüsteter erwidert sie der Campiere, welcher den Zug schleift. Er gelächelt sich vor seinem Kameraden durch eine eiserne Sturmbaube und einen Brustpanzer aus und scheint sich mehr auf die Gewehre für Hieb und Stich, als auf Feuerwaffen zu verlassen. Auch hat er den langen Degen bereits gezogen, um keinen Augenblick mit dem Gebrauche zu säumen, wenn er nöthig werden sollte.

„Ihr könnt euren Bratpfieß nur stecken lassen, Gewatter Barnabas,“ spricht der Mantlhiertreiber zu dem Campiere, als er beim Umwenden den Degen des Letzten entseht sieht; „ich sag’ euch, ihr werdet heute nichts an seine Spitze bekommen. Es ist eine panzerharte Zeit; dennoch sieht sie auch unter Wind und Wetter, wie die alten Tage, von denen sie erzählt, daß man um das halbe Geld, was in den umrigen ein Mantlthier kostet, ein Paar kaufen konnte. Und dann war doch kein Häufiges darunter!“

„Deshalb hast du wohl die Waffen zu Hause gelassen?“ erwiderte der Campiere mit verächtlichem Tone.

„Dann wüßt’ ich wenigstens, wo ich sie wieder holen sollte, wenn ich sie bräuchte. Ich sage euch, unseins ist nirgends zu Hause; und darüber muß man froh sein. Wä’ ich irgendwo zu Haus, so hätt’ ich auch keinen Verdienst, wenn ich nicht Sklavenarbeit verrichten wollte, und dazu, nehmt mir nicht übel, hab’ ich so wenig Lust und Liebe, als ihr zur Galeerenarbeit. Wißt ihr auch, Gewatter, wo wir am Ende Alle zu Haus kommen?“

„Wer kennt das Land nicht, wo die Hühneraugen nicht mehr schmerzen, wenn auch ein Pferd darauf tritt? Aber es ist ein schimmlichter Spah!“

„Bitterer Ernst, sag’ ich euch. Wer da zu Haus ist, dem thun weder Hühne, noch Hühneraugen mehr wehe. Und dennoch kann man es nicht gewiß wissen. Aber warum kann man es nicht wissen, Gewatter? Das erklärt mir einmal!“

„Sprich leiser, oder schweige lieber ganz. Dies ist überhaupt das Beste für dich, wenn deine Bestien raschen Gang halten.“

„Ich sag’ euch, ihr braucht euch nicht zu fürchten, Gewatter —“

„Alberner Schuft,“ antwortete der Campiere mit Verachtung. „In meinem Stand paßt die Furcht gerade, wie die Höflichkeit zu dem dienigen. Wenn ich vorsichtig bin, so ist es nicht für mich, sondern für Dienigen, deren Schutz mir obliegt.“

„Ich sag’ euch, ihr könnt die Vorsicht und die Nachsicht hier sparen. Stöht euch heut’ etwas an, so kommt es wenigstens nicht von Menschenhänden; dafür sieht’ ich euch.“

„Woher denn sonst?“

„Was weiß ich? Aber das sag’ ich euch, und ihr dürft mir es glauben. Der Battistello unternimmt nichts beim Scirocco. Und hat er nicht Recht, der Battistello!“

„Was spricht ihr vom Battistello,“ rief Zoë, die plötzlich den Kopf aus dem Vorhang der zweiten Sänfte herausstreckte.

„Ihr könnt heute ganz ruhig sein, Signorina,“ erwiderte der Mantlhiertreiber. „Für morgen will ich nicht stehen; denn in der Nähe ist er. Darauf kann ich schwören. Hab’ ich doch um Mittag seinen großen weißen Kudel über den Weg laufen sehen, und da war er gewiß nicht ferne.“

„Heiliger Spiridion, sich’ uns bei!“ rief Zoë. „Ich hab’ es ja gesagt, daß es uns schlimm gehen würde in diesem von Gott verfluchten Lande! Laßt mich ansteigen! In dem Unglückslande will ich wenigstens nicht sterben.“

„Ich sag’ euch, ihr braucht heute nicht bange zu sein, Signorina,“ sprach der Mantlhiertreiber. „Gähten sie’s auf euch abgesehen, wä’ es auch jetzt schon zu spät.“

„Ich will ansteigen! Aussteigen will ich!“ rief sie auf’s Neue. „Denn, wenn ihr nicht hören wollt, so thut, was ihr nicht lassen könnt.“

antwortete jener und ergriff den Zaum des vordern von seinen Thieren, um es anzuhalten.

„Vorwärts!“ befahl der Campiere von hinten; „hier ist keine Stelle zum Anhalten. Ihr müßt euch beruhigen, Signora, wenn ihr nicht aus einer ungewissen Gefahr eine gewisse machen wollt.“

„Steuermann Jassier!“ schrie Zoë aus vollem Halse.

„Was befehlt ihr, Donna Zoë?“ erwiderte dieser.

„Kommt und haltet die Bestien an, damit ich aus dem unglücklichen Kasten herauskann.“

„Es ist unmöglich, hier anzuhalten,“ entgegnete Jassier, indem er sich auf den Sattel nach ihr umdrehte. „Auch wüßte ich nicht, wie ich an den übrigen Thieren vorbeikommen sollte, um zu euch zu gelangen.“

Jassier und die ihr näher Stehenden mochten indeß sagen, was sie wollten, Zoë beruhigte sich durchaus nicht und fing an, dem Gesien die bittersten Vorwürfe zu machen. „Was wird der Kapitän sagen,“ rief sie aus, „wenn er erfährt, daß ihr mich den Räubern absichtlich in die Hände geliefert?“

Unter diesen und andern Reden, in welchen Zoë den Eigensinn und die Furchtsamkeit eines verzogenen Kindes an den Tag legte, war man jedoch immer weiter vorwärts gekommen. Auf einmal öffnete sich der Weg in ein kleines anmuthiges Thal, und Jassier benutzte den freien Raum, um an ihre Sänfte zu reiten und sie zu bitten, den Zug doch nicht in der verdächtigsten Gegend ohne Noth

und Zweck anzuhalten. Als sie desselben nachgedacht darauf bestand, erklärte er geradezu, daß er ihrem Willen nicht entsprechen würde und der Willigung des Kapitäns gewiß wäre.

Nach vielen harten Worten, die indeß nicht mehr fruchteten als die früheren, brach die reizende Frau in Thränen aus. Nun ließ sich auch Lauretta vernehmen, die ihr bisher ruhig gegenübergelesen. Sie fing an zu weinen, und verlangte gleichfalls anzusehen.

Jaffier sprengte einen Augenblick an die erste Sänfte und kehrte wieder zurück, nachdem er einige Worte mit der Person in derselben gewechselt. Er besah dem Maulthiertreiber, die Thiere anzuhalten, und dieser gehorchte auch trotz der heftigsten Einwendungen der beiden Campieri. Daß abgezäumt wurde, gaben die Letzteren indeß durchaus nicht zu. Es sei unsicher in der Gegend, sagten sie; der Tag neige sich bereits dem Abend zu, und der geringste Zeitverlust würde es unmöglich machen, die Herberge zu erreichen, wo sie die Nacht ohne Gefahr zubringen könnten. Außerdem stiegen in diesen feuchten Thälern manchmal vor Sonnenuntergang Nebel auf, in denen ohnedies kein Weg mit Sicherheit zu verfolgen wäre.

Zoe schien jedoch für nichts Anderes Sinn zu haben, als für die Lust, sich in das schöne Gras zu legen unter dem ungeheuren Kastanienbaum, der in geringer Entfernung vom Wege stand. Und so machte die Gesellschaft denn Halt unter ihm. Zoe sprang ganz vergnügt aus der Sänfte, und Lauretta folgte ihr. Die Unbekannte in der andern Sänfte blieb jedoch sitzen; nur trat die stark verschleierte Frau in den schwarzen Anzug, welche gleichfalls abgetiegt war, zu ihr und nahm, als Beide einige Worte gewechselt, in scheinbarer Entfernung von den Andern Platz im Gras.

Nachdem sich's Zoe recht bequem gemacht auf dem zarten, aber üppigen Rasen, mußte Jaffier die Mundvorräthe abpacken lassen, welche die Reisenden mitführten. Die Campieri erneuerten ihre Einwendungen gegen Aufstatten, die noch weitereögerungen zur Folge haben mußten, und die reizende junge Frau wurde nur um so erfinderischer, ihre Ungebuld auf die Probe zu stellen. Die Wasserflasche sollte aus dem Flusse gefüllt werden, neben dem sich der Weg eine Zeit lang hinzog. Man war bereits ziemlich weit davon entfernt; dennoch eilte Jaffier, ihren Wunsch zu erfüllen. Aber sie fand das Wasser von schlechtem Geschmack und verlangte anderes aus einer der vielen klaren Quellen, an denen sie den Tag über vorbeigekommen. Da machte sich der Maulthiertreiber, welcher am wenigsten Eile zu haben schien, unaufgefordert mit der Flasche auf den Weg, um eine solche Quelle zu suchen. Er war der Gesellschaft kaum aus dem Gesicht, so sprach der ältere Campiere zu Jaffier: „Ich traue diesem schielenden Burschen nichts Gutes zu. Seht ihr nicht, wie er gleich bei der Hand ist, wenn es auf-

Bögerung ankommt. Ich möchte nicht dafür stehen, daß er nicht mit den Räubern unter einer Decke spielt. Habt ihr gehört, daß er den Hund des Battistello kennt? Wer den Hund kennt, kennt auch den Herrn, und wenn der Herr ein Räuber ist, und er furchtet sich nicht vor ihm, so weiß man schon, was man davon zu halten hat. Bei St. Christoph, es ist ein schielender Schurke, von dem nichts als Böses zu erwarten steht!“

Zoe, welche diese Bemerkung gehört hatte, sprang jetzt auf einmal von ihrem weichen Sitz auf und verlangte, daß die Reise augenblicklich weiter fortgesetzt werden sollte. „Ja, ja,“ rief sie; „dieser Mensch hat kein gutes Gesicht. Er wird uns an die Räuber verrathen. Lasset uns eilen, damit wir ihn loswerden.“

„Wollt ihr die Reise zu Fuße fortsetzen, Signora?“ sagte der andere Campiere ärgerlich. „Oder glaubt ihr, daß er uns weniger verrathen werde, wenn wir ihm seine Thiere mitnehmen und ihn hier zurücklassen?“

Zoe bestand darauf, daß man sich sogleich auf den Weg machen müßte, und fiel in die übelste Laune, als ihr eine entschiedene Weigerung entgegengesetzt wurde. Zuletzt stieg sie in ihre Sänfte, zog die Vorhänge zu und stieß die Wasserflasche mit Verachtung weg, als der Maulthiertreiber solche nach einer ziemlich langen Zeit, während die beiden Campieri's mit der größten Ungebuld nach ihm angesehen, gefüllt zurückbrachte.

„Bei Sanct Bernhardin von Siena,“ brummte der Letztere, nachdem er selbst einige gute Züge aus der Flasche gethan; „ich sage, störrisch ist ein Maulthier; aber so ein Weib ist störrisch und unnützig zugleich. Und dennoch darf man ihm den Stock nicht um den Kopf schlagen, wie gern man es auch thut, und wie gut es ihm auch bekommen möchte!“

Die Campieri setzten ihre Rosse in raschen Gang und trieben die Maulthiere vorwärts. Wirklich zeigte sich bald, wie nöthig die Eile früher gewesen, und wie unzureichend sie nun geworden war. Schon stiegen leichte Dünste auf den nächsten Wiesengründen empor und wurden immer dichter, während sich der Himmel gegen Westen vergoldete und keinen Zweifel übrig ließ, daß die Sonne, die in diesen tiefen Thälern nicht mehr sichtbar war, ihrem Untergange nahe stand. Bald wurden die Dünste zu dichten Nebeln und verbüllten die Landschaft rings um die Reisenden. Da der Weg über freies abgeweidetes Weidenland hinging, auf welchem kein eigentlicher Pfad war, so wollte sich der Maulthiertreiber an die Spitze deszugs stellen, um die Richtung zu halten. Die Campieri fanden ihr Misstrauen dadurch bestätigt und befohlen ihm ohne Umstände, daß er bei den Sänften bleiben sollte. Er folgte ihren Befehlen augenblicklich, versicherte ihnen jedoch zugleich, daß er für seine

Persön nichts von den Räubern zu fürchten habe, und ihm vollkommen gleich sei, wo er sein Nachtquartier finde.

Nachdem die Gesellschaft ihren Weg eine gute Weile fortgesetzt, wurde der Nebel dichter und stieg immer höher empor an den Bergen, an deren Spitzen bereits die letzten Sonnenstrahlen verschwunden waren. Allmählig wurde das Rauschen eines starken Gewässers hörbar, und bald ließ sich nicht mehr bezweifeln, daß sich der Zug in seiner Nähe befand. Zum Glück war es noch eben hell genug, um das tief stromende Bergwasser zu erkennen, an dessen heilem Ufer die vordern Thiere mit einmahl still hielten. Die Campieri freuten sich jedoch über diese Nachbarschaft; sie glaubten das Wasser zu kennen und meinten, daß sie nur an seinem Ufer hinzuziehen brauchten, um das Nachtquartier zu erreichen. Der Maulthiertreiber war mit den Sänsen etwas zurückgeblieben und beilegte sich immer weniger, den Andern zu folgen. „Was brauch' ich zu eilen, um wieder umzukehren?“ erwiderte er, als ihn Jassier wiederholt antrieb. „Ich sage, am klügsten wär' es, die weisen Herren allein ziehen zu lassen; bald genug wird ihnen der Morast ihr Ziel gezeigt haben.“

Und in der That waren sie nur noch eine kurze Strecke weiter gezogen, als die Thiere mit jedem Schritte weicher auftraten und bald tiefer und immer tiefer einsanken. An eine Richtung des Wegs war jetzt nicht mehr zu denken; es kam nur darauf an, festen Boden zu gewinnen und zu behaupten. Aber die mancherlei vergeblichen Versuche verirrten die Reisenden ohne Ausnahme dergestalt, daß sie bald ungewiß wurden, ob sie nicht dahin zurückkehrten, woher sie gekommen waren.

Jetzt forderten die Campieri den Maulthiertreiber von selbst auf, daß er sich an die Spitze des Zuges stellen möchte. „Ich sag' euch, es wird euch wenig helfen,“ antwortete Dieser. „Wir sind in einer Gegend, wo ich nie gewesen bin, und weiß meine Antonella keinen Rath, so können wir das Nachtquartier nur unter dem nächsten besten Baume nehmen. Wäre der giftige Nebel nicht, möchte mir auch wenig daran gelegen sein.“

Unter seiner Antonella verstand der Mann das vorderste von den beiden Maulthieren, welche Zoä's Sänsie trugen. Als der Zug anhielt, um der Antonella den Vortritt zu lassen, bog sich die junge Frau aus ihrer Sänfte heraus und beschwor erst Jassier und dann die übrigen Aale, sie nicht der Gefahr auszufehen, plötzlich in einem Stumpfe zu versinken oder in ein Bergwasser hinunterzustürzen. Ja, sie brach in lautes Weinen aus, als man von ihrem Einwand keine Kunde nahm, sondern die Antonella ohne Weiteres mit ihr vorwärts zog.

Nach einer guten Weile begann der Nebel von oben herab sich

zu erheben, und in wenigen Minuten war er vor dem klaren Mondlichte zu Boden gesunken. Bald befand sich auch die Gesellschaft auf einem Pfade, der stark gebraucht schien. War man nun aber einer Sorge ledig, so stellte sich eine andere ein, und kehrten alle Besorgnisse wegen der Räuber zurück. Die Campieri erkannten die Landschaft durchaus nicht mehr, in der sie sich befanden, und machte der Maulthiertreiber gleich bemerkt, daß der Wend links vor ihnen stehe, und folglich die Hauptrichtung des Weges nicht verloren sei, so gelang es doch, daß ihm die Gegend völlig unbekannt vorkomme. „Nur seh' ich wohl,“ setzte er hinzu, „daß wir nicht weit von Menschenwohnungen sein können. Ich erblicke Spuren von Röhren, und ich sage, wo eine Röhre ist, da kann der Stall nicht ferne sein.“

Der Zug verfolgte nun den Weg im Thale fort, das allmählig aufstieg und immer enger und enger wurde. Bald war das Mondlicht nur noch an den Spitzen der Höhen sichtbar, welche den engen Horizont begrenzten, und die Luft wurde so frisch, daß die Reiter abstiegen, um sich durch das Gehen zu erwärmen. Nun ließ auch die Unbekannte in der zweiten Sänfte halten, um ihrem Beispiel zu folgen. Die verschleierte Frau stieg gleichfalls ab; nur Zoä und Lauretta blieben in der übrigen sitzen.

Das Brüllen einer Kuh verkündigte die Nähe von menschlichen Wohnungen, und in Kurzem ward ein großes Gebäude hinter den Kastanien sichtbar, unter welchen der Weg eine Zeitlang fortführte. Dem Anschein nach war es eine alte Burg und gewährte in so fern einige Verabgung, als Gebäude der Art nicht den Räubern zum Aufenthalt zu dienen pflegen. Indes wurde dieser Trost immer zweifelhafter, je näher man kam. Der Einbau war zusammengezurzt, und der heitere Mondhimmel brach durch die meisten Fenster der Thürme und selbst der Hauptmasse des Gebäudes. Bei dem beschränkten Horizont mußte man fürchten, daß sich die niedrigeren Theile desselben nicht in besserem Zustand befinden möchten, und man sich nur den Ruinen eines der Zukunftsorte näherte, welche sich die Bewohner Italiens im Lauf der vielen Stürme, die seit dem Sinken der römischen Macht über ihr schönes Land gekommen sind, in den Gebirgen desselben gebaut haben.

Diese Besorgniß schwand auf einmal, als sich durch die offene Thüre der Blick in eine große Hausspur öffnete, wo im umgebenen Kamine des Hintergrundes ein lebhaftes Feuer brannte. Niemand schien jedoch den Gästen entgegenkommen zu wollen, und die Campieri schlugen Jassier vor, erst allein einzutreten und nachzusehen, welche Sicherheit hier zu finden sei. Machten sie selbst den Versuch, meinten sie, und es befanden sich Räuber in dem Gebäude, so würden die Feindseligkeiten augenblicklich beginnen, und der Vor-

theil des Angriffs ganz auf der Seite Derer sein, welche bereits Meister des Platzes wären. Gegen einen Einzelnen dürften sie schwerlich gleich etwas unternehmen, und man gewinne Zeit zur Verständigung; geschäh' es aber auch, so müßte ihre plötzliche Erscheinung zu seiner Hülfe nur um so nachdrücklicher wirken, je unerwarteter sie käme.

Jaffier fand in der geräumigen Hausflur Niemand, als eine alte Frau, die auf der niedrigen Mauer neben dem Feuer saß und eingeengt war. Da sie durch seine Annäherung nicht nach wurde, so konnte er sich genau umsehen. Außer wenigen, zur Viehzucht gehörigen Geräthschaften bemerkte er jedoch nichts Auffallendes in dem großen Gewölb, als einige Reiterstättel mit schweren Pistolpholstern, die an der Wand hingen. Eine steinerne Treppe führte in die oberen Räume des Gebäudes, aus welchen man durch mehrere Fensteröffnungen in die Hausflur hinunter sah.

Als die alte Frau auf sein wiederholtes Räuspern nicht aufwachte, so klopfte Jaffier ihr endlich sanft auf die Schulter. Sie hob den Kopf empor und richtete den trübten Blick, wie blinzelnd, auf den Unbekannten, der vor ihr stand. Indeß erschalt sie nicht im geringsten, sondern antwortete ihm Mehreres, das er nicht verstand. Wie es schien, ging es ihr mit seiner Sprache nicht besser; doch gewann sie sichbarlich Zutrauen zu ihm und würde es vielleicht noch deutlicher geäußert haben, wäre nicht der Eine von den Campieri's eingetreten. Dieser redete sie in ihrer Provinzial-Mundart an; es geschah in einem unsanften Ton, und wahrscheinlich im Ausdrücken, die ihr mißfielen. Wenigstens zog sich ihr ohnedies runzliches Gesicht in immer engerer Falten zusammen, und gewann ihr kleines, graues Aug' ein unheimliches Feuer, das zuvor nicht bemerkbar gewesen.

Wie sich gleich ergab, so erwiderte sie dem Campiere, daß nichts für Menschen und Thiere vorrätig sei, und die Gesellschaft am besten thun würde, den Weg im Mondschein nach dem nächsten Orte fortzusetzen, welcher nicht sehr ferne läge. Der Campiere wies jedoch auf die Stättel an der Wand und schwor, daß, wo Pferdestättel, auch Pferdefutter vorhanden sein müßte, und er es schon zu finden wissen werde. Mit jedem Worte des Mannes schien das kleine Gesicht der alten Frau spitziger, und die Zahl seiner Falten größer zu werden; desto besser wirkte Jaffiers offenes Gesicht und sanfter Rede auf sie. Sie ergiff einige lange Späne, zündete einen davon am Feuer an und gab dem Campiere ein Zeichen, ihr zu folgen. Da die Thiere augen schon halb abgepakt waren, so bedeutete sie ihm mit zwei Worten, daß er die Kasse gleich mitnehmen sollte, und führte ihn und seinen Kameraden in einen Stall, unmittelbar neben dem Eingang, wo gerade Platz für Weider Thiere war. Den

Maulthiertreiber, zu dem sie mehr Zutrauen zu haben schienen, forderte sie auf, ihr mit den übrigen Thieren zu folgen. Sie nahm den Weg nach einem Hintergebäude, wo ein Stall war. Eine einzige Kuh mit einem kürzlich geworfenen Kalb stand hier, und Maulthiere und Pferde fanden vollkommen Raub. Sie stellte den brennenden Span, der ihr zur Lampe gedient hatte, in die Mauer und versprach dem Maulthiertreiber, daß sie auch für Futter sorgen wolle.

Als Jaffier wieder in die Hausflur zurückkam, fand er seine Reisegesellschaft bereits vor dem Feuer sitzend. Und jetzt kam der Feler auch nicht länger zweifeln, daß Donna Laura die Unbekannte in der einen Sänfte, und ihre Dueña Rosina die tieferversteckte Frau auf dem Maulthier war. Lauretta wiegte sich auf Joe's Schooß und freute sich der lebhaften Flamme, die in den Kamin hinauf schlug. Mit ihrem gewöhnlichen Ernste blickte Laura vor sich hin und nahm keinen Theil an der lebhaften Unterhaltung, welche bald zwischen jenen Beiden entstand.

Die Reisegesellschaft war darauf eingerichtet, unterwegs fest zu essen zu finden, und hielt sich an die Vorräthe, welche sie mitgebracht. Der Maulthiertreiber kam nur noch einmal zum Vorschein und rieth, sich zeitig zur Ruhe zu begeben. „Wir haben morgen eine starke Tagereise,“ schloß er, „und ich sage, wo man nicht einkehren sollte, kam man nicht frühe genug aufbrechen.“

Joe verlangte eine Erklärung dieser Aeußerung; zur Antwort erwiderte der Mann an ein Spruchwort seines Gewerbes, welches besagte: Kehre nicht ein in den Stall, den du nicht kennst, und weile nur in dem Hause, wo du willkommen bist.

Der Rath war schon an sich so gut, daß es keiner weiteren Erklärung bedurfte, um sich darnach zu achten. Die Frauen folgten der Alten, welche sie die steinerne Treppe hinauf über einen langen Gang weg nach einem Gemach führte, dessen sämtliche Bequemlichkeiten in einigen Haufen Heu und ein Paar Dugend Schafpelzen bestanden, die in einer Ecke lagen. Da sie die nöthigen wollenen Decken bei sich hatten, so konnte ein Lager bereitet werden, das, nach Maßgabe der Zeit und der Umstände, veränderten dürfte. Auch fanden sich Mittel, um die einzige Fensteröffnung, wo der Laden so gar fehlte, wenigstens zu verhängen.

Jaffier wollte die Alte nach der Hausthür begleiten, um sein Nachtlager auf der niedrigen Mauer zu nehmen, die an den Wänden derselben hinlief. Aber sie winkte ihm, daß er ihr nach einem andern Gemach in der Nähe folgen möchte. Es war ein kleines, niedriges, ziemlich reinliches Gewölb, in dessen Ecke ein Haufen Heu gleichfalls mit Schafpelzen bedekt, lag. Die beiden Fensteröffnungen ließen sich indeß nicht verschließend; glücklicher Weise glugten

sie nicht in's Freie, sondern in die Hausflur hinunter. Ehe sich die Frau von ihm trennte, suchte sie sich ihm noch verständlich zu machen und wiederholte, was sie sagte, so lange, bis er sie durch die Versicherung beruhigte, daß er Alles wohl gefaßt habe.

Als er, bevor er sich zur Ruhe begab, noch einen Blick in die Hausflur niederwarf, hatte die Alte ihren Platz am Kamin wieder eingenommen und schien bereits eingeschlummert. Er schaute nun auch nicht länger und fiel, nachdem er sein Gebet verrichtet, schnell in einen tiefen Schlaf.

Nach mehreren Stunden Ruhe, die er genossen, wachte er auf, geweckt, wie er meinte, durch das laute Lachen und Reden mehrerer Personen in der Nähe. Es bedurfte nur weniger Augenblicke für ihn, um sich zu bestimmen, wo er war; aber eben so schnell fiel ihm auch durch die offene Fensteröffnung die starke Helle an dem Gewölbe und der gegenüberstehenden Mauer auf. Bald blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß sich noch andere Gesellschaft in dem Haus eingefunden.

Er erhob sich, warf einen Blick hinunter in die Hausflur und traute seinen Augen kaum bei der Scene, die sich ihm darstellte. In der Nähe des Kamins war eine Tafel, reichlich besetzt mit Speisen und Weinflaschen. Vier mannshohe, silberne Kandelaber mit kolossalen brennenden Wachslöchern standen um dieselbe herum, und eben so viele kleinere Leuchter von dem nämlichen Metalle mit Kerzen von verhältnißmäßiger Größe zierten den Tisch. Dadurch und durch das gewaltige Feuer im Kamin war das Gewölbe bis in alle seine Winkel beleuchtet.

An der Tafel selbst saßen vier Personen, welche den Schüsseln und Flaschen allem Anschein nach bereits kräftig zugesprochen hatten. Es war ein Bischof im vollen Ornate seiner Würde, umgeben von seinen Hausgeistlichen. Vor ihm kniete ein Kämmer, welcher das Ansehen eines Soldaten hatte, mit dem Rücken gegen das Feuer gewendet. Sonderbarer Weise trugen die übrigen mächtige Zwickelbärte, wie der Beste, dergleichen man zu der Zeit in Italien nur an Soldaten und nie an Geistlichen sah.

War der Anblick dieser Gesellschaft schon höchst befremdend für Jaffier, so wurde er es noch mehr, als er weiter vernahm, was unter dem seltsamen Stillsitzen vorging.

Der Knieende schien eben ein Bekenntnis geendigt zu haben; denn der Bischof fiel mit den Worten ein: „Vertodter Sünder! Du hast die größten Missethaten, welche du begangen, verschwiegen!“

„Ach, hochwürdiger Bischof,“ erwiderte der Knieende, mit einem lauten, sonderbar klingenden Seufzer, „wo könnt' ich Worte genug finden, um alle meine Sünden zu bekennen? Ihr müßtet fürwahr den ganzen Gnadenschatz der Kirche für mich allein aufwenden, wenn

ihre mir die Absolution dafür geben wollten. Ja, wenn ich viel Böses gethan, so habe ich noch mehr Gutes unterlassen. Ich will es nur bekennen, wie schwer die Reue darüber auf meiner Seele lastet! Vor acht Tagen, als ich bei dem Feste des heiligen Gilestin zu Aquila war, erlief ich einen günstigen Augenblick, wo ich den ganzen, wohlgefüllten Opferstock des Doms ausleeren konnte. Ihr wißt, welchen gottgefälligen Gebrauch ich von dem Gelde machen sollte; ja, ich bedurfte desselben dringend, da mich die Rosa Stinzia schon in die dritte Woche um ein goldenes Kreuz zu ihrem Halsband plagt. Aber die Furcht vor dem Teufel machte mich schwach; ich drückte die Augen zu und verließ eiligst den Dom, um mir die Versuchung aus dem Sinne zu schlagen.“

„Du bist ein sündhafter Thor,“ fiel der Bischof ein, „der mit seinen Gaben nicht zu wuchern und die Gelegenheit, die ihn Gott und seine Heiligen anbieten, nicht zu benutzen versteht! Welche schöne Figur würde das goldene Kreuz auf dem schwanenweißen Busen der Rosa Stinzia machen? Es müßte den Heiland selbst verführen, sich auf's Neue an denselben kreuzigen zu lassen und uns damit vollends von allen Sünden zu erlösen, auf daß wir unmittelbar von Wein, Weibern und Spiel in das Paradies eingehen könnten.“

„Vergebet meiner Thorheit und Sündhaftigkeit, heiliger Bischof,“ fuhr der Knieende fort; „ich will mich jeder Buße unterziehen, die ihr mir auflegen möget.“

„So gelobe mir denn, daß du den silbernen Leuchter, welcher dir zufallen wird, dazu verwenden willst, der frommen Rosa Stinzia auf den schwanenweißen Calvarienberg ihres Busens ein goldenes Kreuz zu pflanzen, so schwer und schön, als es sich nur in Salmone finden läßt.“

„Ach, hochwürdiger Bischof,“ rief ein Anderer von den am Tische Sitzenden aus, indem er aufstand und sich gleichfalls auf die Kniee warf; „auch auf mir lasten so große Unterlassungssünden, daß aller Wein, den ich zu mir genommen, nicht hinreichen will, um sie von meiner Seele wegzuschwemmen.“

„So zieh' doch den geistlichen Rock aus,“ fiel ein Dritter ein, „bevor du den ruchlosen Spatz fortsetzt. Laß ihn den Rock anziehen, Hauptmann; es ist der Geltlosigkeit ohnedies genug, und ich meine, der Giuliano könnte mit den beiden Priestern, deren Blut er sich heut' auf die Seele geladen, zufrieden sein.“

„Du bist ein weichmüthiger Narr, Benedetto,“ antwortete der Bischof. „Du hast deine Schneidersnatur noch immer nicht ganz ausgezogen und glaubst, daß die Kraft des Weizens in den Kleidern stecke. Meinetwegen mag er den Priesterrock nur immer ablegen; sein Bekenntnis wird mir um so aufrichtiger sein. So

streife denn ab die fromme Hülle, Bruder Giuliano, und laß den ganzen Sünder, wie er lebt und lebt, zum Vorschein kommen."

"Es sind schatzmäßige Stempel," sprach dieser, "deren man sich bei leerem Magen, in schlaflosen Nächten, auf einsamem Lager nicht immer entschlagen kann. Aber zwischen Flaschen und Bechern und fröhlichen Gefellen, bei meiner armen Seele, man muß eine Nübe statt eines Männerherzens im Leibe haben, und die Nähnadel lieber als den Dolch führen, um mit solchen Lumpen an seinem und an Anderer Gewissen flicken zu wollen!"

"Glender Hakulte, der du bist," rief der Benedetto, indem er den Becher mit Heftigkeit auf den Tisch stieß und aufstehen wollte. "Meinst du, ich habe die Heizigkeit nicht gesehen, womit du heute den Hieben der Campiere ausgewichen bist? Dafür hast du deine Tapferkeit desto muthiger an dem alten Bischof ausgelassen, der die nichts als seine zitternden Hände entgegen hielt. Am warmen Feuer und hinter vollen Halschen ist es keine Kunst, ein Held zu sein! Ich habe meinen Mann gestellt, so gut als einer unter euch, und der Priester, der sich am frähtigsten wehrte, und der Campiere, dem du so klug ans dem Wege gegangen bist, haben vor mir in's Gras beißen müssen. Bin ich ein Schneider gewesen, so brauch' ich mich deß nicht zu schämen; es ist immer ehrenvoller, als ein Mönch gewesen zu sein, und alle seine Gelübde gebrochen zu haben. Aber ein Gewissen hab' ich! Ja, bei allen Teufeln, das hab' ich, und du sollst den Spaß nicht fortsetzen, ohne den Priesterrock abgelegt zu haben! Bei der heiligen Schüssel von Loreto, wenn du beichten willst, so sollst du es als Laie, und nicht als Geistlicher thun!"

"Nichts ist billiger, als dies," fiel der Bierte ein, der bisher geschwiegen. "Eigentlich hätten wir die dumme Mummerei wohl unterlassen können. Ich ziehe meinen Rock auch aus."

"Nun so wirf den Pfaffenrockel von dir, Giuliano," sprach der Bischof; "es ist nicht der Mühe werth, daß sich brave Kameraden über eine Gelschaut entzweien."

Der Giuliano zog seinen Rock aus, indem er sagte: "Bei meiner Seele, ich thu' es nur dem Costanzo zu Lieb! Dir aber will ich den feigen Hakulten schon eintränken bei Gelegenheit. Warte nur!"

Als die Beiden die laugen Leibbröde abgelegt hatten, kamen stattliche Soldatenanzüge, wie sie in den Sitten der Zeit waren, zum Vorschein.

"Kann ich anfangen?" fragte Giuliano, indem er niederkniete.

"Du magst dein unevselles Bekenntniß nur ablegen," erwiderte der Bischof. "Hoffentlich hat die heilige Kirche, deren Tröstungen in meine Hand gelegt sind, noch Reichthum genug von Gnaden, um auch diese Schulden von deinem Haupte zu nehmen."

"Gestern Abend," begann der Knieende, "als ich von Scanno zurückkehrte, begegnete ich im Gehölze der Belluccia von Sulmona. Keine Christenseele war weit und breit zu erblicken, und ich konnte sie zu unserm Glauben bekehren, ohne die geringste Störung des frommen Wertes fürchten zu dürfen. Da schnürte mir der Satan den Hals zu und band mir die Hand und Zunge, daß ich weder den Mund zu öffnen, noch einen Finger zu rühren wagte. Sie kehrte nach Haus zurück, wie sie es verlassen, und unter der Thür wandte sie sich mit spöttischer Miene gegen mich, als ob sie sagen wollte: Diese Gelegenheit kommt dir nicht wieder!"

"Und sie soll dir auch nicht wieder kommen," sprach der Bischof. "Die guten Gelegenheiten lehren nur bei denen öfters ein, welche sie zu benutzen verstehen. Uebrigens werd' ich das Versäumte in den nächsten Tagen gut machen und der schmucken Dirne beweisen, daß dein Hauptmann die Gelegenheit nicht nur besser zu benutzen, sondern auch herbeizuführen weiß. Verdient man gleich solch sündhafte Thorheit und thörichte Sündhaftigkeit keine Vergebung, so soll der reiche Quell der Gnaden doch nicht umsonst für dich geflossen sein; darum leg' ich dir Buße auf, daß du Wache hältst an der Thür, während ich an der Bekehrung der reizenden Sünderin arbeite."

Die ganze Gesellschaft brach in ein wiederndes Gelächter aus, in das der Giuliano einstimmt, indem er aufstand und einen großen Becher leerte.

"Aber die schwerste Sünde hat er doch weislich verschwiegen," begann der Fünfte, welcher bisher mit einem satanischen Lächeln zugehört hatte.

"Bei Sanct Vampphilus, ich weiß nicht, was du meinst, Bedrillo," versetzte Giuliano, indem er seinen Platz am Tische wieder einnahm.

"Wie? Hast du den Pfarrer von Pratola vergessen, welchem du den Tag zuvor in dem nämlichen Gehölze begegnet bist?"

"Wer kann auch an alle seine Sünden denken? Bei Sanct Vampphilus, es war ein dummer Streich von mir."

"Und du liehest ihn ungeschoren seine Strafe ziehen, nachdem du ihm so oft den Tod geschworen?" fragte der Bischof.

"Was willst du, Hauptmann?" versetzte der Giuliano. "Ich hatte die Hand schon am Dolche, da fielen mir seine weißen Haare in's Auge. Sie brachten mir die Haare meines Vaters in Erinnerung."

"Laß deinen Vater aus dem Spiel, ruchloser Hakulte!" rief der Benedetto, den Vorigen mit der größten Heftigkeit unterbrechend. "Du hast den braven Alten so wenig zum Vater verdient, als ich den meinigen."

„Aber eine Buße gebührt ihm doch für diese Mutherzigkeit,“ fiel der Pedrillo ein.

„Du hast ganz recht, mein frommer Bruder,“ erwiderte der Bischof. „Es ist eine schwere Sünde, und sie soll ihm fortbrennen auf der Seele, bis er sie mit dem Blut eines andern Passen ausgewaschen hat.“

Unsere Leser mögen das Erstaunen, ja, das Entsetzen von Jaffier ermessen, als er diese schändlichen Gotteslästerungen hörte, die er sich bei dem Anzuge derer, welche sie ausstießen, geraume Zeit gar nicht zu erklären wußte. Am Ende fand er freilich keine andere Lösung des Räthsels, als daß es eine Gesellschaft von Räubern sein müsse, die, so eben von einer ihrer blutigsten Thaten zurückgekehrt, ihren Scherz mit der Erinnerung an dieselbe trieben. Indeß wurde seine Aufmerksamkeit schnell durch die alte Frau in Anspruch genommen, die er für die einzige Bewohnerin der verfallenen Burg gehalten. Sie stützte wie eine Jure aus dem Seitengewölbe heraus, stellte sich vor die Rechtsbrüder und redete sie mit der größten Heftigkeit an. Ob er ihre Worte gleich nicht verstand, so ließ doch ihr Ton, ihre geballte Faust und das Benehmen der Räuber keinen Zweifel übrig, daß sie ihnen die größten Boreure machte über die Muthlosigkeit, welche sie mit angesehen und angehört hatte.

Bei dieser Ermahnung brach die ganze Gesellschaft in das lauteste Gelächter aus. Der Eifer der alten Frau schien die trunkenen Gefellen höchst zu belustigen, und während die Unglückliche in eine Hölle gerieth, die an Wuth grenzte, so daß ihr der Schweiß vor dem Munde stand, betrachteten jene sie mit lachendem Gesichte, wie man eine Schauspielerin ansieht, die in den Uebertreibungen einer leidenschaftlichen Rolle ihre Wirkung sucht und gerade den entgegen-gesetzten Zweck erreicht. Als sie aber in der höchsten Steigerung ihrer Heftigkeit an den Kaminiert und einen Feuerbrand ergreifen wollte, um ihn unter die Tischgesellschaft zu schleudern, sprach der Räuberhauptmann zu denen, welche neben ihm saßen: „Kasset die alte Thörin und sperrt sie in eines der hinten Gewölbe, damit die Mähe der Reisenden, die unter diesem Dache sind, nicht gestört werde.“

„Wär's nicht besser, Hauptmann,“ erwiderte der Giuliano, „wenn wir ihnen den Garau machen, während sie im ersten Schlaf liegen? Dann könnten wir noch eine Zeit lang unsern Scherz mit der Alten treiben und uns nachher ruhig auf's Ohr legen.“

„Da hast du's, Hauptmann,“ fiel der Benedetto ein. „Im ersten Schlaf wehren sie sich nicht, und da ist er gleich mit dem Morden bei der Hand.“

„Bei Santa Lucia, der Giuliano hat Recht,“ sprach Pedrillo.

„Mordet sich's im Schlaf am leichtesten, so stirbt sich's auch am leichtesten im Schlaf.“

„Es ist des Mordens genug für heute,“ antwortete der Räuberhauptmann. „Ich will heute kein Blut mehr sehen!“

„Ich bin auch deiner Meinung, Battistello,“ stimmte der Costanzo bei. „Wein und Blut paßt nicht zusammen, und ich meine, wir haben Beides heute nicht gepart.“

„Du hast die schweren Bände nicht in's Auge gefaßt, Costanzo,“ bemerkte Pedrillo. „Sonst würdest du anders reden.“

„Beim heiligen Victorinus, ich will heute nichts mehr von Morden hören,“ sprach der Hauptmann, „und wäre der Schatz des Vicetönigs selber zu gewinnen.“

„Was fällt dir ein, Bruder?“ fragte der Giuliano. „Hast du darum heut' einem Bischof den Garau gemacht, um mit seinem Druat auch seine Altwelbergesinnung anzulegen?“

„Mit allem Respekt vor dem Hauptmann sei's gesagt,“ rief Pedrillo; „reißt ihn die gestifteten Lappen vom Leib. Er sieht ohnedies darin aus, wie ein Dold, der in einem Schaftsteck steckt!“

Der Nächste neben dem Hauptmann wollte Ernst machen, da stand dieser mit Hast auf, hob den langen, gesülzten Dold in die Höhe, und schwor: „Beim heiligen Victorinus, wer dieses Gewand berührt, der ist ein Kind des Todes! Halte dich Jeder ferne von mir! An dieser Hand klebt Priesterblut, und was sie gethan, hab' ich schon schwer genug gebüßt durch den Verlust meines treuen Püdel. Eh' ich diese Hand abgewaschen in Weich' und Bisse, soll kein anderer Tropfen unschuldigen Bluts vor meinen Augen vergossen werden!“

„Wie? Wir sollen unser Handwerk einstellen?“ fragte Pedrillo, „bis du einen Pfaffen gefunden, der dich absolviren will? Da wirst du lange suchen, und wir werden darüber Hungers sterben können! Fort mit dieser pfaffenlichen Mummerei!“ setzte er hinzu, indem er sich den schwarzen Priesterrock vom Leibe riß und in das Kaminiert warf. „Es war ein dünner Scherz, den wir trieben, und dünne Scherze pflegen ein böses Ende zu nehmen.“

„Es ist ein Scherz, so gut als ein anderer,“ sprach der Giuliano, „und ich sehe nicht ein, warum wir nicht ein wenig lustig sein sollten, wenn wir des Tages Last und Hölle getragen.“

„In den Klätschen wohnt die Lust und nicht im Priesterrock, das kann euch jeder Pfaffe bezeugen,“ rief der Räuber, der zuerst ge-geichet hatte, und schlenderte den Rock, welchen der Giuliano zuvor ausgezogen, in die Klammen. „Fort mit der albern Mummerei!“

„Pub, wie die Pfaffenröcke stinken,“ rief der Costanzo. „Es ist lauter Heuchelei und Geiz, die im Rauch aufgehen!“

„Ich sage dir, Hauptmann,“ sprach Pedrillo, der sich inzwischen

ein Glas um das andere eingeschenkt hatte. „Ich kann dich nicht länger in diesem Hanswurstdenken sehen. „Ein Hund...“, denn ein gutes, lebernes Reiterswammis nicht lieber ist, als ein Pfaffenrock, und wenn es der Rock des Papstes selber wäre!“

„Lasset den Papst aus dem Spiel,“ antwortete der Räuberhauptmann. „Haben wir's mit Gott und seinen Heiligen verdorben, wollen wir wenigstens den Papst zum Freund behalten.“

„Du hast Recht, Hauptmann,“ fiel Costanzo ein; „deshalb eben mußt du den Bischofsrock ausziehen. Er stiftet nur Unfrieden unter uns.“

„Das heiß' ich doch einen Grund, der sich hören läßt,“ erwiderte der Hauptmann. „Es kommt Alles auf die Art an, wie man eine Sache vorbringt. — So —“ setzte er hinzu, nachdem er den bischöflichen Dmant von sich geworfen. „Nicht ist einer Willen gesehen; nun thut ihr auch den meinen.“

„Du weißt, Bruder,“ sprach der weinselige Pedrillo; „du brauchst nur zu sagen, was du willst. Ich für meinen Theil stoße dem Papst selber meinen Dolch in den Leib, kann ich dir damit eine Fliege von der Nase halten. Aber Eins mußt du mir erlauben, Herzens-Battistello,“ setzte er hinzu, indem er den Hauptmann um den Hals sogte und ihn mit der täppischen Weise der Trunkenen koste.

„So lege dich doch, Pedrillo,“ erwiderte dieser, und suchte sich von ihm loszumachen. „Ich weiß schon, was du willst. Es ist dir Alles erlaubt; du kannst heute so viel Wein in dich hineinschütten, als du nur Raum in dir hast.“

„Bei deinem seligen Pudel, du irrst dich, Goldhauptmännchen!“ fuhr der Andere fort, während er mit der schwaulenden Hand einen Becher fakte und ihn halb verschüttet zum Mund führte. „Es war ein treues Thier, dein seliger Pudel, bei meiner armen Seele, ein treues Thier, und sein schönes weißes Fell werd' ich in meinem Leben nie vergessen. Es machte eine löstliche Figur in dem rosenfarbenen Winte. Schau, Herzensbrüder, ich muß heute noch Blut sehen, sonst kann ich meinen Durst nicht löschen!“

„So laß uns denn gewähren, Hauptmann,“ stimmte der Giuliano ein. „Du brauchst ja nicht mitzugehen. Der Pedrillo und ich, wir können die Sache allein abthun.“

„Ich hab' es euch schon gesagt,“ antwortete der Hauptmann. „Mein Wille ist, daß heute kein Dolch mehr gezogen wird: es müßte denn zur Nothwehr geschehen. Wollt ihr den Reisenden morgen auf der Straße aufpassen, so macht mit ihnen, was euch gefällt. Nur in diesem Hause darf kein Blut mehr vergossen werden. Meinen armen Pudel aber soll das besessene Schwein nicht mehr in den Mund nehmen, eh' es nüchtern geworden ist und sich gebedet hat.“

„Du bist ein Narr,“ sprach der Pedrillo mit dem Ausdruck von Albernheit, Hohn und Mitleiden im Angesicht, wie er den Betrunknen in solcher Stimmung elgen ist. „Ich werde thun, was mir beliebt, um deine Hauptmannschaft bestimme ich mich nicht so viel. — bei diesen Worten hielt er ihn zweien Finger, wie ein Horn, hin, — du bist lange genug Hauptmann gewesen. Der Giuliano soll unser Hauptmann sein! Komm, Herzensbrüder, und thu' mir Beiseid — so — jetzt kommandire nur; ich bin fertig und stoße hin, wo du willst!“

Mit diesen Worten hatte der Betrunkene einen weiteren Becher geleert und den bloßen Dolch um sein Haupt geschwungen. Giuliano aber war aufgestanden und hatte seinen Dolch gleichfalls gezogen. „Ich dachte, es ging einer von euch mit,“ sprach dieser, „sonst macht mir der Pedrillo Värmen, eh' es nöthig ist.“

„Ich bin von der Partie,“ sagte der Räuber, den wir zuerst knieend gefunden. „Laß mich mitgehen, Hauptmann; sonst gibt es eine dünne Geschichte.“

„Du kennst den seligen Halmken,“ sprach der Benedetto; „er hat nicht einmal den Muth, Jemand im Schloße zu morden.“

„Schweige, Schneideviecle,“ rief der Giuliano.

„Ruhig, sag' ich,“ befahl der Hauptmann, „und die Dolche einzufekt! Das trunksene Schwein aber führt auf die Seite und laßt es seinen Rausch ausschlaten!“

Unsere Leser werden uns ohne Zweifel danken, wenn wir diese Scene etelbarter Verworfenheit so sehr als möglich abkürzen. Der Betrunkene ließ sich auch gar nicht so leicht zur Ruhe bringen, und der Hauptmann, welcher im Anfang Gewalt brauchen wollte, entschloß sich am Ende, um Värmen zu vermeiden, zu einem gelinden, aber sichern Mittel, seiner loszuwerden. Er trant ihm einen Becher um den andern zu und füllte ihn demnach mit Wein an, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Darauf ließ er das Gewölbe, in das man die Alte zuvor hineingestochen, wieder öffnen und befahl ihr, den Betrunknen nach seinem Lager zu schaffen. So wurde dieser, welcher nun erst in einen wahrhaft wieslichen Zustand verfiel und die alte Unglückliche auf das roheste zu toben anfang, von ihr mehr fortgeschleppt, als geführt, und in einen der Seitenträume zur Ruhe gebracht. Wenigstens hörte man bald nichts mehr von ihm, und kam die Alte wieder zum Vorschein, um ihren früheren Platz am Feuer einzunehmen.

Taffier hatte keinen Zug und kein Wort von dieser ganzen Scene verloren, und Jeder mag sich in seine Lage denken, als er wenige Schritte von sich, und von solchen Menschen, den Gedanken verbannt hörte, ihn und seine Reisefähbetinnen umzubringen. Denn nachdem Pedrillo entfernt war, bestand Giuliano immer noch auf

seinem Vorschlag und ließ um so weniger ab, da der Räuber, welcher ihm zuvor schon seine Begleitung angetragen, mit ihm einstimmt, und bald auch der Costanzo, des lieben Friedens wegen, wie er sagte, ihr Verlangen unterstützt. Dieser Streit wurde nur einige Augenblicke unterbrochen, weil der Benedetto Geräusch, wie von Pferdehufen, zu hören vermeinte. Die Räuber zogen ihre Dolche und eilten vor die Thüre, so daß das Gewölß auf einige Augenblicke leer wurde. Jetzt sprang die Alte mit jugendlicher Kraft von ihrem Sitz auf. Sie öffnete eine kleine Schrankthür in der Wand, nahm eine Hand voll Salz, wie Jassier'n dächte, aus einer Schachtel und warf es in den großen Beinkrug, welcher auf dem Tische stand. Darauf setzte sie sich an ihre vorige Stelle und nickte sogleich ein.

Nach einer Weile kamen die Räuber wieder und fuhren in ihrem Gespräch über das angebliche Geräusch fort. Alle meinten, daß es nichts gewesen sei; Benedetto bestand aber darauf, und Giuliano widersprach ihm nur um so heftiger. Zuletzt entschied der Hauptmann, daß Vorsicht und Wachsamkeit nichts schaden könnten, und Benedetto, welchem die Schandentreue aus den Augen strahlte, schlug vor, daß der Giuliano, weil er doch nichts fürchte, die Kunde um die Burg machen sollte. Nach einer halben Stunde erbot er sich ihn abzulösen.

Da der Hauptmann dies genehmigte, so blieb dem Letzteren nichts übrig, als zu gehorchen. „Das besoffene Schwein hat alle Flaschen geleert,“ sprach er mit wahrem Ingrimm in dem trübsich glänzenden Aug, indem er sich einen Becher Weins einstecken wollte. „Die Nacht ist kalt, und ohne einen tüchtigen Trunk im Leibe mag der Satan umsonst und um nichts die Kunde draußen machen!“ „Sei unbesorgt, Bruder,“ tröstete ihn Benedetto mit spöttischem Lächeln. „Wenn's nur auf den Wein ankommt, so kannst du dich noch zum Löwen trinken. Da steht ein ganzer Krug voll; Bedrillo selbst hätte für einen zweiten Rausch genug daran.“

Giuliano warf dem Sprecher einen Blick zu, in welchem der Ausdruck von Haß und Grimm in die furchtbarste Drohung zusammenfloß. Ohne ein Wort zu erwidern, füllte er sich einen großen Becher voll; aber indem er ihn mit den Lippen berührte, schien er zu zaudern. Dennoch trank er, setzte jedoch gleich wieder ab, als ob ihm der Wein widerstände. Indes schien er sich Gewalt anzuthun; er führte den Becher auf's Neue nach dem Mund und leerte ihn mit einem Zuge.

Die Alte, welche den Trinker nicht aus dem Auge verloren, stand jetzt auf und trat an die Thüre, wie wenn sie ihn solche öffnen wollte. Ihr Gesicht schien ganz verändert. Die zahllosen kleinen Falten desselben waren verschwunden; Alles hatte mehr Weite bekommen. Fast hätte man Freude lesen sollen in den spitzigen Zügen.

Nachdem der Benedetto hinausgegangen war, setzten sich die Uebrigen wieder, und Costanzo rückte auf's Neue mit seinem Vorschlag herans, die Reisenden umzubringen. Der Hauptmann, welcher, seit er in der freien Luft gewesen war, die Wirkung des Weins, den er zu sich genommen, viel stärker zu fühlen schien, begann jetzt ganz wehmüthig zu werden und von dem ruchlosen Leben zu reden, welches sie lange genug geführt hätten. Es wäre nun Zeit, meinte er, ihr Handwerk aufzugeben und in ein Kloster zu gehen. „Zuletzt müssen wir uns doch befehren,“ sprach er. „Wollen wir es ansehen lassen, bis wir mit dem Hals und den Hals keine andere Wahl mehr haben? Welche Freude könnt' ich auch noch auf der Straße finden, wenn ich meinen treuen Fudel nicht mehr neben mir habe! O du treues Thier.“

Mit diesen Worten fing er an zu weinen, daß ihm die Thränen von den Wangen flossen.

„Schenk' ihm ein,“ rief der Costanzo, „er fällt in seine reumüthigen Grillen, wie immer, wenn er nur halb in's Trinken hinein gerathen ist.“

„Ja sag' end,“ fuhr der Räuberhauptmann meinent fort und stieß den Becher, welchen ihm der Andere voll gereicht, von sich; es ist ein sündhaftes Leben, das wir führen. Ja spür' es jetzt erst, da ich das Priestergewand abgelegt habe. Es war mir ordentlich unschuldig darin zu Mathe.“

„Sei kein Narr, Battistello, und trink,“ — redete ihm der Borige zu und reichte ihm seinen Becher auf's Neue.

Aber der Hauptmann trank nicht mehr, sondern wurde immer eifriger in seinen Vorschlägen zur Besserung, je mehr er von den Andern ausgelacht wurde. Endlich rief der Costanzo aus: „Laßt uns die Beute theilen!“

Dieser Vorschlag gab der Stimmung der Räuber auf einmal eine andere Richtung, und auch der Hauptmann, dessen Zunge zu flammeln anfang, widerlegte sich nicht. Im Augenblick war der Tisch von Tellern und Flaschen geleert, und der Inhalt der erbeuteten Bäck auf demselben ausgebreitet. Zum unangenehmen Erstaunen Aller fanden sich jedoch nur Kirchengewächsthafter verschiedener Art darin, und die silbernen Leuchter und der bischöfliche Denar waren so ziemlich die einzigen Gegenstände, die einen besondern Werth in den Augen der Räuber zu haben schienen.

Da sie sich so sehr in ihrer Erwartung getäuscht fanden, so schlug der Costanzo auf's Neue vor, den Reisenden im Hause sogleich den Garaus zu machen und ihr Gepäc mit zu vertheilen. „Wo Weiber sind,“ sprach er, „da fehlt es nicht an kostbaren Schminck, und wenn man in Säufen reiset und so viele Mantelfäde bei sich hat, pflegt auch der wohlgeputzte Beutel nicht zu fehlen.“

Der Hauptmann, dem das Sprechen schwerer wurde, schien sich jetzt recht eigentlich zusammen zu nehmen und that einen furchtbaren Schwur, wenn in dieser Nacht noch Blut fließen sollte, so müß' es das Blut dessen sein, der einen Dold ohne seinen Befehl zückte. Da er aber zugleich zu wanken anfing, so gab der Costanzo den Andern einen Wink, als ob er ihnen sagen wollte, sie brauchten sich nur noch eine kurze Weile zu gedulden, so würd' er sich nichts mehr um ihr Thun und Lassen bekümmern.

In diesem Augenblicke ließ sich von Aussen ein so klägliches Schrei vernehmen, als ob Angst und Schmerzen ihre vereinte Kraft in demselben aufgeboden hätten. Der Räuberhauptmann schien auf einmal zu seiner vollen Besinnung zurückzukehren; denn indem er mit gezogenem Dold und festem Schritt nach der Thür sprang, und die Uebrigen ihm folgten, wandte er sich unter denselben um und befahl dem Benedetto, welcher einen Feuerbrand aus dem Kamin gerissen hatte, solchen in denselben zurückzuwerfen. „Halt du dein Handwerk nicht besser gelernt?“ rief er. „Sollen wir Schutz und Friebe in's Dunkle thun und dem Feinde zu seinen Schüssen und Fiebern auf uns leuchten?“

Der Räuber fühlte den Vorwurf und schleuderte den Feuerbrand von sich. Im Nu war das Gewölbe von den Räubern leer, und Niemand als die alte Frau darin zurückgeblieben.

Aber jetzt verließ auch diese ihren Sitz, ohne jedoch den Räubern zu folgen. Mit einer über ihr Alter gehenden Hestigkeit warf sie sich vor einem der großen Kandelaber auf die Knie, hob die kramphast gefalteten Hände empor und stimmte, wie es schien, ein heißes Gebet an. Es lag ein Ausdruck von stolzer Freude in ihrem Gesicht, der mit der Scene außer dem Hause gar nicht in Einklang zu bringen war.

Denn das Geschrei ließ sich immer stärker und schneller hinter einander vernehmen. Es war offenbar der Ausbruch der heftigsten körperlichen Schmerzen eines einzelnen Menschen. Indes dauerte es nur kurze Zeit, so wurde die Stimme des Schreienden schwächer und verwandelte sich in ein klägliches Geästöhne. In demselben Verhältniß schien der freudige Ausdruck im Antlitz der betenden Alten zu wecheln.

Die Schmerzenslaute kamen näher, und die Stimmen der Räuber wurden hörbar. Rastlos Ungewißheit dauerte nicht lange. Die Räuber kamen und brachten den Giuliano geschleppt, der nur noch leise ächzte. Sie legten ihn auf den Boden und stiegen die Alte heftig an, daß sie helfen sollte. Sie sprang auf, legte einen irdenen Teller an das Feuer und ergriß ein Tuch vom Tisch, um solchen damit zu umwickeln und ihn dem Kranken auf den Bauch zu legen. Dieser schüttelte sich, wie ein Wurm, am Boden; doch dauerte seine

Dual nicht lange. Er bäumte sich noch einmal mit dem Bauch kramphast in die Höhe und verschied mit einem Ton, in welchem alle Verzweiflung körperlicher Schmerzen und der entschlichsten Gewissensangst vereinigt schien.

Dieser Tod erschütterte die Räuber sichtbarlich auf das Tiefste; nur der Benedetto betrachtete den Leichnam, welcher mit den vorgestriebenen Augen und der heraushängenden Zunge einen gräßlichen Anblick darbot, mit Gleichgültigkeit.

„Wir müssen der Alten seinen Antheil an unserer Beute lassen,“ brach der Räuberhauptmann endlich das Schweigen, „Damit sie dem Unglücklichen für ein christliches Begräbniß und für ein Duzend Seelmessen sorgt.“

„Das ist nicht nöthig, Hauptmann,“ erwiderte Benedetto. „Ich stehe dir dafür, er hat Geld genug in der Tasche, um die Kosten seiner Höllenfahrt selber bestreiten zu können.“

„Ich meine, dein Haß dürfte dem armen Teufel nun wohl Ruhe gönnen,“ sagte Costanzo. „Wie magst du auch glauben, daß ihm die Giccia Ririla einen Penny in der Tasche gelassen? Gehe, schweige so viel Geld, wie bei unsrer Einem nöthig ist für ein ehrliches Begräbniß.“

„Es kommt auf die Untersuchung an,“ versetzte der Benedetto und kniete zu diesem Zweck neben den Todten nieder.

„Wo suchst du denn?“ fragte der Costanzo. „Wer wird eine Tasche in der Weiche haben?“

Der Andere ließ sich jedoch nicht irre machen. Nach kurzem Herumtasten zog er auch wirklich aus einer Seitentasche, welche der Todte im Futter seines Wamms hatte, einen schweren Beutel hervor und reichte solchen dem Hauptmann.

„Respekt vor der edlen Schneidekunst!“ sprach dieser, indem er den Beutel in der Hand wog. „Bei Sanct Victorinus, diesen Schatz hätte Keiner von uns zu heben verstanden! Aber laßt sehen, wie groß der Reichtum ist!“

Mit diesen Worten schüttelte der Hauptmann den ganzen Inhalt des Beutels auf einen Havenceteller aus.

„Sag! ich's nicht?“ sprach der Benedetto triumphirend, „daß der feige Schurke sich den Ring des Bischofs zugeeignet? Aber du wolltest es mir nicht glauben, Hauptmann.“

„Wer sollt' auch denken, daß ein Räuber ein solcher Schurke sein könnte? Bei Sanct Victorinus, der Ring ist werth, die Hand der Herzogin von Ossana zu schmücken.“

Mit diesen Worten hielt er das Kleinod, in welches ein großer herrlicher Saphir gefaßt war, vor die Flamme einer Kerze und ließ ihr Licht durch alle seine Facetten brechen.

„Du wirst sehen, daß das Kreuz des Bischofs auch nicht fern

ist," sprach Benedetto und begann auf's Neue an dem Leichnam herumzutasten. Seine Vermuthung bestätigte sich auch gleich, und er brachte ein schweres goldenes, mit kostbaren Steinen besetztes Bischofskreuz unter dem Hemde des Todten hervor.

"Bei Sanct Victorinus!" rief der Hauptmann und nahm das Kreuz aus der Hand des Finders. "Da haben wir's! Und der diebische Schurke meinte noch, du hättest ihm Gift gegeben," setzte er, gegen den Benedetto gerichtet, hinzu. "Lag das Kreuz nicht in seiner linken Weiche?"

Als dieser es bejahte, fuhr er fort: "Da war auch kein Hauptschmerz! Aber nun wären wir noch ärgere Thoren, als er ein Schurke war, hätten wir ihm zum Danke dafür aus dem Hefefeuer. Sorgen wir lieber, nicht selber hineingezerrt zu werden! Wenn es euch recht ist, Kameraden, so verehren wir das Kreuz der Mutter Gottes von Voretto. Das kann uns gegen Galgen, Hefefeuer und die Hölle schützen!"

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und da der Hauptmann wieder vollkommen bei Sinnen war, so gedachte Keiner mehr des Vorschlags wegen der Reisenden. Vielmehr machten sie Alle Anstalt, sich zur Ruhe zu begeben. Der Hauptmann nahm zuerst sein Lager auf der niedrigen Mauer, die an der Wand hingelief, und seine Genossen wollten diesem Beispiel folgen, als er ausrief: "Schafft mir den todten Schuft aus den Augen! Er liegt eben so warm vor der Thüre!"

Die Andern verlangten, daß die alte Frau den Leichnam hinaustragen sollte. Sie weigerte sich jedoch auf's Hartnäckigste, und da sie auch offenbar zu schwach dazu war, so legten der Costanzo und seine Kameraden Hand an den Todten und trugen ihn hinaus. Der Benedetto äußerte den größten Widerwillen, ihn noch einmal zu berühren; dafür nahm er einen Feuerbrand aus dem Kamin und trat ihnen voran.

"Ich wußte wohl, daß ich dem Schuft heute noch in die Hölle leuchten mußte," sprach er lachend gegen den Hauptmann, "mir bin ich mit meiner Dienstfertigkeit schneller bei der Hand, als ihm lieb ist!"

Nach ihrer Rückkehr streckten sich diese gleichfalls auf die Mauer nieder, und bald war von Allen nichts mehr hörbar, als ihr lautes Schnarchen. So ferne lag diesen Menschen noch das Verwunsfsein ihrer Verworfenheit, daß sie den Schlaf mit einer Schnelligkeit fanden und mit einer Ruhe genossen, wonach die Unschuld so oft vergebens seufzt. Jaffier, der jede von ihren Bewegungen beobachtet und nur auf den Augenblick lauerte, wo Alle fest eingeschlafen sein würden, war selbst erstaunt, als er so schnell die Verhüllung gewann, deren er bedurfte.

Nachdem er versichert zu sein glaubte, daß die Räuber sämmtlich in diesem Schlafe lagen, schlich er sich fort, um das Gemach der Frauen aufzusuchen. Glücklicher Weise brach der helle Mondschein durch ein eingestürztes Stück des Daches in den breiten Gang ein, welcher nach demselben führte. Sein leises Pochen wurde sogleich gehört und sein flüchtiges Port erwidert, als er zum schnellen Ausbruch ermunterte. Die Frauen hatten den Lärmen der Räuber von Anfang an gehört und vor Angst kein Auge geschlossen.

Jetzt blieb noch die schwere Aufgabe, zu ihren Thüren zu gelangen, die im Hintergebäude standen. Vielleicht gab es einen Ausgang in der Nähe; aber wie ihn finden in der Nacht, ohne Licht und bei der Nothwendigkeit, jedes Geräusch zu vermeiden? In der That blieb kein Ausweg übrig, als das Wagstück, welches Jaffier vorschlug, sich gerade durch die Hausflur zu schleichen, in welcher die Räuber lagen. Laura erklärte sich im Augenblick bereit dazu; aber Jos fand das Unternehmen zu gefährlich. Umsonst versicherte ihr Jaffier, daß unter allen Gefahren, welche sie bedrohten, diese noch die geringste und das vorgeschlagene Wagstück das einzige Mittel ihrer Rettung sei. Erst als Laura den Weg ohne Weiteres antrat, und Jaffier Miene machte, ihr zu folgen, schien sie andern Sinnes zu werden. Sie ergriff Lauretta's Hand und folgte in einiger Entfernung; aber sie beschleunigte ihre Schritte erst, als sie die Andern schon glücklich an der Hausthüre angelangt sah. Jaffier warf jetzt noch einen Blick in die Hausflur zurück; da sah er die alte Frau einen Feuerbrand aus dem Kamin reißend und in das offene Nebengewölbe schleudern, das er mit Heu und Reiserväandeln angefüllt wußte. Es war die großmüthige Neugier eines einzigen Moments, die ihn zurücktreiben wollte; denn er erkannte sogleich, daß es der Eile jetzt mehr, als jemals bedurfte. Glücklicherweise er auch mit den Frauen den Stall im Hintergebäude, wo sie den Maulthiertreiber bereits beschäftigt fanden, seine Thiere aufzuräumen. Ob er, da er die Gefahr gemerkt hatte, diese erst marschfertig machen und dann die Reisenden wecken, oder ob er allein aufbrechen wollte, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Wenigstens wußte er, daß die Campieri schon vor Mitternacht in der Stille aufgebrochen waren, und hätte leicht ihr Beispiel ihm verfolgen können. Jaffier, welcher sie mit eigener Gefahr auffordern wollte, zu folgen, schenkte dem Maulthiertreiber nicht gleich Glauben und beruhigte sich kaum, als er ihm versicherte, die Campieri's und die Räuber spielten häufig unter einer Decke, und die übrigen seien so feige Memmen, daß sie nothwendig Spigebuben sein müßten, um ihre Haut nur einigermaßen sicher zu stellen in diesem Lande.

Die kleine Gesellschaft verließ glücklich die Räuberhöhle, in die sie gerathen war, und schlug den Weg durch das enge Thal ein,

welches sich hinter dem Haus in die Höhe zog. Auf beiden Seiten durch einen hohen Wald begrenzt, gewährte solches den Vortheil, daß sie sich in demselben verbergen konnten, sobald sich irgend eine Gefahr zu nähern schien. Der Maulthiertreiber hatte die zweckmäßige Vorrichtung gebraucht, die Schellen seiner Thiere mit Heu zu verstopfen, und da es immer auf Wieselgründe fortging, so zog die kleine Gesellschaft so leise einher, daß sie durch kein Geräusch verrathen werden konnte. Zudem warfen die Bäume ihre schwarzen Schatten über sie und gewährten eine Verborgenheit, welche beruhigend gewesen wäre, hätten sie den Weg gekannt, auf dem sie sich befanden. Zo'n genügte sie wenigstens nicht. Mehr als einmal bog sie sich angstvoll aus ihrer Einsamkeit heraus, um nach Jassien zu rufen, und so hätte sie die Gefahr nothwendig herbeiziehen müssen, wäre sie in der Nähe gewesen.

Auf einmal wurden die Reisenden durch einen hellen, hochrothen Schein erschreckt, welcher die Bäume vor ihnen erhellte und jeden Augenblick stärker wurde. Jassier hielt an und blickte um sich, woher die Wirkung kam. Da sah er unten in der Tiefe das alte Gebäude, aus dem sie eben entflohen waren, in lichten Flammen stehen. Es enthielt, wie es schien, große Vorräthe von Heu und Holz; denn das Feuer loderte mit solcher Gewalt von allen seinen Zimmern in die Höhe, daß die ganze Gegend weit umher fast bis zur Tageshelle erleuchtet wurde.

„Ich sage,“ sprach der Maulthiertreiber, „die Alte hat den Schmutz ein stilles Gefegener angerichtet, und bei Sanct Bernhardin von Siena, ich würd' es nicht löschen, wenn ich auch könnte!“

Die Reisenden waren die übrige Nacht hindurch ohne Aufenthalt fortgezogen. Der Morgen brach an, als sich das enge Thal, wo sie sich befanden, zu öffnen schien. Sie hatten den Rand des Waldes nicht verlassen, welcher dasselbe auf beiden Seiten begrenzte, indem sie sich vor der Verfolgung der Räuber noch nicht gesichert glauben konnten und bei dem ersten Zeichen von Gefahr in den Gebüsch zu verbergen gedachten. Inseß war die Sonne noch nicht lang aufgegangen, so zeigten sich an den Höhen leichte Nebel, welche sich schnell verdichteten und unvermerkt in die Tiefe niedersenkten. Bald hatten sie das ganze Thal eingeüllt, und die Fortsetzung des Wegs in einer völlig unbekannten Gegend schien jetzt doppelt bedenklich. Der Maulthiertreiber brachte die Gefahr zuerst zur Sprache und schlug Jassien vor, einen sichern Versteck im Walde zu suchen. Setzten sie ihren Weg im Nebel fort, meinte er, so könnten sie leicht in eine Richtung gerathen, welche sie den Räubern gerad' in die Hände führte. Wären diese ihnen aber auch auf der Spur, so möcht' es vielleicht am gerathesten sein, sie einen Vor-

sprung gewinnen zu lassen. Wenigstens getraut' er sich, am Boden zu erkennen, sollten sie während ihrer Nacht vorübergekommen sein.

Jassier konnte der Bemerkung des Mannes seinen Beifall nicht versagen und machte den Frauen den Vorschlag, einen Zufluchtsort im Walde zu suchen, bis der Nebel vorbei wäre. Obgleich kamen sie gerad' an das Bett eines Flusses, das sich in den Wald hinein zog und bei seinem niedrigen Wasser doch den Vortheil gewährte, daß ihre Spur darin verloren ging. Laura machte Jassien die richtige Bemerkung, daß sich Räuber wohl auch darauf verstanden, die Fußstapfen von Reisenden zu verfolgen; das Aufhören derselben im Flußbette würde für sie ein untrügliches Zeichen sein, daß die Fliehenden ihren Weg in demselben fortgesetzt hätten. Jassier fand Laura's Bedenken gegründet. Inseß wählte der Maulthiertreiber ganz richtig ein, daß sie auf jedem andern Wege sicher verloren wären, wenn man ihre Fußstapfen verfolgte; halt daß sie in dem Flußbette doch den Wechsellall für sich hätten, weil die Räuber nur eine der beiden entgegengesetzten Richtungen nehmen könnten. Da nun überdies Laura gleichgültig schien, welcher Entschluß ergriffen wurde, und Zo'n über dem Gedanken an einen Anheimgang alles Andere vergaß, so ließ man sich den Vorschlag des Mannes gefallen. Die kleine Gesellschaft wendete in das Flußbett ein und folgte demselben in ziemlich langen Krümmungen eine gute Strecke durch den Wald bis zu einer Stelle, wo sich das Ufer etwas erweiterte, und nur einige große Bäume im Nebel sichtbar wurden. Unter diesen befand sich sogar ein Kastanienbaum von ungewöhnlichem Umfang, der, von Innen halb ausgetaucht und ausgebraunt, eine behagliche Zuflucht gegen die Nebel und selbst gegen den Regen anbot. Ohne Zweifel hatten Hirten die letzte Nacht darin zugebracht, denn die herumliegende Asche war so frisch, daß noch einige Kohlen in derselben glimmten. Wenigstens gab der Maulthiertreiber die beruhigende Versicherung, daß rings um den Baum herum keine andere Spur, als von Ziegen zu erkennen, und der Ort daher auch nur von Hirten beincht sei.

Der Morgen war ziemlich früh, und die Frauen fanden es ganz angenehm, als Jassier die herumliegenden Stübe trockenen Holzes auf die glühenden Kohlen legte, und in Kurzem eine lustige Flamme emporloderte. Nun nahen den Lastthieren das Gepäck ab und legte solches zu bequemen Ecken um das Feuer herum. Jassier, der sich in diesem Geschäft bloß um Laura's Bequemlichkeit bekümmerte und die Sorge für Zo'n und Kaimetta'n dem Maulthiertreiber überließ, schien es der Ersten auch sehr zu Danke zu machen. Gegen ihre Gewohnheit rühmte sie das behagliche Bläthen, das er ihr eingerichtet; sie ward überhaupt gesprächiger, als sonst, und ob sie gleich ihre Unterhaltung fast nur an ihn allein richtete, so brach

sie doch nicht ab, wenn sich Zoë darein mischte. Hatte sich Jaffier nun bereits in den letzten Tagen mit der Bemerkung geschmeichelt, daß die geliebte Frau sich ihm allmählig mit größerem Vertrauen näherte, so wurden seine Hoffnungen fast zur Gewißheit, als er sie so auffallend verändert sah. Ja, er glaubte gar nicht mehr an seinem Glücke zweifeln zu dürfen, als sie ihm den silbernen Becher, welchen sie halb geleert, zum Ausrücken reichte. Eine solche Gunst war ihm noch nie von ihr widerfahren, und daß es weder in der Zerstreuung, noch in jener Unbekantheit geschah, durch welche die Frauen zuweilen, ohne das Geringste dabei zu denken, die Hoffnungen eines jungen Mannes zu ermuntern scheinen, bewies die ganze Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, und besonders ihr Benehmen gegen Zoë'n. Von dem Augenblick an, wo sie in der Vesten nicht mehr die Nebenbuhlerin haßte, mußte sich ihr Herz Weiberungen geöffnet haben, welche sie auch früher schon, mitten in dem größten Schmerz um Jacques Pierre's Liebe, nicht geradezu von der Hand gewiesen, sondern vielmehr mit dem Bedauern erwidert hatte, solche nicht nach ihrem ganzen Werthe belohnen zu können.

Indem die kleine Gesellschaft in dem hoblen Baume traulicher, als jemals, um das Feuer saß, wurde sie plötzlich durch die Töne einer Hirtenflöte erschreckt. Jaffier sprang augenblicklich vom Boden auf und trat mit gezeigtem Degen an die Öffnung. Ein Schweden eigener Art erwartete ihn hier; denn er sah in geringer Entfernung von sich eine Erscheinung, die ihn sein jugendlicher Unterricht und die antiken Kunstwerke augenblicklich für eine der Gottheiten des Alterthums, welche die Wälder bewohnten, erkennen ließen.

Das Volkchristenthum hat sich lange nicht von dem Gedanken zu läutern vernocht, daß die Götter des Heidenthums höllische Geister gewesen, welche die Welt regiert und der Religion Christi nur nach langem Kampfe die Herrschaft überlassen hätten. Man war der Meinung, daß ihre Existenz noch fortdaure, und daß sie auf alle Gelegenheiten lauerten, ihre Throne und Altäre wieder aufzurichten. Besonders hat sich der Glauben an die Satyrn oder die Waldtänzer, wie man sie nannte, lang erhalten und ist vielleicht in unsern Tagen noch nicht ganz ausgestorben. Erscheinungen, wie diejenigen, welche Jaffier nun vor sich hatte, waren auch ganz geeignet, um den Glauben an die ununterbrochene Existenz dieser Wesen zu bestärken und selbst ihn zu erzeugen. Die Erscheinung brauchte nur schnell an ihm vorüberzugehen, und er blieb sein Lebenslang überzeugt, daß er einen Satyr gesehen.

Auch der süßeste Muth hält manchmal nicht gegen Ueberraschungen aus, die einer übernatürlichen Ordnung der Dinge

anzugehören scheinen. Was aber einem Manne möglich ist, leistet er im Angesicht schöner und geliebter Frauen. So mögen es unsere Leser, auch ohne Jaffiers sonstige Herzhaftigkeit zu bezweifeln, erklären, daß er die Erscheinung fest in das Auge faßte. Es war ein alter Satyr von ungewöhnlich hoher Statur, der auf einem mit Moos bedeckten Felsen saß und einen Satyrknaben von vier Jahren auf dem Schooß hatte, den er die Sphinge zu blasen lehrte. Und auf daß nichts zu dem Wilde des Alterthums fehlte, hielt der Knabe den krummen Hirtenstab in der Hand und breitete eine Fische, welche bekanntlich dieser Gottheit geweiht war, ihre Reste aus über die kleine Gruppe.

Jaffiers Enttäuschung begann, indem ein alter Ziegenbock, welcher hinter dem Satyr gestanden, heruntersprang; denn damit waren die Hörner des Satyrs verschwunden. Indessen blieb immer noch genug von diesem übrig, um das sonderbare Gesicht festzuhalten. Es war eine Scene aus dem häuslichen Leben jener Halbgötter, mit denen die sinnigen Alten die dunkeln Haine und die stillen Felsgründe bevölkerten.

Jaffier gab den Frauen ein Zeichen, sich zu erheben, um den merkwürdigen Anblick mit ihm zu theilen. Beide kannten die Vorstellung der Satyrn durch die vielen antiken Kunstwerke ihres Vaterlands und waren in dem Glauben aufgewachsen, der sich dort aus dem Alterthum erhalten, daß diese Wesen den Menschen durch die Schrecken tödteten, welche sie verursachen können. Zoë wäre darum nahezu beim Anblick dieser Gruppe in einen Schrei des Entsetzens ausgebrochen, und auch Laura trat in der Ueberraschung einen Schritt zurück. Um ihnen Muth zu machen, ging Jaffier hinaus und redete den alten Satyr an. Dieser setzte den Knaben auf den Felsblock und erhob sich, um ihm Nede zu stehen.

„Ihr habt einen gelehrigen Schüler,“ begann Jaffier.
„So weit es das zarte Alter erlaubt,“ war die Antwort. „Was man im Leben braucht, kann man nicht früh genug erlernen.“

„Nun, ich will es nicht tadeln; aber ich meine doch, daß es nöthigere Dinge zu lernen gäbe.“

„Es soll mir lieb sein, wenn ihr mir sie nehmen wollt. Ich für meinen Theil habe nie mehr gelernt und nie mehr gebraucht. Zum Dichten hab' ich keine Anlage; die Lust dazu hätte mir nicht gefehlt. Aber wer kann singen und blasen zugleich? Und wenn ich die Wahl habe, ist mir das Blasen doch lieber.“

„Ein schöner Gesang, sollt' ich meinen, wäre nicht zu verachten.“

„Wer verachtet ihn denn? Aber das Vieh hört lieber blasen, als singen und gedeiht auch besser dabei. Ihr solltet mir die Ziegen meines Nachbarn Pepe sehen. Mager und träg und krautig schlei-

dritten versprach er ihnen bessere Weiden. Diese tröstete sie für den Regen, jene machte ihnen die Hitze erträglich, und wenn der Wind zu frisch wurde, ermunterte er sie durch eine andere zum Springen und Tanzen. So äußerte die Bemerkung, daß er ordentlich die Lust in ihr erweckte, eine Ziege zu sein. Wir hüten uns aber wohl, den Wunsch zu wiederholen, den er für diesen Fall aussprach; er war des Satyrcharakters würdiger, als Alles, was wir sonst von ihm gehört und gesehen.

Auf Zassiers Erkundigung nach dem Weg, den sie nach Popoli zu nehmen hatten, riefi ihnen der Hirte, das Flußbette gar nicht zu verlassen, indem sie in demselben am schnellsten und sichersten dahin gelangten. Da das Wasser ganz ausgetrocknet sei, meinte er, so könnten sie auch an denjenigen Stellen fortkommen, wo sich der Fluß zwischen eng zusammenlaufenden Felsen durchdrängte; nur müßte das Wetter gut bleiben und kein schneller Regen eintreten. In diesem Fall schwellte das Wasser in wenigen Minuten zu einer Höhe und Gewalt an, gegen die kein Widerstand möglich wäre. Jeder sei verloren, den der Strom an einer Stelle faßte, wo er sich nicht in die Breite ergießen könnte, und auch da war es noch immer eine bedenkliche Sache, von der wachsenden Flut ergriffen zu werden.

Nachdem der Hirte diese Ansichten mit hinlänglicher Breite auseinander gesetzt, schlug der Mantlhirtreiber vor, zu warten, bis sich über das Wetter des Tages urtheilen ließe. „Bleibt der Nebel an den Finnen hängen“, setzte er hinzu, „so ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß er noch am nämlichen Tage als Regen niederfällt. Indes glaub' ich nicht, daß dies heute geschehen wird; man müßte doch auch einem Wetterzeichen begegnen, und ich habe diesen ganzen Morgen noch so wenig von einem Frosche gesehen, als von einer Gilade gehört.“

Nach einigen Stunden war es am Himmel helle geworden, und Zassier ermunterte zur Fortsetzung der Reise. So fand es so bebaglich, daß sie noch nichts vom Aufbruch hören wollte und über seine Aengstlichkeit lachte, als er nach den höchsten Bergspitzen deutete, die in dicke Dünste gehüllt waren. Indes blieb ihr nichts übrig, als sich in die Nothwendigkeit zu schicken, da das Gepäck bereits aufgeladen war, und Laura selbst im Begriff stand, ihre Sänkte zu besteigen. Sie verarg ihren Unmuth über die Einigkeit der beiden Andern und tröstete sich ohne Zweifel mit dem Gedanken, daß es ihr als Herzogin von Venedig nicht an Gelegenheit fehlen würde, diese Gleichgültigkeit gegen ihre Wünsche zu vergelten.

Nachdem sie den Weg geräume Zeit ruhig fortsetzt, hielt Fabrizio das vorberthier auf einmal an, worauf der ganze Zug stille stand. Ohne die Fragen nach dem Grunde dieser Zögerung zu beantworten, warf er sich der Länge nach auf den Boden nieder

und hielt sein Ohr an die Oberfläche. „Ich sage, es ist kein Zweifeln“, sprach er, als er nach kurzer Weile wieder aufstand, „daß sich Berde oder Mantlhirtiere nähern, und dann befinden sich auch Menschen dabei. Indes sind sie noch ziemlich fern, und wir haben Zeit, ihnen auszuweichen; nur müssen wir die entgegengesetzte Richtung nehmen. Lasset uns die dunkle Seitenchlucht einschlagen; wäre man uns auch schon auf den Fersen, so ist das Gebüsch in derselben doch so dicht, daß wir uns sühlig darin verbergen können.“

Ohne ein Wort zu erwidern, eragab sich die kleine Gesellschaft in die Aenderung und drang in das Dichte ein. Es geschah nicht ohne Schwierigkeit. Das Gebüsch bestand aus jungen Steineichen, deren stachelichte Blätter bei dem gewalttamen Durchdringen sehr lästig wurden. Zassier zog sein kurzes, messerartiges Schwert, das ihm nach Seemanns Sitte an der Seite hing, und trat dem Zuge voran, um ihm eine Bahn zu öffnen. Der Mantlhirtreiber beschwor ihn aber, solches zu unterlassen, da das Geräusch sie leicht ihren Verfolgern verrathen könnte, und stellte sich selbst an die Spitze des Zugs. Gewöhnter an solche Verlegenheiten, wußte er die Wendungen des Gebüsches zu benutzen, um unbehindert durchzudringen, und die Thiere schlossen sich, nach ihrer Weise, eins hinter dem andern gehend, an. Nachdem sich der Weg auf diese Art eine gute Weile fortgezogen, lichtete sich das Gebüsch auf einen moosigen Grund hin, wo nur einzelne, hohe Büsche standen. Plötzlich befanden sie sich auf einem ziemlich stark betretenen Pfade, der in der Schlucht in die Höhe führte. Kastanienbäume zeigten sich an den miltäglichen Abhängen, und die ganze Natur schien überhaupt ein milderes Ansehen zu gewinnen. Offenbar näherte man sich besser bekannten und bewohnten Gegenden, und die Reisenden überließen sich bereits der Hoffnung, daß sie der nächsten Gefahr entronnen seien.

Indem sie ihren Weg nun rascher fortsetzten, erweiterte sich die Schlucht immer mehr. Bäume und Gebüsch traten zurück, und ein schöner Wiesenplan nahm sie auf. Gleichzeitig fielen ihnen aber auch mehrere Züge von Menschen in die Augen, welche von verschiedenen Seiten der Höhe herabstiegen und ihnen schon so nahe waren, daß es zum Umkehren zu spät gewesen wäre. Alles hatte jedoch ein so ruhiges und friedliches Ansehen, daß jede Besorgniß schwinden mußte, und als sich sogar einige Gruppen singend näherten, deren einfache und feierliche Weisen dem Kirchengesang anzudeuten schienen, konnte die kleine Gesellschaft nicht mehr zweifeln, daß sie sich irgend einem Gnadenorte näherte. Sie erwartete jeden Augenblick, daß eine Kirche oder ein Kloster, als das Ziel dieser abnächtigen Wanderer, sichtbar werden würde.

Je weiter sie kamen, desto größer wurde die Zahl der Begeg-

neiden. Das stille, bescheidene Benehmen Aller und die freundlichen Grüsse derselben wollten jedoch immer weniger zu den gewöhnlichen Besuchen passen. Auch war kein Gebäude zu erblicken, und das Gebirg umschloß das kleine Thal so nahe, daß nicht einmal Raum für ein solches vorhanden gewesen wäre. Sämmtliche Wanderer schienen ihr Ziel hier erreicht zu haben, indem sie, nach Begrüßung der früher Angelangten, sogleich Platz auf dem weichen Rasen oder im Schatten der Bäume nahmen. Die größte Gruppe der Ruhenden saß unter einer ungeheuren Eiche, deren Aeste einen großen Theil des Hintergrundes überschatteten. Andere Reisenden hatten sich derselben noch nicht genähert, als sich auf den Schall einer kleinen Glöde, die aus dem Baum ertönte, alle Eigende erhoben, und die noch Entfernten ihre Schritte sichtbar beiläufig, um sich an jene größere Zahl anzuschließen.

Zaffier befaßl dem Waulthiertreiber zu halten und fragte ihn, was es wäre? „Was wird's sein, Herr?“ erwiderte dieser mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit. „Ich sage, es sind Keger, und nicht von den schlimmsten. Ich kenne Christen genug, unter denen mir in einer solchen Wildniß nicht wohl zu Muthe sein würde.“

Das Wort Keger brachte die Frauen, besonders die Duegna Rosina, in große Aufregung. Zum erstenmal stimmte sie mit Zo'e'n zusammen, welche meinte, daß man umkehren müßte.

„Ich sag' euch, ihr braucht euch nicht zu fürchten,“ fuhr Fabrizio fort. „Ich bin ein so guter alter Christ, als Einer, und wenn sie mich ungeschoren lassen, werden sie euch so wenig ein Haar krümmen, als meinen Thieren.“ —

Zaffier erklärte, daß es in jedem Falle zu spät zur Umkehr sei. Ueberdies hätten die Leute alle ein so friedfertiges und gutmüthiges Ansehen, daß es wohl am besten wäre, sich zu benehmen, als ob man zu ihnen gehörte. Laura stimmte in seine Ansicht ein, und so blieb Zo'e'n nichts übrig, als sich in Weider Willen zu ergeben. Obnedies ver sprach sich ihre Venzgerde eine besondere Nahrung; indem sie gar nicht zweifelte, daß hier Dinge vor sich gehen würden, welche sie noch nie gesehen.

Eine schöne Ulme, die seitwärts am Wege stand, lud die kleine Gesellschaft ein, Platz unter ihrem Schatten zu nehmen. Der Waulthiertreiber spannte seine Thiere aus und ließ sie grasen. Die Frauen aber setzten sich hinter Zaffieren und saßen mit bänglicher Erwartung den Dingen entgegen, welche kommen sollten.

Die Gruppen in ihrer Nähe vermehrten sich mit jedem Augenblicke. Bald saßen unviele Reisenden mitten unter einer Menge von Ankömmlingen, welche sich nach freundlichen Grüßen ohne Umstände neben sie lagerten. Die Kinder, welche mitgenommen waren, machten schnell Bekanntschaft mit Lauveta'n, und es kostete Mühe,

die Letzte zurückzuhalten, daß sie sich nicht allem Muthwillen ihres Alters und Temperaments überließ. Nur das stille Wesen der übrigen Kinder, welche sich mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Schüchternheit benahmen, setzte ihr Schranken. Und als die Gesellschaft, je mehr sie wuchs, desto stiller wurde, und auch Zo'e ihre Fragen nur kurz und leise beantwortete, legte sie sich in den Schooß derselben und schlief in Kurzem ein.

Zaffier und seine Begleiterinnen wußten noch immer nicht, was sie aus der Gesellschaft machen sollten, in die sie gerathen. Die Ankömmlinge waren offenbar großentheils Personen aus entferntern Gegenden und sämmtlich von verschiedenen Klassen, wenn auch weniger des Standes, doch gewißlich der Wohlhabenheit. Es blieb zweifelhaft, ob sie sich gegenseitig nur kannten. Ihre erste Begrüßung gegen einander war freundlich; aber sie verrieth nicht die geringste Vertraulichkeit. Man nahm ohne Umstände neben einander Platz, als ob man zusammen gehörte. Selten knüpfte sich ein Gespräch an. Alles hatte den Anschein, als ob sich Niemand seiner natürlichen Laune hinzugeben wogte. Dennoch zeigte sich keine Aengstlichkeit, wenn auch offenbar eine geheime Schranke Jedermann zurückhielt. Sie schienen auf etwas zu warten, das Aller Stimmung beherrschte. Man konnte sich ihnen am besten an eine Gesellschaft wohlgebildeter Männer erinnern, welche jeden Augenblick der Ankunft eines Höhern, dem sie mit Liebe und Ehrfurcht zugethan sind, entgegenzehen.

Es mochten mehrere hundert Menschen auf diese Weise versammelt sein, als der Schall des Glöckchens zum zweitenmal aus den Aesten der großen Eiche ertönte. Diese Töne schienen für sämmtliche Anwesende ein bedeutungsvolles Zeichen; denn Aller Blicke richteten sich nach dem Baum, als ob von da noch etwas weiter erfolgen sollte. Nach einer kurzen Weile ließ sich dasselbe Glöckchen zum drittenmale vernehmen, und es war kaum verstummt, so erhob sich eine wohlklingende, männliche Stimme in einem Gesang, in welchen, nach den ersten Worten, die ganze, versammelte Gesellschaft einfiel. Zaffier erkannte mit Erstaunen in dem gesungenen Lied seine Mutterprache, jedoch in einer ihm völlig fremden Mundart, die er Mühe hatte, zu verstehen. Der Gesang war überaus einfach und sanft und rührend. Ohne lauter zu werden, schwoll er gleichsam immer mehr und mehr an durch die Zahl der Stimmen, welche sich allmählig mit ihm vereinigten. Der Inhalt war religiös, und der Charakter der Töne der Ausdruck einer milden Trauer. Unwillkürlich mußte man sich an jene Klagelieder der frühesten Vorwelt erinnern, in welchen ein gefangenes Volk unter den Weiden des feindlichen Stromes seine Sehnsucht nach dem Vaterland und sein brünstiges Flehen zu Gott um Rückkehr dahin ausdrückte.

Dieser Gesang ergriß Laura'n mit der ganzen himmlischen Gewalt, welche den alten Kirchengesängen inne wohnt, wenn wahrer Andacht und kindlich frommer Sinn die Singenden beselen. Ihr ganzes Wesen schien sich zu erweiden; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und der Schmerz, der ihr Inneres so lang umhüllt hatte, schien sich Luft zu machen. Eine sanfte Wehmuth, gleich der Trauer über einen Verlust, der, wie groß er auch war, doch eine süße Erinnerung zurückgelassen, breitete sich immer weiter aus in ihrem Innern. Endlich sagte sie unwillkürlich die Hand der schlafenden Lauretta, deren Arm von Joe's Schooß in das Gras hinunter hing. Mit neuer Gewalt begannen jetzt aber auch die Thränen der unglücklichen Frau zu fließen, und in gleichem Maß kehrte die Ruhe zurück in ihre Brust. Es war ihr, als hätte sie einen großen Gewinn gemacht für ihr ganzes Leben, und die Abmüdig süßer Muttergefühle kehrte auf einen Augenblick in einem Herzen ein, das solche nie in ihrem ganzen Umfang gekannt hatte.

Auf Jaffiers wirkte der Gesang, wenn auch nicht mit der Macht des Schmerzens, doch mit aller Gewalt heimatlicher Erinnerungen und liebenden Mitgeföhls mit der Frau, an der seine ganze Seele hing. Unwillkürlich bestete sich sein Blick auf die verschlungenen Hände der Mutter und des Kindes. Ohne daß er es sich klar bewußt war, dünkte ihm solches ein Zeichen des Glücks, das auf er hoffte, und Andacht und Liebe schmelzen so innig zusammen in seinem Herzen, wie es nur immer geschehen kann, ohne daß das höhere Gefühl vom dem niedrigeren zu borgen scheint, und dieses seiner Armut gegen jenes inne zu werden braucht.

Wie merkwürdig weit entfernt war Joe's Stimmung von diesen Geföhlen ihrer Begleiter! Der Gesang hatte sie im Anfang durch seine Neuheit angeregt. Sie fand ihn sogar angenehm; nur empfand er ihr bald zu monoton. Seine Dauer langweilte sie, und so benutzte sie die Andacht, womit Aller Blicke zu Boden gerichtet waren, um die irdigen mit desto größerer Freiheit zu gebrauchen und die Anwesenden allmählig sämmtlich durchzumustern. Alles war jedoch so fremdlich für sie, daß sie sich die Erscheinung durchaus nicht zu erklären vermochte. Nur dünkte es ihr fast lächerlich, als ihre Augen auf Donna Rossina fielen, welche den Rosentanz unter den Fästen ihres langen Schleiers hielt und ihn mit sichtbarer Angst abtobete. Die muthwillige Beobachterin meinte von Zeit zu Zeit ein Bändel im Arme der Diegna zu bemerken, als ob er sich erheben wollte, um sich durch ein Paar Kreuze gegen die unheimliche Nähe rings um sie zu schützen, und sich triumphhaft zurückzuziehen, wie aus Furcht, daß er eine Art von Andacht, welche hier nicht an ihrer Stelle wäre, verrathen könnte.

Der Gesang schloß endlich, nachdem er lange gedauert, und

eine tiefe Stille trat ein, welche nur durch das leise Säuseln der Lüfte in den Wipfeln der Bäume unterbrochen wurde. Man schien auf etwas zu warten, das unter der großen Eide vorgehen sollte. Joe's Neugierde, die sich im Anfang nur auf Wiederholung des Geläutes gefaßt hatte, stieg auf's Höchste, als ein alter Schäfer vom Gebirge mit einer Rolle Papier in der Hand aus der Gruppe heraustrat und sich vor den Stamm der Eide stellte. Der Mann war fast ganz in Schafspelz gekleidet, und dessen langes Haar nach Außen gewendet; nur hing ein brauner Mantel, welcher ihn kaum bis an die Knie reichte, von seinen Schultern.

„Es sind heute siebenzig Jahre,“ begann der Alte, „als ich mit vielen eurer Väter und Mütter an dieser Stelle versammelt war. Nur meine Tage hat der Allmächtige gekürzt, und ich bin allein übrig von allen jenen Frommen. Ohne Zweifel solltet ihr aus dem Mund eines Augen- und Ohrenzeugen die letzte Botschaft vernehmen, welche der fromme Märtyrer, Louis Pascal, an unsere kleine Herde gerichtet. Seit jener Zeit hat mich eine schwere Sicht an mein Lager gefesselt. Endlich ist die Krankheit der Nacht des Gebets und der Fürbitte der heiligen Märtyrer, die für unsern Glauben gestorben sind, gewichen. Was so viele Jahre meinen einzigen Trost und meine Erquickung ausgemacht, will ich euch heute mittheilen. Es ist ein Stück der heiligen Schrift, wie es der fromme Mann in unsere Sprache übergetragen und mit Auslegungen begleitet hat.“

Und nun begann der alte Schäfer mit einer über sein Alter kräftigen Stimme die Verrückung aus dem Evangelium Mattäi abzulesen. Die Uebersetzung war im höchsten Grad einfach, und die meisten Verse begleitete eine kurze Erläuterung, von der wir unsern Lesern nur Einiges zur Probe mittheilen wollen.

„Es ist, als ob der Heiland diese drei Verse ganz besonders zu uns gesprochen hätte, meine Christlichen Brüder. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, spricht er; denn das Himmelreich ist ihnen. Unter Gerechtigkeit aber müßet ihr den christlichen Glauben verstehen, und so nennt der Herr selig alle Diejenigen, die um ihres Glaubens willen verfolgt werden. Selig nennt er sie, und damit meint er nicht die ewige Seligkeit; denn wie könnte die ewige Seligkeit gegen die größten Uebel der Zeitlichkeit abgewogen werden? Unter dieser Seligkeit ist die Freidigkeit des Geistes verstanden, welche den Frommen unter den größten Leiden zu erfüllen pflegt. Es ist die Seligkeit, in der die drei Männer, als sie in den feurigen Ofen geworfen wurden, zu singen und Gott zu loben und zu preisen begannen. Es ist die Freidigkeit, womit die Christen in den großen Verfolgungen der heidnischen Kaiser die größten Qualen ertrugen, und die auch uns erfüllen wird, wenn

uns das Glück bestimmt sein sollte, für unsern Glauben sterben zu dürfen. Die heilige Uelunde will aber diese Freudigkeit nicht erklären, sondern nur sinnlich begreiflich machen, indem sie sagt, daß der Engel des Herrn zu Maria und seinen Genossen in den Hohen getreten sei und die Lust in denselben gemacht habe, wie einen wehenden, kühlen Thau. Denn wozu hätte der Glaube, wenn seine Thaten nur durch Wunder der Engel des Himmels möglich wären? Der Glaube durch That Wunder, und er thut sie, wo er ein Gemüth mit seiner höchsten Kraft erfüllt."

"Diese Freudigkeit des Geistes sind wir Alle schon lange inne geworden; denn Niemand ist unter uns, der nicht Verfolgungen ausgestanden und täglich ausstände. Der Verfolgung ist nämlich gar mancherlei, und die Uebermacht, die uns zwingt, uns in die Sünden zu flüchten, wenn wir den Herrn loben und preisen wollen, ist Verfolgung gegen uns aus. Auch das ist Verfolgung, wenn sie unserem einsamen Gottesdienste Abfrachten heimst, die uns so fremd sind, daß wir gar nicht wissen, was sie damit meinen, während wir doch nur die Lehre befolgen, welche der Herr seinen Aposteln gab, als er sie ausandte, um die Nähe des Himmelreichs zu verkündigen. „Wenn sie euch aber verfolgen in einer Stadt," sprach er zu ihnen, „so flieht in eine andere." Es ist die Verfolgung, von welcher der Herr weiter spricht: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und reden allerlei Übels von euch." Ihr muß Alles, was sie also von uns reden, Erfindung von Haß und Bosheit oder, wie wir lieber glauben wollen, nur Mißverstand, Mißdeutung und Erfindung des Unverständs sein. Aber nicht genug, daß ihr darum selig seid, d. h., daß die hohe Freudigkeit des reinen Gewissens und des festesten Glaubens euer Herz erfüllt, sondern der Herr setzt auch noch hinzu: „Seid fröhlich und getrost, es wird euch wohl belohnt werden im Himmel." So leicht macht es der Herr den frommen, jede Schickung zu bestehen, die er über ihr kurzes, zeitliches Leben zu verhängen für gut findet!"

„Es wird euch belohnt werden im Himmel," spricht der Herr; „denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen —"

„Und wohl dürfen wir hinzulegen," unterbrach sich der alte Schächer selber, indem er die Rolle Papier, die er in der Hand hielt, sinken ließ; „wohl dürfen wir hinzulegen: so haben sie auch verfolgt die Propheten, welche nach ihnen kamen. In eurer aller Gedächtniß ist, was die Glaubenshelden, an deren Spitze die unsterblichen Märtyrer Pascal und Wergine standen, erduldet. Dieser mußte Hinzusitzen sterben im Gefängniß zu Geseña, weil er den Herrn, an den er glaubte, nicht verleugnen wollte. Pascal versuchte der Papst selbst zu Rom, erst mit allen möglichen Lockungen und Versprechungen, dann mit Drohungen und Qualen, bis er ihn, als er un-

erschütterlich blieb in Demuth und Freudigkeit seiner Ueberzeugungen, den Tod in den Flammen sterben ließ. Aber nicht Jeglicher von euch weiß, wie Andere aus den Gemeinden der unsterblichen Märtyrer ihren Glauben mit dem Tode versiegelt. Da seht ihr, wie das Alter meine Augen ausgetrocknet; wie faunt' ich sonst diese Namen nennen, ohne zu zerfließen in Thränen? Deinen Namen, du standhafter Etienne Charlin, dem sie wohl in der Hölle die Eingeweide aus dem Leibe zu reißen, aber dessen Lippen sie kein Wort der Verleugnung seiner Lehre zu entwenden vermochten! Und den demigen, du edler Dulder Marron, welchen sie so lange mit kleinen Ketten gezeißelt, bis ihnen selber die Kraft ausging. Vor deinen Augen schlachteten sie dein zartes Söhnchen Charles, wie ein armes Lamm, das nicht weiß, wie ihm geschieht, und vor deinen Augen führten sie dir den Sohn Henry von dem höchsten Thron herab, daß er zerstückt niederfiel zu deinen Füßen, und sein herumsprühendes Gehirn dir die Augen klemmte! Grimmig über deine unüberwindliche Standhaftigkeit, schlugen sie dich mit Feuerbränden aus dem Holzstöße todt, welchen dich ihre rasende Ungeduld nicht mehr bestiegen ließ! Ach, welche Wehmuth erfüllt mein Herz, wenn ich deiner gedente, mein sanfter Bernardin Comte! An dir haben sie verübt, was du nicht gegen ein Thier zu verüben für möglich gehalten hättest! Nadt zogen sie ihn aus, die Unmenschen; mit Harz bestrichen sie seinen ganzen Leib und zündeten es an. Aber auch unter diesen Qualen, als die Flamme hoch emporflog an ihm, betete er noch für sie: Herr, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Bei diesen Worten fiel die ganze Versammlung wie von einem Gefühle dahin gerissen, auf die Knie nieder und rief: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Eine tiefe Stille folgte auf diesen Ausdruck des edelsten, christlichen Gefühls, und nur das leise Schluchzen einiger Personen, die eine besondere Wehmuth ergrieffen, blieb hörbar. Da brach auf einmal eines der Kinder, wie wenn es sich bieder mit Gewalt zurückgehalten, in ein lautes Weinen aus. Und es war, als ob es das Zeichen für die übrigen Kinder wäre, die nun sämmtlich in dasselbe einsielen. Ein großer Schmerz schien die zarten Gemüther ergrieffen zu haben. Er wuchs recht eigentlich durch ihr Zusammenstimmen, und es lag ein Ausdruck von Verlassenheit in ihrem Weinen, der erschütternd war und allmählig die ganze Versammlung ergrieff, so daß sich zuletzt diese Hunderte von Menschen wie in Thränen auflösten. Selbst unsere kleine Reisegesellschaft widerstand dem Mitgefühl nicht, und so gerieth in ein so heftiges Schluchzen, daß es wahrhaft krampfhaft wurde, und sie sich niederlegen mußte in das Gras, um ihre aufgeregtten Nerven einigermaßen zur Ruhe zu bringen.

„Ich kann nicht weiter,“ sprach der alte Schäfer, nachdem die Versammlung ruhiger geworden. „Ist Einer unter euch, der Etwas zur Erbauung der Gemeinde zu sagen weiß, so nehme er meine Stelle!“ —

Darauf trat ein Mann hervor, der auch schon des Lebens Mittageshöhe weit überschritten. Er hatte das Ansehen eines Städters, und in seinem Anzug überhaupt etwas Freundartiges, das ihn auffallend von der Kleidung der Uebrigen unterschied.

„Mit eurer Günst' möcht' ich wohl das Andenken eines anderen Märtyrers unseres Glaubens bei euch erneuern,“ begann der Redner. „Manche von euch haben ihn noch selber gekannt, und Andere kennen diejenigen, welche seinen Namen tragen in diesen Lande. Er hat seinen Glauben nicht mit dem Märtyrertode versiegelt, sondern starb auf dem Krankenbett, umgeben von Personen, die Alle gern ihr eigenes Leben für das seinige dahin gegeben hätten.“ Aber seine Krankheit in der Zeitschickel war mit Prüfungen angefüllt, die mehr Muth und Kraft des Glaubens erforderten, wenn sie bestanden werden sollten, als die grausamsten Martern, welche die Feinde gegen uns anwenden können. In Größe und Reichthum leben, geachtet und geliebt sein von Königen und Kaisern, geliebt von einem, über Alles geliebten Vater, angebetet von einer angebeteten Gemahlin und verehrt von schönen und hoffnungsvollen Kindern; und von allem diesem Glück sich freiwillig losreißen, um des Evangeliums willen, und diesen Kampf mehr, als einmal, und jedesmal mit Sieg bestehen — wahrlich, ich sage euch, Wenigen wird solche Prüfung zugemutet werden, und ein Zweiter wird sie so leicht nicht wieder bestehen!“

„Nur mein geliebter Herr, — ja, ich darf ihn meinen Vater nennen; denn er ist mir mehr ein Vater, als ein Gebieter gewesen: — nur Don Galeazzo Garaciolo, der Sprosse aus der alten Heldenfamilie, war solchen Kampfe gewachsen.“

„Wer kennt nicht die Garaciolo's, nicht nur in Neapel, sondern in Italien und in der ganzen Welt? Don Galeazzo'n aber kannte Niemand besser, als der Kaiser selbst; denn auch er war ja der neuen Lehre zugefallen und ist noch im Tode deshalb von der Inquisition verurtheilt worden. Don Galeazzo war Kämmerer des Kaisers und lebte manche Jahre an seinen Hoflagern in Italien, in Spanien, in den Niederlanden und in Deutschland. Früh ward er mit Donna Vittoria, der Tochter des Herzogs von Neversa, vermählt. Schöne, kluge, wohlgeartete Kinder entsprossen der glücklichsten Ehe.“

„Aber wie mag Reichthum und Ehre, Gatten- und Vaterglück Demjenigen genügen, dem Alles fehlt? Galeazzo hatte die neuen Lehren in Deutschland kennen gelernt; Giovanni Valdes bestärkte

ihn in denselben, und Pietro Martire Vermiglio knüpfte ihn durch seinen Unterricht an sie auf ewig.“

„So verließ er Neapel, den Kaiser zum letzten Mal begleitend an sein Hoflager zu Augsburg. Anstatt ihm nach Brüssel zu folgen, nahm er den Weg nach Genf und schwor die Erbhüner ab, in welchen er geboren und aufgewachsen war. Er schloß eine enge Freundschaft mit dem großen Mann der Kirche, Johannes Galvinus, welche den Menschen sichtbar bis an des Letzten Tod dauerte und in dem schönern Leben ihre höchste Weihe erhalten hat.“ —

„Ich wolte von Kampf und Sieg reden,“ fuhr der Sprecher nach einer kleinen Pause fort, „und rede von Glück und Ruhm. Aber wer kann sich enthalten, des Glanzes solcher Freundschaft zu gedenken, wenn das Gedächtniß eines frommen Märtyrers erneuert wird? Darum laßt mich zuerst euch sagen, wie die Hölle tobte, als sie diesen Verlust erfuhr. Freilich vermochte sie nichts gegen den edelsten Theil der Besitzungen Don Galeazzo's, gegen die Schätze, die er in sich selber trug. Desto gieriger warfen sich ihre Diener vom königlichen Hof aus und von der römischen Inquisition auf die reichen Herrschaften, die er bereits besaß, und die reichern, die er noch von seinem Vater erben sollte. Sie verlagten ihn des Hochverraths an Kirche und Thron und sprachen ihn und seine Kinder aller reichen Leben verlustig, welche sich in seinem Hause befanden.“

„Auch seine Kinder erklärten sie dieser Leben verlustig, sage ich euch; denn wie leicht hätt' er sonst ihren Verlust verschmerzen können? Seines Vaters Zimmer, als er der angestammten Besitz des alten Hauses an die Krone zurückfallen sah, war grenzenlos; denn wo ist die Schwarte großer Schmerzen für diejenigen, welchen die Tröstungen des Evangeliums unbekannt sind? Da machte sich der alte Marschese selbst auf, um sich an das Hoflager des Kaisers zu begeben und, wenn nicht Gnade für seinen Sohn, doch Barmherzigkeit für seine Enkel zu erlangen. Er beschwor Don Galeazzo'n in einem Briefe, daß er auf dem Wege dahin mit ihm in Verona zusammentreffen möchte. Kommt es eine Bitte geben, welche der fromme Sohn seinem Vater weigerte, verlangte er ein anderes von ihm, als das Opfer seines Glaubens?“

„Vater und Sohn trafen in Verona zusammen, und meinem Vater, der von seiner Geburt bis zu seinem Tode Don Galeazzo'n nie verlassen, fielen sich jedesmal die Augen mit Thränen, so oft er dieser Zusammenkunft gedachte. Unsenft erschöpfte der alte Marschese jedes Hilfsmittel von Liebe und Zorn, von Bitten und Drohen an des Sohnes Standhaftigkeit. Don Galeazzo setzte seinen Thränen Bitten um Vergebung, seinem Zorne Sanftmuth, seinem klüden Segen entgegen. Da rief der unglückliche Vater in seiner Verblendung die größten Schriftgelehrten der katholischen Kirche zu

Hülfe, um den Sohn von der Falschheit seines Glaubens und von der Wahrheit des ihmigen zu überzeugen. Vergebliches Bemühen! Vater und Sohn trennten sich, und der Vater setzte seine Reise an das kaiserliche Hoflager allein fort, um wenigstens seinen Enkeln die Reichthümer des alten Hauses zu retten.“

„Und was geschah, meine Brüder? Man müßte in den alten Zerthümern der römischen Kirche besangen sein, um die ganze Gefahr zu ermessen, die nun der evangelischen Standhaftigkeit Don Galeazzo's drohte. Denn zu dieser Zeit bestieg sein Großvater, unter dem Namen Paul IV., den päpstlichen Thron, und eine der ersten Sorgen der stolzen Verblendung des Papstes war dahin gerichtet, den nahen Verwandten dem Glanze seines Glaubens und seines Hauses wieder zu gewinnen. Leicht ist ja zu ermessen, welche ein Flecken es dem römischen Glauben dächte, daß ein Caracciolo von ihm abgefallen war, und wie viel größer derselbe dem stolzen Priester erscheinen mußte, wenn die neue Lehre bei seinem Großvater ihren Reiz behielt über alle Versuchungen weltlicher Größe. Auch der alte Marschese hoffte, daß sein Sohn jetzt nachgiebiger sein würde. Er schrieb ihm, und bat um eine neue Zusammenkunft. Don Galeazzo konnte seinem Vater nur Eines verweigern, und dies Eine forderte er noch nicht von ihm. Die Zusammenkunft fand Statt in Mantua. Der Vater malte dem Sohne den ganzen blendenden Glanz des Glücksterns, welcher der Familie ausgegangen war in der Erhebung seines Großvaters auf den päpstlichen Thron. Er stellte ihm vor, daß sich nun die Macht und der Reichthum der Carassa's und der Caracciolo's auf eine Höhe heben würden, die kein italienisches Haus noch erreicht, und daß es dazu nur seiner Rückkehr zu dem Glauben seines Landes, seiner Väter und seiner Kinder bedürfe. Er mochte wenigstens durch ein Gaukelspiel den Willen des Papstes befriedigen, auf daß es diesem möglich wäre, die Hülfe seiner Gnaden über sein Haus auszugießen. Wie könne denn der Papst Bedeutendes für die Kinder eines Mannes thun, welcher von seinem Hause, von seinem Volke und von seinem Glauben abgefallen? Der Vater bat, er beschwor, er schwächte den Sohn. Ja, er verfluchte ihn, als Don Galeazzo mit Thränen im Aug' und der Hand auf der Brust sagte: er möchte sein Leben fordern, nur nicht seine Seele, da sie Gott angehöre, und er nicht über sie verfügen könnte.“

„Ihr meint wohl, geliebte Brüder, daß die Versuchung müde geworden sei an ihm? — Ihr irt euch. Die römischen Priester lassen nicht ab von dem edlen Wilde, das sie einmal zu jagen anfingen. Sie kannten Don Galeazzo's Liebe für Donna Vittoria; sie wußten, daß nur die Kraft des Evangeliums ihm die Trennung von ihr erträglich machte. Und fürwahr, ihre Rechnung möchte sie

bei wenigen Andern getäuscht haben! Denn, als Briefe anlangten um Briefe von der liebevollen Gattin, und bald fast kein Tag verging, der nicht Einen brachte, und alle diese Briefe voll Sehnsucht der Liebe waren und der glühenden Leidenschaft, voll von Wünschen und Vorschlägen zum Wiedersehen, wer hätte da widerstanden? Don Galeazzo widerstand nicht; verlangte Donna Vittoria doch nur, daß er sich in Gefahr stützen lasse, sie wieder zu sehen. Es gab ja für ihn keine Gefahr, als den Verlust seines Glaubens, und gerade dieser sein Reichthum lag außer den Grenzen der menschlichen Gewalt und der Elemente. Alle Schlüssel des Papstes reichten nicht hin, um dieser Versuchung sein Herz anzuschließen.“

„Galeazzo versprach, an dem bestimmten Tage in Vescina, an der Küste von Dalmatien, gegenüber von Italiens Küste, wo seines Vaters Baronie Vico lag, einzutreffen. Er kam; aber er fand Donna Vittoria nicht, wie sie versprochen. Er wartete; mehrere Tage wartete er, und kehrte endlich, schmerzlich getäuscht in seinen liebenden Hoffnungen, nach Genua zurück.“

„Raum ist er da eingetroffen, so langen neue Briefe von Donna Vittoria an. Sie sind mit den Ausdrücken der Verzweiflung über das Fehlschlagen ihrer schönsten Hoffnungen erfüllt. Hindernisse, die sie nicht zu überwinden vermocht, haben sie zurückgehalten. Wenn mein Gedächtniß treu ist, so schied sie Alles auf eine Krankheit, welche sie befallen. Sie hielt ihn auf's Neue auf diese Zusammenkunft; sie schlägt ihm den nämlichen Hafen an der Küste von Dalmatien vor.“

„Don Galeazzo's Herz widersteht auch jetzt nicht, meine Brüder, und er begibt sich zum zweiten Mal auf den Weg nach Vescina. Er kommt an, und findet Donna Vittoria wieder nicht. Aber er findet wenigstens Briefe von ihr, liebevoller, heißer verlangend, sehnstuchterfüllter als je. Das venetianische Schiff, das sie mit ihren Kindern von Vico nach Vescina überfahren soll, ist ausgeblieben. Sie glaubt es nicht gegen ihn verantworten zu können, wenn sie die Pfänder ihrer Liebe einem der schwachen Küstenfahrer anvertraut, die in Vico zu haben sind. Sie wagt es nicht, ihn zu bitten, auch Dieses noch ihrer Liebe zu gestatten; o die Schläue wußte wohl, was sie nicht verlangte, war ihr nur um so gewisser von seiner Liebe!“

„Don Galeazzo durchschneidet das adriatische Meer auf dem leichtesten Boote; taub gegen die Warnungen seiner Freunde und gewiß auch der eigenen Vernunft. Der Jubel des Vaters, der Gattin, der Kinder, die nun herangewachsen sind, umringt den Ankommenden. Vergessen ist in den Freuden des Wiedersehens, was bisher Alle getrennt hat. So vergeht ein Tag, vergeht der zweite und der dritte Tag. Endlich spricht der alte Marschese

seufzend den Wunsch aus, daß dem neuen Glück Dauer gegeben werden könnte. Zu Donna Vittoria's Herzen erwachen die Vorwürfe des Gewissens, welches sich gegen den Abtrünnigen empört. Die geliebten Kinder schmiegen sich an des Vaters Brust, und fragen wehmüthig, warum er in dieser und in jener Welt sich von ihnen trennen wolle?"

„Greife Jeder von euch, meine Brüder, in seinen eigenen Busen, und messe Galeazzo's Versuchung in Mitte von so viel Liebe und Glück! Der Vater wird dringender, die Gattin trauriger, die Kinder beginnen zu weinen, als er von dem einzigen Opfer spricht, welches er ihnen nicht bringen kann. Der Vater greift in seine weissen Haare, und redet von der Verzweiflung, womit er in seine Grube fahren muß. Die Gattin erinnert an den grenzenlosen Schmerz der Trennung ihres ehelichen Bandes, welche die Kirche verlange, und ihr Gewissen nicht verweigern könne. Die Kinder versprechen, den Vater mit jeder Gesinnlichkeit, jeder Tugend zu belohnen. Don Galeazzo wischt sich die Thränen aus den Augen, und will sich losreißen. Da stürzen Kinder, Gattin, Vater zu seinen Füßen, und umfassen weinend seine Kniee. Aber der göttliche Glaube in ihm ist stärker, als die Macht der schönsten und heiligsten Gefühle des Menschen; er stürzt hinaus, wirft sich in sein Boot, und überläßt sich Wind und Wogen, die ihn glücklich nach Messina zurückführen.“

„Damit, geliebte Brüder, war der schwerste Kampf in dem Leben meines edlen Herrn siegreich angelämpft. Er lebte zurück nach Genf, und begehrte nun selber die Scheidung, womit ihn Donna Vittoria bedroht hatte. Der große Galvamus rief das Konfessorium zusammen, und legte ihm den Fall vor. So ward ein Band gelöst, das nicht mehr in dem nämlichen Grunde des Evangeliums und seines Verständnisses wurzelte. Don Galeazzo schloß ein neues eheliches Bündniß, in welchem er das verlorne Glück wieder fand, bis er dasselbe, nachdem er das siebenzigste Jahr zurückgelegt, gegen die Röhne der ewigen Herrlichkeit vertauschte.“

Eine andachtige Rührung hatte alle Anwesenden ergriffen bei der Erzählung der Schicksale eines Mannes, welcher den Weissen unter ihnen bekannt schien. Niemand unterbrach die heilige Stille, bis auf einmal ein junger Mann, mit einer Frau seines Alters an der Hand, aus dem dichten Saufen hervortrat, und mit ihr an der Stelle, welche der Redner verlassen, niederkniete. Beide schlugen die Augen zu Boden: der Mann mit sichtbarern Ausdruck von Reue und Besinnung in dem leidenschaftlich gerötheten Gesicht; aber in dem blassen Antlitz der Frau schien die Ergebung in ein lange getragenes Unglück der ungewohnten Freude so schnell nicht weichen zu wollen. Es war, als fragte sie sich selber im

Gebet: ob sie Gott für das Glück, das ihr zu werden schien, danken dürfe?

Kaum war das Paar niedergebückt, so stellte sich ein kräftiger Mann von mittlern Jahren neben dasselbe, und sprach zu der Versammlung, bevor er sich gleichfalls auf die Kniee niederlegte: „Meine Brüder! Es haben sich zwei Herzen, die sich lange verloren, wieder gefunden. Stimmet ein in ihr stillles Gebet, damit das Glück, welches so lange von ihnen gewichen war, nur mit ihrem Leben ende!“

Eine Bewegung der Freude hatte sich schon bei dem Hervortreten des Paares unter einem großen Theile der Versammlung bemerkt gemacht; nun sanken Alle mit sichtbar freudiger Theilnahme auf die Kniee nieder, und erhoben ihre Hände zum Gebet. Es schien nur ein mächtiges Gefühl der Andacht über der ganzen Versammlung zu schweben, und die besondere Gegenwart der himmlischen Mächte zu verkündigen, welche gewiß nie ausbleibt, wo sich die Herzen vieler in einem frommen Gedanken vereinigt zum Himmel emporzuschwingen. Von allen Anwesenden war jedoch Niemand tiefer ergriffen, als Laura. Unerwartet den Blick gerichtet auf die knieende Frau vor dem Baume, schien ihr Gemüth allen Bewegungen zu folgen, die im Innern derselben vorgingen. Erst als der Gedanke, daß ein feindseliges Lebensschicksal durch die Macht der Liebe und des Glaubens überwunden sei, und sich neue Tage des Glücks und der Tugend für sie eröffnen, in der Brust der Versöhnten durchzubrechen schien, und sich der Sturm innerer Bewegungen allmählig in Thränen des Dankes und der Freude auflöste, da öffneten sich auch in Laura's Augen die Bronnen der Rührung und der Schmerzen; aber ach, sie ergossen nur die Thränen um den Verlust eines Glücks, das sie jetzt erst für auf ewig verloren erkannte.

Dem wie auf einmal der junge Mann in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit neben der Knieenden aufsprang, und mit flammendem Blick und mit Feuergehit auf der braunen Wange sich anklagen begann wegen der Leiden, die er der Unschuldigen, der Sanftesten unter den Frauen verursacht; als er schwer, daß ihn nie ein Wort des Vorwurfs getränkt, nie eine Klage von ihr gereizt, daß ihr einzig Bemühen gewesen, ihm ihren Schmerz zu verbergen, und nur die Dummheit der Natur, die eine so schwere Kränkung nicht ganz zu tragen vermocht, sie zuweilen verrathen; und als er seine Schuld mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Volkes und der Unabdingbarkeit eines wilden Temperaments in's Ungeheure ausmalte, während das sanfte Wesen neben ihm, der Gewalt dieser Eindrücke allmählig unterliegend, plötzlich ohnmächtig niederfiel; und als eben so schnell die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung

in den Wahn überging, daß er sie getödtet, und er in eine Verzweiflung ausbrach, von der unsre nordischen Leser keine Ahnung haben können, und deren Bild sie kaum ertragen würden — da stellte sich freilich ein Schauspiel dar, welches Jedem, der es sah, auf das Tiefste erschütterte, für Laura'n aber herzerreichend sein mußte.

Wir schweigen von ihrem Jammer, und wenden uns der doppe-
lten Gruppe zu, welche sich unter der großen Eiche gebildet. Mehrere Frauen sind herbeigekommen, und bemühen sich, die Ohnmächtige zum Bewußtsein zurückzuführen; neben ihnen hat sich um den in Verzweiflung Rasenden ein Häufchen von Männern gesammelt, die ihm Hoffnung und Muth einsprechen, indem sie Alles nur für die Wirkung von Nahrung und Freude erklären, deren Gewalt allerdings die Kräfte des Menschen, und besonders die der zarten Frauen übersteigen, aber ihnen nicht tödtlich werden könne. Und wirklich öffnet auch die Ohnmächtige nach einiger Zeit die Augen wieder, und ihr Blick, in welchem eine unendliche Zukunft von frommer Freude und heiliger Liebe schwimmt, wendet sich zu Demjenigen, der zu ihren Füßen liegt, und ihre Hände mit seinen Thränen und Küssen bedeckt. Aber wenn es außer dem Himmel einen Ausblick gibt, welcher den Engeln selber eine neue Freude gewähren kann, so muß es eine solche Scene der ehelichen Liebe sein, die sich nach langen Trennungen wieder versöhnt.

Und hatte zuvor schon eine andächtige Rührung die ganze Versammlung auf das Tiefste ergriffen, so war es jetzt gleichsam nur ein Gefühl des hochreligiösen, dankenden Jubels, womit alle Anwesenden in den Psalm einfielen, den einer der Männer anstimmte: „Preise den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, preise seinen heiligen Namen!“

„Preise den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes erwiesen!“

„Alle deine Sünden vergibt er; er heilet alle deine Gebrechen.“
„Er ruht dich vom Tode zum Leben, er krönt dich mit Gnad' und Erbarmen.“

„Ich dachte, wir könnten diesen langweiligen Gesang benutzen,“ sprach Zoe leise zu Jassien, „und unsern Weg weiter fortsetzen. Meint ihr nicht, Steuermann Jassier?“

Dieser fand sich durch den Vorstoß der reizenden Frau auf die widerthätige Weise gekört. Das religiöse Gefühl, das ihn mit allen Anwesenden ergriffen, war in eine tiefe Wehmuth übergegangen, als er in Laura's schmerzlicher Rührung die Hoffnungslosigkeit eines tödtlich verwundeten Gemüths, und damit auch die schwere Täuschung erkannte, der er sich in seinem Verhältniß zu ihr hinzugeben angefangen. Dennoch gewann er die Fassung, ihr leise zu erwiedern, daß es ihm nicht schädlich dünken wolle, die Andacht der

frommen Versammlung zu stören; indeß möge sie Donna Laura'n darüber fragen.

Zoe richtete einen Blick auf diese; aber der gewaltige Schmerz im Angesicht der tiefbewegten Frau erregte eine Schen in ihr, die sie nicht zu überwinden vermochte. Sie sagte Geduld, und benutzte die andächtige Stimmung, in welche die bisherigen Scenen, und besonders der Gesang die Anwesenden versetzt hatten, um desto freier mit ihren Blicken umherzuschweifen, und die Gesichter derselben zu mustern. Und wie denn Leute aller Art und von jedem Alter hier versammelt waren, und selbst die frömmste Stimmung manchen Physiognomien, besonders im Singen, einen komischen Ausdruck verleiht, so fehlte es auch Zoe'n jetzt nicht an einer Unterhaltung, die freilich weder ihrem Herzen, noch ihrem religiösen Sinne zur Ehre gereichte.

Als der Psalm zu Ende war, kehrten die Versöhnten mit ihren Angehörigen, welche sich allmählig um sie gesammelt, unter die Menge zurück. Dafür näherte sich ein Mann, dessen hängendes Haupt, und die gelbe, ja fast grünlige Gesichtsfarbe mit den eingefallenen, tiefen Augen ein schweres, inneres Leiden verrieth. Mehrere Andere begleiteten ihn, und stützten ihn gewissermaßen, als er an der Stelle unter der Eiche, welche die Versöhnten soeben verlassen, niederkniete. Darauf sprach einer seiner Begleiter: „Meine Brüder, betet für diesen unsern Bruder! Die Gedanken der Rache haben so feste Wurzel gefaßt in seiner Seele, daß sie nicht weichen wollen von ihm, weder im Wachen, noch im Schlafen. Er hört nicht mehr auf die Reden der Freunde; er kann sein Herz nicht mehr im Gebet erheben. Bedenket es, meine Brüder: unser Bruder kann nicht mehr beten! Darum laßt uns aus seiner Seele beten, als ob sie frei und gläubig wäre, wie sonst, und begleitet die Worte, welche mir der Geist eingibt, mit euren Herzen.“

Und als die ganze Versammlung wieder auf die Knie gesunken war, begann der Redner:

„Zu dir ruf' ich, o Herr, aus dem Abgrund meiner Verzweiflung! Stecke deine Hand aus nach mir, o Herr, auf daß ich mich erhebe aus der Nacht des Jammers, welche mich umgibt! Meine Seele ist betrübt bis in ihr Innerstes; ach Herr, ich verzweifle an deiner Gerechtigkeit und Güte. Deine Hand hat mich zu schwer betroffen! Ich vermag mich nicht selber aufzurichten in meinem Gland; alle Liebe, alle Hoffnung, aller Glaube ist von mir gewichen!“

„In deiner Güte, o Herr, hattest du mir einen Sohn gegeben, und nicht in deinem Zorne. Sie sagen, du habest ihn mir in deiner Güte genommen, und nicht in deinem Zorn. Ich kann ihren Worten keinen Glauben schenken! Meine Augen suchen umsonst nach der Freude meines Lebens, nach der Stütze meines Alters. Meine

Seele sieht nur Denjenigen, der mir ihn genommen; und der bist du nicht, o Herr und Gott! Du hättest mir ihn nicht genommen; denn du hättest ihn mir gegeben. Ein Spanier hat ihn mir genommen. Ein Mann aus dem Volke, das uns unterdrückt! Sein König hat die Krone des Landes, dessen Sohn ich bin, und dessen Sohn mein Sohn war, mit Unrecht an sich gerissen. Mein Sohn wollte nichts, als dieses Unrecht wieder gut machen; darum hat ihn der Spanier gerichtet. Der Spanier hat in seiner eigenen Sache gerichtet; er hat mir den einzigen Sohn gemordet. O Herr, ich dürste nach seinem Blut und kann diesen Durst nicht länger ertragen!" —

Die letzten Worte hatten den rachekranken Mann sichtbarlich ergriffen. Krampfhaft riß er die gefalteten Hände von einander, und schlug sie mit wilder Heftigkeit zusammen.

Der Betende machte eine kleine Pause und fuhr fort: „O mein Herr und mein Gott, warum soll ich nicht das Blut trinken des Mörders meines Sohnes? Hat er nicht das Blut getrunken von meinem Sohn? Ein Blut ist das andere werth, und du selber hast uns gesprochen: „ich bin ein Gott der Rache!“

Die Theilnahme des Kranken war auffallend gewachsen unter diesen Worten. Seine Gesichtszüge begannen sich zu beleben. Ein schwaches Licht schien aufzugehn aus seiner Stirne, und die krampfhaft gekloffenen Lippen öffneten sich ein wenig. Der Betende aber begann nach einer kurzen Weile wieder:

„Ich bin ein Gott der Rache! sprichst du. Also sprachst du, o Herr, in deinem Grimm; aber so nicht sprichst du, als du mir meinen Sohn gegeben. O wenn ich der Stunde gedachte, als die Wehmutter das liebliche Kind zum erstenmal in meine Arme legte! Wo bist du, o Gott der Liebe, der du mich anfaßt aus den großen, strahlenden Augen meines Kindes, wie es sie zum erstenmal erblickt zu mir? Wo bist du, o Gott der Liebe, der mir so oft sichtbar geworden in dem hellleuchtenden Blicke des Knaben, wenn er dem heimkehrenden Vater froh entgegen sprang? Wo bist du, o Gott der Liebe, der in dem Auge des Jünglings wohnte, wenn er des Morgens zu mir trat mit dem freundlichen Gruß, und wenn er des Abends sich trennte von mir mit dem freundlichen Gruß? Ah, wo bist du, o Gott der Liebe, der du mir den kraftvollen Mann zeigtest in meinen Träumen, umgeben von einer Sippschaft von Engeln der Zukunft? Ah, mein Herr und mein Gott, wo bist du?“ —

„Wo bist du?“ rief der Kranke, das Wort des Redners wiederholend, mit einem schneidenden Ausdruck, den wir nicht zu beschreiben wagen. Es war der Ausdruck des Jammers und der Angst.

Es war der Ton des Vorwurfs; aber die Hoffnung, den Gott der Liebe wieder zu finden, schien bereits ihn zu mildern.

Dafür nahm es auch ohne Zweifel der Betende; denn er fuhr fort:

„Ach! wenn ich gedachte des Tages, als die schwere Krankheit den Knaben umfing! Verzweifelt saß ich an seinem Lager. Meine Blicke lauerten auf die leiseste Bewegung in den erstarrenen Zügen. Da nahest du dich, o Gott der Liebe, und hauchtest ihm neues Leben ein. Auf einmal öffnete sich das lang geschlossene Aug', und, wie aus dem Traume erwachend, blickte es liebend in mein Auge. O Gott und Herr, das warst du! Es war der Gott der Liebe, der sich meiner erbarmt!“

Diese Erinnerungen hatten den Kranken allmählig erweicht, und sein erwachtes Gemüth widerstand jetzt nicht mehr länger. Es sprengte die Schleusen des Jammers in seinem Innern, und zweien große Tropfen quollen empor am Rande seiner Augen, bis sie auf einmal überliefen und einen Strom von Thränen ergossen über seine Wangen.

Gleichzeitig stieg auch ein Senfzer der Freude auf aus der Brust Derer, die am nächsten knieten, und verbreitete sich im Augenblick über die ganze Versammlung. Es war, als ob ein Schreden der Freude die Anwesenden sämtlich erschütterte.

Der Redner, welcher eine Weile inne gehalten, fuhr fort: „Ja, das warst du, o Herr der Liebe, der meinem Pietruccio Hilfe gesandt, als er über den Felsen hinabgefallen war in den See. Keine menschliche Hand war in der Nähe, die sich ausstrecken konnte, um ihn aus der Flut zu retten. Da stärktest du, o Herr der Macht und der Liebe, das schwache Thier mit Kühnheit und mit Kraft. Der Hund sprang in das Wasser, und zog den Knaben, der eben untertaucht, an das Land. Das war dein Werk, o Gott der Liebe.“ —

„Ja, es war dein Werk, o Gott der Liebe!“ rief nun der Kranke in einem ganz andern Ton, als zuvor.

Der Betende suchte diese Stimmung festzuhalten und begann gleich wieder:

„Und als der Jüngling, leidenschaftlich die wilde Biege des Hochgebirges verfolgend, in den Abgrund hinunterstürzte, da war es auch deine Hand, o Gott der Liebe, die ihn faßte und sanft niederlegte auf den schmalen Rasen neben dem wuthschäumenden Bergstrom.“

„Ja, das war deine Hand, o Gott der Liebe!“ unterbrach der Kranke den Betenden, welcher, ohne sich zu unterbrechen, rascher fortfuhr: „und deine Hand war es auch, welche das Vorgefühl des liebenden Vaters an den Rand des furchtbaren Wassers geleitete, in das der Jüngling unselbbar hinabreißt, wenn er, von seiner

schweren Betäubung erwachend, die geringste Bewegung machte. Mein Schreden hatte seinen Tausch für dich in diesem Augenblick, o Vater der Liebe! Ich fasste ihn in meine Arme und weckte ihn durch meine Angst wieder zum Leben. Und als er das Aug' aufschlug, und als er mich, wie im Traume, fragte: Vater, wo sind wir? Ach, da fand mein Herr erst Dank gegen dich, o Gott der Liebe, da fand mein Dank Worte für dich, o mein Herr und mein Gott! Und ich erkannte, wie du ein Gott bist der Liebe; wie du hülfreich bist und freundlich; wie dein Auge wacht über deine Kinder zu jeglicher Stunde, und wie du reichlich vergiltst durch Freude jeden Jammer, den deine ewige Vorsicht über uns verhängt."

Wir brechen dieses Gebet, welches den Meisten unserer Leser bereits zu lange geworden, hier ab. Es mag genügen, zu bemerken, daß der Betende allmählig jede Saite in dem Nachbetanken gleichsam wieder melodisch zu stimmen wußte, und, nachdem er sein Gemüth völlig erweicht, seinen Verstand mit gleicher Geistesheiligkeit fasste und ihn nach einander alle Gründe vorhielt, welche Sittengesetz und Religion der Liebe entgegenstellen. Und fürwahr, es konnte einem Wunder des Glaubens und des Wortes gleich gerachtet werden, als er mit der Liebe des Erlösers schloß, und der Kranke sie mit lauter Stimme begleitete: „Liebet eure Freunde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch bedrücken und verfolgen!"

War nun die völlige Umsimmung des Kranken ein heiliger Sieg des Gebets, so erschien die Veränderung, welche gleichzeitig mit seinem Ausrufen vorgegangen, ein nicht minder wunderbarer Triumph des Gemüths über den Körper. Das grüne Gelb war allmählig aus dem Gesichte des Mannes verschwunden; das trübe Aug' erweiterte sich und leuchtete in einem milben Glanz, und ein blaßes Roth hatte das kranke Blau der Lippen ersetzt. Ueberhaupt lösten sich das ganze Gesicht desselben mehr gefärbt zu haben, und als er aufgestanden war, und Freunde und Verwandte sich um ihn sammelten und ihm ihre Glückwünsche zu seiner Genesung darbrachten, da hätte man glauben mögen, daß er von einer langen und gefährlichen Reise unerwartet und wohlbehalten zurückgekehrt sei.

Nach dieser Scene löste sich die Versammlung auf, gerade so, wie sie sich gebildet. Es entstanden wiederum einzelne, größere und kleinere Gruppen, welche sich um die mitgebrachten Körbe lagerten und zu essen begannen. Einige schienen so eilig, daß sie nur stehend etliche Bissen zu sich nahmen und dann ihren Weg antraten. Manche trennten sich gleich Bekannten, die einander so schnell nicht wiedersehen. Viele schieden mit leichtem Gruße, wie tägliche Nachbarn. Von allen aber war erstlich, daß kein anderes Band e umschloß, als der Geist, welcher die verschiedenen Scenen

belebt, die wir in wenigen Zügen an unsern Lesern vorüber geführt haben.

Kabrizio hatte seine Thiere schon früher aufgezaumt, und näherte sich jetzt, um seine Reisenden zum Aufbruch zu ermuntern. Er hatte Gelegenheit gehabt, Erkundigungen über den Weg einzuziehen, und versicherte, daß sie nicht zögern dürften, wenn sie noch vor Nacht in Gelano ankommen wollten.

So schloß denn unsere kleine Gesellschaft einen Weg ein, auf dem sie sich bald wieder so einsam sah, wie zuvor. Der schmale Pfad schlängelte sich, abwechselnd steigend und wieder sinkend, zwischen dem Gebirge durch, und Jassier begann mit dem Maulthiertreiber ein Gespräch, aus welchem wir unsern Lesern das Bedeutendste mittheilen müssen.

„Sagt' ich es euch nicht, daß für uns keine Gefahr sei unter diesen Leuten?“ antwortete der Ventrer, als Jassier seine Verwunderung darüber äußerte, daß er bei Keinem aus der Versammlung, welche sie eben verlassen, eine Waffe gesehen. „Und bei Sanct Bernhardin von Siena,“ setzte er hinzu, „sie hatten sich mehr zu fürchten vor uns, als wir uns vor ihnen.“

„Wie so, Kabrizio?“ fragte Jassier.

„Wenn ich euch gern antworten soll, Den Jassier,“ erwiderte der Maulthiertreiber, indem seine gewöhnliche Gleichgültigkeit in einen tiefen Ernst übergegangen war, „so müßt ihr mich nicht mit dem ausländischen Namen plagen. Mein Vater, den Sanct Bernhardin gewiß nicht lang' im Fegfeuer sitzen läßt, war ein guter Bürger von Aquila, und hat mir nichts, als seinen neapolitanischen Namen hinterlassen. Den will ich aber auch führen bis an mein Ende. Darum nennet mich Krabbizzejo; ihr werdet darum nicht schlechter, aber leicht besser bedient werden von mir.“

„Ich dachte wirklich, Kabrizio klinge besser.“

„Das haben auch die beiden Schmuckel weiß gemacht, welche sich in der vergangenen Nacht so stille davon geschlichen. Schon daraus möget ihr sehen, daß sie kein Ohr und keine Zunge für christliche Namen haben können.“

Zur Erklärung dieser sonderbaren Theorie des Sprechers müssen wir unsern Lesern hier bemerken, daß Krabbizzejo nichts Anderes, als die Entstellung des Namens Kabrizio in der neapolitanischen Mundart ist. Dieses Volk findet nichts Burleskes in seiner Sitte, die Worte gleichsam hin und her zu zerren und ihre Sylben durch einander zu werfen. Vielmehr glaubt es, daß seine Sprache reicher und wohlklingender sei, als die feineren; auch haben seine besten Köpfe bisher immer den Muth gehabt, sie höher, als alle übrigen Sprachen zu stellen und ihre Uebersetzung bei jeder Gelegenheit laut werden zu lassen.

„Nun denn, Frabbizzejo,“ sprach Naffier, „so laßt mich doch wissen, warum sie sich vor uns fürchten sollten. Unser Aufzug ist wahrlich nicht dazu eingerichtet, um Schrecken einzujagen; und wie heilige haben sie doch auch nicht aus.“

„Wer spricht denn von Heiligkeit? Ich sage, ich brauchte nur an das Thor des Bischofs von Anaula zu klopfen, und man machte mir im Augenblick auf, wenn ich angeben wollte, was ich gesehen. Für Wollst aller meiner Sünden vom ganzen Jahr braucht ich nicht zu sorgen, und wer weiß, ob man mir nicht noch ein schönes Stück Geld dazu gäbe? Der Bischof ist diesen guten Leuten gewaltig aufässig; ich sage, gute Leute sind sie, mögen sie auch hundertmal Keger sein. In dieser Wildniß hier kann man das wohl sagen. Ist es nicht so?“

„Ich habe nie bessere und frömmere gesehen.“
 „Es ist mir lieb, daß ihr es auch so findet. Mir hat es immer so geschienen; aber es dämmte mir eine Sünde, meinen eigenen Augen zu trauen. Freilich ist es mir wunderbar vorgekommen, daß ich das Gute, so ich selber gesehen, nicht glauben sollte, sondern nur das Böse, das ich nicht gesehen. Und ein Anderes ist es doch nicht, was diese Priester von einem verlangen!“

„Spricht man denn Böses von diesen Leuten?“

„Traget nur den ersten Mönch, der uns in den Weg kommt, und ihr werdet Wunder hören. Es sind so entsetzliche Dinge, daß ich mir nicht anders denken kann, als sie müssen in alten Zeiten einmal wahr gewesen sein; wer würde sie denn erfinden?“

„Da kennt ihr die Mönche falsch.“

„Freilich, die Mönche! So ein Mönch, der allein lebt und nicht weiß, was Fleisch und Blut, und Weib und Kind ist, der mag wohl glauben, daß ein Vater das Blut seines Kindes trinken, eine Mutter sich im Arm ihres Sohnes vergnügen könne; — aber, daß er solche Greuel selbst erfinden sollte, seht, Herr, das kann ich nicht glauben!“

„Wie? Und solche Dinge sagt man von ihnen?“

„Und wenn es Alles wäre! Sie glauben nicht an Gott und seine Heiligen, sagt man; selbst an die Mutter Gottes glauben sie nicht einmal, sagt man. Aber wie kann man denn beten, wenn man nicht an die Mutter Gottes und an seine Heiligen glaubt? Ich sage, ein Gebet, das so zu Herzen geht, wie das Gebet dieser Leute, hab' ich nie gehört. In dieser Wildniß hier kann man das wohl sagen.“

„Ihr habt Recht, Fabrizio — Frabbizzejo, sag' ich — ein Bischof konnte bei ihnen lernen.“

„Seht, darum mein' ich auch, daß sie ehemals ganz andere Leute, und arge Sünder müssen gewesen sein. Die Noth lehrt

keten, pflegt man zu sagen, und bei Sanct Bernhardin, an dieser Schule hat es ihnen nicht gefehlt. Unter dem Vicerönig Alvera hing man sie zu Tausenden ein, und that ihnen, wie sie verdienten. Die Heiden konnten es den Wärttern nicht schlimmer machen. Hab' ich Recht oder nicht? Von Guardia aus waren Pfäble gesteckt an dem Wege hin, sechs und dreißig Meilen weit. Und an jedem Pfahl hing ein halber Keger; denn man hatte sie erst geschunden und dann Jeden in zwei Stücke gehauen.“

„Es ist entsetzlich!“

„Bei Sanct Bernhardin, so ist's! Die Haut schaudert einem, wenn es gleich Keger waren. Und ich würd' es nicht glauben, hätt' es mein Vater nicht selber gesehen, den Sanct Bernhardin gewiß nicht lang im Regfeuer sitzen läßt. Hundertmal hat er mir davon erzählt, und der gute Alte war so wenig spanisch gesinnt; er konnte sich ordentlich darüber freuen, daß diese Keger den spanischen Richter, der mit vielen Soldaten gegen sie ausgesogen war, in die Flucht geschlagen. Freilich waren es Keger, pflegte er zu sagen; aber diese Keger waren Kinder unseres Landes, und die Feinde, die von ihnen in die Flucht geschlagen wurden, waren Spanier. Wem mußte das Herz im Leibe nicht lachen bei solchem Siege?“

„Das ist wohl lange her?“ fragte Naffier.

„Wie ich euch sage, mein Vater hat es noch mit eigenen Augen gesehen, und war er gleich ein guter Christ, so konnte er doch den Anania de Taberna nicht leiden. Denn ihr müßt wissen, dieser Priester hatte das ganze Feuer angezündet, und man nannte ihn nur den Inquisitor. Aber was das heißen will in unserem Lande, das wißt ihr, und der Marchese Auscaldo, der das Feuer am Ende löschen sollte, war auch nicht glücklicher, als der spanische Richter aus der Vicaria von Neapel. Hätt' er die Stadt Guardia nicht durch Verrath bekommen, so läg' er vielleicht noch vor ihr, wenn auch nicht über, doch unter dem Boden, und dem Priester von Taberna wär' es ergangen, wie er es verdient. Und Beide hatten es verdient, pflegte mein Vater zu sagen, den Sanct Bernhardin gewiß nicht lange im Regfeuer sitzen läßt. Was brauchten sie die Inquisition einzuführen, die jedem guten Sohne dieses Landes ein Greuel ist?“

Der eheliche Mantthiertreiber, welcher erst, seit er mit seinen Reisenden allein war, und vielleicht auch, weil er eine gemeinschaftliche Gefahr mit ihnen glücklich überstanden, zutraulicher und gesprächiger geworden, erzählte noch mehrere Aüge von Grausamkeit aus den Verfolgungen, die man im Jahre 1561 gegen die waldenser Gemeinden, besonders in Kalabrien, gerichtet hatte. Der menschliche Geist dreht sich aber in seinen Thorheiten, wie in seinen

Verbrechen, zu allen Zeiten in dem nämlichen engen Kreise herum, und so können wir unsern Lesern die nähere Kunde dieser Abscheulichkeiten wohl ersparen. Dafür werden sie sich vielleicht nicht ungern einige Nachrichten über die sonderbare Erscheinung solcher Gemeinden in dem Herzen von Italien und in der Nähe des Eiges vom Haupte der katholischen Kirche selbst gefallen lassen.

Man weiß, wie hoch die Christen der Waldenser in die Vorseit hinaufreicht; tiefsere Forschungen, als diesem Theil der Geschichte des Christenthums bisher geworden sind, dürfen ihre Wurzel vielleicht noch in früheren Jahrhunderten historisch zu begründen vermögen. Warum sollte man auch geradezu die Tradition, die unter ihnen fortlebt, von der Hand weisen, daß der Apostel Paulus selbst auf seiner Reise nach Spanien den ersten Samen des Christenthums in den Thälern von Piemont ausgestreut habe und die waldensischen Glaubensgemeinden dieses Landes von ihm gestiftet worden seien? Der älteste Katedismus, welchen man noch von ihnen hat, ist vom Jahr 1100, und es erscheint von hoher Bedeutung, daß er die drei Haupttugenden, Glauben, Hoffnung und Liebe, für die unerläßlichen Grundlagen des ewigen Heils erklärt: wie sie der Apostel seiner korinthischen Gemeinde gleichfalls bezeuget hat.

In keinem Falle wird jedoch bezweifelt werden dürfen, daß die piemontesischen Bergthäler die Wiege dieser Religionspartei gewesen sind. Von da aus sandten sie von Zeit zu Zeit, wenn ihre Bevölkerung zu sehr angewachsen war für die Hülfsmittel des armen Bodens, Kolonien in fremde Gegenden, die ihrer Aufnahme gerath am günstigsten waren. Auf solche Weise kamen sie schon sehr früh nach Kalabrien, und bauten in der Nähe der Stadt Montalto das Dorf Borgo d'Ultramonti. Schnell wuchsen sie an Zahl und Wohlstand, so daß sie nacheinander verschiedene neue Ortschaften, und am Ende selbst die Stadt Guardia gründeten. Die Verfolgungen, welche um das Jahr 1400 in der Provence gegen sie losbrachen, führten Viele von ihnen nach Apulien, wo sie nach einander fünf kleine Städte anlegten. Ähnliche Bedürfnisse in der Piemont um das Jahr 1500 hatten neue Ansiedelungen in der Nähe jener Niederlassungen zur Folge. Alle diese Gemeinden standen in einem gewissen Zusammenhange mit den Urgemeinden der piemontesischen Gebirge, und erhielten auch immer aus denselben ihre Geistlichen, welche sie Barbes, Dheime, nannten. Diese Geistlichen waren meistens unverheiratet, und zwar nicht, wie einer von ihnen selbst sagt, weil ihnen das Heirathen verboten war, oder sie überhaupt ein religiöses Bekenntn dabei fanden, sondern um durch nichts gebunden zu sein, dem Berufe nach den entferntesten Kirchen zu folgen, indem solche Missionen sehr häufig vorkamen.

Bis zum Jahr 1556 hatten diese Gemeinden ihre Religion

heimlich, wenigstens ohne alles Geräusch, ausgeübt; nun aber kam es denen von Kalabrien auf einmal in den Sinn, dem Beispiel ihrer piemontesischen Brüder nachzuahmen und ihren Gottesdienst öffentlich zu begeben. Mehrere kluge Geistliche riefen davon ab, indem der Boden von Kalabrien und die spanische Herrschaft über ihn solchen Unterfangen nicht günstig seien; ja, der Pfarrer Gilles hielt ihre dermalige Lage schon für so unsicher, daß sie am besten thun würden, sich bei Zeiten auf die Auswanderung vorzubereiten. Statt diesem Rathe zu folgen, sandten sie vielmehr einen der Aeltesten nach Genf, um sich von der dortigen italienischen Gemeinde einen muthigen und gewandten Geistlichen zu erbitten, der denjenigen, welchen sie bereits in ihrem Pfarrer Negrino besaßen, Beistand leisten könnte. So kam Jean Louis Pascal, welchen einer der Redner zuvor schon in seinem Vortrage genannt, nach Kalabrien, und begann das fromme Werk mit allem Eifer und Muth, deren es bedurfte. Inzwischen hatte der Grundherr von Guardia Kunde von diesen Bestrebungen erhalten, und ließ die vornehmsten Mitglieder der Gemeinden zu sich rufen. Sie nahmen Pascal'n mit, von dessen Gewandtheit und Beredsamkeit sie sich den besten Erfolg versprachen. Dieser wurde jedoch gar nicht an gehört, sondern sogleich gefangen gesetzt, an den Bischof von Cosenza, später nach Neapel, und zuletzt an die Inquisition zu Rom abgeliefert, die ihn am 9. September 1560 daselbst lebendig verbrühen ließ.

Die Behandlung dieses Mannes scheint für seine Glaubensgenossen das Zeichen gewesen zu sein, daß sie nicht nur seine Tugend, sondern auch nicht einmal Schonung ihres Lebens zu erwarten hatten, wollten sie nicht zu Verächtern an ihren Ueberzeugungen werden. Viele wanderten aus, und als dieses verhindert wurde und die grausamsten Verfolgungen aller Art gegen sie losbrachen, griffen die Uebrigen zu den Waffen. Eine große Anzahl von ihnen hatte sich in den Silawald zurückgezogen; eine andere die Stadt Guardia besetzt. Nach manchen vergeblichen Versuchen und schmachvollen Niederlagen, die ihre Verfolger erlitten, umstellte man die Wälder und rüßte mit Hunderten gegen die Unglücklichen vor, so daß Wände auf den höchsten Bäumen ihre Zustucht suchten und Hungers auf denselben starben. Daß die Stadt Guardia, nach dem muthigsten und erfolgreichsten Widerstand, nur durch List und Verrath genommen wurde, ist zuvor schon bemerkt worden.

Von dieser Zeit an scheinen sich die Spuren der Waldenser in Kalabrien und Apulien zu verlieren. Doch mögen sie sich in letzter Provinz länger erhalten haben, weil sie sich dort mit ihrem heimlichen Gottesdienst begnügten hatten und keine allgemeine Verfolgung gegen sie ausgebrochen war. Ohne Zweifel zogen sich auch Viele

von ihnen in die Gebirge der beiden Abruzzo's zurück, wo die Un-
durchbarkeit sie nicht so leicht erreichen konnte. Andere zerstreuten
sich nach andern Theilen des Königreichs, und die Meisten kamen
wahrscheinlich von Zeit zu Zeit in solchen Wildnissen zu gemein-
schaftlicher Erbauung zusammen. Wenigstens war die Versamm-
lung, von der wir unsere Leser zu Zeugen gemacht, allem Anschein
nach aus Leuten von den verschiedensten Gegenden des Landes zu-
sammengesetzt.

Charles Sealsfield.

Charles Sealsfield.

Einer unserer größten Dichter und Schriftsteller im Felde der Natur- und Kulturschilderungen, der Zeichnung von Sitten- und Menschentypen. Sohn eines ausgewanderten Amerikaners und einer deutschen Mutter, in der Schweiz geboren; in Amerika Bürger geworden; jahrelang diesen ganzen Welttheil durchreisend; — abwechselnd in Paris und London lebend, nach der Schweiz zurückkehrend und von hier aus — einsam und düster — Weltgänge durch wenig besuchte Theile Europa's machend, unzugänglich und herbe den Menschen sich verschließend: das ist Alles, was wir von der geheimnißvollen Existenz dieses außerordentlichen und wunderbaren Mannes berichten können. Vom Jahre 1826—32 schrieb Sealsfield in Amerika und England mannigfache Skizzen, Correspondenzen, Journalartikel, Novellen zc. in englischer Sprache. Dann kehrte er nach der Schweiz zurück und gab von 1833 an seine deutschen Werke heraus. „Der Legitime und der Republikaner“, — „Transatlantische Reiseskizzen“, — „Der Birey und die Aristokraten“, — „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“. — Nach einiger Unterbrechung erschienen dann in neuer Folge von 1840 bis 1843 „Sturm, Land- und Seebilder“, „Kajütenbuch oder nationale Charaktere“ und „Süden und Norden“.

Sealsfield kennt ebenso genau den Menschen, den er schildert, als den Boden, auf dem derselbe lebt; die Geschichte, Kultur und Natur, die ihn gebildet haben. Mit derselben Meisterschaft, womit er den nationalen und socialen Boden seiner Romane oder viel-

mehr seiner an einander gereihten epischen und dramatischen Scenen schildert, schildert er das Individuelle und Charakteristische des Einzelnen und doch so, daß jedes Einzelne gleichsam eine Type für ein Allgemeines wird. Die höchste Meisterschaft aber bewährt er in den mannigfachen Naturschilderungen, sowohl im Kleinen wie im Großen, und in den mannigfachen Erdschichten den guadenreich lächelnden und den furchtbar grollenden Himmel; den Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes und der Sterne; das von Sturm durchraute und aufgepeitschte, wie das schrecklich-unbewegliche Meer; die ersterbende und lebende Erde. Alle Erscheinungen und Wandlungen zwischen Himmel und Erde, — alle Gebilde der Natur, weiß er mit gleich großer Wahrheit, Kühnheit und Gewalt im Minutiösen wie im Kosmischen zu schildern. — Und alle diese Schilderungen führt er immer wieder auf seine Menschen und Begebenheiten ebenso poetisch als realistisch zurück; ein großartiges Organon vor den erkannten Augen entrollend. Oft zwar wirbelt ihn die wilde, düstere Gewalt seines Wesens etwas hinaus über die Grenze der Ordnung und des Zusammenhangs, des Planvollen und Plausiblen; aber auch dann noch imponirt er uns durch Kühnheit, mächtige Griffe in das innerste Herz der Natur und der Menschen; durch die oft erschreckende immense Kraft seines Verstandes und den oft erdrückenden und betäubenden Reichthum seiner Beobachtungen, und ein edler, großer, freier Geist — dem die Größe und Freiheit des Menschen und der Nationen unsterbliche Aufgabe ist, — schreitet mit gewaltiger, oft auch mit jäher Kraft durch all sein Schaffen hin. „Der Birey und die Aristokraten“ hat am meisten von Gralkfields Vorzügen und am wenigsten von seinen Fehlern, wenn auch seine anderen Schriften, namentlich „Der Legitime und der Republikaner“, ganz besonders aber die „Transatlantischen Reise-Notizen“ und die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“ viele jener Vorzüge am glänzendsten bekräften.

Gesammelte Werke, 15 Bde., Stuttgart, 1846 ff.

Aus den

„Lebensbilder aus beiden Hemisphären“.

(Ralph Douglass's Brautfahrt.)

Nachtgedanken.

Wir waren mittlerweile la Côte des Allemands*) vorbei, rasch der des Acadiens zugefahren. Die Nacht war so kühl, so erfrischend; wir hatten einstimmig beschlossen, unser Souper auf das Verdeck bringen zu lassen. So saßen wir mit einem halben Duzend beigesogener Gentlemen, unter denen zwei Franzosen, eine germane Weile, an der mit leichten Erfrischungen besetzten Nachttafel; — die traulich leichte Unterhaltung schien uns allmählig sauer zur Ruhe wiegen zu wollen — als unser schwimmendes Haus plötzlich einen Stoß erhielt, der alle Jünger des gewaltigen Baues durchdröhnte, und die Gläser und Bouteillen wie Kartenhäuser aneinander warf. Die beiden Franzosen flogen wie Välle von ihren Sätzen auf, unsere Damen wechselten die Farben und lächelten, aber auf eine Weise, die verrieth, daß, obwohl vorbereitet auf solche Warungen des Flügels, das Herz doch ein wenig zu klopfen begann. Der Scherz war auf einmal gewichen, und die Stimmung Aller solemn geworden.

Es ist immer eine eigene Empfindung, die uns bei solchen Gelegenheiten anwandelt, ein Gefühl, dessen sich auch der Stärkste nicht erwehren kann, zwingt sich ihm wider Willen auf, so wie er gewahrt wird, daß seine Kraft hier ihre Schranken hat, daß er sich einer unsichtbaren Gewalt anvertraut, die nicht mit sich spielen läßt. Wie wir so saßen, zwanzig Fuß über den grollenden Wegen, die schänkend zu uns hinaufbrausten, und hinabschauten in den dreihundert

*) La Côte des Allemands, acht Stunden oberhalb New Orleans, am rechten Mississippi. — Die Nachkommen vieler Deutschen bauen Reis und Ge- müse für den Markt der Hauptstadt. Einige haben bedeutende Ackerplantagen.

zug tiefen Strom, und wieder hinüber in die reichen Gefilde, die sich in meilenweiter Entfernung von den Ufern hinabstrecken, erschäuen uns die Macht des Flügeltodes, der seine gewaltigen Wassermassen hoch über den Schranken der Erde dem alles verschlingenden Golfe zurollt, wahrhaft furchtbar, und die Stille, die eintrat, hatte einen Anklang vom Schauerlichen. Erst beim Anblick eines feuersprühenden Dampfsschiffes, das pfeilschnell in einiger Entfernung herabschoß, wurde diese Stille unterbrochen, und der tief gehobene Athem der Massen verrieth die Erleichterung, welche der Anblick des brausenden Dampfries ihnen gewährte. — Es war wirklich ein wohlthuender Anblick; ein gewisses behagliches Gefühl von Sicherheit kehrte allmählig auf die Gesichter zurück, und mehrte sich, wie abwechselnd Barken, Flöße und Kieiboote in Vorschein kamen, mit Wachseuern auf ihren Verdecken, die ihren rothen Widerschein recht malerisch über den endlosen Wasserpiegel hinwarfen, um die Feuer herum gruppiert gellende Boockente, die ein westliches Lied sangen.

Ja, es ist ein herrlicher Strom dieser Mississippi! die Erde scheint sich zu neigen vor dem gewaltigen Riesen, der stolz auf sie herabblickt, die Gefilde zurück zu weichen, und in die Tiefe zu versinken. Sie sind herrlich diese Gefilde, würdig von einem Meisterspinnel dargestellt zu werden, aber sie treten in Schatten vor dem Strome selbst. Der Halbmond hat sein Silberlicht ausgegossen über sie, vielleicht die jüngsten Kinder der schaffenden Natur; ein blaugrauer zauberartiger Schleier ist über die ganze wunderbare Landschaft hingebreitet, in dem sich das Himmelsgewölbe zu spiegeln scheint. Nur die und da einzelne Punkte, die sich erheben im glorreichen fackelschmelz des wunderbaren Mondlichts; dann wieder der Feinschleier, und in weiter Ferne die wie Bronzenmannen aufgethürmten Cypressenwälder. Einige leichte Flocken von Silber sind über das Himmelsgewölbe hingeprenkelt, kein Lüftchen bewegt sie; im Westen ist die goldene Kette in das lichte Aepelgrün verschmolzen, über uns der Aether in sein tiefstes Blau gefüllt — die Sterne zittern wie besänimt vor der Nachtkönigin, deren Strahlen im Osten so mild und hehr erlöschen. — Nur die und da schimmern uns Lichtpunkte von den Ufern entgegen — wie Ferkelchen tanzen sie an uns vorüber, und hellen auf einige Augenblicke die Gruppen von Orange- und Citroneubäumen auf. Sie kommen aus den hellen Feulstern der Blaukornwohnungen, die hinter den Baumgruppen versteckt sind. Es sind vielleicht wache Väter oder Mütter, die ihren Kindern oder Enkeln die Schicksale ihrer Groß- oder Urgroßväter erzählen, die von der Gefahr, mit welcher der Strom sie bedroht, auch nicht die leiseste Ahnung haben, und die doch so leicht, so furchtbar über sie hereinbrechen kann. Die Kinder herchen und schütteln ungläubig die Köpfe, wie Kleine, die Annenmärchen hören. Ja,

sie sind schwer zu glauben, schwerer zu schildern, die Drangsale, die unsere Voreltern auszustehen hatten, die ersten Siedler dieses unseres Landes. Diese nun waren ursprünglich Deutsche, die unter der Anführung irgend eines schwedischen oder holländischen Barons importiert worden waren, um dem berücklichten Lavo sein neues Herzogthum am Arkansas zu bevölkern. Um Nudt und Ordnung unter ihnen handzuhaben, hatte man ihnen auch eine Kompanie Dragoner beigegeben. Das Kartenhans der Mississippigemeinschaft zerfiel gerade, als die tausend Unglücklichen in den weg- und steiglosen Wildnissen am Arkansas angekommen waren, und ihrer wurde natürlich mit keiner Sylbe weiter gedacht. Neun Sechtheile starben und verdarben in den Wäldern und auf dem Wege den Mississippi herab; dem elenden Ueberreste gelang es bis nach Neworleans sich hinaufzuschleppen, wo sie endlich die Erlaubniß erhielten, zwanzig Meilen oberhalb der Stadt ihre Hütten zu bauen. Und sie banteten sie in Glend und Noth, kämpfend mit Fluten und Alligatoren und Gewürme; aber ihre Kinder und Kindeskinde genossen die Früchte und leben im Ueberflusse unter der segensvollen Aeide der Freiheit.

Ah! Es müßte vor hundert Jahren furchtbar in dieser Stromregion ausgeföhren haben! Wir am Medrider und unsere Nachbarn am Mittel-Mississippi, können uns noch eine schwache Vorstellung von dem Chaos bilden, in dem das ganze Nieder-Louisiana damals wie begraben lag; aber es ist immer nur eine schwache Vorstellung, da der Strom weiter oben, bei aller seiner Gewalt, doch wieder in der höhern Landschaft seinen Meister findet, den er nur bei sehr hoher Flut auf einige Zeit niederhält. Das untere Louisiana jedoch war ihm beinahe ganz botmäßig; dieselben Ufer, die uns nun so bezaubernd anlocken, eine Wassermasse von Schlamm und Sumpf, darüber hingeschichtet Millionen kolossaler Baumstämme, die häufig den Lauf des ungeheuern Stromes selbst hemmten, und seine Gewässer mit furchtbarem Getöse über das ganze Land hinrollen machten. — Nur das schrille Geschrei der Millionen Wasservögel, das Gebrülle der Bullfrösche und Alligatoren, unterbroch das schauerliche Tojen der Fluten. — Ja, auf diesen entsetzlichen Ufern seine Hütte zuerst hingebaut zu haben, das will etwas bedeuten; dazu gehörte eine eiserne Seele. Das ist ein Denkmal von Mannskraft, auf welches der Franzose stolz sein kann. Schlachten zu gewinnen, Reiche über den Haufen zu werfen unter einem allgewaltigen Führer; Länder zu verheeren, Völker in das Joch zu schmeiden, wahrlich dazu braucht es keinen starken Nationalgeist, keine außerordentliche Kraft. Das treffen die Hunnen und Tartaren und Turkomanen eben so wohl, noch besser. Unter einem Attila, Timur, Solymann trafen sie es auch. Aber als schaffender Geist sich in die furchtbare Ginde einer

Wasserwüste hinflehen, mit der Natur ringen, mit der Wildniß, Hitze, Kälte, den Fluten streiten und ausharren im Kampfe, den kein Zeitungsloß auf die Nachwelt bringt, das ist ein Runte prometheus'schen Feuers; das ist wahre Mannskraft. Und würden die Franzosen kein anderes Dornmal hinterlassen, als die Elemente der Kultur in Louisiana, diese allein wären hinreichend, ihre Mannskraft und Ausdauer glänzend zu erhärten; denn wohl gemerkt, die Geschichte der Ansiedelung dieses westlichen Egyptens durch die französische Regierung weist eine Reihe von Unbequemlichkeiten, Mißgriffen und Leichtsinnsigkeiten nach, die mehr die Einfälle eines Abergewichtigen, denn Maßregeln einer aufgeklärten Verwaltung zur Begründung einer Kolonie genannt zu werden verdienen; aber zum Glück war der Geist der französischen Ansiedler härter, als der Leichtsinns ihrer Nachhaber, und diesem Geiste gelang es endlich, trotz der unbeschreiblichen Hindernisse, die Natur und Gewaltige ihm in den Weg legten, den Grund zur Civilisation eines Erdtheils zu legen, der sicherlich in der künftigen Weltgeschichte eine der größten Rollen zu spielen bestimmt ist.

Nein, der Franzose ist nicht der tanzend leichtfertige Johann Grapaud, als welchen ihn der großbärnige John Bull der Welt gerne zum Besten geben möchte, und wenn er nicht ganz das ist, was viele Sam und John Bull sind, und er ist es nicht, was Kraft des Willens und harter Ausdauer anlangt, so hat er doch wieder eine Tugend, die ihr nicht habt, eine Tugend, die eure kalten Quänterugenden so ziemlich alle aufwiegt, und die ein wahrer Götterfunke ist. Es ist die Tugend großer, erhabener Empfindungen, rein menschlicher Regungen. Wohl waren es Tage der Wehmuth, die Tage von Achtzig und Einundachtzig, in denen die Väter der neuen Freiheit hinübersehnten nach Osten, mit Herzen, die Haren und Hoffen schier kraus gemacht hatte! Ihre Arme waren beinahe erlahmt, ihre Schwerter stumpf geworden im blutigen Kampfe. Sie stritten wie Männer; aber auch Männer unterliegen endlich der Uebermacht; und sie war fürchtbar diese Uebermacht. Da erhob das edle Frankreich seine kräftige Stimme, und reichte brüderlich seine Hand dem matten Schwimmer, dem todesmüden Kämpfer. Daß damals die dreizehn Sterne siegreich auf dem unwolken Himmel hervortraten, mögen wir immerhin, ohne der eigenen Größe im geringsten Abbruch zu thun, der großen Nation mit danken; ja, die Menschheit mag es ihr mit danken.

Oh wie manche Königs- und Fürstentitel, wie leicht Ethne, werden sich einknien in dem Schatten dieser Freiheit leben, sie segnen, diese unsere göttliche Freiheit, die ihren Vätern jetzt ein Grauel ist! —

Doch der Mond ist hinter den westlichen Wäldern verschwunden, die Landschaft ist bereits im Schlafe begraben; es ist Zeit zum Aufbruche. Wir sind la Côte des Acadiens*) vorbei. Wie zäuberartig sich der matte Silberstreifen hinanzieht gegen Norden! Es sind die Cypressenwälder in den letzten Mondesstrahlen aufgehell't. Eine wunderbare Dunkelheit; sie erglänzt wie der Mondregenbogen so mild, wie das Auge der Verblöndung, das wir im Weltlaute erschauen. Vielleicht derselbe Silberstreifen, der einst den armen Madriern auf ihrer trostlosen Wanderung geleuchtet, als sie vor achtzig Jahren dreitausend Meilen von den Küsten von Nova Scotia ihren dornenvollen Pfad betrat. Es waren zwölftausend Familien, die auf des zweiten George und seiner Tories Gebot aus ihrer Heimat, von ihren Herden, aus ihren Hütten gerissen wurden, weil sie nicht gegen ihre Väter, ihre Brüder, ihren angeborenen König Louis-Quinze streiten wollten.

Mitten im Winter wurden sie aus den Thälern, den Ähren und Feldern vertrieben, die ihre Hände der Wildniß entrisßen hatten. Männer, Weiber, Greise, Mädchen und Säuglinge wurden ohne Schonung über die Grenzen ihres eigenen Landes geworfen, mit Bluthunden gehetzt. Laufende erfroren, verschmachteten, wurden von wilden Thieren aufgefressen. — Nur elende Ueberreste waren so glücklich, über die Seen und Flüsse herab an die Ufer des Mississippi zu gelangen, den sie auf elenden Röhren herabschwammen. An seinen Ufern, und in den Attacapas fanden sie endlich bei ihren Landsleuten und den Spaniern Hülfe, und ein Plätzchen, um ihre müden Gebeine niederzulegen.

Wie wunderbar doch die Wege der Vorsehung sind! Noch vor achtzig Jahren war unser Land ein vergerener Erdwinkel, besetzt von einigen hunderttausend Familien armer Kolonisten, auf die selbst ihre Landsleute mit Stolz und Verachtung, als eine ausgeartete Race, herabsahen, ein weniger denn Anhangsel des großen europäischen Staatensystems, selbst von Briten als Auswurf betrachtet, und nicht viel besser behandelt, von der übrigen Welt kaum gekannt. Wer hätte damals, als diese armen französischen Madrier von Briten aus ihren Hütten getrieben, und amerikanisch-britische Kolonisten zur Hälfte in Thierfelle gekleidet,

*) La Côte des Acadiens, zwanzig Stunden oberhalb Neworleans, unfern sich durch französische Kanadier oder vielmehr Madrie Kolonisten, die während des Krieges von 1760, angeführt von Louis-Jacques de l'Archevêque, die britischen Neutralität dieser von Acadiens an England abgetretenen Provinz, von dem sie sich hinständig verweigerten, sofort aus Madrien (Nova Scotia) vertrieben wurden. Sie hatten mehr als sechs Jahre in den Wäldern und verlorst von Briten, und nur ein geringes Ueberrest eukom nach Louisiana, das im Jahre von 1763 gleichfalls von Frankreich an Spanien abgetreten worden.

unter den Webbs gegen den französischen Montcalm fochten, weil es ihre Herren in Deutschland thaten; wer hätte damals wohl vorausgesetzt, daß dieselben verachteten Kolonisten einige zwanzig Jahre später ein Reich gründen würden, das in weniger denn sechzig der Stolz des Menschengeschlechtes werden, das dem mächtigen Mutterlande die Spitze bieten, siegreich zweimal bieten dürfte, nun den mächtigsten Nationen hucklos bieten könnte, dürfte. Noch sechzig Jahre, und dieses Reich steht vielleicht weltbeherrschend, und als seiner heilsame Gegendruck, den die Weltordnung in ihrer physischen und moralischen Einrichtung zum Princip angenommen hat, gegenüber dem großen nordischen Kolosse, der eben so dunkel, nur ungleich rauer und wilder hervorgegangen aus den eisigen Steppen des Nordens, durch Niederlagen und Siege, über Trümmer und Leichen, vorwärts geschritten ist, und seine Kieselarme nun drohend, nun tödend, aber mit fester Zuversicht über das in seinen Freiheitsweben zukende Europa ausspannt. Ei, sie ringt, die arme Jungfrau Europa, sie ringt nach Kräften nach der neuen Geburt; sie glaubt, sie wird sie erringen, die herrliche Tochter, glänzend, strahlender als wir; aber sie verzehrt darüber des furchtbaren Riesen, und die Sonne geht ihr unter im Westen, und die schwächende Dämmerung überfällt sie, und die Nacht bricht ihr herein, während bei uns die helle Morgengröße aufkaut!

Doch die Abendlüfte wehen feuchter. — Wie? die Glocke hat zwölf geschlagen!

„Du hast wunderbare Nachtgedanken, George!“ lächelte Luise, wie wir dem Zuge der Damen folgten, die ihrem Saale zusähen.

„Sage vielmehr kosmopolitische. Aber, wer sie in einem solchen Tage, und solche Umgebungen vor Augen, nicht hat, liebe Luise — weisen Herz sich da nicht öffnet, wahrlich, der müßte ein — Jared Bundle sein.“

„Noch einen Kuß, liebe Luise, und gute Nacht! Morgen sind wir bei Richards.“ —

Der Kentuckier, wie er lebt und lebt.

Herrliche Tage, diese drei, die wir im Schooße der Freundschaft verlebten, um so herrlicher, als sie nicht vier wurden, denn einen vierten hätten wir kaum ausgehalten, ohne eine tüchtige Mohnung, sage eine Indigestion oder ein Fieberchen mitzunehmen, das bei unserm Thermometerstande — er wechselt zwischen 95 und 100° —

leicht in ein billöses ausarten könnte. Nein, so war es gerade recht, und nach drei solchen Tagen ist eine Mississippi- und Red-River-Tour das herrlichste Ding, das es in der Welt geben kann. Man ist voll Lebensfrische, und bringt einen so sprudelnden Geist auf den Dampfer mit, daß einem alle Nerven oscilliren. Wir waren alle, wie wir sagen, in high glee!*) unsere Gesellschaft zwischen der Zahl der Mäusen und Grazien. Doch laßt uns sehen, wie viele Köpfe müstern wir?

Da ist also Mistres Houlton, aber nicht die Mistres Houlton von Dims Zeiten; — ein freundliches Lächeln spielt ihr um den Mund, das den einigermäßen harten schottischen Zügen etwas ungemein Launig-Originelles verleiht; dann Tante Duras, eine eigene Gestalt, mit einer leichten Perfidie in den lichtblauen französischen Augen, aber ganz Delikatesse und Feinesse, noch aus der alten französischen Hofschule Louis-Quinze, dessen chronique scandaleuse sie auf den Fingern herzaehlen kann, als ob sie zugegen gewesen wäre. Die beiden Damen sind fochten auf einer Promenade durch den Damenaal begriffen, die Amerikanerin schreiet einher, fest, decidirt, wie der Flügelmann im Garderegimente Sr. Majestät George IV.; die Französin hat eine gewisse Tournaure, die sich besonders um die Mitteltheile ihres Seins herum tumbt. Bei uns kann man das Geburtsland unserer Damen sehr leicht an ihrem Gange erkennen. Hintereinander schwebt Luise mit Miß Warren, die sich bereits verschwifert haben; um das Gesicht der Letztern spielt zuweilen ein Ausdruck, der schwer zu definiren ist, — er sieht aus wie Melancholie, und wieder wie Apathie; besonders pressen sich die Lippen des holden Geschöpfes so fest zusammen; Alara und Julie sitzen auf entgegengesetzten Seiten, einander musternd, und ernst, wie dreißigjährige Damen, auch ein wenig schläfrig. Die Glocke schlägt sechs, und wir waren zeitlich auf und beisammen, weil der Alexandria, der ein trefflicher Segler sein soll, und der von Ba Menou für uns bestellt war, bald nach fünf vor Richards Pflanzung ankam. — Doch auf Julien zurückzukommen, das arme Kind hat einigermäßen, was wir die Blue Devils**) nennen. Sie ist und that zu Zeiten so wohl und wehe, wie eine Paulding'sche Elegie.***) Sie hat einige Ursache; die Arme ist zwei Jahre älter als Luise, und noch immer keine Aussicht. Zwar sind in dem Augenblicke einige Fädenbüßer zum Zeitvertreibe da; aber das Ganze will nicht viel bedeuten. Der

*) High glee: muthwillig, fechtliche Laune.

**) Blue Devils. Ein leichter Fieber — vapours — böse Laune.

***) Paulding'sche Elegie. Paulding, der bekannte amerikanische Dichter, seine indianischen Weßtagen: Gehall — Phillips of Mount Hope etc., sind ausgezeichnet.

Eine ist ein freestlicher Cousin, Namens Merveille, ein Neiderleoner Advelat und Fashienable von der eigentlichen Elite. Du lieber Himmel! der muß die Quateroons-Bälle*) auch fleißiger besucht haben, als die Gerichtssitzungen. Seine Gesichtsfarbe ist ganz das Reclit von Benjamin West's Tode auf dem Pferde; — das Mädchen wirft zuweilen einen flüchtigen Blick auf des armen seligen Mannes Gefelle, und wendet dann das Auge halb schauerdend weg. Mehr besprache ein zweiter Cousin, der sich seelen aus dem schönen Frankreich herüber importirt, eine Art politischen Genies, der einen ungeheuren Reichthum freisinniger Ideen und republikanischer Systeme besitzen soll — nach dem neuesten pariser Schnitte. Mit dieser Münze wird er schwerlich bei uns viel Glück machen; wir lieben die reelle, die klingende, oder wenn sie von Papier ist, die endossirte. — Der Sprudeltopf war rédaction en chef, der Himmel weiß, welches Zwergeß, des gelben, rothen, blauen oder grünen, der ihn aber, nach Art dieser malignösen Wechselbälle, einen Streich gespielt haben mußte, denn der junge Freiheitsheld hatte Keikaus genommen aus dem schönen Frankreich, und zwar so schleunig, daß er den Mithins von zweitausend Franken, den der Procureur du Roi für ein in der Gouciergerie bestelltes Quartierchen an ihm zu fordern hatte, zu bezahlen vergessen. Der junge Mensch ist übrigens gar nicht übel, mit seinen funkelnd schwarzen Augen und Haaren, und hellbraunem Andalusiergesichte, voll Leben und Feuer, deklamirt wie Talma, und ist mit den beiden Herzogen von Chartres und Nemours in die Schule gegangen. Von diesen beiden Helden in embryo weiß er Geschichten zu erzählen, die einem modernen Plutarch Stoff zu frühen sechs Bänden liefern könnten. Was das für allerliebste Jungen sein müssen! Wahre Brutusse! Welche Achtung für die Rechte ihrer Mitbürger! und ihr Papa, welcher Feuerreiter für die Ehre Frankreichs, wie der seufzt beim Anblick der Priesterherrschaft! Wie der süßt, tief süßt! — wie der die goldenen Tage der Freiheit bringen würde, noch eine andere Freiheit als die wir haben! — Ich hörte die Ergrüße des jungen Menschen an passen, und konnte mich nicht enthalten, im Herzen zu lachen. Die Wahrheit zu gestehen, in der Politik und gesundem Menschenverstande sind diese Franzosen wahre Kinder, die in ihrem ganzen Leben nicht zu Männern werden. Hast sie einer bei ihrer schwachen Seite, ihrer unbegrenzten Eitelkeit, so kann er sie reiten, wie sein Stedenpferd. Jetzt sind

*) Quateroons-Bälle. Die bekannten Bälle der farbigen Schönheiten von New Orleans, zu denen aber keine farbigen Männerpersonen Zutritt haben. Sie werden als von weißen Damen besucht.

sie wie versessen auf diesen Papa der artigen Schüler der politischen Schule, und möchten ihn gerne statt des alten Charles zum allgemeinen Papa; und bekommen sie ihn, mag es ihnen wohl auch ergehen, wie dem irischen Schutzmacher in Franklin-ton, der von seiner Ehehälfte zu sagen pflegte: „Mein Weib, mein Weib; bei Jesus! obwohl sie keinen haben möchte, hab' ich sie doch gekriegt.“

Der gute Mensch nennt sich de Vergennes, und ist der dritte Sohn eines gastgnostischen Viconte und Nefse eines Pairs, der eine der wichtigsten Hofchargen und alle acht Tage die Ehre hat, Sr. geheiligten Majestät bei ihrem petit-lever, ich weiß nicht mehr, ob in die Strümpfe, oder gar in die Zuerpressibles zu verhelfen. Als ich ihm meine Verwunderung zu erkennen gab, wie er, der Sohn eines Generalintendanten und Nefse eines Pairs, zur Opposition, ja was schlimmer, dem fatalen Liberalismus gekommen — meinte er mit wahrhaft französischer Naivetät: „Ah mon frere, c'est autre chose, il est attaché au gouvernement, mais nous autres.“

Scheinen also doch bereits die parlamentarischen Pfade und Nebenpfade zu kennen, dachte ich.

Ich verspreche mir recht viel Vergnügen von dem jungen Menschen, den Papa Nenon geladen hat. Unter allen Besuchern, die uns mit ihrer Gegenwart beehren, sind die heutigen Franzosen, ich meine die von 1828, gewiß bei weitem die liebenswürdigsten. Mit einer nichts weniger als oberflächlichen, so tiefgehenden Bildung in praktischen, besonders mathematischen Fächern, verbinden sie eine Bescheidenheit, die ihnen bei ihrem enthusiastischen Wesen etwas wahrhaft Jungfräulich-Romantisches verleiht. Wie die Alten zum Tempel Jupiter Ammons wallfahreten, so pilgern sie in unser Land in Hunderten, und zwar nicht der Ausdunst, wie er aus andern Ländern zu uns kommt, sondern die Söhne der ersten Familien, um sich in ihrem politischen Glauben und Hoffnungen zu stärken. Eine gewisse Begehrtheit, ein verfeinerter Grimm, eine Art Scham über die Erniedrigung, in der sie sich und das helle Franco wähen, ist immer auf ihren Gesichtern zu lesen; dabei türschen sie jederzeit mit den Zähnen, wenn sie von den fremden Bajonetten und Bagagewagen reden, mit und auf denen, wie sie sagen, ihre gegenwärtigen Machthaber ihnen zugeführt worden. — Dem mag nun sein, wie ihm wolle, das geht uns nichts an, aber doch möchte ich im Vorbeigehen bemerken, daß, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, das helle Franco, das seinen Nachbarn Herren aufgedrungen hat, die zu ligend etwas eher, als zu Herrschern geboren wurden, eben nicht so sehr Ursache hat, darüber zu klagen, daß ihm seine Poursbons zurückgebracht worden, denen es doch, man mag nun sagen, was man will, verdankt, daß es eine, und zwar eine große Nation

ist, und nicht zwanzig Völkerchen; und die, wenn es nun doch einmal einen Herrn haben soll, doch mehr Rechtstitel besitzen, als irgend ein Aukerer, wer er auch immer sein möge. Und einen Herrn muß es haben, das helle France, da hilft nichts, und zwar einen starken Herrn. Wo drei bis vier Millionen beinahe Nichts besitzen, drei andere wenig mehr als Nichts, und nur eine geringe Majorität das Nöthige, und einige glückliche Hunderttausende das Ueberflüssige, da mögen die bürgerlichen Institutionen liberal sein, und sollen es sein, müssen aber wieder ganz anders lauten, als in einem Lande, wo neun Zehntheile Grundeigenthumsbesitzer, und in ihrem Haben, und was unmittelbar daraus folgt, ihren politischen Meinungen, wenn nicht ganz gleich, doch so ziemlich gleich sind. Hier ist Völkerrichthum, Bürgerherrschschaft möglich, dort ist sie Unding, lieber Vergnügen.

Wie ich mir den jungen, während des ganzen Frühstücks fortwährend provocirenden Republikaner ansah, kam mir wieder eine Bemerkung in den Sinn, die ich schon oft gemacht hatte, und die sich mir jedesmal aufdringt, so oft ich einen der sogenannten Republikaner der alten Welt — wir verstehen unter der alten Welt immer Europa — seinen nagelneuen, alles über den Haufen werfenden Republikanismus auskramen höre. — Man sieht es diesen Leuten sogleich an, daß sie eine Rolle spielen, die nicht ihre natürliche, daß das republikanische Kleid, mit dem sie sich behängen, nicht für sie gemacht, daß sie es nicht von Kindheit an getragen, daß es ihnen bald zu enge, bald zu weit ist, so daß sie tauend Thorheiten und Albernheiten darin begehen. — Selbst John Bull, wenn er es anzieht, er sieht so ungelentig aus, daß jeder Vernünftige ihn bemitleiden muß. Es ist ein gutes Kleid, unser republikanisches Kleid, ein warmes Kleid, es kleidet uns bequem, aber es taugt nur für uns — nur dem Amerikaner läßt der Republikanismus wohl, — sehen wir einen damit angethan, für den es nicht gemacht ist, eckelt er uns nur an — und das ist nun so ziemlich hier der Fall. Dieser junge Franzose, so artig, so unterrichtet er sonst scheint, wenn er auf das Wesen republikanischer Einrichtungen zu sprechen kommt, wird ein wahrer Tollhäusler, der auch nicht die geringste Idee von der Heiligkeit des Eigenthums, der Basis unsers republikanischen Gemeinbewobls, hat. Er stände nicht an, ein paar Millionen der edelsten Bürger, an denen die Kultur eines Reiches, der Menschheit beruht, abzuschlachten, um seine tolle Ausgeburt von Vermögensgleichheit zu realisiren, und ein paar Millionen faulblütigen Auswurfs zu schlammern Reizgenen der Menschheit heraufzuziehen, als es die gefährlichsten Höchste- und Hochgebornen je waren.

Während ich dem französischen Quasirepublikaner, der überigens, wie gesagt, ein recht artiger junger Mensch zu sein scheint, so

schonend als möglich einige unserer amerikanischen Ansichten über diese Punkte mittheilte, hatten wir den Michasalava *) passiert, und waren auf der Francisvilleseite hinaufgefahren, um die gewaltige Strömung, die der Einfluß des Redriver in den Mississippi da verursacht, zu vermeiden. Ein starker Wind, der sich erhoben hatte, thürmte die Wellen in der Mitte des Stromes zu einer bedeutlichen Höhe empor. Der Hauptstrom war, obwohl wir bereits Anhalt hatten, zum Ueberfließen voll, und die Mündung des Redriver bot, so weit das Auge reicht, einen See dar, aus dem Millionen von Baummstämmen emporstarrten. Wir hatten den Salon verlassen, um den ungeheuern Wasserspiegel in seiner ganzen grandiosen Ausdehnung zu schauen.

So eben bogen wir der Mündung des Redriver zu, als ein Boot von Woodville herüber kam, und sich bereits auf hundert Yards genähert hatte, ehe es von dem wachhabenden Manne auf dem Verdecke entdeckt wurde. Es schnitt zwischen den zahllos herabschwimmenden Niesenhämmen im scharfen Striche durch die Wogen, mit einer Kühnheit, die auf dieser Stelle, wir waren beinahe in der Mitte des Stromes, wirklich an Kaserer grenzte.

„Das ist ein Majender, oder ein Verliebter!“ schrie der Kapitän. „Bei meiner Seele, der hat mehr Wassergeist, als zu einem Kommodore nöthig wäre.“

„Es ist Doughby,“ rief Richards. „Kapitän, es ist Mister Doughby. Wendet das Schiff; er ist es.“ —

Und er war es. Der tolle Junge stand im Boote, das auf den Wellen und zwischen den Baummstämmen auf- und niedertanzte, so kerzengerade, kaum daß er sich zuweilen auf die Seite bog. Die sechs Rieger, die es rüderten, wurden über und über von den Wogen bespritzt.

„Das also euer gepriesene Redriver!“ schrie der Wachhals von weitem herüber. „Herrliches Boot für Wildenten und Gänse, auch Alligatoren. — Hurrah, Boys!“

„Im Gotteswillen, Mister Doughby!“ riefen, schrien, baten die Damen, als der Tolle gerade unter dem Stern auf uns zufohr, ohne die Wendung abzuwarten, mit einer Hast das ihm vom Schiff zugeworfene Seil ergriß, die ihn im nächsten Momente aus dem Boote riß, und wie einen Federball auf die Seite des Dampfers anwarf. Eine manns hohe Welle hatte das Boot zurückgerissen, und Doughby hing halb im Wasser, halb außer diesem.

*) Michasalava. Ein bedeutender Strom, der vielmehr Ausfluß des Mississippi, der wenige Meilen unter dem Einflusse des Redriver in den Mississippi, auf der westlichen Seite durch die Atacapa in den Golf von Mexiko mündet.

„Nicht an! Hurrah, Bess! — Nicht an, Jungens! oder euere verdammten Räder thut es.“

„Nicht an!“ schrien wir alle; „nicht an um Gotteswillen!“

„Er zieht an!“ schrie Dougby, der am Geländer heraufgesprungen, sich mit einem Satz über dasselbe warf, und mitten unter den berühten Chylophen stand.

Wir eilten sprachlos hinab — denn das Waggestück war ein verzweifeltstes.

„Fah!“ schrie Dougby; „Steward, ein Glas Wermes, und Kapitän schaut zu, daß mein Portemanteau heraus kommt und meine Keger mit Haut davon kommen; — und einen guten Morgen Gentlemen — in fünf Minuten sehen wir uns wieder.“

Und so sagend leerte er das von Steward gebrachte Glas, machte gegen das Oberdeck eine leichte Verbeugung, sprang in den Gentlemensalon, und von da in's erste Staatszimmer, das offen stand.

„Da habt ihr ihn,“ brummte Richards, kopfschüttelnd. „So macht er immer seinen Eintritt. — Und Emilie ärgert sich halb todt.“

Ärgern, das könnte ich wohl nicht sagen, aber jene ruhig-stille neuenglische Antipathie, mit einer starken Dosis von Apathie schien sich des Mädchens bemächtigt zu haben, und zu irgend etwas eber Hoffnung zu geben, als einer Verdönnung. — Diese Yankee können so stille, so ruhig, so fittig, so gleichmüthig hassen; sie glimmen euch, wie Leuchtglohen.

Wir waren wieder in den Damensalon zurückgekehrt, wohin sie geeilt war, sovie sie Dougby nennen gehört hatte. Klara legte den Zeigefinger auf den Mund, und sah recht superflüg darein, als sie links neben ihr auf dem Sopha Platz nahm; Mistreß Houston hatte rechts ihren Poßten gefaßt. Beide strichen dem artigen Kinde die Locken von der Stirne, und nippten an ihrer Halskrause. Sie hatte zum Reisekleid einen leichten Reitanzug von Circassienne, der ihr ungemein wohl stand. Lucie gab auf jeden Zug acht, wie die aufmerksamste Schülern.

„Ach Emilie,“ hat endlich die kleine Schlange, mit ihrem holdesten Lächeln. „Du mußt mir heute einen Gefallen thun, du mußt.“

„Ich verspreche nicht eher, als bis ich weiß.“ — versetzte die Miß in ziemlich scharfem Tone.

Ein drohender Blick der Mistreß Houston schien auf den kleinen Starkkopf und nicht die mindeste Wirkung hervorzubringen.

„Ein Bemitleidenswerther!“ hob Klara an, „den dein Zorn aus deiner Nähe verbannt — und den ein Lächeln von dir in Entzücken.“

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als Emilie todtentbleich wurde.

„Klara! so du mich liebst, um Gotteswillen! so —“ sie endigte nicht, aber mit Zugrimm biß sie die Lippen zusammen.

„Aber Miß!“ fiel die Mistreß Houston in wahrem Duennatone ein, „aber Miß, ich weiß wirklich nicht, ob der gute Ton Ihr Betragen.“

Sie sprach nicht aus, unsere Anwesenheit schloß ihr den Mund; — aber ihr Gesicht war ein wahrer kategorischer Imperativ.

Die Miß sah die Tante an, ihre Lippen pressten sich fester zusammen, eine eislige Kälte fuhr über das Mädchen hin, sie schauderte, wie von Fieberfrost gerüttelt zusammen. — Man sah, daß es furchtbar in ihr kämpfte, aber keine Thräne floß aus den Augen. — Das Mädchen war selbst, beinahe unweiblich zu schauen in ihrem starren Schmerze. Ich sprang auf, und eilte auf sie zu, — wie sie mich erblickte, machte sie eine konvulsivische Bewegung.

„Ich bin doch recht unglücklich,“ stieß sie endlich heraus, mit einer Gewalt, — einer Stimme, die einen seltsam unheimlichen Nachklang hatte. Wehmuth, Schmerz, Wuth, verlegte Weiblichkeit, erklangen in dieser unnatürlichen Stimme.

„Miß Warren!“ rief ich.

Sie sah mich starr an. — Ihr Gesicht war leichenblau, die Lippen blau, sie ein Marmorbild.

„Mein Gott!“ rief sie mit demselben innerlichen Schaudern. „Bin ich denn so ganz aller Verückfichigung unwertig geworden?“

„Miß Warren, wie können Sie so etwas glauben? Bei meiner Seele! ich weiß noch immer nicht, was da vorgeht, was vorging. Richards, so sage doch!“

Mistreß Houston sah starr, Klara lautlos, das zitternde Mädchen in den Armen haltend.

„Mich mit diesem Halbbarbaren wieder zusammenbringen!“ stieß sie grimmig heraus.

„Welchen Halbbarbaren?“

Sie sprach den Namen nicht aus, aber der tiefste Abscheu offenbarte sich in ihrem ganzen Wesen.

„Es ist doch nicht Dougby?“ sprach ich leise zu Richards.

„Und wer anders!“ sprach sie.

Ich sah Richards mit großen, sie mit vorwurfsvollen Augen an; dieser wieder Klara.

„Lasset, lasset Alles gut sein,“ rief diese. „Alles wird gut enden. Laßt nur mich sorgen. Emilie, ich bitte dich, sei ruhig. Und ihr beiden Männer, fort mich euch. Laßt uns eine Viertelstunde allein. Hört ihr? Die Damen wollen allein sein!“

Und so sagend sprang sie auf die Salonswand zu, nahm die in goldenem Rahmen aufgehängte gedruckte Schiffsordnung vom Haken, und hielt sie uns vor die Augen.

„Ich gehe gerne, nehme aber meinen Theil mit;“ sprach ich, Luise's Arm in den meinigen legend.

„Nein, nein!“ riefen Alle, „Mittreß Howard muß hier bleiben.“

„Sie geht mit mir; nicht wahr, liebe Luise?“

Luise pausirte einen Augenblick, und sprach dann lachend, und mit ihrem niedlichen Auge stampfend, ein „I won't.“ *) „Bräutigam!“ riefen die Damen laut lachend; nur die Miß blieb kalt — sie schien nicht zu hören, nicht zu sehen.

Wir zogen unserer Wege in den Gentlemen'salon — ich für meinen Theil herzlich froh, dieser harten Weiblichkeit entrückt zu sein. — So sind sie aber die besten Panaceen, die besten Mütter, die treuesten Gattinnen, aber starr und kalt, wie ihre Eisberge auf den Newfoundland-Banken; eher könnt ihr einem Delphin eine Thräne entlocken, als einer dieser nordischen Republikanerinnen.

Vor dem Schenkische trafen wir Doughby, der mittlerweile seinen Anzug gewechselt hatte. Im Grunde genommen gerade kein unebener Junge. Der lichtblaue Ginghamfrack, mit schneeweissen Inzerpressibles, kleiden ihn gar nicht übel. Ein eleganter Strohhut, sehr feine Wäsche, und eine Brillantnadel, die immer ein tausend Dollars gekostet haben mag, geben ihm ein recht pflanzenreich-genteeltes Air, obwohl ich derlei Dinge, als Brillantnadeln, Knöpfe und Ringe hasse, sie sind bloß für Weiber und Ladiendiener.

Als Doughby sein Glas Toddy**) geleert hatte, brach er los. „Wie ist's? was macht, sagt, thut sie? hat sie mich gesehen? wie sah sie aus? böse oder gut? wie hat sie meine Luftfahrt aufgenommen? gelacht oder geweint?“

„Sachte! sachte!“ versetzte Richards. „Sachte, lieber Doughby. Der Thermometer steht unter Zero.“ —

„Also nichts — absolut nichts? Sie verharrt in ihrem Entschlusse? will nichts von mir wissen? will mich nicht einmal sehen? Zum Teufel warum will sie nicht? Ich bin der unglücklichste Junge auf der zweiten Gotteswelt!“ rief er auf einmal mit ganz veränderter, weinerlicher Stimme; „wollte, ich läge dreihundert Fuß tief im Mißissippibettel, sage euch Jungen, mit mir ist's aus — rein aus — ich spüre es, fühle es in allen meinen Gliedern!“

Wir brachen in ein lautes Gelächter aus, und wer sollte nicht lachen, beim Anblick eines siebenundzwanzigjährigen Bengels, mit Backen so roth, die Morgenröthe, die über Fort Adams herauf zieht, hat die Weichheit im Vergleich; Schultern hat der Mann, er paßte auf ein Observatorium, um den Atlas zu tragen, und dazu

*) Ich will nicht — I will not.

**) Toddy. Mischung gekannter Wasser mit Zucker, und mir oder ohne Citronen.

die dunkelblaugrauen Augen, ein wenig todtsenkt, aus denen ein lachender Teufel herauszuschaut; und der Mann in Liebeswehen! er mißt fünf Schuh dreizehn Zoll, hat Schenkel, die einen Elephanten tragen, und häute, die einem Büffel den Caraus machen könnten.

Wir lachten wie toll.

„Bist sei euer Gelächter!“ schrie Doughby — „Steward, ein irisches Glas, hört ihr — v — der Neger, wo steht du wieder? Hörst du nicht, wenn dir ein Gentleman etwas befiehlt? Soll ich dir deinen schwarzen Gehirnschädel tatouiren? — Ihr lacht; aber wüßtet ihr,“ rief er wieder mit weinerlicher Stimme, „wie mir die Mädchen zugelegt haben; das ist nun die Siebente bereits, die mich angeführt, sitzen gelassen.“

„Die Siebente?“ lachte ich, „Doughby, nichts als sieben Körbe? Pah! ich sammelte deren während meines Junggesellenlebens nicht weniger als vierundzwanzig, und bin, wie ihr wißt, bloß ein Jahr älter als ihr.“

„Bist seien eure vierundzwanzig Körbe! Steward, der Toddy ist für alte Weiber zu schlecht. Zu viel Wasser in diesem Toddy, kauft keinen Toddy machen. Sag' deinem Kapitän, er soll herauf kommen, will ihm sagen, er soll dich zum T — I sagen. — Nein, sage ich euch, mir ist das Herz so voll, möchte mir schier zerpringen. Also nichts will sie von mir wissen, gar nichts? Will euch sagen — kommt Jungen — aber wer sind denn diese da?“ auf die Franzosen deutend. „Ah Mounshur Tonson! *) willkommen Mounshur Tonson! — Parlez vous anglais? fragte er de Vergennes — Prenez un seat et un glas de Madeira — Nous parlons français — Neger, eine Bouteille Madeira, und laß ihn gut sein, sonst bekommst du die Bouteille auf deinen schwarzen Schädel. Für mich eine Bouteille Whisky, hörst du? echten irisches Whisky, verstehst du! Dummkopf? oder so du ihn nicht hast, wird's schottischer thun. Stelle Alles her, und pack dich — nein, bleibe am Schenkische — hörst du, schwarzer Bismarck, am Schenkische bleibst du! oder doch besser, packst dich fort, hörst du, packst dich fort. Nein, sage ich euch, das Herz möchte mir schier im Leibe zerpringen. Also gar nichts will sie von mir mehr wissen?“

Und unter diesen lamentationen warf sich der Mann auf das Sopha, daß das Gestelle zusammenbrach; der Steward brachte den Madeira, und die Bouteille mit irischem Whisky, und wir setzten uns, um den Tröster bei Doughby zu machen. —

*) Mounshur Tonson. Ein anderer Spottname, den Franzosen in den Vereinigten Staaten gegeben.

Ein Diner auf dem Redriver.

Die Wahrheit zu gestehen, so ist das Genre der Physiognomien, die sich unsern Blicken darbieten, nicht das einladendste; wahre Gallengeichter gibt es unter ihnen, und man braucht eben nicht sehr Kavater oder Gall zu sein, um den Mord- und Diebstinn recht deutlich herauszufinden; und Gerüche verbreiten sie — die arme de Duras hält das Kirschläschen an die Nase, so fest, als ob es daran wachsen sollte. Einige unserer Tischgenossen sehen wirklich desperat aus, und wie um an ihrem guten Willen nicht irre zu werden, sind sie jeder mit einem Dolche bewaffnet, deren Hornschäfte ihnen aus den Ärmeln und Brusttaschen hervorstecken. Es wäre der Mühe werth, diese Kuriositätenansammlung von Menschenkindern und ihre Biographien näher kennen zu lernen. Handelsleute nach Santa Fé *) hören ich; Squatters, von Arkansas Territory, Ansiedler von Quachitta **, Jäger von Sabine ***, Emigranten zu Colonel Austin †) — Kolonie, in dem neuen Schlaraffenland Texas, — stehend, sitzend, halb liegend, die Füße auf den Sesseln; einer hat sie gar auf dem Tische, und daneben sitzt ein anderer, der es sich in der Nachbarschaft dieser metallisirten Extremitäten recht wohl schmecken läßt.

Die Mehrzahl, während sie sich beim Eintritte unserer Damen erhob, entlud noch ihre Mäuler einer kaffeebraunen Fauche, die, wäre sie aus ein paar Duzend Sprihen herausgepreßt worden, nicht strahlartiger in allen Richtungen sich kreuzen könnte.

„Kolby!“ redete eine der Galgenphysiognomien den Mann an, der, bereits im Waffensichtungsgefächte begriffen, sich nicht im mindesten stören lassen zu wollen schien.

„Was?“ schnurrte Kolby.

„Kolby,“ lachte der Santa-Fé-Handelskompagnon, „könntet wohl ein wenig luffen ††). Seht, das Weibervolk kommt.“

Der Gefelle, dem die Worte galten, war ein verzerrter, kupferi-

ger, ausgedorrter Wicht, dem seine dreißig oder vierzig Jahre einen wahren Galgenstempel eingeprägt hatten, mit Schweinsaugen, rothen Haaren und einem braungrauen furchtbaren Badens- oder vielmehr Gesichtsfarbe, denn der Mann hatte offenbar Seife und Barbiermesser seit Monaten nicht in Anwendung gebracht. Er saß ohne Rod und Halsstuch, mit aufgetreiffen Hemdeärmeln wie bei einem Tagewerke; vor ihm stand ein Teller, auf dem wohl sechs verschiedene Fleischstücke, untermengt mit Kartoffeln und Potaten, aufgebauht lagen.

„Hört ihr, Kolby?“ sprach ein zweiter Maulthierhändler, ihm seine Jacke hinhaltend.

Kolby gab keine Antwort, zog aber seine Jacke an, und fuhr fort zu verschlingen.

„Möchte doch wissen, aus welchem Theile der Welt der her ist?“ fragte ein Dritter.

Kolby schaute auf, schoß einen Dolchblick auf den Fragenden, und fuhr abermals fort zu verschlingen.

Wir gingen schweigend an dem Manne vorbei, und nahmen unsere Plätze ein, die Majorität malten lassend, die, obwohl nichts weniger als aus den feinsten Ingredienzien zusammengekehrt, doch Majorität war. Die Tafel bot einen grellen, aber pittoresken Anblick dar. Obenan saß der Kapitän in seiner Eigenschaft als Vorschneider; zunächst die Ladies Duras und Heulien, Luise und Clara, und ich und Richards, und Julie und Emilie, und Vergennes und Merveilles, und Doughby; und unter diesem der Gefelle Namens Kolby; und weiter hinab Maulthierhändler und Squatters, Jäger und Pfänner, Krämer und Hinterwäldler aller Art, in allen Trachten, die mit der prachtvollen Einrichtung des Speisesaals, und insbesondere den eleganten Anzügen unserer Damen nicht weniger scharf kontrastirten, als das abgehackte Hellschwarze, Gurt des Schweinschirns und Konferten, mit dem wallenden Seidengewande der sächsischen Novena und ihrer geistlichen Bewunderer. Und nach dem Heißhungen zu schließen, mit dem nun Alle über die Gerichte hertreten, schienen die Verdauungswerkzeuge dieser Belmote, trotz des Abstandes von mehr als fünfshundert Jahren und fünfshundert Meilen, die sie von der Zeit und dem Lande ihrer sächsischen und normannischen Vorfahren trennten, nur wenig gelitten zu haben.

Vergennes vergaß vor lauter Starren, Stammen seine Suppe.

Luise nippte und schaute, aber nicht auf die Hinterwäldler. Jetzt ruhte ihr Auge neugierig-schallhaft auf Julien, die ein eigenenthümlich süß-schwächendes Lir sich beigelegt, wieder auf Doughby, den ich unter Merveille posirt hatte, trotz seiner Bemühung sich an Julien hinauf zu bugstren, was ich aber ernstlich verbat; auch sah er das Horrible seiner Forderung selbst ein. Er ist aber nun schon

*) Santa Fé. Bekanntlich gehen alljährlich mehrere Karavanes von St. Louis am Mississippi und dem Redriver nach dieser Stadt, um weitre bis zur Hauptstadt Mexiko. Ihre Karavanes sind auf Maulthiere gerada, die ganz anders sind.

**) Quachitta, auch Wachitta. Der Name eines Count, Altesse und See's im nördlichen Louisiana.

***) Sabine. Der Grenzfluß, der südwestlich die Vereinigten Staaten von Mexiko trennt.

†) Colonel Austin. Die Stifter der amerikanischen Kolonie in der Provinz Texas, die, ungeachtet des sehr guten Charakters vieler der Kolonisten, als in blühender Zunahme demüthig geschickert wird.

††) Luffen — to luff. Dem Winde näher gehen, nachgehen, weichen, aufsehen.

einmal ein Kentuckier, die zuerst reden und dann erst überlegen. Sibt jedoch so devot getrimmt, könnte füglich den Himmelskron vor dem Bilde Mariens in der Kathedrale der Hauptstadt vorstellen. Die Wahrheit zu gestehen, scheint er mir endlich das Schwarze in der Schelbe getroffen zu haben, und wenn Eine für ihn paßt, so ist es Julie. Emilie würde ihm so wenig zugesagt haben, als er einer Prinzessin aus dem Hause der spanischen Bourbons. Diese Nordländerinnen sind zu geregelt, zu starr, zu linealmäßig für übersprudelnde Südländer, bei denen wieder die vis inertiae der sanfteren, duldsameren Kreolinnen viel wohlthätiger einwirkt. Ein leichter, aber nur sehr leichter Anflug von Indolenz, oder vielmehr laisser aller, denn Julie ist thätig, rührig in ihrem häuslichen Kreise — wird die wilde Kraft sicherer zähmen, als irgend etwas Anderes. Zudem ist sie gerade das Mädchen, wie sie einem Doughby, der viel auf das Materielle hält, zusagen muß. Von der Größe Luizens, ist sie, wie gesagt, stärker, und zum embonpoint geneigt, sie hat nicht die Beweglichkeit, die leichte französische Grazie Luizens, aber ein herrlich schwarzes Auge; Luise hat lichtblaue; einen Busen etwas voll, aber ganz nach dem Geschmacke Doughby's, der, wie bemerkt, das Substantielle liebt, eine Haut, weiß wie Alabaster, und doch nicht des nöthigen Kelorits ermangelnd; kurz, Doughby hat allem Anscheine nach den Nagel auf den Kopf getroffen. Wäre er nur nicht gar so impetuos; aber die Weiber lieben wieder etwas Reckheit, zwar nicht alle; auf Julien jedoch hat er offenbar einen günstigen Eindruck hervorgebracht. Es windert mich nur, wie das Mädchen so auf einmal Feuer fangen konnte, und in Gegenwart einer Rivalin — es ist beinahe ungutz; sed trahant exempla.

Wir sind mit der Suppe fertig, die untere Abtheilung mit dem Essen. Das heiße ich doch aufräumen, und zwar in weniger denn zehn Minuten. Diese Tafelhälften, sie steht bereits wie ein halbes Schlachtfeld aus. Gedundene Welschküchner und Hühner, Gerippe von Quails, zerstückelte Schinken und Hirschzweier, mit Fragmenten von Kostbeef, Kotelets, Schalen von Kartoffeln, Pataten, zerbrochenen Eiern auf allen Ecken und Enden über die halbe Tafel hin zerstreut. Es gebührt ein starker Magen dazu, hier noch seinen Appetit zu bebalten.

„Nun, Nigger!“ rief ein Squatter im Lederwams, mit schwarzen borstentartig emporstehenden Haaren — „Nigger, will meine Suppe!“

„Nicht Nigger sein, Massa;“ brummte der Mulattoaufwärter.

„Nigger oder Mulatto, gleichviel; bring' mir meine Suppe!“

„Was?“ rief der Nachbar des Mannes; „was? nachdem ihr einen Teller, der eben sowohl als Weiskübel dienen könnte, voll Fleisch, Fische, Kartoffeln hineingelegt, und einen zweiten voll Hüh-

ner, Welschküchner, Wildpret und Pataten, wollt ihr nochmals mit der Suppe anfangen?“

„Freies Land, Nachbar;“ erwiderte das Lederwams; „freies Land; leben in einem freien Lande. Ein Mann mag Suppe essen, hoffe ich, wenn und wann er will, und er sie bezahlen kann. Sage euch mehr: Einer mag Suppe essen, wenn er sonst nichts mehr essen kann; denn die Suppe bringt euch durch, wo substantielle Broden nicht durchdringen, und findet Nahrung, eben weil sie Suppe ist, wo Kostbeef und Schinken vergeblich Eintritt finden. Ist euch ein mächtig wunderbares Ding, die Suppe. Bildet gleichsam den Mörtel, die Suppe, der das Kostbeef mit den Welschküchnern und Kartoffeln verbindet. Nach meiner Meinung ist Suppe immer gut, gleichviel ob vor oder nach genommen.“

„Möchte doch wissen,“ fragte Doughby, dem die Stille, die unter uns während des Suppessens gebrüht, bereits zu lange anhielt, „aus welchem Theile der Welt ihr her sein mögt?“

„Wo es mehr Büffel als zahme Kälber gibt, Wäster;“ lachte der Hinterwälder — „und ihr? wahrscheinlich, wo sie die Rinder mit grünem Kottosamen mästen?“

„Getroffen;“ sprach Doughby.

„Was spricht man bei euch? wie bläst der Wind? Nordnordwest, oder Nordwestwest? Ist's ein Jackson, oder Harry, oder Johnnwind?“ fragte der Mann weiter.

„Blasen alle drei;“ lachte Doughby, „aber der History ist der stärkste.“

„Es lebe der alte History!“ rief der Hinterwälder.

„Ich sage euch schon zum zweiten Male,“ hob ein anderer junger Hinterwälder an, „danke euch für ein Stück Torte.“

Die Worte waren an seinen Gegenüber gerichtet, der die Schüssel mit dem süßen Gebäck in seinen Klauen haltend, bereits den besten Theil verschlungen hatte.

„Habe sie auch zweimal für euch geschnitten,“ erwiderte der Mann, ihm einen Desertteller mit einem sehr mäßigen Randstücke über die Tafel reichend.

„Und so thätet ihr,“ lachte der junge Hinterwälder; „thätet es aber wie Jack, der auf des Gauls Rücken in den Sattel sprang, und Ben und Sam einlad, ein Gleiches zu thun, nur müßten sie mit Borne und Hinten vorlieb nehmen, er wolle sich schon mit der Mitte behelfen.“

„Sind in einem freien Lande,“ war wieder die Antwort.

Unsere Madeiragläser zum Kostbeef waren mittlerweile gefüllt worden. Wir stiegen an und tranken wechselseitig unsere Gesundheit. Als wir fertig waren, wandte ich mich zur untern Abtheilung unserer Tischgesellschaft.

„Gentlemen! wollt ihr uns das Vergnügen erweisen, ein Glas Wein auf das Wohlergehen unserer Damen zu nehmen?“

Und insbesondere auf das der neuvermählten hochachtbaren *Mistress Howard*;^{*)} fügte *Mistress Houston* hinzu.

Und nachdem Hinterwälder und Mantelbändler jeder sich eines der von *Steward* umhergetragenen Gläser bemächtigt hatte, erhoben sie sich, und der junge Mann in der Keinenjacke gab den herrlichen Toast unsern galanten *Pinkney*: *)

*I fill this Cup to one, made of loveliness alone,
A woman of her gentle sex the seeming paragon;
Her health! And would — on earth there should some more of such a
frame!*

That life might all be poetry, and weariness a name.

„Mann!“ rief ich lachend, „fürwahr, ihr seid ein Mäusenfreund, wie ich ihn schwerlich hier in unserm Redriver-Revier gesucht hätte.“

„Lese zuweilen so etwas, wenn es von guten Freunden kommt.“

„Von guten Freunden? kanntet ihr den galanten *Pinkney*?“

„So ziemlich; waren, was man Bekannte im engeren Sinne des Wortes nennt.“

„Darf ich noch euern Namen fragen?“

„*Winifred H.*“

„Wie? ein Verwandter des Senators für C—th G—a—?“

„Sein Sohn: jetzt Pflanzer am Redriver seit sechs Monaten; gerade hundert Meilen von Ihnen.“

„Kreut mich sehr, *Mister H.*, eure Bekanntschaft zu machen.“

So berühren sich bei uns die Endpunkte socialer Stellungen, und runden in steter Reibung, in fortwährend wie im Kreisel umherrollender Beweglichkeit ihre wechselseitigen Härten und Ecken ab. Der Senatorssohn baut seine Hütte auf einem Stück Waldlande, das an die Stellung des Sproßlings eines schottischen Viehtreibers anknüpft; das Weib dieses war vielleicht die Waise der Senators-tochter, die sie nun als Nachbarn begrüßen und ihre kleinen Dienstleistungen mit dankbar frohem Entgegenkommen annehmen muß. So befördert bei uns gewissermaßen die Natur jenes republikanische Gleichheitsbestreben, das im Westen seine Wurzel ausbreitet, tiefer schlägt, während es im Osten, im Gewühle unserer Gesellschaften, bereits starke Stöße erleidet.

„Sollte nichts darum geben,“ hob der mit dem Namen *Kolby* bezeichnete Geselle wieder an, „noch ein Glas von eurem Wein zu nehmen.“

*) *Pinkney*, Marineoffizier der U. S. und Verfasser mehrerer artigen Gedichte; seitdem gestorben.

„Und ich sollte nichts darum geben, so ihr euch um ein Haus weiter machtet,“ fiel *Doughby* mit einem nichts weniger als schmeichelhaften Blicke ein.

Der Mann schaute *Doughby* mit großen Augen an, dann verzog sich seine Miene in ein wahres Mörbegrinsen.

„Wollt ihr mein Glas nehmen, *Mister*?“ fragte *Mistress Howard*, dem *Steward* ein Zeichen gebend, es dem Manne zu überreichen.

„Bravo, liebe Luise!“ flüsterte ich ihr zu; „das heißt wie eine echt amerikanische Dame gesprochen und gehandelt.“

„Dank Ihnen, Maam;“ versetzte der Mann. „Will es auf Ihre Gesundheit leeren.“

Und er nahm das ihm vom *Steward* überreichte Glas, leerte es zur Hälfte, füllte es wieder mit *Rhum* auf, und trank den Zubalt mit einem „Ihre Gesundheit, Maam, und der alte *Hicory* soll leben!“ aus.

„Vermutho, auch ich könnte noch eines nehmen,“ rief das schwarze Lederhämms.

„Dann erlaubt, daß ich euch das meinige sende,“ versetzte *Mistress Richards*.

Der Mann nickte, nahm das Glas, und trank es mit einem Zug aus. Beide Gesellen erhoben sich, warfen ihre Strohhüte auf den Kopf und traten zum Schenksche, um den Kegel, wie sie sich ausdrückten, mit etwas *Reklem* zu vertreiben, und ihre Debatten über den alten *Hicory* fortzusetzen. Dieser, mit seinen beiden Trabanten, *Harry* und *John Quincy*, ist nun der ewige *Refrain*, der gehört wird auf Dampfschiffen, in Gasthäusern, der Heerstrasse, der Stube, überall, allenthalben.

Vergeimes kann vor Stämmen und Starren weder zum Essen noch zum Trinken kommen. Und wohl mögen Fremde, die unser Land betreten, ob solchen Erscheinungen harren. Bei uns bewirken sie nicht einmal mehr ein Lächeln; freilich sind sie nicht immer die unangenehmsten, diese Verührungen, in die uns unser bewegliches, instabiles, republikanisches Treiben und Wirken wirft; die Gesichter, die so eben den Speisesaal verlassen, nichts weniger als anziehend; der Geselle, der uns den Rücken wendet, er hat in seinem kalten Lächeln ein gewisses Etwas, das sich der im Grate lauernden Congelalange vergleichen läßt, ein wahrhaft teuflisches Hohngrinsen; so muß der Mörder anschauen, der seinem Schlachtopfer kalt das kalte Eisen in den Rücken stößt. Aber könnt ihr lauter Washingtons, Jays und Franklins haben? Ist es nicht vielmehr notwendige, unerlässliche Bedingung unserer Freiheit, daß die bürgerlichen Tugenden sowohl als Laster sippiger aufsteigen, eben weil ihnen frei zu wachsen und wuchern gestattet ist? Und wenn jene diese überwiegen, ist der

Grund nicht eben in dem Umfande zu suchen, daß das Verbrechen bei uns den natürlichen Abzugskanal jener Getränke hat, die ihre Unreinigkeiten zum Spundloche hinausstoßen? daß der Abguss, von der geistigten Welt zurückgestoßen, an den Grenzcheiden der Kultur sich sammelt, im Westen unserer Staaten und Territorien, wo das Gesetz noch schwach ist? Es sieht freilich oft furchtbar aus in diesen Grenzstationen, ein wahrer Ausbruch treibt sich da herum, Spieler, Mörder, Diebe, unter denen ein ordentlicher Mann oft seines Lebens nicht sicher ist; aber das dauert immer nur eine kurze Zeit; bessere kommen nach, und das Gesindel zieht weiter vor der hereinbrechenden Kultur und Gesittung, dem für sie zu stark werdenden Gesetze. Aber nicht nutzlos ist ihr Wirken und Treiben gewesen. Wider ihren Willen, durch Mangel und Noth gezwungen, haben sie ein Plätschen im tiefen Walde gelichtet, Pläze durch die flieg- und weglose Wildniß gebahnt, den Boden für bessere Nachfolger gebaut. Großentheils durch solche wilde, desperade Charaktere wurden die paradiesischen Hügel und Thäler von Kentucky, die prachtvollen Niederungen vom Ohio, die herrlichen Hüfen von Tennessee erpflort. Sie sind weiter gezogen, viele Tausende von Weißen, ihr Wirken ist zurück geblieben, ist Grundlage geworden des Glückes von Millionen freier, aufgeklärter und religiöser Bürger, die den Gott ihrer Väter in tausend und abermal tausend Tempeln, an Stätten preisen, wo zuvor der wilde Indianer gehaust. Wir lieben es, die Kultur unsres Landes bis zu den Gestaden des zweiten Weltmeers vordringen zu sehen; es gefällt uns gar wohl, auf prachtvollen, schimmernden Palästen den Riesenstrom Tausende von Weissen hinabzugleiten und, im Vorbeigehen sei es gesagt, eine reiche Ernte von Dollars auf den äußersten Endpunkten unsrer Union einzusammeln; wir müssen auch die Menschen, die uns diese Wunder vorwicklichen helfen, nicht ganz werthlos, jeder Berührung unwürdig erachten; um so weniger, als es wieder recht achtbare Charaktere unter ihnen gibt: der Mund, der die mephistischen Ausdünstungen des Wüsthums oder der Redriver-Sümpfe aufkühlt, der kann nicht Rossen lauen; die Hand, die unsere Kiefernäume füllt, Sümpfe austrocknet, sie kann nicht mit glacierten Handschuhen bedeckt sein; unser Land ist das Land der Kontraste, das Land, wo sich die Geschichte des Menschengeschlechts, wie es vor dreitausend Jahren war und heute ist, in beiden Extremen vor unsern Augen abspiegelt; in den östlichen Staaten die höchste, in vielen Punkten bereits Europa überfliegende Kultur, mit vielen der schlanen Kaster seiner debauchirten Civilisation; im äußersten Westen jene Anfänge, wie sie wahrscheinlich die dafür als Göttheiten verehrten Saturne und Jupiter über das schwarze Meer, und später Kleopatra aus Aegypten nach Griechenland brachten. Es sind dieses Umstände, die nur der be-

schränkte Kopf unnatürlich finden wird; der Humane, wahrhaft Gebildete erfährt ihre Wechselwirkung beim ersten Blicke: ihm liegt ihre Nothwendigkeit vor Augen, und er läßt sich die Unannehmlichkeiten, die mit der Berührung verbunden sind, um so lieber gefallen, als diese ihm wieder tiefe Blicke in die Gestalt der Menschheit und ihres gesellschaftlichen Zustandes zu ihm erlauben.

Unsere Damen sind gar nicht besondere Liebhaber dieser Art philosophischer Erfahrungen, aber es ist eine Freude zu sehen, wie sie, die doch wahrlich nicht hinter dem Herde ausgewachsen sind, das Falsche-Mitteln so richtig anfassen, wie zart sie das Reimenschliche selbst in diesen verwilderten Charakteren berücksichtigen; wie schoneid, wie so ganz von aller fastidionsness entfernt, sie sich in diese Umgebungen zu schiden wissen. Ein englischer Halboldoberster oder Kapitän würde in Zustungen, wenigstens auf dem Papier, versinken; — nicht sie; sie sehen mit dem gelassenen, milden Blicke duldsamer Weiblichkeit, die wieder auf solche wilde Charaktere heilsamer einwirkt, als tausend Knuten eines Despoten. Es haben unsehlbar unsere Weiber zur Gesittung des Mensen mehr beigetragen, als alles Andere. Sie sind es, die da, wo das Gesetz aufhört, oder nicht stark genug ist, die Schiedsrichterrinnen des Anstandes werden, die thormae der Alten; vor ihnen weicht die Nothheit, schmilzt die Härte. Sie sind es, die die dem Erlischen nahesten Funken des Menschlichen wieder anzufachen, die den Verwilderten wieder zur Gesittung zurückführen. Sie kennen ganz ihren Beruf, und wissen ihn zu verfolgen mit einem seltenen Takt; und dafür gibt es auch wieder kein Land, wo die Frauen so sehr geehrt werden, als in dem unsrigen, vielleicht zu viel geehrt werden, wenigstens in den nord-östlichen Staaten, wo sie sich so ziemlich eine Art *petticoat government* *) eringen haben, und Uncle Sam beinahe läppischschwach ihnen gegenüber zu werden beginnt; — im Allgemeinen jedoch verdienen sie ganz die Ehrerbietung, die ihnen gezollt wird, die uns zur Natur geworden ist, zum Bedürfnis, so wie die Religion. Andere Nationen haben ihre Galanterie aus den Zeiten des Mittelalters herabgeerbt; aber die wahre Achtung steht ihnen, jene Achtung, die eben so wohl das Resultat wahrer Tugend und Würde, als des tiefgefühlten Bedürfnisses ist, unsren schroffen republikanischen Härten durch diese Huldigung ein sanfteres Relief zu geben.

Doch die Zeit naht heran, wo wir das Ende unsrer Reise zu sehen hoffen können. Wir sind elf Stunden auf dem Wasser, und unser Dampfboot ist ein berühmter Schnellsegler. Noch die große Nacht, und wir sind am Ziele.

*) *Petticoat government*, Weiberregierung.

Aus den

„Transatlantischen Reisetagebüchern“.

Pflanzerleben.

26. September.

Es gibt Menschen, die da fest glauben, das Leben eines Louisiana-Pflanzers sei ein fortgesetztes Sybariten-Schwelgen, ein Liegen auf Rosenbetten, im Balanquin, geschützt von ein paar halbnackten Negerinnen, mit losem Bande um den Busen, reservertem Rorrockchen um die Hüften, Krenellstiefelchen an den Füßen, und so weiter. Und die Wahrheit ist, daß unser Pflanzlerleben der Bequemlichkeiten des Lebens, des wahren Comfort, weit weniger darbietet, als das nordische Bürgerthum dem weit minder Wohlhabenden.

Nehmt nur zum Beispiel unsere Tafel. Diese besteht nur bereits die ganze Woche in Schinkenschnitten, Weischkornstücken, gebratenen Kartoffeln, die ein Kurbsartikelfind, da sie aus Irland eingeführt werden, und zur Abwechslung in Macarels, einem Hühne oder Weischhühne, von welchen immer einer oder der andere der sich unpäßig befindenden Neger seinen Antheil erhält. Freilich läuft uns das Wild vor der Nase herum, Girsche, Bären lassen sich alle Tage an den Rändern des Waldes blicken, schwimmen über den Fluß — Wildgänse, Enten schwirren euch zu Tausenden, Hunderttausenden über die Köpfe hin, oft könnt ihr euer eigenes Boot nicht vor ihrem Geschrei verlassen; aber ihr habt nicht die Zeit, auf's Giech zu denken, und schießt ihr sie, so ist nicht gegen eins zu wetten, daß irgend ein Alligator vor euch da ist, die Beute in Empfang zu nehmen. Von diesen Alligatoren und snapping Turtles wimmelt es im Flusse und dem See im Süden der Pflanzung, sowie in den Bayons, die uns umgeben. Hunde und Neger zittern, so wie sie eine der lethern sehen, ihr Biß ist sehr gefährlich. So denkt man bei uns gar nicht auf die Jagd, selbst wenn die fieberische Hitze sie erlaubte. Wir haben den ganzen Tag die Hände so voll zu thun, daß nur die pünktlichste Ordnung uns aus diesem Wust, diesem Treiben bringen kann.

Vom frühen Morgen ist Mistress Howard in Bewegung. Die Caninins müssen versorgt, den Familien ihre Rationen ausgetheilt, ihnen selbst, wo sie gehen und stehen, nachgesehen werden. Eine Negerin wirft das Kleid, das sie am Sonntage Nachts abgelegt, nie in ihre Kiste! nein, geradezu auf die Erde, die ganze Woche tritt sie darauf herum, und wundert sich recht naiv am nächsten Sonntag, daß es schmutzig und voll Löcher ist. Ihre Rationen an Weischkorn, wenn nicht jedesmal nachgesehen wird, könnt ihr versichert sein, sind eine Stunde darauf, nachdem sie ihnen ausgetheilt worden, eine Beute der Vorfenthier und Weischhühner. Je nachlässiger ihr seid, desto ärger das Uebel. Des Schmollens, Zanens ist kein Ende, daher haben auch die Kressinnen in der Regel eine unlieblich kreischend zänkische Stimme; selbst Ruissens Attorde beginnen den schrillen Ton anzunehmen. Stets ist sie auf den Beinen, hinter ihr her Plache mit zehn Schlüsselbänden, ewig aufschließend, zuschließend; läßt sie die Thür einer Vorrathskammer auch nur 10 Minuten offen, so ist sie zur Hälfte oder ganz geleert. Sie stehen euch, diese Neger, ärger als die Raben, verbergen das Gestohlene, wo sie können, und werfen, was sie nicht bergen können, geradezu weg. Kaffee, Zucker, Salzfleisch, besonders Gewürze, die sie zu Kochlöffeln voll in ihre Speisen werfen, verschwinden so. Der Kaffee und Zucker von gestern ärgert mich abscheulich. Die Vorrathskammer blieb keine zehn Minuten offen, der Kiesel war aus Versehen nicht eingefallen — weg sind beide — Keiner will etwas davon wissen. Unter dessen hastet auf Hannibal der größte Verdacht. Er ist ein arger Dieb, und aus seinen tüchtigen Tigeraugen leuchtet nichts Gutes heraus.

Während Mistress Howard den Haushalt von fünfzig Negern besorgt, gewiß keine Kleinigkeit für eine neunzehnjährige Dame, liegt mir die Placerei der Aussicht über die Felder, die Baumwollen- und Weischkornerte, die Cottongin, und tausend andere Dinge ob. Nur die genaueste Kenntniß von dem, was jeder zu leisten im Stande ist, kann euch vor Betrug und Mißthun sichern. Zeitungen, Broschüren, neue Werke kommen täglich an, liegen aber seit Wochen unerschlossen; — wo sollte man die Zeit hernehmen — wo die Lust!

Aber warum gebt ihr eure Neger nicht frei? macht euch dieser Plage ledig?

Das ist eine Frage, von keinem Sachverständigen, nicht einmal Verstandigen, gethan. — Warum gaben Washington, und Jefferson, und Henry Patric, Männer, deren Namen die Zunge aller Zeiten mit Ehrfurcht nennen wird, ihre Sklaven nicht frei? weil sie vollkommen überzeugt waren, daß mit dieser Freiheit

nicht einmal den Sklaven, viel weniger unserer bürgerlichen Gesellschaft, gedient wäre. Eine thierische, uns ohne unsere Schuld zugekommene Race, kann nicht in wenigen Jahren zur Geittung, zur Ertragung unserer Freiheit erzogen werden. — Es gehören der Jahre viele, Jahrhunderte dazu. Lernt diese Sklaven erst kennen und dann redet.

Nachmittag 4 Uhr.

Die Atmosphäre ist trübe, zum Ersüden schwül. Eine todte Windstille mit Millionen Milliarden großer und kleiner Muskitos, die euch durch die Kleider, durch die Haut dringen. — Böse Vorboten diese! Die beiden Franzosen sind im Zustande der Auflösung, uns geht es nicht viel besser! Wein, Speisen, alles steht unberührt. Ist es die Wirkung der fieberischen Temperatur oder üble Laune, die mich so abnungsoll düster umher treibt, matt und todesmüde, und doch so unruhig. Ich fühle wie vor zwei Jahren an demselben Tage — es war der achtundzwanzigste September, werde ihn in meinem Leben nicht vergessen — war auf dem Scipio im Golf von Mexiko; eine ähnliche todte Windstille, Schwüle, Hitze, Mattigkeit, die Haut so klebrig, als wäre sie mit Schreinerleim bestrichen; um vier Uhr war unser Scipio ein so stolzer Dreimaster, als je auf dem grünen Erbenwasser wogte, eine halbe Stunde später hatten wir zehn Fuß Wasser im Kielraume, alle Masten über Bord, die Schiffsgeländer alle gebrochen, die Boote gleichfalls, das Schiff jede Sekunde daran, in den Abgrund zu versinken. — Und diese ist gerade die nämliche Orkan-Atmosphäre.

Meine Reges sammeln sich mittlerweile vor dem Hause, ihre Blicke sind unruhig, besonders herrscht unter den Schuldigen ein ganz eigenes Gemurmel; Papa Menou, ich und Mitter Granby treten auf die Piazza, vor der sie in Reihe und Glied aufgestellt sind. Ich präsentire ihnen ihren neuen Aufseher, dem sie in allen Stücken zu gehorchen haben. Ein Geflüster, Gelächter, Gespötte, ganz in der Manier von Matrosen, die ihren neuen Schiffsklienten zum erstenmale sehen, und auch zugleich über den neuen Antömling ihre Glossen machen, die, wie sie wohl wissen, sich später nicht mehr machen lassen. Sie stieren ihn einige Augenblicke an, als wollten sie ihn verschlingen, blinzeln, nicken sich zu, scheinen die Schwachheiten des neuen Recommenens aus seinen Augen herauslesen zu wollen, murmeln alle ein zufriedenes „Dank Massa Dank for us giving Tennessee man — and no Creole or Frenchman.“*) Kein großes Kompliment für Menou

*) Regensprache hat Thank you Master, Thank you for giving us a Tennessee man and not a Frenchman or a Creole — Schönen Dank Herr.

und die beiden Franzosen. Die Weiber klütern, und beginnen an ihren Busentüchern zu zupfen, auf einmal jedoch halten sie inne, Todesstille herrscht. — Ich hatte Kompey und Lully den Wind gegeben, Hannibal und Taby vorzuführen.

Der Neger kommt einhergeschritten ohne anzublicken, stellt sich vor uns hin, und hört mich an ohne eine Miene zu vergehen. — Taby jedoch beginnt zu heulen, wie ich den Beiden ihre Undankbarkeit und grobe Falschheit vorhalte, von eigentlicher Reue ist aber auch an ihr nichts zu spüren. Wir standen eine Weile, die beiden Eheleute betrachtend. — Menou zuckt die Achseln, Granby schüttelt den Kopf, und ich spreche das Urtheil aus, daß sie als Diebe und Verführer ihrer Mitneger mit dem Dampfschiffe Montecouma in die Zuckersplanzung Merweilles abgeführt werden sollen.

Bei dem Worte Zuckersplanzung schauderten alle. — Hannibal schoß einen wüthenden Blick auf mich. — Taby sprang vor, und warf sich mir zu Füßen: „Sie es nicht mehr thun, sie schwören, sie es nicht mehr thun — sie Hannibals Weib nicht mehr sein wollen — er böser Neger, er sie angelstet, verführt — ihre Picaninis nicht von ihm, er nicht der Vater — sie Massa beschwören, er sie nicht abzufenden, sie brav werden.“ — Menou flüstert mir zu, den letzten Auftritt abzuwarten. Granby ist derselben Meinung. Eheleute zu trennen ist grausam, aber der Verführten gleiche Strafe mit dem Verführer zuzumessen, ist es noch mehr. — Und doch kann Hannibal auf keine Weise auf der Pflanzung bleiben. Ich stand unschlüssig. Währendem hatten Kompey und Tiber die Effekten Hannibals und Taby's aus ihrer Hütte gebradt, und trugen sie dem Ufer zu, wohin wir uns gleichfalls begaben. Das Brausen des Dampfschiffes war deutlich zu hören, bald erblickten wir es selbst, und auf das gegebene Zeichen kam es an den Landungsplatz heran. Ich ging an Bord, um den Kapitän von unserm Vorhaben zu unterrichten. Er versprach den Neger richtig abzuliefern, und handte ein paar Bootleute an's Ufer, ihn in Empfang zu nehmen. Einige Worte richtete ich nochmals an ihn, ihn all die Weile scharf firierend, und dann winkte ich den Matrosen, ihn fortzunehmen. — Er schritt entschlossen zwischen den beiden Bootleuten den Brettern zu, die ihn an Bord des Dampfschiffes bringen sollten; da angelommen ruft er einen Augenblick, tiert wild um sich, die Hände waren ihm frei gegeben, nur die Fänge waren leicht gefesselt — ehe es sich die beiden Matrosen versehen, wirft er den einen mit einem Stöße auf die rechte, den an-

schönen Dank, daß Sie uns einen Tennesseer und keinen Franzosen oder Creolen geben

dern auf die linke Seite, springt mit beiden Füßen zugleich vor, fällt aber, wälzt sich, rollt sich wie eine Schlange mit unglaublicher Schnelligkeit, und dem Mute: „Hannibal nicht in die Zuckerpflanzung geben,“ an den abhissigen Uferand, und wirft sich mit einem plötzlichen Rinde in den Fluß, der wenigstens dreißig Fuß tief, ihn sogleich in seine verschlingenden Arme reißt.

Lauter, rohes, viehisches Geschrei, Gebrülle, Gelächter am Berded.

„Hundert Dollars beim T — 1.“

„Holla die Alligatoren und Snapping Turtles haben ein Barbecue.“

„Zehn Dollars, er sinkt —“

„Ist gesunken.“

Weiter hörte ich nichts — sah nur des Negers Hand nochmals aus dem Wasser emporgestreckt, der schrille Nerven zerreiße Schrei der Todesangst gelte mir bereits aus den Kluten in die Ohren. — Ich war von der einen Seite in den Fluß gesprungen, hatte seine Hand erfaßt, Granby von der andern den Wollschopf des Negers ergriffen. Ein Seil, das eben so schnell uns zugeworfen wurde, brachte uns an's feste Lehmufer, an dem wir wie drei Gehängte emporgehoben wurden. Ich eile zu Lufte, die ihrem Vater ohnmächtig in die Arme gesunken — noch mit ihr beschäftigt, höre ich die gurgelnde Stimme Hannibals, „Massa Hannibal todtschlagen, aber nicht in die Zuckerpflanzung verkaufen.“

„Das sollst du nicht — wenigstens nicht für diesmal — ich hoffe, du wirst dir's zur Warnung sein lassen.“

Da habt ihr eine unserer Sonntagsfreuden. — Der Tag ist ein Unglückstag — das größere Uebel kommt, fürchte ich, noch nach. Willen die Kleider wechseln.

5 Uhr.

Es wird mit jeder Minute unheimlicher. Vom Himmel ist seit zwei Stunden nichts mehr zu sehen. Die Luft, die uns umgibt, ist keine Luft mehr, es ist ein dicker sinkender Dampf, so schwer, daß auch die Lungen das Spielen vertragen. Es ist, als ob alle unsere tausend Stimpfe, Seen und Bahous ihre ästigen Wassermata uns zugelandet hätten, um die ganze Luft der Elemente auf uns herabzuziehen. Eine unbeschreibliche Müdigkeit, Mattigkeit, Bangigkeit hat alles Lebendige ergriffen; selbst der Bullfroch und Alligator sind verstummt, nur die Stimmen unserer Neger sind zu hören, aber so unnatürlich hohl tönen sie euch in die Ohren, als kämen sie aus wässerigen Gräbern. — Sie bringen die auf den Brettern zum Trocknen ausgebreitete Baumwolle in die Gln. Mißer Granby reunt an mich heran, der ich aus dem Camp komme, und deutet auf einen gelblichen Streifen,

der graulich am südlichen Himmel gegen uns heraufzuziehen beginnt; und ein Luftzug leucht stöhnend nach, so giftig, Dampfbadheit, daß auch alle Glieder und Knochen eures Leibes schwer, unerträglich werden. „Das ist ein einmüßiger Bote, Mißer Granby. Nehmen Sie noch zehn Hände, daß die Baumwolle so schnell als möglich in die Presse kommt.“ Ich stoße in's Kämborn, die Neger, die noch im Camp sind, eilen herbei — Pompey, Gajar, Tully, bringt die Kähne in Sicherheit, wir dürften sie brauchen. Blato, Cyms und Liber, stellt die Feuerprobe hinter die Göttingin!“

Noch ist die Sonne am Himmel, aber es ist stockfinster. — Sie wirkt wunderbar auf uns ein, diese Finsterniß bei Tage, diese Laternen, die sich aller Orten kreuzen, und auf zehn Schritte nicht mehr zu sehen sind, und das Geschrei und Gebenle, das euch von allen Seiten in die Ohren schlägt; auf einer Fregatte während eines Nordweststurms kann es nicht ärger zugehen. — Die beiden Franzosen kommen aus der Gallerie herausgetaumelt, und sinken auf der Piazza vor Müdigkeit nieder. Kein Wunder! die Luft ist so erstickend geworden, daß die Lichter nicht mehr brennen, blos flimmern, matt und lebensmüde.

Auf einmal schreit Vergennes: „Sair Howard!“

„Was gibt es?“

„Sair Howard! bill you not comm hair?“ schreit der Franzose abermals.

Zu einer andern Zeit würde mir der Jargon meines Anaten sehr belustigend erschienen haben, jetzt gelte er mir widerlich in den Ohren.

„Watt is dat?“ fragte er, auf einen lichten Punkt deutend, der sich in der chaotischen Finsterniß fahhell ausnahm. —

Ich schaute — es war Licht, aber kein Laternenlicht, es war eine Flamme — Feuer. „Feuer in einer der Negerhütten; Gott Gnade uns!“

Der Anblick hatte mir meine ganze Kraft wiedergegeben. Ich sprang auf die Helle zu, als wäre ich von einem losstrahlenden Pulverfasse fortgeschwollen. Die Helle wurde stärker, je näher ich kam, zur Flamme, die aus einer der Negerhütten brannte. — Wie ich darauf zusprange, kommt mir Tabu entgegen. „Der Bösewicht,“ heult sie, „mich gewürgt, mich geschlagen, er die Hütte angezündet — er fort sein — er entspringen! O Massa, meine Hütte, Tabu's Hütte!“ Ich stürze der Hütte zu. Das Feuer brennt in ihr, und leckt zur Thüre und zum Fenster heraus; so fürchtbar schwer ist aber der Druck der Atmosphäre, so erstickend die Dämpfe, daß die Flamme im Kampfe mit dem wässerigen Elemente sichtbar unterliegt. Ich schlage die Thüre, die Läden

zu, schreie nach der Spitze, springe, ihre Ankunft zu beschleunigen — als sich auf einmal ein Brausen hören läßt, ein Gefäß, Geschick, als wären hunderttausend Ventile von tausend Pferdekraft Dampfesseln auf einmal geöffnet, ihre graulich sprühenden Dampfmassen uns entgegen zu speien. Ich sehe empor. — Der gelbe Streifen mit fahlen Händen ist zum ungeheuren gähnenden Schlunde geworden, der Himmel inmitten entzweierte und wie ein endloser, über das ganze Firmament heraufgelagerter Löwe liegt er über uns, den furchtbaren Rachen öffnend.

Ich hatte nur noch die Zeit, dem Hause zuzuspringen. Wüßte Geschrei, Jammern, Verwirrung aus der Göttingin heraus, wohin Menou mit Schwarz und Weiß sich geflüchtet. Ich rufe nach Granby, springe der Thüre zu, in dem Augenblicke öffnet das furchtbare fahle Phantom seinen Rachen, abermals das tosende gischende, gischende Gebrause, und dann ein Pfeifen, Heulen, ein Tanz der Windebrant, so entsetzlich, daß die uns umgebenden Riesenwälder trachen, und jammern, als fiekten sie um Hülfe bei uns schwachen Sterblichen. Die Wogen des Flusses rauschen rückwärts, ihr Schaum gischt uns in die Gesichter, die Wälder trachen, die stärksten Bäume brechen mit Donnergetöse zusammen. — Es vergeht uns Hören und Sehen — die Sinne schwinden.

Ich stand betäubt, keines Wortes mächtig, Granby neben mir die Richtung des Luftstroms erscheidend. Noch ist das furchtbare Element im Kampfe begriffen, es hatte sich bisher keine Bahn gebrochen. Weder Donner noch Blitz ist zu hören oder zu sehen, aber jetzt kommt ein Luftstrom, zuerst in Absätzen, er dauert eine Minute, hält inne, wie um frische Kraft zu sammeln, ein Anhalten, araufenhast zu hören, denn die verhaltene Wuth des Elementes scheint sich in den Erdball einzuwühlen zu wollen, um ihn mit seiner ganzen Kraft zu erfassen, und mit sich fortzureißen.

„Jetzt ist es Zeit, Miller Granby! In das Wirtschaftsgebäude mit Allen; folgen Sie mir. Es liegt auf der Leside“) des Luftstromes.“

Ich springe in die Baumwollenpresse, rufe nach Luise, Luise nach mir, sie klammert sich an mich. Ich hebe sie in meine Arme, und renne mit der lautlos sich Aufschmiegenden dem Wirtschaftsgebäude zu; laufe wieder zurück, fasse den sich sträubenden Menou, trage ihn halb, halb schlepe ich ihn dem sichern Hause zu, die Neger folgen wie Kinder, jammern, wimmern; von allen Seiten fliegen Aeste, Zweige, ganze Baumstämme an uns vorüber. — Wieder erhebt sich der heulende Luftstrom, das Gekröse wird er-

*) Die dem Winde abgewandte Seite.

schütternd, ein entsetzliches Krachen, der Luftstrom faßt seine Beute, die Grundpfeiler der Göttingpresse wanken.

„Gott gnade uns!“ schreit Menou, dieser Windstoß noch zehn Sekunden!“

Seine Worte sind noch nicht ausgesprochen, der Luftstrom braust stärker, dazwischen ein entsetzliches Krachen; es ist furchtbarer, als der stärkste Schlachtdonner, tausendjährige Lebenszeichen brechen wie Kartenhäuser zusammen — Balken fliegen, Fenster fliegen — auf einmal ein erschütternder Stoß, Nix — das Dach der Göttingpresse ist wie mit einer zehntausend Pferdekraft abgerissen.

„Rettet euch!“ schreien zwanzig Stimmen, verbüßen aber in dem Augenblicke in ein klägliches Wimmern, denn nun beginnt ein Tosen, ein Säulen, Brausen, ein Brüllen des rasenden Elementes, so furchtbar, daß mir wirklich in diesem Augenblicke bangte, Land, Häuser, Felder, Wälder und Hüften würden von dem furchtbaren Drakone gehoben, und in alle vier Ecken der Erde gerissen werden.

So dauerte es zehn gräßliche Minuten. —

Auf einmal schlagen Flammen in das mit Laternen malt erleuchtete Haus. Neues Jammern, Geheul der Neger, die sich wie Schafe zur Thüre drängen. „Massa um Gotteswillen uns hinauslassen, wir verbrennen.“

„Ruhig!“ schrie ich — „Stille!“ —

Ich öffne die Thüre — Balken, Bäume, Pfosten kommen noch immer wie ein Kartätschenbägel während einer Schlacht angelassen.

„Über ich muß hinaus, Luise, halte mich nicht, die Feuerbrände fliegen in allen Richtungen. Granby, kommen Sie.“ — Wir sprangen zur Thüre hinaus.

Feuerbrände leuchten vom Ufer her, aber es ist keine helle Flamme — angebrannte rauchende Stämme, die, vom Luftstrom fortgerissen, an das Ufer in den Strom geschleudert worden. Mein Haus, sehe ich, steht unversehrt. Und wie ich darauf zugehe, ruft eine freundlich kausie Stimme Gottes Segen aus dem Sturme herab.

„Wer ist es, der hier spricht?“

„Der Herr prüft, die er liebt;“ antwortet die Stimme.

„Sind Sie es, ehrwürdiger Herr, in diesem entsetzlichen Sturme?“

„Ich bin es,“ sprach der Diener des Evangeliums, der während des gräßlichen Dekanes in meinem Hause Schutz gesucht und gefunden hatte. „Ich bin es, der Vere Hyacinth ist es.“

„Sehen Sie das Feuer?“

„Der Herr prüft, aber vernichtet nicht. Das Feuer ist dem Flusse zugezogen. Es ist eine Abwehr Negerhütten.“

Es war mir seltsam zu Muthe, wie ich den Mann des Wortes

Gottes so ruhig da stehen sah, im Kampf der Elemente, gleichsam als lauschte er der Gottesstimme, die aus den Wolken sprach. Und als hätte er ihre Stimme verstanden, und fühlte sich gedrängt, wiederzugeben, was ihm verkündet worden, begann er aus tiefer Brust Worte zu reden, so salbungsvoll, so erschütternd, daß ich Sturm und Ungewitter vergaß, und horchte, wie ich früher nie gehorcht.

Und während der Mann Gottes sprach, war es, als ob der Sturm von seinen Worten gleichfalls durchdrungen, seiner Wuth sich schämend, die Flucht ergriffe; das Geheul der tobenden Windbraut wurde schwächer, die Stöße des Luftstroms kürzer, das Nerven erschütternde Geheul und Geyße weniger durchdringend. Einzelne Lichtpunkte am dunkelfarbigen Himmel begannen hervorzuflimmern, die Friedensboten sich zu zeigen.

Die Thüre des Apsols, wo die Meinigen Zuflucht genommen, öffnet sich; ich höre Rufen und ihren Vater ängstlich meinen Namen rufen.

„Hier, theure Luise, bin ich, den Worte Gottes horend!“ sprach ich selbst. „Bere Hyacinth, haben Sie noch ein paar Worte zu spenden? so thun Sie es. Streuen Sie den Samen des Guten aus, nun das Erdreich aufgelodert ist, wird die Saat sprossen und keimen.“

Und der Mann des Evangeliums sprach, und was er sprach, gab er mit einer Salbung, einer Rührung, die ergriß, erschütterte. Luise und ihr Vater hörten mit gefalteten Händen, mit thränenden Augen den frommen Prediger, der uns im Sturme den ewig barmherzigen Gott und seinen erlösenden Sohn zeigt, und selbst die beiden Kranzosen sind erschüttert, und gesehen, wie das erste Mal in ihrem Leben sie eine Predigt erschüttert.

Wir war nicht bald so religiös fromm zu Muth gewesen, aber nach den Schrecknissen eines merikanischen Golfsturmes, denn ich selber war es, der uns heimgesucht, lernt ihr Gott kennen, lernt ihn sicherlich und gewiß kennen, wenn euer Gemüth auch nur des kleinsten Fünkens von Gnipfänglichkeit fähig ist. — Daß wir nicht alle zerissen, oder verschmeltzt von der Windbraut fortgeschleudert worden, hatten wir nur seiner verschönernden Barmherzigkeit und seinen Unwägen zu danken, die er hingepflanzt, zum Schutze für uns schwache Kreaturen. Schön war auch, was der begeisterte Prediger in dieser Hinfahrt wahrte, wie er uns beschwor, auch diese Kreaturen Gottes, die Bäume, nach Möglichkeit zu schonen, sie nicht in thörichtester, leichtsinniger Kurzsichtigkeit zu zerstören. Auch der Baum empfinde und sei vom Allmächtigen gleich andern lebenden Kreaturen zu unserm Besten und seiner Verherrlichung geschaffen, — daher solle ihn der Mensch nicht in seinem Uebermuth und ohne Noth zerstören.

Der Gypsen-Sumpf.

(Die Gelehrten waren auf einem Waldbrande durch den Hinterwälder Nathan gerettet worden.)

— Uns war die Besinnung entschwunden, — fuhr der Graf fort. Wie lange wir so bewußtlos im Boote lagen, kann ich nicht sagen, es mag wohl eine Viertelstunde gewährt haben. Wir wurden endlich aus unserer Ohnmacht durch den Alten aufgerüttelt, der, eine Bouleille Toffia in der Hand, uns anrief, ob wir nicht eine kleine Herzstärkung zu uns nehmen wollten, würden sie brauchen, meinte er.

Wir griffen mit Oher und halbgeschlossenen Augen nach der Bouleille, und nahmen einen tüchtigen Zug.

Der Whisky stärkte uns wunderbar. Wir schlugen die Augen auf.

Vor uns lag ein unabsehbarer Gypsen-Sumpf, hinter uns der breite Wasserspiegel der in einander fließenden Bacons, über den eine endlose Rauchsicht so eingelagert war, daß wir die nachblauen Wasser unten, oben den blauen Horizont sahen, der aber weiter gegen Südwesten wieder durch die hochstrebenden Rauchsäulen unsern Blicken entzogen ward. Nur zuweilen bligten die Flammen hinter diesen hervor, und die gewaltigen Massen der Gypsen erschienen wie in einem Feuermeer.

„Wir sind doch sicher vor dem Feuer?“ fragte ich schaudernd.

„Sicher genug,“ entgegnete der Alte, „aber es wird spät, die Sonne ist keine Stunde mehr am Horizonte, und wir haben noch ein schönes Stück Weges vor uns.“

„Und wohin geht dieser Weg?“ fragte ich.

„Wohin er geht? Je nun wohin geht er, das kommt auf euch an. Er geht durch den Gypsen-Sumpf, außer ihr zieht den Umweg vor.“

„Der kürzeste Weg ist der beste,“ war meine Antwort.

„Der kürzeste Weg ist der beste,“ polterte der Alte zu seinen Gefährten gewendet. „Da seht ihr wieder einmal den Kranzosen. Wohl, wollen ihn ihm zu Gefallen nehmen; glaube, es ist eben so wohl gethan.“

„James,“ wandte er sich zu einem der Männer, „ihre geht weiter unten durch den Snapping-Turtle-Sumpf, wir gehen mitten durch.“

„Aber unsere Pferde?“ — bemerkte ich.

„Eure Pferde, die gehen den längern Weg oben hinaus, bis nämlich das Feuer ausgetobt hat. Habe die Nothion, wir bekommen die Nacht einen Regen, und dann verbrennen sie sich nicht die Hufe.“

„Und wohin sollen wir?“

„Tragt zu viel, Mann,“ versetzte der Alte kurz; — „werdet es sehen.“

Wir waren nun am Rande des Sees, der hier, wie gesagt, durch eine Vereinigung der beiden Bayous gebildet wird, vor uns lag der Cypressensumpf.

Ich hatte diese Sümpfe bereits kennen gelernt, sahe der Graf fort, obwohl nur oberflächlich; denn es war uns nie möglich gewesen, tief einzudringen. Aber als ich nun in das düstere Dunkel einschaute, glaubte ich nochmals fragen zu müssen: „Alter, gibt es denn auch Weg oder Steg durch diesen Sumpf?“

„Weg oder Steg?“ versetzte der Mann; „kein Gentlemens-Park, versichere euch — kein Gentlemens-Park. Weg oder Steg — je nun der Weg, den die erschöpfte Natur euch gemacht hat,“ fuhr er fort, „auf einen Baumstamm springend, der mit Moos und Lianen überzogen aus dem bodenlosen Abgrunde hervorragt. Seht ihr, das ist der Steg.“

„Dann wollen wir lieber den weitem Weg mit unsern Pferden,“ versetzte ich; „aber wo sind unsere Pferde, ich sehe sie nicht.“

„Thut, wie ihr am besten glaubt — wir gehen; auch muß ich euch sagen, daß, außer ihr könnt wie eure Pferde zur Noth von Rohrblättern einer Abendmahl halten, ihr schwerlich etwas Anderes innerhalb vier und zwanzig Stunden auf die Zunge bekommen dürftet.“

„Aber es gibt doch Wasservögel, Wildpret?“

„Ja, das gibt es in Fülle, wenn ihr sie roh verzehren wollt, wie die Indianer, oder zwei Meilen in der Runde einen Quadratschuß festen Boden wißt, euch ein Feuer anzumachen.“

„Haw, wir versäumen nur die Zeit,“ murmelten die jungen Männer.

Die Wahrheit zu gestehen, mir wurde ein wenig bange unter diesen Menschen, und ihre Sprache fing an, mir nur wenig zu gefallen; sie war so schonungs- und rücksichtslos. Wir waren daran gewöhnt, unsere Wünsche von Menschen dieser Klasse, wenn nicht immer mit unterwürfiger Leichtigkeit erfüllt, doch mindestens nicht auf eine so raue Art auf die Felle gespannt zu sehen. — Wir schauten abwechselnd den Alten, wieder seine Begleiter an. Wir hatten von Amerikanern eben nicht die vortheilhafteste Meinung, und besonders den Amerikanern, die als Squatters sich in verschiedenen Theilen Louisianas eingebrängt hatten. Wir hatten sie als Leute schildern gehört, die weder Gott noch den Menschen fürchtend, nur ihrem Arm, ihren Axten und ihren Stupern vertrauend, sich tief in den Wäldern niederließen, wie Wilde in einer Art roher hölzerner Hütten kampierten, Vieh, besonders Pferde stahlen, von

Welchhorn und Salzfleisch lebten, und den Indianern nur wenig an Wildheit nachgaben. — Es war uns gesagt worden, daß kurz vor unserer Ankunft in den Atacapas in eben der Gegend, wo wir uns nun befanden, einer dieser halbilden Republikaner sogar eine Belagerung gegen die Truppen der Regierung in seinem Vlothause bestanden habe. Er sollte einen Einfall in die westlichen Parishes *) von Louisiana gewagt, einen Trupp wilder Pferde eingefangen, auf seinem Zuge nach dem Mississippi entdeckt, und bis in sein Vlothaus verfolgt worden sein, wo er eine möderische Belagerung ausgehalten. — Das Gerücht hatte ohne Zweifel vergrößert; aber wenn, was über diese Menschen verlautete, auch nur zur Hälfte wahr war, so befanden wir uns eben nicht in der besten Gesellschaft.

Während diese Befürchtungen nach einander uns durch die Köpfe fuhren, schauten wir uns den Mann und seine Umgebungen nochmals an.

Er war über sechs Fuß lang, lager, aber Sehnen und Knochen verriethen eine außergewöhnliche Stärke; die Gesichtszüge waren scharf, besonders die Augen, die einen wahren Falkenblick hatten — seine Miene sprach von Selbstbewußtsein — so wie sein ganzes Benehmen gegen uns eher Geringschätzung als Achtung hervorblies, und doch bestand seine Kleidung in einem bloßen Lederwamsse mit einem Gürtel, in dem ein langes Messer saß, ledernen kurzen Beinkleidern, einem Strohhut, der aber den Rand verloren hatte, und Moccasins. Ganz ähnlich waren seine Begleiter angethan.

„Wo ist aber Martin?“ fragte auf einmal Lassalle.

„Meint ihr den jungen Kladier, der uns bat, euch in meine Objorge zu nehmen?“ fragte der Alte.

„Eben den.“

Der Alte deutete auf den Randvorhang.

„Dort wird er wohl zu finden sein, habe aber die Action, ihre teuflische Jagd ist vorüber, höre keine Schüsse mehr.“

„Dann wollen wir zu ihm — aber wo sind unsere Pferde?“

„Habe die Action,“ versetzte einer der jungen Männer, „der Fremder da weiß nicht recht, was er will. Eure Pferde werden eine halbe Meile oberhalb im Rohr — werdet doch nicht wollen, wir sollen die armen Thiere eine halbe Meile durch das Bayou hinter dem Boote nachschweunen; Bill ist bei ihnen.“

„Und was will er mit ihnen?“

„Joe geht mit dem Boote hinauf, und wenn das Feuer ausgeht, dann werden sie das Weiter sehen. Werdet doch nicht glauben, daß wir eure Pferde —“

*) Parishes. Die alten Kantone von Louisiana werden Parishes genannt, die neuen Counties.

Der Alte sprach das Wort nicht aus, aber seine Miene verzog sich in ein stolzes Hohlächeln.

Ich hatte ihn aufmerksam beobachtet, so Laffalle. Wir entgegeneten zugleich, daß wir mit ihm gingen und ihm uns anvertrauten. „Ihr thut wohl daran,“ war die kurze Antwort.

„James!“ wandte er sich hierauf zu einem der jungen Männer; „ihr geht also mit Joe weiter unten durch den Snapping-Turtle-Swamp*, wir schneiden mitten hier hinein, wird aber nicht schaden, wenn wir uns gleich hier mit Kienfadeln versehen.“

„Kienfadeln?“ fragten wir.

Des Alten Blick, den er auf die Abgehenden warf, schien zu sagen: aber müßt ihr denn eure Zunge in Allem haben? Dann warf er hin: „Ei Kienfadeln, und sind so viel werth in diesem Cypressensumpfe, als eure Leben, und hättet ihr deren zehn.“

„Eine seltsame Sprache haben diese Leute,“ raunte mir Laffalle zu.

Der Alte hatte mittlerweile Feuer geschlagen, und einen der Späne, die im Boote lagen, angezündet, aber mit so einer langsamen, abgemessenen Bedächtlichkeit, die uns trotz unserer unangenehmen Lage zum Lächeln zwang. Er zündete einen zweiten an, schaute nochmals zurück auf das Bivouac, dann dem Boote nach, welches im Hochsaume bereits unsichtbar zu werden begann, und hob dann den Fuß.

„Verdammt spanischer Sumpf,“ brummte er, „wäre er nur gut amerikanisch und nicht verrätherisch spanisch, so hielte er wie ein ehrlicher Mann aus, bis ihr ihn mit den Armen gefaßt, und wüch nicht, und zöge euch nach, ei nach, sage ich, und wären eure Köpfe zwanzig Fuß von euren Schußhohlen.“

„Holt mir Schritt auf Schritt,“ als wenn ihr zwischen Gieren trätet,“ wandte er sich zu uns, „und du, Jonas, habe ein Auge auf die beiden Freuchers, und warne nicht erst, bis du ihre Beine über die Rocassins im Schlamm stecken siehst.“

Uns war nicht ganz erquicklich bei diesen eben nicht sehr trostreichen Weisungen, aber allen unsern Muth zusammennehmend, schritten wir dem Alten nach.

So waren wir etwa fünfzig Schritte in den Sumpf eingedrungen. Bisher hatte uns das Licht des Tages geleuchtet, die Cypressen standen zehn bis fünfzehn Fuß aus einander, die ungeheuern Stämme erhoben sich fünfzig Fuß, ehe die breiten schirmähnlichen Zweige sich ausbreiteten, Stamm an Stamm gereiht, Krone an Krone, so daß der Sumpf einem endlosen Schirmdache glich,

*) Krotobile-Tortus-Sumpf.

durch das auch kein einziger Sonnenstrahl einzubringen vermochte. Wir sahen noch das vom Uferande schief hereinfallende Licht mit der Dämmerung kämpfen, in düstres Dunkel zuden, endlich in Nacht übergehen. In dem Verhältniß, in dem das Tageslicht abnahm, wurde auch die Sumpfluft dicker, erstickender, endlich so verpestet, die Anfangs hell auflobernden Klammern unserer Kienfadeln wurden schwächer und schwächer, zuletzt schwammen sie vor unsern Augen bloß noch wie Trüfsichter.

„Ja, ja,“ murmelte der Alte wieder, „eine Nacht in diesem Sumpfe zugebracht, mag euch die giftige Agavecate in den Leib bringen; — was Nacht, eine halbe Stunde mag es, so ihr nur drei Poren an eurem Körper offen habt; ist aber keine Gefahr, der Prairiebrand hat auch sein Outes, trocknet den Schweiß, schließt die Poren.“

Und während der Mann so vor sich hindrömmte, schritt er vorwärts, jeden Stamm, auf den er seinen Fuß setzte, sofort beleuchtend, dann probirend, aber mit einer Festigkeit, die bewies, daß er diesen gefährlichen Weg bereits öfters genommen.

„Folgt mir immer,“ brummte er abermals, „aber macht euch leicht, ihr Freuchers, so leicht wie ein Freuchler sich nur machen kann — haltet den Athem an — ah der Kleg da.“

„Holla, Nathana!“ rief er sich zu, „holla! Hättet dich bei einem Haare bethören lassen, so ein alter Sumpfpänger du bist, und einen sechzehn Fuß langen Alligator für einen modernden Baumstumpf genommen.“

Der Alte hatte den Fuß gehoben, vorgestreckt, aber zum Glück zweifelhaft mit dem Schafte seines Gewehres den verneintlichen Kleg angelassen — der Kleg war gewichen, der Alte sich zurückwerfend, bestig an mich angerallt, und ich bei einem Haare von der schmalen Brücke hinab in den Sumpf getaumelt.

„Ah, verrätherischer Geißel!“ rief er nichts weniger als erschrocken, „glaubst du ehrliche Leute durch deine Tauselien zu hintertreiben?“

„Was gibt es, Alter?“

„Was es gibt?“ verfehlte er, sein langes Schlachtmesser ziehend, „nichts, als daß sich ein Alligator — doch da seht ihr ihn ja.“

Und statt des Kleges, der verschwunden war, gähnte uns der Nacken eines Alligators an.

Ich erhob meine Flinte.

„Schießt nicht, Menschur,“ wisperte mir der Alte zu. „Schießt nicht, so lange ihr es heßen könnt! — Ihr seid nicht allein hier. Das wird's thun,“ sprach er, sich genähdlich niederbeugend und sein langes Messer dem Thiere in das Auge stoßend, das mit einem

furchtbaren Gebenile um sich schlug, so daß uns der schwarze Sumpfschlamm über und über bespritzte.

„Da nimm das,“ sprach der Alte lachend — „und das — und das,“ indem er dem Thiere, das, sich krümmend, nach ihm schnappte, noch einmal das Messer zwischen den Hals und in die Rippen stieß.

Und dann wuschte er das Blut vom Messer, steckte es in den Gürtel, und sah sich bedächtig um.

„Habe die Nothion, daß da irgend ein Baumstamm sein muß — bin doch nicht das erste Mal auf diesem Trakt *). Da ist er, aber gute sechs Fuß weit — jetzt, Freunders, sind eure Tanzbeine etwas werth.“

Und so sagend, sprang er mit einem Satz auf das, was er einen Baumstamm nannte.

„Un's Himmels Willen, Mann! Ich sehe das Wasser glitzern, steckt ihr?“

„Naß, Wasser! was ihr Wasser zu sein meint, sind ein Paar arme Teufel von Schlangen — ehrliche Mocassin- und falsche Kongoeslangen — wollen auch leben, sind gutes Futter für unsere Schweine. Jetzt seht an.“

Die Noth verließ mir Kräfte; ich drückte den linken Fuß so fest in den im Schlamm schwankenden Stamm, als ich vermochte, und sprang dann hinüber, Kaskade nach.

„Bravo!“ murmelte der Alte, „freudig und ihr zweiter Monkschur auch, daß wir weiter kommen. Noch ein Paar solcher Passagen, und dann geht es besser.“

Und wir schoben unser, Schritt für Schritt, den einen Fuß hebend, leicht auslegend, zurückziehend, bis wir tragbaren Grund gefast zu haben glaubten, mit unsern Gewehren zugleich in die Stämme einstoßend. Die Viertelsunde hatte uns wunderbar fertig gemacht, aber Noth lehrte diese Fertigkeit auch dem Ungeachtetsten. Und hier that es Noth. Der Cypressensumpf erstreckte sich vier bis fünf Meilen dem Bogen entlang — ein tiefer schwarzer Moorschlamm, bedeckt mit einer schmutzig und wieder hellgrün trügerischen Matte von Schlingpflanzen, Ranken, Moos, die Sumpf und Baumstämme überzogen hatten. Diese Baumstämme lagen zwar nicht regelmäßig, aber doch so, daß man sah, daß Menschenhände hier thätig gewesen waren.

„Sagt mir,“ hob ich an, „es scheint doch ein Pfad hier durch zu führen; denn —“

„Schweig,“ sprach der Alte, „bis wir auf festem Grunde sind,

schweigst für euer Leben — merkt nicht auf die Schlangen, sondern tretet mir nach.“

Und wie ich abermals den Fuß vorwärts streckte, und im matt flackernden Lichte der Kienfackel ihn in die Schlingen des Alten zu senken im Begriffe stand, hob sich nicht vier Zolle von meinem Hüfte über den Baumstamm herüber aus dem Schlamm ein gräßlicher Alligatorbrachen, und schnappte mit solcher Lebendigkeit nach mir, daß ich nur noch so viel Zeit übrig hatte, mein Gewehr dem Thiere in das finstliche Fidechsenauge abzurücken. Es prallte zurück, gab ein stöhnendes Gebrüll von sich, schlug einige Male im Moraste wie rasend um sich und versank.

Der Alte hatte sich umgesehen, und ein zufriedenes Lächeln spielte um seine geöffneten Lippen, aber ich hörte nicht, was er sagte, denn der Aufruhr, der nun auf allen Seiten ausbrach, war so furchtbar, daß er einige Minuten mich ganz betäubte.

Tausende, zehntausende von Alligatoren, Bullfröschen, Nacht-eulen, Abinga's, Reibern, die im Schlamm und den Laubbüschen der Cypressen hausten, erhoben nun ihre Stimmen, ihr Gebrüll und Gestöhn, und wurden rebellisch, und kreischend brachten sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und umkreisten uns, flogen uns um die Köpfe. Wir hatten unsere Messer gezogen, unsere Arme über die Köpfe und Augen gehalten, aber es war um uns gesehen, wenn nicht —

In entsetzlichen Aufzue der gräßlichen Thierwelt, fiel ein Schuß, dann ein zweiter. Das Wüthen, Toben der Thiere wurde auf einmal heulend, kläglich, die Thiere prallten noch einige Male an uns an, dann flogen sie in weiten Kreisen um uns herum, zuletzt wurde das Geheul, Gebrüll schwächer — unsere Leuchten waren ausgelöscht — wir standen in stockfinsterner Nacht.

„Alter, un's Himmels Willen!“

„Ei, seid ihr noch am Leben?“ lachte der Alte mit einem sonderbaren Nachlange, daß mir unheimlich wurde — „und euer Freund? Habe euch gesagt, daß wir nicht allein sind, wehren sich auch, diese Bestien, wenn man sie in ihren Schlupfwinkeln angreift, ein einziger Schuß ist hinreichend, euch das ganze Gezücht auf den Hals zu bringen; aber lassen sich wieder die Köpfe zurecht sehen, wenn sie sehen, daß es Ernst gilt. Zwei Schüsse nach einander unter sie hinein gelhan, verfehlen selten sie zu betören, daß sie mir unwürdige, marktschreierische Kreaturen sind.“

Und während der Alte so sprach, schlug er recht bedächtlich Feuer, und zündete eine der Kienfackeln an.

„Zum Glücke haben wir hier etwas breitere Fassung,“ lachte er, „aber jetzt vorwärts; es ist hohe Zeit, die Sonne ist unter, ich merke es, und wir haben noch ein schönes Stück Weges vor uns; auch

*) Häbete, Spitz, Duffelsak.

möchte es nach Sonnenuntergang im Karantsejumps zu verweilen, nicht zweimal rathsam sein."

Und er schob abermals vorwärts, Schritt vor Schritt, aber sicher, fest, mit einer Zuversicht, die uns bei jedem Schritte mehr Vertrauen zu dem Manne einflößte.

Wir mochten eine halbe Stunde so fortgezogen sein, als ein blaßbeller Schein uns entgegen flimmerte.

"Noch fünf Minuten und wir sind am Ziele, aber gebt Acht — an den Rändern dieses ver-ten spanischen Cypressenumpfes halten sich immer an lieblichen diese teuflischen Alligatoren und auch Snapping Turtles auf, lieben das feste Land, die Alligatoren."

Ich hatte in meiner Begierde, endlich festen Grund zu fassen, nicht mehr auf die Worte des Alten gehört, die Baumstämme lagen hier dichter an einander; — so war ich dem Alten vorgeschritten. Auf einmal fühlte ich den Stamm, auf den ich den Fuß setzte, weichen. Ich hatte nur so viel Zeit, Halt zu rufen, und bereits war ich bis an die Arme im bodenlosen Schlamm.

"Ah, habt in eurem französischen Leichtsinne einmal einen eigenen Weg gehen wollen," sprach der Alte, lachend vorspringend, und mich beim Haarschopfe ergreifend.

"Lacht euch das zur Warnung dienen, Monfieur."

Und mit diesen Worten zog er mich wieder auf den Baumstamm.

"Seht ihr," sprach er, und wirklich sahen meine Augen mehrere Alligatoren, die herbeigelaufen waren.

Ich war keines Wortes mächtig, er griff nach der Whiskyflasche.

"Nehmt einen Schluck Herzstärkung, aber nein, wartet, bis wir im Palmetto sind. So, hallet — laßt euch — laßt das Herzklopfen vorbeigehen. — So, mein guter Freuden — ah, wenn ihr mit dem alten Nathan noch ein Paar solche Touren macht, sage euch, werdet ein ganz anderer Mann werden. Jetzt aber kommt."

Und wir schritten nun vollends dem Rande des Sumpfes zu. Die mondelle Nacht ließ uns ein wogendes Palmettefeld schauen, dessen Millionen Stämme säuselnd und grüßend uns entgegenwogten. — Wir athmeten leichter.

"Jetzt ruht aus, und nehmt einen Schluck, einen mäßigen Schluck, dann mögt ihr einen starken nachfolgen lassen. Ruht aus, guter Monfieur, seht, es läßt sich etwas aus euch machen. Wollen nun auf eine kurze halbe Stunde zur Salztid."

"Wohin?" fragten wir.

"Je nun zur Salztid. Denken, läßt sich noch ein Hirsch oder ein Paar aufstreifen."

"Und wir sollen hier bleiben?"

"Fürchtet euch doch nicht? Habt ja eure Gewehre — kommt ein

Bar oder ein Stagnar, so wißt ihr, was zu thun ist. Wollen, wie gesagt, sehen, ob wir keinen Hirsch finden."

"Aber warum habt ihr nicht am Bayou — ?"

"Warum wir nicht am Bayou?" unterbrach er mich ungeduldig — "am Bayou nur die Todesangst eines armen Hirschbodes oder einer Kuh zu Nutzen zu machen, wie seine Spanier oder wilde Hündstümpfe Mädder — möge meines Vaters Sohn erschossen werden, so er je so etwas — holla, was ist das?"

"Ein Donnererschlag."

"Gi, Donnererschlag! Ihr habt noch wenige Donnereschläge in Louisiana gehört, konnt würdet ihr die scharfe Risse eines amerikanischen Hinterwäldlers für keinen Donnereschlag halten — aber freilich gleich da oben ist ein Immergrün-Eichenwald, der euch das Echo viermal wiedergibt — er, es ist James Risse, er hat einen Hirsch geschossen. Hella, ein zweiter —"

Es war wirklich ein zweiter Schlag, der aber wie das mächtige Rollen des Donners von dem ungeheuren Walde gegen das Palmetto herabrollte.

"Holla, Burschen! das ist genug, schont das Wild und euer Pulver und Blei, schont Beides. Müssen ihnen aber schon weiten lassen, daß wir auch noch in unserer Haut steden und nicht in einem Alligatorenmachen," sprach der Alte, der mittlerweile geladen hatte und die Risse abschloß.

Der Wiederhall rollte feierlich hinüber — kam wieder herüber. — Wir saßen schweigend.

Der Alte deutete auf das Palmetto, winkte uns aufzustehen, und nahm den Weg durch das Rohr — seine Wendungen waren so leicht, wie ein schlüpferiger Al wand er sich durch die Millionen Stämme hindurch; wir folgten ihm so gut wir es vermochten. In einer halben Stunde waren wir am Salztid, wo wir seine beiden Schüre mit dem Ausweiden und Zerlegen der Hirsche beschäftigt fanden, in dem sie sich so wenig hüten ließen, daß wohl eine Viertelstunde nach unserem Zusammentreffen verlaufen sein möchte, ohne daß ein Laut gehört worden war.

Wir hatten uns gesetzt.

Als Hinter-, Vordertheile und Rücken weidmannsgemäß zerlegt waren, sahen sie den Alten fragend an.

"Was denkt ihr?" fragte dieser, "wollt ihr hier noch einen Bissen versuchen, oder warten, bis wir zu Hause sind?"

"Wie weit ist es?"

"Je nun wie weit — mit einem guten mexikanischen Trotter, und wären die Wege besser, könnten wir wohl in dreiviertel Stunden zu Hause sein — so dürfte es nach ein Paar Stunden nehmen."

„Dann gießen wir es vor, hier einen Bissen zu nehmen.“

„Wohl, so sei es.“

Die Söhne, ohne ein Wort zu verlieren, schnitten einen Biemer von einem der Hinterbeile, wir suchten dünnes Laubreißig zusammen, in einer Minute lebte ein fröhliches Wackfeuer, in der zweiten Minute drehte sich der hölzerne Spieß, eine halbe Stunde darauf saßen wir um einen gebratenen Hirschziemer, der, obwohl wir kein Brod zum Anbiss hatten, uns besser schmeckte, als die delikatessten Perdrix mit Trüffeln gefüllt je an der Marshallstafel von Versailles.

Aus:

Der Virey und die Aristokraten

oder

Mexiko im Jahre 1812.

(I. Theil, 16. Kap.)

Sollten unsere Leser zu finden glauben, daß wir vor zu langweilig werden, so mögen sie versichert sein, daß wir unsere ganz besondere Gründe haben.

Britischer Essayist.

Wir würden uns kaum wundern, wenn unsere Leser die bisher geschilderten Scenen mehr als Ausbrüche einer krankhaften Phantasie belächelten, die in roher Lust Zerbilder darstellt, die nirgends als in ihren ausschweifenden Träumen ihr flüchtiges Dasein haben. — Für uns, deren gesellschaftliche Institutionen sich so naturgemäß und human entwickelt, deren Gleichheit in Folge dieser rationalen Entwicklung so fest begründet und allgemein ist, wo der Armste so wie der Reichste seine angeborenen Rechte und die unter seiner Mitwirkung festgestellten Beschränkungen eben so genau kennt und männlich festhält, als sie von seinen Vorfahren erkämpft und vertheidigt worden, für unser ernst politisches Wirken und Leben dürfte es schwer sein, ein so tolles Gewirr rasenden Uebermuthes und stupider Feigheit, trassen Despotismus und frecher Bügellofigkeit, unerträglicher Annäherung und niedriger Preisgebung der heiligsten angeborenen Rechte auch nur möglich zu denken; denn es gehört wirklich die Vereinigung aller Uebel dazu, die dem Menschen seine Würde rauben und ihn allmählig zu wenig mehr denn einem Thiere herabwürdigen, um solche Charaktere und Scenen zu verwirklichen; eine Vereinigung, die wir, trotz aller Klagen, auch nicht im entferntesten zu dulden hatten. Nein, so drückend auch die Annäherungen waren, über welche die Väter der neuen Freiheit, und wir mögen kühn behaupten, der Wiedergeburt des Menschengeschlechts, zu klagen hatten,

so waren sie doch noch wahre Wohlthaten im Vergleiche mit den furchterlichen Uebeln, die das Nachbarland seit Jahrhunderten erduldet hat. Uebel, die aber, die Wahrheit zu gestehen, auch zu den unsere Vorfahren bewundern lassen ganz in demselben Verhältniß standen, welche die friedlich ruhige Besitznahme eines unwirthbaren, von Niemandem rechtmäßig angeprochenen Bodens, und hinwiederum die Eroberungen eines Cortez oder Pizarro nothwendig nach sich ziehen mußten.

Wenn ruhig friedliche und freiheitsloze, auf ihre angeborenen Rechte eiferfüchtige, und durch politische oder religiöse Verfolgungen in ihrem Vaterlande bedrängte Bürger diesen den Indianern lehren, um in einer Tausende von Meilen entfernten Wildniß die in ihrem Vaterlande angebotenen Rechte ungekränkt zu genießen; wenn sie und ihre Nachfolger und deren Kinder und Kindeskinde unter steten Kämpfen mit wilden Thieren und wildern Menschen diese Wildniß bebarren; wenn sich unter ihren rathlosen Händen blühende Thüner, wohlthätige Sitten und reiche Städte erheben; wenn diese Bürger durch Gelehrtheit, Fleiß und Fortschreiten in Aufklärung und den bürgerlichen Künsten allmählig zu Staaten anwachsen, die, statt im Verwüßsein ihrer Kraft, sich sehnern, sich selbst Gesetze zu geben, statt diese vom entfernten Mutterlande zu empfangen, die Freisäthe ihres Fleißes, die Ersparnisse ihrer Weiber und Kinder zum Besten des eigenen Landes zu verwenden, statt sie einer verschwenderischen fernern Aristokratie zu überreichen, nimmer endenden Entwürfen und Kriegen in den Schooß zu werfen; wenn solche Bürger und zwar die edelsten, die gewissenhaftesten, die einheitsvollsten, selbst Hand an's Werk legen, und sich zuerst in die Breche stellen, und ihren Willen zur That werden lassen, und sich erheben, um für ihre angeborenen Rechte zu kämpfen: dann werden diese Staaten und der Kampf für ihre Rechte, diese bürgerliche Gesellschaft und die Revolution, durch welche sie sich vom Mutterlande losreißen, ganz anders beschaffen sein, als die eines Volkes, das, durch einen Haufen steten und gekeselter Abenteurer plötzlich über den Haufen geworfen, Jahrhunderte in einer unerhörten Diensthörigkeit geschmachtet und, nachdem es Jahrhunderte geschmachtet, endlich losbricht, nicht um angeborene Rechte, von denen es keinen Begriff hat, wieder zu erlangen, sondern — seinen Rachedurst zu befriedigen. In dem ersten Falle ist es die zur bürgerlichen Freiheit aufzogene Gesellschaft, die Mündigwerdung des jungen Mannes, der in seine bürgerlichen Rechte tritt, und diese mit männlichen Geiste, warmen Herzen und kaltem Verstande zu vertheidigen weiß; im andern ist es das Entspringen des gefangenen Tigers, der den in seinem Eisenthügel lange verhaltenen Grimm auf eine blutige Weise zu befriedigen vom Zustuhle

getrieben wird. Das eine Beispiel haben die Vereinigten Staaten aufgestellt, das andere Mexiko.

Gefunken unter den wüthenden Angriffen eines verzweifelten Abenteurers, seiner Religion, seiner Bildung, seiner Helden, seiner edelsten Männer, seiner Tempel, selbst seiner Geschichte beraubt, war das ganze Land, nachdem es in die Hände der Spanier zu fallen das Unglück gehabt, aus einem blühend selbstständigen Staate eine ungeheure Domäne, — seine Bewohner eine dispendiöse Herde geworden, der man noch eine Wohlthat zu erwiesen glaubte, wenn man sie, zu Hunderten, zu Tausenden, wie das Vieh an eine wüste Soldateska vertheilte. Ihres Eigenthums, ihrer Aeder, zum Theile selbst ihrer Weiber und Kinder beraubt, herdenweise in die Bergwerke getrieben, oder zum Lasttragen über unwegsame Gebirge verdammt, war die Geschichte dieses beispiellos gemißhandelten Volkes drei Jahrhunderte hindurch ein fortwährendes Gemälde der unmenschlichsten Bedrückung gewesen, dem selbst die zu seinem Besten gegebenen Gesetze dadurch, daß sie gewissenlosen Beamten zur Vollziehung anvertraut waren, zu unheilbarem Krebschaden wurden. In ihre Dörfer eingekerkert, aus denen sie nur gerissen wurden, um ihren Feinern zu fröhnen, hatten sie im stumpfen Dahinbrüten Alles verloren, was den Menschen als solchen bezeichnet; nur das Gefühl ihrer Entwürdigung, die Erinnerung an die ausgehandelten Leiden, und ein instinktives, düsteres Sehnen nach blutiger Rache waren geblieben.

In diesen wenigen Zeiten ist die Geschichte von drei Fünftheilen der Bewohner Mexikos und der gleich unglücklichen, gleich verwahrlosten und noch mehr verwilderten und verachteten Geschöpfe — der Kasten — enthalten, — Sprößlinge einer theuersten Vermischung der Eroberer und ihrer Nachfolger und Sklaven mit den Eingebornen — mit all dem ansehnlichen Stumpfsinne, all der wirrlichen Apathie der rothen Race, all der Rudst- und Gesehsamkeit der weißen Väter, in eine Welt hinausgeschoben, die sie als ehelos brandmarkte, alles Eigenthums beraubt, verdammt zu den niedrigsten Arbeiten, ein steter Gegenstand der Furcht und des Abscheues der bessern Klassen, weil sie nichts zu verlieren, in einer Staatsumwälzung Alles zu gewinnen hatten. So waren die Elemente einer Bevölkerung beschaffen, die nun durch den Kreislauf der Dinge zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit in die Bahn zu treten gleichsam bei den Haaren herbeigezogen werden sollte, gleich dem Gladiator, der mit der letzten Kraft der Verzweiflung die Fesseln von den blutdürstigen Gliedern bricht und, um dem Kerker zu entspringen, seine Rettung nur in dem Unter gange seiner Unterdrücker sucht. —

Dreihundert Jahre hatte Mexiko Monarchen gehorcht, die es nie geziehen, ohne auch nur den Gedanken eines Abfalls zu hegen. Zwar hatte der Geist der Freiheit, durch die Vereinten Staaten in's Leben gerufen, auch in Mexiko Anklang gefunden; aber dieser Anklang war verhallt, und ein namenloses Schauen war Alles, was übrig geblieben war. Das planmäßige Unterdrückungssystem des Spaniers hatte jeden höheren Aufschwung erdrückt; der Adel hatte sich ganz an die Regierung angeschlossen, die Mittelklassen waren neigelt, das Volk müßte diesen Beispiele folgen. Es herrschte Ruhe, selbst lange nachdem in den südlichen Kolonien bereits der Aufstand ausgebrochen war; diese Ruhe war selbst nicht unterbrochen worden, als die Nachricht von der gewaltsamen Besitznahme der Hauptstadt des Mutterlandes durch seine Erbfeinde und der grausamen Mordthat in derselben eingetroffen *). Das entrüstete Mexiko, weit entfernt, die günstige Gelegenheit zu benutzen, seine Unabhängigkeit zu erklären, beeilte sich vielmehr, die sprechendsten Beweise seiner Sympathie für die gekränkte Ehre des Mutterlandes zu geben, und allenfalls den ertönten Verwünschungen gegen den gewaltthätigen Machthaber, der den wenig gekannten Herrscher so heimlich aus seinem Erbsitze gelockt und in strenger Haft gefangen hielt. Die Kriegserklärung der obersten Junta gegen denselben Machthaber war mit lauten Beifallen aufgenommen worden, und Alles beströmte sich, werththätig seinen Enthusiasmus zu bezeugen, als ein königliches Dekret anlangte, das Mexiko befohl, den Verrath desselben fremden Machthabers als Regenten anzuerkennen, der seinen legitimen Jürten so widerrechtlich entführt hatte.

Ein augenscheinlicher Beweis von Unwissenheit zu herrschen, konnte wohl nie und nirgends einem Volke so deutlich vor Augen gelegt werden, als es in diesem königlichen Dekrete geschah. Loyalität war diesem Volke gewissermaßen zum Glaubensartikel geworden; aber so wie der blinde Glaube dem absolutesten Ungeheuer weicht, wenn der Blindgänger plötzlich aus seinem Wagne gerissen wird, so war auch von dem Volke Mexiko's durch diese königliche Niederträchtigkeit auf einmal alle Loyalität gewichen. Gegen den angestammten Monarchen sich zu empören, würde den Mexikanern schwerlich je einfallen sein; aber von eben diesem Monarchen aus eine so schändliche Weise weggeworfen zu werden, war eine um so schmerzlicher gefühlte Kränkung, als das Land, bei aller seiner Herabwürdigung, diese letzte Herabwürdigung noch nicht erfahren hatte. Der Unwille über diese königliche Zumuthung war allgemein, und das Dekret wurde einstimmig und öffentlich verbrannt. Mit gerechter Entrüstung gewährte jedoch dasselbe Volk, daß gerade die-

*) México, Mai 1808.

jenigen, die sich ihrer Loyalität und Unabhängigkeit an die königliche Person und ihr Haus an meisten gerührt hatten, die Ersten gewesen waren, die ihre Treue auf den neuen Herrscher übertragen hatten. Alle Regierungsbeamte, beinahe alle Spanier, hatten eilig Anstalten getroffen, das Land dem neuen Herrscher zu überantworten, ohne auch nur zu fragen, ob es auch wolle. Ein Einziger hatte einen ehrenvolleren Ausweg eingeschlagen — Iturrigaray, der Vizekönig. Den feigen und niederträchtig verschmitzten Charakter seines gefangenen Gebieters wohl kennend, hatte er den Plan gefaßt, demselben Mexiko, dem Wunsch seiner Bevölkerung gemäß, zu erhalten. Eine Junta, zusammengesetzt aus Spaniern und den angesehensten Mexikanern, sollte eine Vollrepräsentation bilden, die bis zur Ankunft bestimmter Befehle aus Europa das Land vor allen gewaltsamen Erschütterungen bewahren sollte. Der Entwurf hatte den Beifall aller gutgesinnten Mexikaner erhalten. Alle sahen mit Frohlocken dem Zeitpunkte entgegen, wo endlich auch sie in den öffentlichen Angelegenheiten ihres Landes mitreden sollten. Der Jubel war allgemein; aber mitten unter diesem Jubel, mitten unter diesen Vorbereitungen zur Ausführung des Entwurfs wird der Urheber des Planes, der Vizekönig selbst, von seinen eigenen Landesleuten in seinem Palaste überfallen, mit seiner Familie verhaftet, nach dem Seehafen von Veracruz abgeführt und als Staatsgefangener nach Spanien eingeschifft.

Dem Schwächsten Verstande war es durch diese Gewaltthaten klar geworden, daß, so lange der Spanier herrsche, der Mexikaner unbedingt Sklave bleiben müsse; daß er nie hoffen dürfe, an der Verwaltung seines Landes Antheil zu nehmen, und daß an Iturrigaray bloß deshalb der unerhörte, gefesselte Gewalttathum verübt worden war, weil er den Weg zur allmähigen Emancipirung der Kreolen bahnen zu wollen sich unterfangen hatte.

Hatte des Herrschers niederträchtige Negligenz seiner angeborenen Rechte der Legitimität in den Augen des Volkes den Stab gebrochen, so hatte dieser Gewaltthum es nicht minder mit der Herrschaft der Spanier gethan. Von diesem Augenblicke an begann der Entschluß zu wurzeln, sich der Spanier auf jede nur mögliche Weise zu entledigen. Eine Verschönerung war die unmittelbare Folge, zu der sich an hundert der angesehensten Mexikaner mit mehreren Hunderten aus den Mittelklassen und dem Militär vereinigten, mit dem festen Vorsatze, das schandbare Joch abzuschütteln, — als wieder die Verrätheret eines der Verschwornen, der die Verblüdeten in der Deichsel verrieth, den Anbruch derselben zwar nicht vereitelte, aber beschleunigte.

Es war um neun Uhr Abends am 15. September 1810 gewesen, als Don Ignacio Allende y Ugaza, Kapitän im königlichen

Regimiento de la reina, von Guetefaro kommend, in die Wohnung des Pfarrers von Dolores, Padre Hidalgo, stürzte, mit der Nachricht, daß dieselbe Verschwörung, die Mexico von der verhassten Herrschaft der Spanier befreien sollte, entdeckt, und daß der Befehl erlassen sei, die Verschwörer zu tödt oder lebendig einzubringen. — Den sichern Untergang vor Augen, verathschlagten die beiden Verschwörer eine Flucht, und traten dann unter ihre Freunde, den festen Entschluß verbindend, ihr Leben an die Freiheit des Vaterlandes zu setzen. Zwei Officiere, die Centenanos Abalado y Belera und Aldama, mit einem Haufen lustiger Musiquanten, Fisch- und Hausgenossen des Cura, vereinigten sich mit den Aufrehrern, und mit diesen, dreizehn an der Zahl, beginnt die große mexikanische Revolution.

Während Hidalgo, ein Kreuzfahr in der Linken, ein Pistol in der Rechten, auf das Gefängniß losstürzt und die Verbrecher befreit, dringt Allende mit den Uebri gen in die Häuser der Spanier, zwingt sie, ihr Silber und baares Geld auszuliefern, und dann mit dem Geschrei: „Viva la independencia y muera el mal gobierno!“ *) stürmen Alle in die Straßen von Dolores. Die ganze indianische Bevölkerung schließt sich an den geliebten Cura an; in wenigen Stunden ist der Hause der Empörer auf einige Tausend gestiegen, wozu aus dem Zuge nach Miguel el Grande achthundert Ketten vom Regimente des Capitans stiegen. Unauffhaltsam vordringend, wirft sich die losgelassene Horde mit den Worten: „Tod den Gachupins!“ auf San Felipe, in drei Tagen steigt sie auf zwanzigtausend; zu Zelaya angelangt, schließt sich ein mexikanisches Infanterieregiment mit einem Theile des Kavallerieregimentes del principe an sie an. Weiter fortschwellend, wirft sie sich, unter dem Rufen: „Tod den Gachupins!“ auf Guanajuato, die reichste Stadt Mexico's, wo eine dritte Truppenabtheilung sich zu ihr schlägt. Von allen Seiten strömen nun die Indianer herbei, und die Horde wächst auf fünfzigtausend an. In Guanajuato wird die feste Alhondaga **) im Sturm genommen, die sämtlichen Spanier und Krieger, die sich mit ihren Schwärmen dahin gesammelt, niedergemacht; über fünf Millionen harte Wäpfer fallen den Aufrehrern als Beute in die Hände. Der Fall dieser Stadt zieht eine ungeheure Menge Indianer aus allen Theilen des Reiches herbei; die Horde steigt auf achtzigtausend Mann, worunter aber kaum viertausend Gewehre sind. Unauffhaltsam drängt sie über Valladolid nach Mexico vor, wirft den Obersten Treviño bei Las Cruces über den Haufen, und

zieht am 31. October die Hügel von Santa Fé herab, die Hauptstadt des Königreichs im Angesichte, in deren Mauern dreißigtausend Yperos nur des Zeichens zum Angriffe harren, um den Kampf innerhalb der Stadt zu beginnen. Bloss zweitausend Linientruppen sind zur Vertheidigung der Hauptstadt vorhanden; Calleja, der Oberfeldherr, ist hundert Stunden von Mexico; ein anderer Obergeneral, der Graf von Cadena, schicksalig; der Mücken ist gleichfalls von den Patrioten aufgeregt; auf der Straße von Toluapalla rückt ein Patriotenheer zur Unterstützung Hidalgo's heran; der Vicekönig trifft bereits Anstalten zum Abzuge nach Veracruz; das Schicksal von Mexico ist, allem Anscheine nach, seiner Entscheidung nahe — ein rascher Angriff, und die Herrschaft der Indianer ist wieder hergestellt. Aber am folgenden Tage zieht sich Hidalgo mit seinem hundert und zehntausend Mann starken Schwarme zurück; Mexico ist gerettet; aber die Leidensgeschichte der Patrioten fängt nun an.

Am 7. November bei Aculco von dem vereinigt spanisch-kreolischen Heere geschlagen, trifft bald darauf Allende bei Marfil ein gleiches Loos, und eine dritte Schlacht bei Calderon entscheidet das Schicksal des ersten Feldzuges, dessen Urheber, Hidalgo, mit fünfzig seiner Gefährten bald darauf, verrätherischer Weise bei Alcalito gefangen genommen, mit seinem Leben büßt.

Der erste Aufzug des revolutionären Drama's war beendigt, sechs Monate nachdem der blutige Vorhang aufgezogen worden war; aber die Brandfackel, weit entfernt, mit dem Falle des Führers verloscht zu sein, hatte sich nur getheilt, um in zahllosen Flammen das ganze Reich desto sicherer im allgemeinen Brande aufzuleben zu machen. Tausende Derjenigen, die sich von den Schlachtfeldern von Aculco, Marfil und Calderon gerettet hatten, durchzogen nun die Intendungen, einen Verfassungskrieg beginnend, der langsam, aber sicher, die unversöhnlichen Tyrannen aufreihen sollte. Die meisten dieser Haufen waren von Priestern, Advokaten oder Abenteurern bestehend, die ohne Bildung, blos durch ihren Haß gegen die Gachupins ausgezeichnet, ohne Plan oder Uebereinstimmung handelten. Noch hatten sich nur Wenige von der besten Klasse der Nation an die Aufrehrer angeschlossen; im eigentlichen Sinne des Wortes waren es noch immer blos die Indianer und Kasten, die der Gesammtpopulation und dem Eigenthume des Landes gegenüberstanden, und die Herrschaft der Spanier, obwohl erschütteret, hatte an den Kriegen selbst ihre stärkste Stütze gefunden.

Diese, obwohl verhältnißmäßig weniger gedrückt als die Indianer und Kasten, hatten sich mehr so gefühlt, weil sie angestellter, ihre Rechte, wenn nicht deutlicher erkannten, doch lebhafter ahnten, als die stumpfsinnige, blos durch Mangel angetriebene, reiche und gemischte Race. Kinder von Vätern, die Spanier waren und als

*) „So lebe die Freiheit! Meeres mit der schlechten Regierung! (hochhätlich, es hebe die schlechte Regierung).“

**) Alhondaga do granadinas, ein Getreidemagazin.

solche mit souveräner Verachtung auf Alles, was Kreole hieß, ja selbst auf ihre eigenen, in Meriko erzeugten Kinder, herabzusehen, hatten Diese, so zu sagen, den Haß gegen die Spanier mit der Muttermilch eingelesen. Weit entfernt, die Rechte ihrer Väter nach dem Buchstaben der königlichen Verordnungen zu genießen, waren sie schon durch ihre Geburt in dem zußbaren Lande in den Besitzhäusern zurückgelassen, um durch immer wieder und wieder sich erneuernde Scharen gieriger und hochmüthiger Beamten, die in Lizenzen kamen und mit Hunderttausenden das Land verließen, ausgezogen zu werden. Im Besitze der schönsten Ländereien und ihrer unermesslichen unterirdischen Reichthümer, hatte selbst Besitzthum bei ihnen keinen Reiz verloren; denn des Spaniers Willkür kannte kein Eigentumsrecht, und er war im Namen seines königlichen Meisters der unumschränkte Herr alles Eigenthums. Ein solcher Zustand hatte mit der schmerzlichsten Erbitterung endlich den Wunsch nach Befreiung von dieser schamlosen Herrschaft allgemein erregt, und durch die Verschwörung waren auch alle Instalten dazu getroffen gewesen. Sie sollte, wie gesagt, an einem Tag über ganz Meriko ausbrechen, und unmittelbar sollten Kreolen an die Stelle der zur Verhaftung bestimmten, spanischen Regierungsbeamten treten, die Sechshen zugleich befehrt werden, und so durch Abschneidung jeder Unterstützung von dem benachbarten Cuba die königliche Regierung gewissermaßen in ihrem eigenen Netze gefangen und erstickt werden. An dem erwählten unglücklichen Verräthe eines Priesters scheiterte der ganze Plan, und Hidalgo, zu tief verwickelt, um seinem unvermeidlichen Schicksale zu entgehen, hatte den Ausbruch der Revolution beschleunigt und, auf die Kreolen, die sich größtentheils aus der Schlinge gezogen, erbittert, mit seinen Indianern einen Vertilgungskrieg begonnen, der Beide, Spanier und Kreolen, gleich furchtbar behandelte.

Dieser furchtbare Mißgriff, der nun Spanier und Kreolen gleich hart traf, hatte das Schicksal des Aufstandes selbst entschieden, und die Kreolen gezwungen, gegen ihren Willen sich an dieselben Spanier anzuschließen, zu deren Verderben sie selbst den ersten Grundstein gelegt hatten. Es war vorzüglich durch ihre Mitwirkung geschehen, daß die drei Schlachten gegen die Rebellen gewonnen worden waren; allein die Spanier, weit entfernt, für diese Mitwirkung dankbar zu sein, sahen in der ganzen Kreolenbevölkerung nur die mißgünstigen Rebellen, die in der Ausführung ihrer Pläne gescheitert waren.

Ueber einen Aufstand erbittert, der ihrem Könige seine Suprematie, und ihrer selbst die Ausbeutung des reichsten Landes der Erde zu entreißen gedroht hatte, fingen sie an, darauf hin zu arbeiten, sich nicht nur den Rebellen selbst auf alle mögliche Weise zu entledigen, sondern auch der Möglichkeit einer künftigen Empörung

auf eben die Art vorzubeugen, wie unsere Bienenjäger den Stichen der wilden Schwärme vorbeugen, deren Honig sie sich ungestört zuweilen im Sinne haben, sie nämlich mit Feuer und der Art zu vertilgen. Vierundzwanzig große und kleine Städte mit zahllosen Dörfern waren in den achtzehn Monaten des Krieges bereits von den Spaniern von Grund und Boden aus zerstört, ihre Bevölkerung ohne Unterschied vertilgt worden, aus keiner andern Ursache, als weil sie die Infuzenten vorzugsweise begünstigt hatten. Noch nicht zufrieden mit den Hunderttausenden, die Feuer und Schwert gefressen, hatten sich die blinden Legitimitätsdiener nicht enthalten, im Namen des dreieinigen Gottes und der heiligen Jungfrau die feierlichste Anatheme durch den Mund der Kirche zu verkünden, um die leichtgläubigen Glenden, die diesen Versicherungen trauten, ohne Erbarmen zu vertilgen. Eine so eusseliche Treulosigkeit ließ natürlich keine Möglichkeit einer Wiederaufrichtung mehr zu, und die plötzliche Wendung, die der Gang der Revolution zu gleicher Zeit zu nehmen anfang, schien endlich die ganze Bevölkerung gegen diese elenden Tyrannen vereinigen zu wollen.

Unter den Abenteurern, die Ruhm oder Beute suchend oder von Haß gegen die Unterdrücker angetrieben, sich zu Hidalgo auf seinem Triumphzuge von Guanarato nach Meriko gedrängt hatten, war auch sein Jugendfreund und Schulgefährte Padre Morellos, Rektor Cura^{*)}, von Anacupetaro gewesen. Von dem Generallissimus Hidalgo brüderlich aufgenommen, hatte er von diesem den Auftrag erhalten, die südwestlichen Provinzen des Königreichs in Aufstand zu versetzen. Mit diesem gefährlichen Auftrage ausgerüstet, hatte sich der sechzigjährige Priester, los von fünf Anhängern begleitet, in die Intendanten seiner neuen Militärdivision begeben, war in Petatlan auf zwanzig Negers getroffen, die er durch das Versprechen der Freiheit ihm zu folgen bewog, und bald darauf von mehreren Kreolen mit ihrem Anhange verstärkt worden.

Ungleich seinem Vorgänger, hing dieser Priester den Krieg im Kleinen, nach Art jener Guerillas an, die im Hinterlande die Kraft des Feindes so wirksam gebrochen hatten. Allmählig die Sphäre seiner kriegerischen Thätigkeit erweiternd, hatte er mehrere nicht unbedeutende Siege über die spanischen Generale in einem sechs-zehnmahligen kleinen Kriege davon getragen. Das Gesicht schilderte ihn als einen ernsten Mann, ganz das Gegentheil vom leichtsinnig rasken Hidalgo, begabt mit einem durchdringenden Verstande, von tadellosen Sitten und weit liberalern Ansichten, als man sie von einem merikanischen Priester und seiner beschränkten

^{*)} Der Pfarrer, weltgeistlichen Standes heißen sie Rectores Curas, die Klostergeistlichen Padres Curas

Erziehung hätte erwarten sollen; der Einfluß, den er auf die Indianer ausübte, sollte an's Unglaubliche grenzen. Dieser Mann nun war an demselben die *do fiesto*, an welchem unsere Geschichte beginnt, an der Spitze einer kleinen Armee in der Nähe von Mexiko angekommen; die bedeutendsten Chefs der Patriotenkorps, unter denen Vittoria, Guereco, Bravo, Osorio, hatten sich seinen Befehlen unterworfen, und das moralische Uebergewicht seines Namens schien endlich bewirken zu wollen, woran es seit dem Tode Hidalgo's gefehlt hatte, Uebereinstimmung in den Kriegsoperationen der Patrioten und eine Disciplin unter den Truppen, die dem Lande Vertrauen einflößen konnte.

Auf diesen Mann nun begann Mexiko die Augen sehnsüchtvoll zu richten. Er oder Keiner, das war der allgemeine Glaube, konnte das Land befreien. Tausende von Kreolen hatten sich bereits an ihn angeschlossen, und Tausende waren auf dem Punkte, diesen Beispiele zu folgen. Der Enthusiasmus nahm stündlich zu, und selbst der gewisse Tod, der Jeden traf, der auch nur Wünsche für Mexiko laut werden ließ, konnte die Aufregung unter der jüngeren kreolischen Bevölkerung nicht stillen. Die reifere Mehrzahl schwankte jedoch noch immer unentschieden. Gänzlich in der Gewalt der Spanier, denen sie sich, um Schutz vor den wüthenden Horden Hidalgo's zu finden, in die Hände liefern mußten, und argwöhnisch von diesen bewacht, fehlte es ihnen eben so sehr an der Kraft, sich ihren Träumen zu entschießen, als am Willen, sich an die neuen Verfechter anzuschließen. Der mißlungene Versuch Hidalgo's hatte ihr Vertrauen auf die Möglichkeit einer Befreiung erschüttert, die Grausamkeiten der Indianer gegen ihre Brüder ihre Begeisterung eingeschüchtert. Noch gelte ihnen das Muth- und Rachegeheiß der Indianer in die Ohren. Würde Morelos auch im Stande sein, Calleja die Spitze zu bieten, gegen den Hidalgo und Allende mit ihren Hunderttausenden das Feld bei jedem Zusammentreffen verloren hätten? Selbst im Falle eines Sieges im Stande sein, Kriegszucht und Ordnung unter den zusammengekauften Scharen aufrecht zu erhalten? Würden die Abenteurer, von denen die meisten Abtheilungen des Patriotenheeres befehligt waren, nicht vielmehr ihren Sieg bemerken, um das unglückliche Land mit allen Schrecknissen, die einen zuflößen, fliegenden Rebellenhaufen begleiten, heimzuziehen? Solches waren die Fragen, die sich Tausenden der einsichtsvolleren Bürger, nicht nur der Hauptstadt, sondern des Landes andrängten, und ihre Thatkraft in dem Augenblicke hemmten, wo diese zur Vertreibung der Spanier in Wirklichkeit treten sollte. Alle hielten die Spanier bitter und blutig. Alle hatten gelitten, und litten noch immer von den unerträglichen Annahmungen und der Gesetzlosigkeit dieser bigotten nimmer sattten Eindringlinge; aber diese

Eindringlinge hatten trotz ihrer Gesetzlosigkeit Ordnung gehandhabt, deren Werth nun in der allgemeinen Zerrüttung so fühlbar geworden war. Die persönliche Sicherheit und die Rechte des Eigenthums, wenn auch häufig verletzt, waren doch nie so en gros über den Haufen verworfen worden. Hatten diese Gründe schon auf die Gemüthungen und das Betragen der Mehrzahl der bemittelten Wittelskassen bedeutenden Einfluß geübt, so mußten sie es noch weit mehr bei der am meisten bevorrechteten Klasse, dem hohen Adel, der bei einem Umstürze der Ordnung natürlich am meisten zu verlieren hatte. Mehrere dieser Familien bildeten, wie gesagt, eine Municipal-Aristokratie, die besonders über die Indianer und die mit ihnen verwandten Klassen eine sehr drückende Herrschaft ausübte; die Revolution, die nicht nur dieser drückenden, ganz eigenthümlich schändlichen Herrschaft ein Ende zu machen, sondern sie auch in die Klasse der übrigen Bürger zu werfen, und was besonders schrecklich für sie war, ihnen ihre Adelsdiplome und Ordensdecorationen zu entreißen drohte, für die sie so große Summen aufgewandt hatten, und auf die sie, gleich den raffinierten höhern Ständen des europäischen Festlandes, einen unendlichen Werth setzten, mußte sie daher nothwendig mit Schrecken erfüllen und ihnen das Ende der Herrschaft des Spaniers als ihr eigenes darstellen. Daß diese Vorstellungen verzweifelte Aufregungen von Seiten des Adels bewirkten, die spanische Herrschaft um jeden Preis aufrecht zu erhalten, war um so natürlicher, als seine beschränkte Erziehung ihn ganz in die Hände dieser Herrschaft gegeben hatte. Wenn jedoch diese Vorurtheile gegen die Revolution unter der Mehrzahl des hohen Adels herrschend waren, und es wäre eitel, die Thatfache zu leugnen, so können wir auf der andern Seite nicht umhin zu gestehen, daß es wieder Männer unter dieser hohen berittelten Aristokratie gab, die den Stand der Dinge aus einem weit höhern, für sie und ihr Land ehrenvolleren Gesichtspunkte ansahen. Eigenthum und vorzüglich Grundeigenthum ist, was auch Ultraliberalismus dagegen sagen mag, eine Basis, deren Solidität auch dem schwächsten Verstande einen Halt gibt, den der geistreichere Eigenthumslose vergeblich anspricht. Es liegt etwas Häßes, aber zugleich auch etwas Positives im Grundeigenthum, das seinen Besitzer geistfermiger zwingt, unabhängig von seiner persönlichen Vorliebe und seinen Vorurtheilen, das Wohl des Landes zu berücksichtigen, in dem sein Eigenthum liegt. So wahrhaft absurd daher auch das Benehmen der Mehrzahl dieser Hochadelichen im Anfange der Revolution gewesen, so kindisch lächerlich ihre Vorliebe für die werthlosen Auszeichnungen ihres königlichen Gebieters, so hatte es wieder unter ihnen Männer gegeben, die die Lage ihres Landes richtiger beurtheilten, und ungeachtet des servilen Kleides, das sie trugen, für die Freiheit ihres

Landes größere Opfer gebracht hatten, als die glühendsten, lautesten und ungeflümmten Freiheitshelden je gethan. Unter Diesen hatte sich der Edelmann, mit dem wir bereits unsere Leser bekannt gemacht haben, besonders ausgezeichnet. Familienverhältnisse hatten ihm den seltenen Vorzug verschafft, seine Jugend in der Madre Patria und den civilisirten Ländern der alten Welt zuzubringen, und ihm so Gelegenheit gegeben, jene Erfahrungen zu sammeln, die nöthig sind, um eine unabhängig richtige Ansicht der Verhältnisse seines eigenen Landes zu fassen. Von der Natur mit einem durchdringenden Verstande begabt, hatten die Demüthigungen, die er sich von dem stolzen Spanier im Mutterlande bloß deshalb hatte gefallen lassen müssen, weil er ein geborener Amerikaner war, ihm frühzeitig jenen tiefen Abßien gegen die Brüder eingeßloßt, den nur wieder derselbe reise und gebildete Verstand genugsam zu meistern im Stande war. Die Eindrücke, die er im geselligen Leben der aufklärtesten Völker Europa's und der Aufklärtesten seines eigenen Welttheils empfingen, hatte er tief in seinen Busen niedergelegt und in die Einsamkeit seiner weitaufigen Besitzungen mitgenommen, wo sie ihn Rührung in seinen trüben Stunden und Lichtern in seinem häuslichen und öffentlichen Leben wurden. So war allmählig ein eben so fester als unsichtiger Charakter entstanden, der jedoch, ungeachtet seiner Unsichtbarkeit und Klingheit, kaum für die Länge dem Argwohn der Beherrscher des Landes entgangen sein dürfte, wenn nicht ein herbes Loos, das sein Familienglück kurz nach seiner Rückkehr aus Europa zertrümmert, dadurch, daß es ihn zum Gegenstand einer allgemeiner Sympathie erhob, wieder beige tragen hätte. Dem spanischen Mißtrauen eine andere Richtung zu geben. Er selbst hatte sich tief diesem Schlage gänzlich von der Welt zurückgezogen, ganz und allein in der Beförderung des Wohles seiner nächsten Umgebungen und zahlreichen Angehörigen Trost und Erholung findend. Aber ungeachtet dieser Zurückgezogenheit hatte sich sein Einfluß zusehends und auf eine Weise vergrößert, die selbst die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auf sich zu ziehen begonnen hatte. Dieser Einfluß wieder, weit entfernt, in seiner Persönlichkeit hervorzutreten, war vielmehr in der festern Haltung des Adels und der ihm zunächst stehenden bürgerlichen Klassen bemerkbar geworden. Es lag etwas Geheimnißvolles in diesem Einflusse, so wie in der Art, wie er ihn geltend machte. Gleich dem besonnenen, ruhigen festen Seemann, der jeden Windbruch kennt und jedes Wellchen zu klassificiren weiß, schien sein durchdringender Blick schon lange vor dem Ausbruch der Revolution seine Maßregeln getroffen zu haben, um dem kommenden Sturm zu begegnen. Das Gerücht ging, daß er die Hauptveranlassung gewesen, die Mehrere des merikanischen Adels bewogen, sich an Iturrigaray anzuschließen. Er selbst war

bei dieser großen politischen Maßregel nicht besonders hervorgetreten. Als jedoch der Plan sich wirklich zu einem günstigen Resultate neigte, hatte er sich gemäßigt und feil für denselben erklärt, als das einzige Mittel, sein Volk und Land aus dem herabwürdigenden Zustande zu reihen, und mit der Art und Weise, sich selbst zu beherrschen, insoweit vertrauter zu machen, so Hand in Hand mit den spanischen Behörden fortzuschreiten, bis günstige Verhältnisse es erlauben würden, den Verband zwischen beiden Ländern gänzlich aufzulösen. Werthwürdig genug erklärte sich jedoch derselbe aufgeklärte Geist gegen eine plötzliche Freiheitserklärung, und zwar so bestimmt, daß eine bedeutende Anzahl ihm wieder ihr Vertrauen zu entziehen anfang. Vielleicht, daß er, die Schwächen dieses Volkes einsehend, die Unmöglichkeit voransah, die Freiheit, selbst wenn sie erlangt würde, zu bewahren. Seine Gesinnungen theilten die einflußreichsten und aufklärtesten Mitglieder desselben hohen Adels und der höheren Bürgerklassen. Doch als Diese, empört über den schönen Gewaltstreich, der den beliebten Vicekönig so verächtlich gefangen aus dem Lande entführte, zum offenen Bruch Anlaß machten, zog sich der vorsichtige Minister wieder in seine vorige scheinbare Unthätigkeit zurück, aus der er sich auch durch die nachher wirklich ausgebrochene Revolution nicht bringen ließ. Unterdeß wollten die heller Sehenden, ungeachtet dieses scheinbaren Rückzuges von der politischen Laufbahn, deutliche Spuren seiner fortwährenden Thätigkeit bemerkt haben, und wirklich waren Symptome einer solchen im ganzen Lande zu fühlen, die um so auffallender wurden, als die Verdunkelung der Hülfsmittel, die diesem unsichtbaren Agenten zu Gebote standen, und die Wirkbarkeit derselben, alle Verjüngung der Behörde, sie zu entdecken oder ihnen auf die Spur zu kommen, auf eine Weise vereitelte, die diese in die größte Verwirrung versetzte. Das ganze Land war in der That durch diese unsichtbaren Agenten in seinen Gesinnungen und Ansichten revolutionirt worden, und so sicher wirkte der ausgestreute Same des Hasses gegen die Spanier, daß, ohne den unglücklichen Verath, wahrscheinlich Mexico ohne besonders hartnäckigen Kampf in die Hände der Revolution übergegangen wäre. Die Urheber dieser moralischen Revolution blieben jedoch in geheimnißvoller Dunkelheit gehüllt, und unser Graf schloß sich mit dem ganzen Adel offenbar an die königliche Regierung an. Der neue Vicekönig, der Nachfolger des unglücklichen Iturrigaray, der mittlerweile die Zügel derselben übernommen, hatte mit zahlreichen Belohnungen, Tüden und Titeln für die Weltkugel, die seinem Vorgänger einen viceköniglichen Stuhl und Freiheit geraubt, auch eine bedeutende Anzahl Verdammungs- und Todesurtheile mitgebracht. Aber obwohl das Stigma des Verraths auch den Conde San Jago stark beilegt, so hatte sich doch die neue Exzellenz mehr

als beeilt, ihn mit Beweisen von Freundschaft und Vertrauen zu überhäufen, die eben so sehr die Verwunderung der Ueingekehrten, als das zufriedene Lächeln der Wissenden, erregten. Andere Vorfälle hatten sich wieder ereignet, die das gute Verhältniß zwischen den beiden Gewaltigen zu gefährden drohten, und unter diesen der Wuchsthum, der den Kessen des Aristokraten in die Madra Patria verwies. Welches die eigentliche Veranlassung zu diesem Kabinettsstreiche gewesen, dürfte der Verlauf der Geschichte lehren, zu der wir nach dieser etwas langen, aber zur Verständigung unserer Leser vielleicht eben nicht überflüssigen Skizze der damaligen Verhältnisse Mexiko's wiedertekhren.

(II. Theil, 24. — 27. Kap.)

Der Auszug der Leperos.

Scheint es doch, als ob gedrückte Völker, gleich gedrückten Menschen, jenen Abnungen unterworfen wären, die ihnen in ihrem stumpfsinnigen Zustande ihr Geschick in dunkeln Bildern aufschließen, und daß der vampirartige Druck, indem er die Circulation der Geisteskräfte hemmt, und so diese selbst in's Stocken bringt, ganze Völker den Thieren nähere, und in ihnen den widerwärtigen Instinkt erzeuge, der sie gewissermaßen für die höhere Erkenntniß freierer bürgerlicher Gesellschaften schadlos hält. Es kommt ein trübes, aber stark hervortretendes Gefühl wie auf den Fittichen der Windsbraut über sie, man weiß nicht wie, setzt sich in den rohen Gemüthern fest, man begreift nicht warum, spricht zu ihnen mit einer warnend flüsternden Stimme, zieht sie, der Gewalt und des gehunden Menschenverstandes spottend, mit sich fort, so unwiderstehlich, als wäre es die Stimme jenes eisernen Schicksales, von dem die Alten so viel gefabelt haben, und die Veneren so fabeln fortfahren. Es ist dieses eine merkwürdige psychologische Erscheinung, die sich häufig unter der indianischen Bevölkering der Spanien unterworfenen Länder gezeigt, und die zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte vorgeht, mehr denn einmal die Berechnungen der weisen Köpfe irre geleitet hat.

So hatte der Morgen des neunten Februars kaum heraufgegraut, als die ganze ungeheure Masse jener elenden Geschöpfe, die unter dem Namen Leperos wahrscheinlich noch unsern Lesern be-

kannt ist, und von der sich eine Kopie in einem europäischen nicht weniger reizend gelegenen und gleichfalls unter einem trassen Despotismus seufzenden Lande unter der Benennung Lazaroni vorfindet, Stadt und Vorstädte verließ und sich mit Weibern und Kindern auf der Straße von Ajtla bis zur vulkanischen Hügelkette hinzog, die auf dieser Seite als Vorposten der Tenochtitlan-Gebirge angesehen werden kann.

Es ist diese Straße mit ihren Umgebungen eine der düstersten Partien des reichen Thales von Mexiko oder Tenochtitlan, und der Sumpfboden, durch den sie führt, und der erst jenseits der Hügelkette mit einer Schichte von Lavaschladen abwechselte, hatte, selbst in den früheren Zeiten des Glanzes der Hauptstadt, jenen traurigen Charakter der Dede nicht zu mildern vermocht, der heutzutage das Auge des Reisenden bei seinem Eintritte in Mexiko so unangenehm überrascht. Vermuthliche Hütten, von halbnackten Indianern bewohnt, die an dem Desague*) arbeiteten, oder ihr armseliges Leben durch Fischfang fristeten, auf begünstigten Punkten durch Flecken von Gemüsegärten unterbrochen, waren noch die anziehendsten Gegenstände, während die tiefern Niederungen ganz öde lagen, und durch ihre ungelunden Ausdünstungen selbst die stumpfsinnigen Indianer verschreckten.

Dieser Straße entlang konnte man schon am frühesten Morgen ganze Horden jener düsteren, braunen, häßlichen, an Körper und Geist gleich vernachlässigten Geschöpfe sich bald langsamer, bald schneller fort schleppen und der besagten Hügelkette nähern sehen; ein scheußlicher Auswurf und nie gegebenes Aggregat von Elend, Unfähigkeit und Verworfenheit, das hinfied, schleichend und kriechend heranlief, und, die menschliche Gestalt ausgenommen, mit dessen Wesen wenig mehr gemein hatte. Die große Mehrzahl war völlig nackt, wenn man nicht zerstückte Flaneldecken, die in Fragmenten über ihre Hüften herabhingen, oder die straff herabhängenden Haare der Weiber, die die häßlichsten Theile ihrer Leiber nothdürftig verdeckten, mit einem oder dem andern Lumpen um ihre Schenkel gewunden, für Kleidung gelten lassen wollte. Nur Wenige hatten schwarze oder braune Jacken, und abgetragene Mangas oder färbene Pantalons, mit Mäntelchen von Baumwollenzeug. Die Weissen trugen jedoch Combreros de Petate. Sie kamen in Gruppen von Zwanzig, von Hundert, von mehreren Hunderten angezogen, mit jenem scheußlichen Baumm im Gesichte, das dem klobigen Indianer des Tenochtitlan-Thales eigen-

*) Der sogenannte Abflusskanal von Xuchueteca, durch welchen die Gewässer des flüssen Cuautitlan durch die Gebirge in das Thal von Tula abgeführt werden.

thümlich ist, und wieder einer Unruhe, die sie wie rasend gegen die Gebirge von Rio Frio hinzutreiben schien. Es war etwas Geheimnißvolles an diesen braunen und düsternen Geschoßten; kein Lärm war zu hören, kein Ausbruch roher Lust, der gewöhnlich zahlreiche Häbelhauern zu begleiten pflegt. Auf den Gesichtern der Weissen schwebte eine tief versteckte Lüste, ein schadenfroher Ingrimm, eine heimliche Erwartung, die an den stumpfsinnigen, aber von Natur nichts weniger als künftigen Physiognomien beängstigend auffiel. Ueber der ganzen weiten Strecke, auf der ihr Zug sich fortbewegte, hingen dünnere oder dichtere Rauchwolken, die zugleich die Dichtigkeit der Haufen selbst andeuteten; denn so entlockt und kühllos sie Alle ohne Ausnahme waren, mit Einem Lurusartikel hatten sie sich insgesammt versehen — Männer, Weiber und Kinder — der Cigarre, und der Qualm, der Tausenden derselben entfuhr, war auch der einzige leidliche Geruch, den diese gräßliche Herde von sich gab. Einzelne Haufen hatten sich auf der Straße, die an dem Damme gegen die besagte Hügelkette hinzieht, gelagert, während Andere über die Hügelkette ausgedrungen, oder auf dieser ihren Posten gefaßt hatten. Liegend, stehend, auf ihren Schenteln hockend, in die Berge von Rio Frio hineinstarrend, harrten sie nun; warum und auf Wen? würde schwer zu bestimmen gewesen sein; denn sie selbst hatten bloß eine düstere Ahnung. Stunden vergingen, und sie lagen immer noch in jener Apathie, die den indianischen Merikaner und alle sehr gedrückten Völker charakterisirt, und die eine natürliche Folge des Despotismus ist, der auf ihnen lastet, und der sie die Schläge unsichtbarer Gewalt, die sie treffen und in ihrem innersten Sein erschüttern, mecht als Fügungen eines eisernen Schicksals anzusehen geneigt macht, dem entziehen zu wollen Vermessenheit wäre. Lange Zeit herrschte Stille unter den Tausenden, die bloß von einzelnen Lauten oder kurz ausgeschossenem Seufzern unterbrochen wurde, die aber weder Anschlag noch Erwiderung fanden.

Einer dieser Haufen, der sich auf einem Vorsprung der Hügelkette gelagert hatte, über welche die Straße von Meriko nach Xotla hinaufwindet, wurde endlich durch den Anblick eines Trupps Reiter aufgeregt, der von Buen Vista herabkam, und der nämliche war, den wir kurz vorher zu so gelegener Zeit die Hacienda verlassen gesehen haben. Der Anblick, obwohl nichts weniger als selten auf der häufig befahrenen Verbindungsstraße von Puebla und Meriko, schien die Leperos einigermaßen aufzuregen. Sie reckten ihre Hälse empor, harrten eine Weile aufmerksam in die Ferne, und dann, Hundten gleich, die etwas Fremdes oder Feindliches wittern, knurrten sie, und streckten sich wieder hin.

Nach einer Weile waren hohle und abgebrochene, dumpf heu-

lende Töne zu vernehmen, die Verwünschungen ähnlich klangen; diese Töne wurden allmählig lauter und Einer murzte endlich vernehmbar:

„Ahuihote!“ Mit diesem Unglücksrufe richtete sich der Guachinango auf, und seine schief auseinander stehenden Augen wandten sich der Gegend zu, wo die Reiter herkamen.

„Ahuihote,“ murzten und knurrten die Uebrigen im Kreise herum, und indem sie das Wort ausstießen, schien ihnen die letzte Sylbe in der Kehle stecken zu bleiben.

„Als wir gestern in den Portales^{*)} schliefen, kam Agostino Turbide,“ murmelte ein Indianer. Doch zu träge, seinen Nachsatz zu endigen, fiel sein Blick auf seine blutigen Schenkel und Schultern, die noch deutliche Spuren von Säbelhieben trugen.

„Die Erde ist Tonantins,“^{**)} der Himmel der Jungfrau von Guadeloupe, und die Portales des rothen Geschlechtes. Sonst sind wir auf Wagen in die Casa des Cabildo^{***)} gefahren und drei Tage verpflegt worden.“ Hier stockte die träge Zunge des Indianers, wieder müde von der Anstrengung des Sprechens, oder um die Cigarre nicht ausgehen zu lassen.

„Es wird eine Zeit kommen, wo kein Gachupin uns aus den Portales jagen wird,“ knurrte ein Aelterer.

„Und die Söhne Tenochttilans ihren Pulque trinken werden.“

„Und ihre Tortillas mit fettem Chili essen,“ meinte ein Vierter.

„Maldito Don Agostino! Er ist mehr der Ahuihote der Kinder Tenochttilans als der Gachupins.“

Ein alter Indianer von kräftigem Bau war unterdessen den Hügel heraufgekommen und, ohne ein Wort zu sagen, auf einer der Abspaltungen, mit welchen der Boden übersät war, niedergebost. Der Haufe hatte ihm mit mehr Aufmerksamkeit zugehört, als bisher noch der Fall gewesen war, und die Blicke der Weissen hingen wie in Erwartung an dem Manne. „Tatli Jrtla,“^{†)} murmelten sie, mit den Köpfen mechanisch nickend, und stierten ihn an, als erwarteten sie irgend eine Mittheilung. Als diese jedoch nicht erfolgte, ließen sie ihre Köpfe wieder sinken, und versielen in ihr voriges Dabinschlafen.

Der Indianer hatte geheimnißvoll zur Linken gesehen, dann zur Rechten, dann auf die Straße hinausgeschpät. Nun zündete er

^{*)} Refusen.

^{**)} Die mexicanische Gegend, Gortin des Maiz.

^{***)} Pulque. — Weitere Karren sind immer beiständig, die Nadeln in den Straßen geharkten oder schrittschnellen Leperos auf die geschiedenen Polzeiwagen zu bringen.

^{†)} Vater: ein aztekisches Wort.

sich eine Cigarre an, und nachdem er einige Rauchwolken verschluckt, fing er in dem der indianischen Race eigenthümlichen mysteriösen Tone an:

„Xtla hat die Predigt des Cura Hippolito von Tlascala gehört. Es sind keine *Quentos de frailes*.“) Xtla hat Dasselbe vielmals von den rothen Priestern gehört. Wollen meine Brüder die Worte des Cura Hippolito hören?“

Ein einstimmiges Kopfnicken bejahte die Frage.

„Wer Ohren hat zu hören, der höre! So hat Cura Hippolito gesagt, und so sagt Xtla,“ begann der Indianer. „Als Don Abrahamo, ein frommer Caballero, den die heilige Jungfrau von Guadalupe und Merikot sehr ausgezeichnet —“

Der Mann hielt inne, um seine Cigarre nicht ausgehen zu lassen; eine Pause, die wir benutzten, um unsere Leser vorläufig darauf aufmerksam zu machen, daß der hier genannte und nach der bekannten Weise der indianisch-merikanischen Priester mit Merikot und der Jungfrau von Guadalupe in Verbindung gebrachte Don Abrahamo kein Anderer war, als Abraham, der ehrwürdige Stammvater des hebräischen Volkes.

„Als Don Abrahamo,“ fuhr der Indianer fort, „sein Ende herannahen sah, rief er seinen Sohn, Don Isaaq, zu sich, dem er all sein Erbe vermacht, worauf er in dem Herrn verschied.“

Es erfolgte wieder eine Pause, nach welcher der Sprecher fortfuhr:

„Dieser Don Isaaq war, wie Senores vielleicht gehört haben, ein gottesfürchtiger Mann gewesen, der wieder zwei Söhne, Don Esau und Don Jago, hatte. Verstehen Euer Gnaden,“ wiederholte der Indianer, „zwei Söhne, Don Esau und Don Jago, und Don Esau, wohlgemerkt, war der Ältere oder Erstgeborne, und Don Jago der Jüngere. Als Don Jago das zwanzigste Jahr erreicht, hatte er ein Traumgefiß, welches ihm sagte, er solle in die Madre Patria gehen, wo er ein großes Glück finden würde.“

Der Mann hielt bei den Worten „Madre Patria,“ worunter unsere Leser stets Spanien zu verstehen haben, wieder inne; denn mehrere Leperos waren von der Straße heraufgekommen, und hatten sich um den Sprecher herumgelagert.

„Da Senor Jago,“ fuhr der Indianer fort, „als der jüngere Sohn auf das Erbtheil seines Vaters weniger Anspruch hatte, als Don Esau, so ging er in die Madre Patria, und kam in der Madre Patria an, wo er die Gunst des Königs der Mauren durch seine süßen Reden gewann, der ihm Eine seiner Töchter, die Prinzessin

Senora Lea, zum Weibe gab, und nach zwei Jahren die Zweite seiner Töchter, die Prinzessin Senora Rachel, mit welchen beiden Senoras er zwölf Söhne und Töchter erzeugte, die Alle Könige in der Madre Patria wurden, so wie ihr Vater, zu dem die Gachupins unter dem Namen San Jago de Compostella beten.“

Die Indianer und Restigen, aus welchen die Leperos bekanntlich bestehen, nickten mit jener rubigen Abergewissung, die wir auch häufig an den unteren Volkstassen europäischer Staaten bemerken, wenn sie Geschichten hören, an deren Wahrheit die Autorität großer Namen um so weniger zu zweifeln gestattet, als ein solcher Zweifel leicht nicht nur die Seele, sondern auch den Leib, in Gefahr bringen könnte.

„Als Don Jago sein Reich gegründet hatte,“ fuhr der Indianer fort, „kam ihm die Begierde an, das Land seiner Väter wieder zu sehen, und er zog mit seinen Leuten hin, wo seines Vaters Haus stand. Und nun hören Sie, Senoras,“ hob der Indianer mit stärkerer Stimme an: „Don Esau war, wie Sie wissen, der Erstgeborne der zwei Brüder, und als solcher hätte er das Recht auf das Land seines Vaters gehabt, wenn ihn nicht der Verräther, Don Jago, oder wie ihn die Gachupins nennen, San Jago, um dieses Recht betrogen hätte, und durch ihn die Söhne Tenochtitlans, die vom Anbeginn ihrer Tage die Marken der Gachupins, der Söhne Jagos, waren.“

Die Leperos richteten sich in eine horchende Stellung auf, und ihre Blicke begannen etwas mehr Interesse zu verrathen.

„Es war in der Esfio,“) fuhr der Indianer fort, „daß der Verräther Jago ankam, und in seines Vaters Hause eintrat, wo ihm ein großes Convento**) gegeben wurde. Don Esau war auf der Jagd, während Senor Jago es sich wohl schmecken ließ, und die besten Tortillas aß, und den herrlichsten Pulque von Tacotitlan***) trank, den sein Conde besser haben konnte, und als Don Esau hungrig und durstig nach Hause kam —“

Der Indianer hielt inne; denn seine Zuhörer waren bei der Erwähnung des Pulque von Tacotitlan sehr gespannt geworden.

„Und als Don Esau nach Hause kam, und seinen Bruder gerade über einer Schüssel frijoleros fand,+) die besten frijoles, die je auf den Chinampas des Chalco gezogen wurden, was glauben Sie wohl, daß der Verräther Jago that?“

*) Trockene Jahreszeit; Was bis Oktober.

**) Ein Wohnort bei feierlichen Gelegenheiten.

***) In veralgia herkunft.

+) Fajoles; sie von den Chinampas, den sogenannten schwimmenden Gärten, sind sehr wohlschmeckend.

*) Mondsmächten, Legenden

„Escuchate!“ riefen etliche Indianer, ihre Hände emporstreckend. „Senores!“ sprach der Indianer, seine Augen geheimnissvoll auf die Leperos richtend, die ihre Hände emporgestreckt hatten; „Senores sehen, daß Ytla keine Lügen sagt. Hören Sie, der Verräther Jago zog seine Schlüssel mit Xijoleos wie vor einem Hunde zurück, und als Don Gsai ihn bat, ihm ein paar Mündenvoll zukommen zu lassen, versprach er ihm die ganze Schlüssel, wenn er ihm das Recht der Erstgeburt, das Mayorazgo, abtreten wollte, und seine einzige Xijole sollte er haben, wenn er es ihm nicht abtreten wollte —“

„Und Don Gsai?“ fragten die Leperos.

„Was würden meine Brüder gethan haben, wenn sie durstig gewesen wären und hungrig, und den Pulqueischlauch vor sich gesehen hätten und die Schlüssel mit Xijoleos und Tortillas?“

Dieses argumentum ad hominem machte den ganzen Haufen mit lusternem Blicke aufschnappen.

„Ah, Tortillas, ah, Pulque!“ riefen Alle, mit den Zungen schmalzend.

„Nur?“ unterbrach sie der alte Indianer, „Don Gsai gab, wozu ihn der Hunger zwang, und Don Jago gab ihm dafür die Schlüssel mit Xijoleos, und einen herrlichen Schlauch, mit Tacotitlanpulque gefüllt.“

„Maledito Gvachol!“ brumnten die Leperos, denen der Tausch doch zu ungleich erscheinen mochte.

„Stille!“ erwiderte der Indianer, „denn Don Gsai ist, wie Sie sogleich hören werden, der Stammvater der Söhne Tenochtitlans.“

Die Leperos vernahmen diese Neuigkeit mit weit aufgerissenen Augen.

„Böhl, Senores,“ fuhr der Indianer fort, „Don Gsai hatte seine Schlüssel Xijoleos, und Sener Jago das Mayorazgo, wernach ihn so lange gelüftet hatte, und Don Jago kehrte wieder in die Madre Patria zurück, und Don Gsai, der das Mayorazgo verloren hatte, wanderte in die weite Welt. Nun wissen Sie, Senores, daß die Welt Mexiko ist; denn Tenochtitlan ist die Hauptstadt in der Welt.“

Die Leperos nickten.

„Nach Tenochtitlan wanderten also Gsai und seine Söhne und ihre Weiber, und bauten Tenochtitlan in den See, und legten die Chinampas an, und die Stadt wurde größer als irgend eine in Mexiko und der Welt —“

„Biele hundert Jahre hatten,“ fuhr der Indianer fort, „Don Gsai's Söhne Tenochtitlan und Anahuac behererrscht, und zehn Könige hatten in Anahuac regiert, und die jüngern Söhne Don

Gsai's in Mechoacan und Cholula, und die Kinder seiner Rebsweiber lebten als freie Männer in Tlascala.“

„Es verdad!“ brumnte Einer der Leperos. „Es verdad,“ brumnten die Andern nach.

„Böhl,“ fuhr der Indianer fort, „die Söhne Don Gsai's lebten und gediehen, und hatten Duros und Tortillas in Fülle, da fiel es den Söhnen Don Jago's ein, daß ihr Vater das Recht der Erstgeburt erlangt hatte, und daß sie als seine Söhne dasselbe ererbten, und also das Recht über die ganze Welt, das heißt, Mexiko, hätten, und daß ihnen Gsai's Söhne tributpflichtig wären, und daß sie ein betrügerisch verwegenes Geschlecht waren, so bestiegen sie ihre Schiffe, und landeten in Yucatan und Vera Cruz, und kamen auf der Höhe von Xalappa an, und Tlascala, wo sie die Söhne Tlascalas durch süße Worte in ihr Netz zogen, und mit ihrer Hilfe durch die Barrancas und über die Berge Tenochtitlans drangen, und Tenochtitlan belagerten und zerstörten, und Alle die, welche Nachsettes und Lanzen trugen, tödteten und die Uebrigen zu Sklaven machten.“

„Maleditos heroges!“ brumnten die Leperos, ihren Stimmen gerade den Umfang gebend, der mit ihrer liegenden Stellung vereinbar war.

„Und als sie Tenochtitlan genommen hatten,“ fuhr der Indianer fort, „sagten sie: sehet, hier ist gut wohnen. Hier laßt uns unsere Ranchos aufschlagen, und die Söhne Gsai's sollen uns unsere Mais bauen, und unsern Chilit säen, und unsere Weltgärten pflanzen und pflegen, und das Gerzen zur Zeit öffnen, und ihre Töchter sollen unsere Baumwolle spinnen, und ihre Weiber unsere Tortillas*) backen, und ihre Kinder sollen das Gold aus den Klüssen waschen, und die Krieger sollen statt Kriegern Caballitos und Tenatores sein. Und so geschah es.“

Der Indianer, nachdem er dieses Résumé der Predigt des Padre Hippolito gegeben, hielt inne, entweder weil er nichts mehr zu sagen wollte, oder weil er über die Anwendung nachsann, die er nun aus diesen verschiedenartigen Lebens- und Leidensläufen der Kinder Gsai's auf seine Zuhörer zu machen gesonnen war. Diese Geistesarbeit schien jedoch dem geistarmen Indianer nichts weniger als leicht anzukommen, und in der langen Pause, während welcher er sich abmühte, den Saft und die Kraft der Predigt des Padre Hippolito seinen Zuhörern recht warm vorzulegen, hatten diese armseligen Menschen den ganzen Vortrag wieder rein vergessen. So viel wurde wenigstens aus dem eitelsten Haubleben sichtbar. Sie

*) Tortillas: Weichformpfannkuchen, die gewöhnliche Nahrung der untern und Mittelklassen, und auch bei den höhern sehr beliebt.

bleiben nämlich sitzen, liegen und hocken, ohne sich um den Redner, der die Helden des alten Testaments so geschickt nach Mexiko transportiert hatte, auch nur im mindesten mehr zu kümmern. Viele stierten hierauf in die Straße hinein, in deren Wendungen die Reiter nun deutlicher erschienen.

„Abuhote!“ brummte wieder Einer der Leperos.

„Y Gachupinos.“ fiel ein Zweiter ein.

„Don Agostino ist ein ärgerer Abuhote, als die Gachupins,“ murmelte ein Dritter.

„Die Grillos,“ schrie ein Zambo, „sind die Eier der Biques*,“ die Gachupins die Biques selbst. Sie sind die Söhne des Marquis und seiner Conquistadores und Camerados, die die Naskalaner überlisteten, ihnen beizuspielen gegen Anahuac, und als sie Anahuac hatten, machten sie die rothen Bundesgenossen zu Sklaven. Larifari. Viva la libertad!“

Larifari. Viva la libertad!“ schrie ein Zweiter dieser gemischten Race, der, die Arme in die Seiten stemmend, mit feuriger Verachtung auf die Horden der Leperos herabsah. „Viva la libertad!“ schrie er wieder, „Viva! Viva! Da seht die Casa**) des Conde Zago, des reichsten Caballero von Mexiko, der aus einer einzigen Bananza***) netto sechs Millionen Dollars löste; netto, Senores. Viva la libertad! — Wissen Sie, Senores, was die Libertad ist? Wir waren, wo sie gewesen ist, in Guanajuato, wo wir die Duros in Ketten aus der Alhondiga trugen. Ei Senorias, da konnten Sie die schönsten milchweißen Gesichter zu Dutzenden für's bloße Nehmen haben.“

„Viva la libertad!“ schrie der ganze Haufen, welches Geschrei von der nächsten Horde, die sich unter dem Hügel auf der Straße gelagert hatte, tausendstimmig wiedergegeben wurde.

„Todos diablos!“ brüllte derselbe Zambo darenin, „es lebe die Freiheit, wo Cassio nehmen kann, was er will, und wo er will; z. B. die Doncella der Condesa Ruhl zur Mundschentel, und die Condesa, bei der Jungfrau von Guadeloupe! — Sie soll unsere Tortilleria†) sein.“

„Santa Brigitta, Santa Agatha, Santa Martha, Santa Ursula con todos sus diez millo vierges, orate por la razon de Senor

*) Auch Bique oder Chegoe, eine Sandfliege; ein sehr lästiges Insekt, das besonders in den Niederungen von Mexiko, Veracruz, Acapulco dazwischen reinigt wird, wenn es ihm gelingt, seine Eier in die Haut einzulegen.

**) Haus.

***) Wird eine reiche Silberausbeute genannt; überhaupt Glück in Minenunternehmungen.

†) Maiskuchenbäckerin; in wohlhabenden Häusern ist eine eigene Person für dieses Geschäft angeheilt.

Chino!“ *) schrien die über die Keckheit des Chino erschauerten und erbosteten Leperos.

„Chino!“ überschrie sie der Negerindianer entrüstet, „hastet ihr mich für einen Chino? Es posible? ist es möglich, es posible?“ schrie er wieder, indem er seine Jacke aufriß und aus einer silbernen Kapsel, die das Bildniß der Jungfrau von Guadeloupe barg, ein bechnagtes Papier hervorzog, das er triumphierend emporhielt. „Sehen Sie, Senorias, que se tenga por blanco!“ **)

„Que se tenga por blanco!“ schrien ihm zweihundert und bald tausend Stimmen mit brüllendem Gelächter nach, indem sie im Kreise um ihn herum tanzten und immer wieder riefen: „Que se tenga por blanco!“

Der zeckumpte Negerindianer, der in seinem Fiebertraume die Condesa Ruhl zu seiner Mundschentel erkoren hatte, schien seine Ansprüche auf die weiße Farbe nicht so leicht aufgeben zu wollen. Er sah einige Augenblide den tollen Sprüngen der unflätigen lässlichen Horde zu und brüllte dann wieder: „Yo soy blanco y todo blanco es Caballero!“ ***)

„Ein Gato von Veracruz bist du, erbärmlicher Wicht! eine Sandfliege, die sich unter uns einnistet will — y hasta!“

„Wollen euch beweisen, wer mehr vernagt, euer Vincente Guerrero, oder Cassio Aldre!“ rief der Negerindianer, „wollen es euch beweisen!“ schrie er mit in die Seiten gestemmten Händen, „und ehe zehn Monden vergehen, soll euer Vincente Guerrero wieder mein Vriero sein!“

Das Maß des Zambos war nun voll, und an tausend Leperos stürzten, ihrer Trägheit und Gebräuen vergessend, mit einem Male auf den Wicht los, um ihn für die Kühnheit zu bestrafen, sich mit einem der größten Helden der Revolution, dem Repräsentanten der farbigen Interessen, auf gleiche Rangstufe zu stellen. Der Zambo war jedoch flinker als die trägen Leperos, und seine gewaltigen Sprünge über die Lavaschluden ermüdeten bald die Mehrzahl seiner rothen Verfolger und Verächter des Ruhmes des großen Vincente Guerrero.

*) Heilige Brigitta, heilige Agatha, heilige Martha, heilige Ursula mit allen euren zehntausend Jungfrauen, bittet für den Verstand Sr. Gnaden des Negerindianers.

**) Daß er sich selbst für weiß halten möge; die gewöhnliche Formel, mit welcher das Conquistadorsgeiz der farbigen Klassen spricht.

**) In ein ein Wächter, und jeder Wächter ist ein Kavaller.

Während die Mexizäner und Indianer den Jambo mit seinem sogenannten Weißfärbungsdekrete vor sich trieben — im Vorbeigehen sei es bemerkt, einem der vielen Schleichwege, deren sich die spanische Regierung in diesem eben so unvorsichtigen, als ränge- und titelsüchtigen Lande bediente, um die Kraft der gefärbten Kasten zu brechen, und zugleich ihre Sporteln zu vermehren — waren die Reiter allmählig an die Hingelasse herangekommen, und näherten sich nun mit aller Grandsiege spanischer Kavaliere dem vordersten Haufen der Leperos, die jedoch, ihr Herantommen nicht abwartend, auf allen Seiten auseinander krochen, wie Gewürm, das, in einen Knauel zusammengewirrt, nun durch eine unsanfte Hand aufgerüttelt wird. Der Reiter waren, wie gesagt, zehn, und die Art und Weise ihres Aufzuges geschah ganz mit der pünktlichen Rücksicht auf Rangordnung, die der Spanier selten oder nie hintansetzte, wenn er in Gesellschaft von Knechten sich befand. An der Spitze des Zuges, oder vielmehr in der Mitte der ersten Schaar, ritt ein junger Offizier mit goldbordierten Hute, rother Kofarde und weißem Reitermantel, gefälliger Miene und noch sehr jugendlichem Gesichte, dem sein gekrümmtes Schwarzbärtchen an Ober- und Unterlippe ungemein wohl anstand. Er hatte ganz seinen lässigen Blick, der zugleich Selbstbewußtsein, Unbefangenheit und eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft verrieth, in der er sich wenig oder gar nicht zu beugen bemüht gewesen. Er betrachtete die Leperos, denen sie sich nun auf einige hundert Schritte genähert hatten, neugierig, und forschte mit gefälliger Aufmerksamkeit der Unterhaltung der Uebrigen zu, die ihn vorzüglich zu berücksichtigen schienen. Diese waren auf der einen Seite ein zweiter Stabsoffizier, auf der andern ein alter, kleiner, dürrer Spanier, im blauen, goldbordierten Mantel, mit steifem Kragen, dreieckigem goldbordierten Hute, einem barten, olivengrünen Krämergesichte, in dem sich viel von männlicher Verschlagenheit, keckem Wuchersinne und kastilianischer Trockenheit spiegelte. Der junge Don Pinto, den wir bereits kennen gelernt, ritt einen halben Schritt rückwärts dem jungen Stabsoffizier, ihm zur Seite ein Adjutant, und hinter diesen folgten Diener und Bedienten.

Die Gesellschaft schien bei dem Anblicke der Leperos sich nichts weniger als behaglich zu fühlen, und sie näherte sich offenbar mit jenem Widerwillen, mit dem der Gläubliche gewöhnlich in die Nähe des Jammeres tritt; auch deuteten die an die Nasen gehaltenen Hände auf Gerüche, die ihre Sinne eben nicht angenehm überraschten. Offenbar waren die Glenden bereits seit einiger Zeit der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewesen.

„Es sind Guadimangos oder, wie sie auch heißen, Saragates“, sprach der alte Spanier; „Leperos heißen sie uneigentlich erst seit

einiger Zeit, da nicht Alle Leperos, das heißt Ausfällige, sind, sondern nur höchstens die Hälfte.“

Der Ciceroneten, in dem diese Worte gesprochen wurden, schienen anzudeuten, daß die beiden Stabsoffiziere noch Neulinge in Mexiko waren.

„Die Jungfrau von Acoltlan sei gepriesen!“ bemerkte der ältere Stabsoffizier, „die Hälfte, sagen Sie — das heißt wenigstens fünfzehntausend Ausfällige in einer Stadt, die keine hundert und vierzigtausend Einwohner zählt? Aber wirklich ist es ein halbes Wunder, daß sie nicht Alle ausfällig sind, ja ganz Mexiko schon lange verpestet haben. Sehen Sie doch, sie wälzen sich in ihrem eigenen Koth, zu träge, einen Schritt weiter zu gehen.“

„Es sind dies die Wirkungen der Civilisation, Senor!“ erwiderte der alte Spanier, „der puren Civilisation. Sehen Sie, Senor, bereits der große Marquis hat dies gesagt; er hat bereits diese Leperos gefunden bei seinem Eintritte in Meriko.“

„Aber kräftig dafür Sorge getragen, daß von den Leperos, die er fand, und ihrer Civilisation, wie Sie meinen, Tio, auch keine Spur übrig blieb“, erwiderte lachend der junge Don Pinto.

„Schweige, wenn Kavaliere sprechen“, schnarrte ihn der alte Spanier an.

„Wie meinen Sie dies, Don Pinto?“ fragte der junge Stabsoffizier, den Zügel seines Pferdes anlegend, so daß der junge Knecht mehr in die erste Linie kam.

„Er hat sie Alle mit Stumpf und Stiel ausgerottet“, lachte der junge Pinto, „und Dank den guten theodorer Klängen seiner Spanier und den schlechten verbundenen Tassolanern, ist Keiner dieser merikanischen Leperos übrig geblieben. Wir wollten Gott danken, wenn Einer unserer gnädig gebietenden Vireys mit diesen auf gleiche Weise aufräumen wollte“, fügte der Jüngling bitter hinzu. „Wenn sie Alle wie Unrath in den Ghalco geschmissen würden, so wäre es ein Dienst, der Menschheit erzeigt, der Jabel im Himmel, in der Hölle, auf der Erde und im See hervorbringen müßte.“

„Ihr Gedankenflug ist lässig, Don Pinto“, verlegte der Oberst mit einem sarkastischen Lächeln und einem starken Nachflange von Unwillen; „aber wie kommt es mir“, fragte er nach einer Weile, sein Auge auf den jungen Knechten und wieder den alten Spanier gerichtet, „daß eine so elende Brut von Menschen, denn anders kann sie wirklich nicht genannt werden, sich so in's Ungeheure vermehren konnte, und zwar in der Metropolis des reichsten Landes der Welt?“

„So daß sie Hispanien mit Recht genannt wird“, schaltete der alte Ghalco ein; „aber bist“, flüsterte er dem Obersten zu, „dies sind gefährliche Punkte, die führen zu Untersuchungen, sagt unser

hochachtbarer Bruder Don Antonio Pinto, Oidor der hohen Audiencia dieses Königreiches, die, wie Euer Herrlichkeit wohl wissen, mit dem Rathe von Indien, dem Se. geheiligte Majestät in persona präsidiren — selbst zu korrespondiren das unschätzbare Vorrecht —

Der Mann hielt inne, gerade im letzten Worte, wahrscheinlich, weil er gewahr wurde, daß er seinen Vortrag so mit Zwischenfäßen verwickelt hatte, daß der junge Caballero Mühe haben dürfte, den ganzen Umfang der Vorrede der hohen Audiencia zu erkennen. Dieser jedoch hörte ihn mit dem unerschütterlichen Blegema eines Spaniers an, sein Auge fortwährend auf die Leperos gerichtet.

„Ja, unser hochherrlicher Bruder, der Mitglied der hohen Audiencia, das heißt, wirklicher Oidor ist, und so bekanntermaßen mit dem Rathe von Indien zu korrespondiren die unschätzbare Gnade hat,“ fuhr der alte Hidalgo fort, „derselbe ist der positiven Meinung, daß jeder echte Spanier sich sträflich mache, der sich in Gegenwart von Kreolen über Dinge ausbreite, die allerhöchst Se. Majestät Carlos III. höchstseligen Andenkens vor den Kreolen verborgen wissen wollte. Senor wissen doch die hochpreislichen Worte dieses weisen Königs, die da in einer allerhöchsten Landesverordnung sagen: „Es ist nicht unser Wille, weder halten wir es angemessen, daß Kenntnisse und Wissenschaften in unsern amerikanischen Ländern allgemein würden.“

„Alles wohl gesagt, Don Pinto,“ erwiderte der junge Oberst dem alten Spanier; „aber das beantwortet noch nicht die Frage, die wir uns zu stellen die Freiheit genommen haben.“

„Hü! hü!“ mahnte der alte Pinto, mit einem Blicke auf seinen Neffen, „es sind dieses gefährliche Punkte.“

„Gefährliche Punkte, diese?“ fragte der Oberst verwundert, „was also ist nicht gefährlich?“

„Don Pinto meint,“ sprach der junge Don, „es sei immer gefährlich, vom Teufel zu sprechen.“

„Aber Senor, was hat der Teufel mit den Leperos zu thun?“

„Vieles, Senoria,“ erwiderte der junge Kreole. „Erinnern sich Eure Herrlichkeit der Vision Quevedos, in welcher der Tod dem Dichter drei Geisteserben verfährt, die mit einem hehlenden Ungeheuer im Kampfe begriffen sind, und die er als den Teufel, das Fleisch und die Welt bezeichnet, und das hehlende Ungeheuer, mit dem sie im Kampfe begriffen sind, als die Habgucht; versägend, daß, welches der drei Geisteserben immer des Menschen habhaft werde, er dem Teufel verfallen sei. Senoria,“ versicherte der Kreole lachend, „dieses braune Gewimmel da,“ seine Augen schweiften von der Hügelkette auf die Straße, an deren beiden Seiten die Leperos eine halbe Meile weit hinaus und hinab gelagert waren, „nennt

die drei Geisteserben und das Ungeheuer der Habgucht seine Väter und Mütter.“

„Hören Sie ihn nicht, Oberst,“ wisperte der alte Don Pinto dem jungen Offiziere in die Ohren, „er ist ein Kreole, er lügt.“

Der Oberst sah den Onkel an; dann den Neffen, dessen etwas hölzern vorgebrachte Parabel wieder durch den Ton der Stimme eine ungemaine Bedeutsamkeit erhielt, und dann winkte er dem Letztern, fortzufahren.

„Es geht Alles wie an der Schnur, Senoria,“ sprach Don Lopez Pinto mit einer Mischung von Ironie und Bitterkeit, „sehen Sie, da war einmal ein gewisser Melantado Velasquez, der auf der Insel San Domingo herrschte und hauste, und vom Ungeheuer der Habgucht geplagt, Don Hernandez Cortez —“

„Respekt vor dem Namen des großen Marquis, Senor,“ fiel ihm der ältere Stabsoffizier streng ein.

„Fahren Sie fort,“ bedeutete ihm der junge Oberst, den der pilante Ton des Erzählers anzusprechen anfing.

„Allen möglichen,“ meinte lachend der junge Kreole, „um so mehr, als wir ohne den großen Marquis nicht das Glück hätten, uns in Mexico unseres Lebens und Daseins zu freuen; und da in Spanien die Lebensfreuden etwas spärlich zugemessen sind, so — aber mit allem Respekt für Don Hernan, werden mir Senoria eingestehen, daß er den Teufel im hohen Grade im Leibe hatte, und daß ihn dieser nach Mexico trieb, wo er ihn ein paarmal hunderttausend Indianer abschlugen ließ, um das höllische Ungeheuer, Habgucht, zu befriedigen, das nun Meister Mexico's geworden war, nebst Sr. geheiligten Majestät, versetzte sich von selbst, die das Land en bloc allergnädigst in Ihre Disposition zu nehmen geruht, und den Soldados, die das Geld nahmen, und den Padres, die auch um ihren Antheil zu holen kamen, und sich behielten mit dem, was noch übrig geblieben war. Und nachdem sich nun Alle diese vollgefreßt und dem Ungeheuer der Habgucht geopfert, und die armen Indianer ihres Geldes, ihrer Habe, ihrer Helden entbunden und in die Vergewerke getrieben, oder als Kisthiere verschmachten lassen, kam der Teufel der Wollust unter die geistlichen und weltlichen Kriegsgelben und trieb sie zu den Indianerinnen, denen sie Väter hinterließen, die nach neun Monaten zu Mexiko wurden und, als sie heranwuchsen, zu Guachinangos oder Saragates, das heißt Inkrant, und als sie alt wurden, zu Leperos, das heißt Ausfäulen.“

„Da lügst du wieder,“ fiel ihm der Onkel ginstig ein.

„Ich glaube vielmehr, Ihre Mutter hat gelogen,“ schrie ihm der junge Mann mit Heftigkeit zu, und seine Hand streifte unwillkürlich unter der Wange.

„Silencio!“ mahnte oder befahl vielmehr der junge Oberst. „Fahren Sie fort, Don Pinto!“ sprach er zum Kessen aufmunternd. Ein süßliches Lächeln überzog den Mund des Kessen, und dann sprach er im hingeworfenen Tone:

„Die Hauptsache ist bereits gesagt, Senoria! und Sie werden es begreiflich finden, daß diese Progenitur,“ er deutete auf die Leperos, „ganz spanisches Product und Erzeugniß ist, just so gezeugt und gepflegt durch Anbäufung des Unrathes, wie man Unkraut begt. Zuerst machten die frommen Eroberer Mexiko's die Kinder, dann machten sie diese Kinder infames von Rechts und Gesehes wegen, und dann liegen sie sie auf der Straße herum kriechen und liegen, just wie Sie's Gewürm in einem faulen, fetten Leichnam herum kriechen sehen. Zwar hatten sie dieses leicht vermeiden können, wenn sie ihren elenden Müttern nur vierzig oder hundert Fuß in's Gevierte zu einem Bananenstengel gegeben hätten; aber daß sie es nicht thaten, hatte auch wieder seine guten Gründe.“

Es lag etwas im Tone des jungen Kreolen, das den jungen Obersten im hohen Grade aufmerksam machte: eine tief liegende, scharf hervorstechende Lücke, ein Zug geheimer Schadenfreude, der aus dem ganzen Wesen des Jünglings hervorleuchtete und ihn selbst unnatürlich kleidete. Es war eine Art geheimer versteckter Freude über die unheilbaren Wunden, die spanische Tyrannei dem Lande geschlagen, die aus jedem seiner Rüge durchschimmerte. Zugleich hatte das ganze Wesen des Erzählers einen Nachklang von so grimmgiger Bitterkeit und kalter Ironie, die ihm etwas Eigenthümliches, Desperates gaben. Der Oberst sah wechselweise den Jüngling, wieder seinen Oheim an, der schweigend einhergeritten war.

„Und die Regierung hat nicht Sorge getragen, diesen unnützen Mäulern nützliche Hände zu geben?“

„Das heißt, sie sollte Sorge getragen haben, sie in die Wälder von Potosi, Senora oder Texas zu schicken, oder an die Küsten von Veracruz, Yucatan und so fort, um diese — in Dörfer, Städte und Felder umzuwandeln. Glauben Sie mir, Senoria, es macht bereits Mexico, so wie es ist, dem Consejo de las Indias genug zu schaffen! und deshalb darf auch nach den königlichen Verordnungen keine Stadt angelegt werden, nicht einmal eine Niederlassung, ausgenommen in der Nähe einer Garisun, eines Klosters oder einer Mission. Die Madre Patria braucht keine Menschen, sondern Duros, und seien Sie versichert, könnten die Minen von Guanajuato und Monte Real mit Wüsten betrieben werden, Tausende gegen Eines, unsere hohen Wohlthäter schlachteten uns Alle sammt und sonderb, und zogen die Büffelheerden aus Senora und Santa Fe herab.“

Indem der Jüngling so sprach, wandte er sich auf einmal an den Obersten und Major, denen er beiden einen Blick zuwarf, der sie durchbohren zu wollen schien, und der, seltsam genug, die beiden Kriegsmänner in eine nicht zu verkennende Verlegenheit brachte. Diese Verlegenheit mochte ihren Grund vielleicht in der Wahrheit der so eben gehörten Bitterkeiten, vielleicht aber auch noch andere Veranlassungen haben. Der Zeitpunkt war wirklich ein gefährlicher für die Gesamtbevölkerung von Mexico, und Alles ließ sich von einer Regierung befürchten, die sich zu so entscheidenden Grundfragen bekannt hatte wie die spanische. Man hatte kein Hehl mehr gemacht von dem Plane, alle Diejenigen, die sich rebellischer Gesinnungen auch nur verdächtig gemacht hatten, zu vertilgen. So ausschweifend, ja absurd ein solcher Gedanke uns erscheinen mag, in den Augen von Menschen, die sich um jeden Preis im Besitze des Landes erhalten wollten, und deren Politik so unüberbrücklich dahin gerichtet gewesen, die Bevölkerung dieses Landes durch alle nur mögliche Mittel zu verdünnen, war diese Politik nichts weniger als unnatürlich, ja vielmehr eine konsequente Durchführung der von jeher aufgestellten Staatsmaximen. Nach dieser Staatsmaxime war es nicht nur ausdrücklich untersagt gewesen, neue Städte, Dörfer und Niederlassungen was immer für einer Art, wenn sie nicht in der Nähe von Minen gelegen waren, zu gründen; mehrere Abgaben, und besonders die furchtbare Alcabala zielten auch offenbar dahin, die nöthigsten Lebensbedürfnisse in's Ungeheure zu vertheuern; selbst jene Produkte, die dem Kreolen zum Leben unentbehrlich sind, wurde ihm anzubauen verboten, und so im fruchtbarsten Lande der Welt künstliche Hungersnöthen hervorgerufen, die oft ganzen Städten ihre Bevölkerung raubten.

„Aber bin der Meinung,“ hob der ältere Pinto, der gleichfalls verstimmt war, nach einer Weile wieder an, — „ich bin der festen Meinung, daß diese Leperos da bessere Unterthanen sind, gebessigten Majestäts sind, als du selbst, der, beim heiligen Jago! verdiente, in dasselbe Loch geworfen zu werden, wo der Tagedieb Quevedo für seine späte Junge und jeder büßte. Senoria,“ fuhr er zum Obersten gewendet fort, „es sind ruhige Unterthanen diese Leperos, und sie haben ihre Ordnungen und Gewerbe; nur daß sie nicht arbeiten wollen und unfähig sind, so daß sie, mit hohem Respekt *salva venia* zu melden, in ihren eigenen *omnibus* —“

„Bitte, bitte. Wir sehen ja ohnedem,“ bemerkte der Oberst. „Ja, ja, Senoria. Stellen Sie sich aber vor ein Wachsbild der rothen Jungfrau von Guadalupe, oder ein hölzernes des Erlösers von Atolnico, oder lassen Sie sich von einem ihrer Evangelisten eine Ietra schreiben mit Herzen und Schnörkeln und Pfeilen, auf die Ehre eines Hidalgo, Kastilien selbst hat keine besseren Evange-

listas, und ich sage Ihnen, wenn sie Pulque und Tortillas haben zu Mittag, Nachmittags ein Fleisch in der Sonne und Abends ein Stück Mango, so lassen sie Merito Merito sein, und bekümmern sich eben so wenig um die Wege und Siege einer hochpreislichen Regierung, als es guten lokalen Unterthanen ziemt. Und deshalb wäre zu wünschen, daß auch Andere,“ hier fiel sein Blick stehend auf den jungen Don — „ein gutes Beispiel nähmen.“

„Und lokale und gute Unterthanen, wie diese Leperos würden,“ lachte der junge Pinto.

„Bei meiner Seele!“ rief der Spanier gütig dem Obersten zu. „Senoria! wenn Sie nicht selbst die aufrührerischen Reden dieses Gavacho *) anzeigen, so thun wir es. Ueber Mangel an Freiheit klagen sie, diese Kreolen. Ich sage Ihnen, Alle sind Knecht, Gottesleugner und Rebellen.“

„Von wem sprechen Sie?“ fragte der Oberst ernst, „wenn ich nicht irre, so ist es der Sohn Ihres Bruders. Vergessen Sie nicht,“ setzte er mit leiser Stimme hinzu, „daß wir Spanier angewiesen sind, in der gegenwärtigen Krisis so vorsichtig als möglich zu sein.“

„Das ist wahr, Pundencia,“ zischte ihm der Spanier zu, „aber was den Sohn meines Bruders betrifft, so sage ich Ihnen, ich habe keinen Neffen. Kein Spanier kann Sohn oder Nefte in Merito haben. Es liegt der Fluch auf diesem Lande. Sie kennen dieses Land nicht. Hüthen Sie sich vor diesem Merito. Der Vater ist vor seinem eigenen Sohne, der Mann vor seinem Weibe nicht sicher. Alle konspiriren gegen uns. Ich sage Ihnen aber mehr, Senoria. Diese Lustigkeit gerade steht, diese Frechheit — es ist wunderbar! Eine Kügung der heiligen Jungfrau! Ich sage Ihnen, die Kreolen führen etwas im Schilde, und der junge Gavacho hat sich verschnappt.“

„Sie wollten — Sie wollten Ihren eigenen Bruderssohn verathen?“ fragte der Oberst mit Wischen, den Alten zugleich von sich schüttelnd, der ihn mit verwundert höhnischer Miene ansah.

„Sie sind jung, Senoria!“ flüsterte der alte Spanier ihm zu; „aber merken Sie sich das, daß der eigene Vater dieses jungen Menschen, wenn er seine Ausrufungen hörte, nicht aufstehen würde, ihn auf das San Lorenzooberte **) legen zu lassen. Und,“ setzte er mit größerem Nachdrucke hinzu, „mit Arg und Recht.“

„Sie hatten Recht,“ flüsterte der junge Oberst dem alten Major zu. „Man sollte in diesem Lande weder links noch rechts, sondern nur in sein Reglementbuch sehen. Jeder Blick zur Seite und vorwärts macht uns schwindeln.“

„Gi, ci,“ versetzte der Stabsoffizier. „Sie haben hier sechzigtausend Könige, Graf! und es könnte wohl sein, daß Sie Fernando eben sowohl heimfenden würden, wie Sie es mit Zurigaray gethan.“

Die Kavaliere mit ihren Dienern waren unterdessen an die Hügelkette herangekommen, die, so weit das Auge reichen konnte, mit Leperos überhäet war. Der unheimliche Gestank, den der Luftzug den Herannahenden entgegenbrachte, mochte nicht wenig zur Eile beitragen, mit welcher sie sich den dichterem Haufen nun näherten. Auf dem Rücken des Hügel sah man Einige der jüngern Guachinangos noch immer dem Rambo auf der Ferse, der, bald sich nähernd, bald wieder auf die Spitze des Hügel's retirirend, mit den Haufen seinen Scherz treiben zu wollen schien; er hatte jedoch kaum die Kavaliere unter der Hügelkette erblicken, als er auf Diese in gewaltigen Sätzen zuzuspringen begann. Seine Annäherung war ein Zeichen zum allgemeinen Aufstande geworden; Einige der Behendesten unter den jüngern Indianern trieben ihn mitten in den Knebel, wo ihn derselbe alte riesige Indianer, der seine Leidensoffen mit der Predigt des Padre Hippolito erbaut, mit beiden Händen bei seinem Wollschopfe ergriff, ihn eine Weile zapelnd emporhielt, und dann den Hügel auf eine Weise hinabschleuderte, die jeden andern, als einen schwarzen Hirnschädel, in tausend Stücke zerschellt haben würde, beim Rambo jedoch nichts weiter bewirkte, als daß er, so wie er sich auf festem Grunde fühlte, mit beiden Füßen zugleich aufsprang, die Gigarre, die ihm aus dem Munde gefallen war, aufraffte, und mit gellender Stimme schrie: „Jo soy Caballero, Vosotrosos miserableto gento irrazionale!“ *)

Augleich begleitete er diese Worte mit einer Gesticulation, die seine Verachtung noch deutlicher an den Tag legen sollte, und sprang dann hinter die Kavaliere, die dicht vor dem Hügel angekommen waren, und sich nun auf einmal mitten in einem Gedränge befanden, das, zum mindesten gesagt, einen nichts weniger als pittoresken Anblick darbot.

„Que es esto?“ fragte der Oberst ruhig die nächsten Leperos. „Todos Diablos,“ fielen ihm seine Begleiter ein, einen Augenblick den Respekt gegen einen Caballero des höchsten Ranges vergebend. „Senor, um der Jungfrau willen! Glauben Sie, Sie sind an der Spitze Ihres Regiments? Fort, fort, so schnell Sie die vier Beine Ihres Rosses tragen können!“

*) Spitzname, den Franzosen gegeben, letzterer Affe.
**) Koller.

*) Ich bin ein Kavaler, ihr unvernünftiges Volk.

„Fort, fort! das sage ich auch,“ kreischte der ältere Pinto. „Fort von hier, Bajados de cielo a pedradas.“^{*)} Que la mona se vista de seda, mona se queda.^{**)} Es sind ruhige Leute, Senoria, wohlverstanden, wenn sie nämlich nicht unruhig sind; aber sie haben ihren Sporn zuweilen. Sehen Sie nur, wie sie Sie anstarren, wie ihre Augen glohen. — Fort, um der heiligen Jungfrau und aller hundertundfünfzigtausend Teufel willen! Bedenken Sie wohl, was das sehr achtbare Consulado, dessen Mitglied wir sind, vor noch nicht vierundzwanzig Monden erlassen; nämlich, daß alle in Mexico Geborenen, kurz, alle Amerikaner pure Affen und — Automata, und nichts mehr sind.“

Die Leperos waren seltsam anzusehen. Die Mehrzahl hierte die Gdelleute mit glohenden Blicken an, die ihnen wirklich das Ansehen einer Herde Affen gab, die plötzlich in ihrem Zeitvertreibe irre gemacht worden. Es schien, als ob die unvorhergesehene Dazwischentunft der eben so gekosteten als gefürchteten Gachupins, die sie mit eben dem Schreck zu betrachten gewohnt waren, mit dem der russische Leibeigene seinen Bojaren herannahen sieht — sie mitten in ihrem insinuatartigen Drange zum Halt gebracht habe; doch dauerte dieser plöbliche Stillstand nicht lange, und so wie die starren Augäpfel in ihren Kreisen sich zu bewegen anfingen, sah man auch die stumpfsinnig schlaffen Muskeln sich spannen, ihre Gesichtszüge belebt werden, und die fingerbiden Adern ihrer nackten, häßlichen Glieder schwellen! Das dumpfe Gemurmel, das einer Brandung gleich sich erhob, wurde jede Sekunde drohender, heulender, und verrieth einen jener furchterlichen Ausbrüche indianischer Wuth, die dieser Race so eigenthümlich sind; denn so friedfertig dieses armelige Bettlergegeschlecht im Ganzen genannt werden kann, so daß es Tage, ja Wochen lang an einem und demselben Plabe gleichsam wie angeheftet liegt, ohne ein Glied zu regen oder zu bewegen, so gibt es wieder Momente, wo es nur der leisesten Anregung bedarf, um sie in die furchterlichste Wuth zu versetzen.

Die spanischen Offiziere hatten diese Stufenweisen und doch wieder ungemein schnell sich entwickelnden Symptome indianischer Sturmes mit Stauern bemerkt; aber unfähig, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun, hielten sie wie seit gebannt vor und unter dem Hügel.

Eine Stimme schrie: „Abuigote! Abuigote!“ und dieser Ausruf gab der Wuth des ganzen Haufens plöblich eine bestimmte Richtung. Tausend Hände senkten sich auf einmal und griffen

^{*)} Die auf die Erde herabschleigen, weil sie vom Himmel herab geschleigt werden.

^{**)} Der Affe, wenn auch in Seide gekleidet, bleibt doch immer Affe.

nach Lavaschladen, als eine gewaltige Rakete mit starkem Gesprache in die Luft schwirte, und die Indianer mit weit aufgerissenen Augen diesem halben Miraculo nachstarren machte. Das Abuigote und der Gachupin waren vergessen, und tausend Stimmen brachen in das wüthendste Jubelgeschrei aus, und riefen: „Encora, Encora!“ Als jedoch keine zweite folgte, schleuderten sie einen Hagel von Steinen den Hügel hinab, der erst aufhörte, als das Jetergeschrei ihrer unten stehenden Weiber und Kinder die armen Leperos belehrte, daß sie ihr eigen Fleisch und Blut zur Zielscheibe ihrer Wuth gemacht hatten.

Die Reiter waren unterdessen verschwunden. Die plöblich und so ganz zu rechter Zeit von einer unsichtbaren Hand losgebrannte Rakete hatte nämlich ihre Pferde sich bäumen und dann wild durch und über die Leperos setzen gemacht. Die ganze Truppe war in Schrecken und Entsetzen auf der Strafe fortgeschlagen; erst als das nachhallende Geheul der Leperos schwächer und schwächer wurde, hielten die zwei Offiziere an, und mit ihnen der alte Pinto.

„La Santissima Madre sea labada!“^{*)} kreischte der Hidalgo. — „Aber, Senoria! Wenn nicht dreißigtausend Teufel in diese Gergesener, salva venia, mit Respekt zu melden, Senoria, Säue eingefahren sind, so will Don Abasalo Pinto Sancho Pansa heißen.“

Indem der Mann so sprach, schlug er das Kreuz, küßte den Daumen und rief: „Jesu! Jesu!“

„Bei meiner Ehre! Sie haben Einen!“ rief der ältere Stadsoffizier, „ohne daß wir deshalb den sehr achtbaren Don Pinto für den Caballero de la Mancha zu halten gedenken.“

Wirklich hatte sich, lächerlich genug, der Zambo auf den äußersten Rücken des Maulthieres unseres Don Abasalo Agostino Pinto versetzt, und sich an den Gortezsattel angeklammert.

„Todos diablos!“ schrie der Hidalgo, und gleich darauf wieder: „Jesu! Jesu! Wie kommst du hierher? „Que te lleven todos lo Demonios de los diez y siete internos!“^{**)} Mutter der Gnaden! hat ein viejo Christiano so etwas gesehen! Ein cento irrazionale, ein sinkender Hund von Chino, auf dem Mulo eines spanischen Caballero, eines Gliedes des Consulado, dessen Ahnen die Schlacht von Ronceval geschlagen!“

Indem der Mann so abwechselnd fluchte und polterte, machte er jedesmal das Zeichen des Kreuzes, küßte den Daumen, und murmelte den Namen Jesu.

^{*)} Die heilige Jungfrau sei gelobt.

^{**)} So mögen sich alle Teufel der sieben Hölle tölen.

Die sonderbare Andachtsübung des Spaniers, verbunden mit seiner Beweglichkeit und dem Zappeln seines dünnen Gebeines auf dem hohen schweißtreibenden Mantelhiere war so komisch, daß die sämtliche Gesellschaft in ein lautes Gelächter ausbrach; doch der Hidalgo schien nicht der Mann zu sein, eine solche Kuraweil auf seine Unkosten zu erlauben, oder die entehrende Nachbarschaft länger zu dulden; er eine Pistole aus der Halfter reißend, brach er diese dem funkelnden Auge des Zambos so nahe, daß dieser wie ein Sack vom Rücken des Thieres fiel, zugleich aber wieder auf die Knie sprang, um, wie seine Richtung andeutete, das Weite zu suchen, als ihn das donnernde Halt des Obersten, der ihn mit einem Sack zur Seite war, zum Stehen brachte.

„Was soll das?“ fragte dieser im strengen Tone.

„Misericordia, Senoria!“ heulte der Zambo, „Misericordia, Senoria! Wären ich und meine Rakete nicht gewesen, so lägen nun fünf so edle Caballeros, als je die Hottasstraße ritten, unter einem Steinhäufen, der zwar nicht so hoch wie die Teocalli*) von Chelula, aber hinlänglich hoch, um ihnen die Luftröhre zuzuschneiden, und wenn sie eine hätten wie der Norte.“**)

„Spare deinen Witz, Neger,“ sprach der Oberst gebieterisch, „und antworte auf meine Frage. Was soll der Auszug der Leperos, dieser Aufrüst?“ — „Was das Ganze?“

„Neger?“ versetzte der Zambo unwillig. — „Wenn Sie fragen, Senoria, so könnten Sie fragen, wie ein Caballero den andern. Was die Leperos betrifft, die sich wie eine Heerde rother Ochsen hingelagert haben, nur daß sie mehr stinken und ungenießbar sind, so mag Don Señor Pinto Recht haben, wenn er meint, daß eine Rote Teufel unter sie gefahren ist; denn sonst würden sie nicht gehen haben, was sie thaten.“

„Und was thaten sie?“ fragte der Oberst.

„Was sie thaten? Todos diablos! Was sie thaten? Mögen sie alle Hellenbunde und Rohen zerreißn! Meine Banda, von der großmündigen Audienz ausgestellt, und von Sr. Excellen; dem Birey eigenhändig unterzeichnet, haben sie zerrissen. Darauf stand schwarz auf weiß. — Que se Isidor Cassio tenga por blanco!“

„Bah,“ rief der Oberst — „daß du Isidor Cassio dich für einen Weißen halten mögest.“

Der Zambo sah den Obersten mit weit aufgerissenen Augen an. „Bah,“ sagen Sie, Senoria!“ schrie er grinsend und zähnefleischend. „Bah,“ sagen Sie, wenn diese Rebellen mein Diplom

zerissen, daß mich netto dreihundert Duros gekostet, und für welches Zerreißen sie alle Dreißigtausend gehängt werden sollen! Die Gacacillas sagen auch Bah.“

Der alte Spanier nickte dem Neger seinen ganzen Beifall zu.

„Beantworte mir meine Frage,“ rief der Oberst, „oder,“ — er hob die flache Klinge seines gezogenen Degens —

„Verdon, Senoria,“ fiel ihm der alte Spanier ein. — „Gute Herrlichkeit sind erst seit acht Tagen in Merito's Hauptstadt, und erst seit wenigen Monaten im Lande, und können also die Weisheit unserer Regierung und die Gnade, die sie diesem Manne angedeihen ließ, nicht ganz erweisen. Sehen, Senoria, so wie es Stufen unter den Engeln gibt, die eigentlichen Beamten des himmlischen Reiches — Cherubims, Seraphims und so fort — so gibt es auch neun Stufen und Warten unter den getreuen Unterthanen Sr. Majestät in Merito, als da sind die gente irrazional, oder das unvernünftige Volk, wie die Indianer heißen, und von denen unsere aufgeklärtesten Gottesgelehrten, und wie wir bereits gesagt, selbst das hochachtbare Consulado, dessen Mitglied wir zu sein die Ehre haben, noch immer zweifeln, ob sie wirklich Menschen, und nicht vielmehr sprachbegabte Affen sind, die deshalb auch Tributo bezahlen müssen, und ganz wie unvernünftige Thiere behandelt werden. Auf einer gleichen Rangstufe stehen die Negros, oder Neger; dann kommen die Metis oder Mestizen, das heißt, Kinder von Müttern, die sich mit weißen Vätern fleischlich bemaltet haben, und die deshalb auf einen Gran Verumnst Anspruch machen dürfen, obwohl sie aller bürgerlichen Ehren baar und lebig sind. Auf einer gleichen Rangstufe oder Parallele stehen die Zambos, oder, wie sie auch genannt werden, Chinos; ja noch etwas niedriger; daher scheint es mir hier eine Verwandtschaft zu haben, in die einzudringen nicht ganz räthlich sein dürfte, da dieser Zambo, wie bemerkt, das seltene Privilegium erlangt, sich für einen Weißen halten zu dürfen.“

„Aber, zu allen Teufeln! er ist ja rabenschwarz, und dies beantwortet doch unsere Frage nicht,“ versetzte der Oberst etwas ungeduldig.

„Wohl, ja wohl; nur Geduld,“ nahm wieder der Spanier das Wort, der in demselben trockenen Präceptorat fortfuhr. „Wie bemerkt, so wird dieses Privilegium erst Quatercoons ertheilt, das heißt Farbigen, deren Mütter nicht nur, sondern auch Großmütter sich mit Caballeros fleischlich bemaltet haben, und noch mehr Quintercoons, deren Mütter und Großmütter nicht nur, sondern auch Urgroßmütter sich fleischlich bemaltet haben, versteht sich immer, mit Blancos oder Caballeros.“

„So möge der Teufel die Quatercoons und Quintercoons und

*) Die mexicanischen Pyramiden in der Nähe von Cholula.

**) Wortwitz ist sehr hässlich.

ihre bemalten Großmütter und Uroßmütter hosen!" versetzte der Oberst, der, während er dem langweiligen Kastilianer zugehört, und seinem herausprengenden Kessen zugehört, einen Augewinkel dem Rambo aus den Augen gelassen, den dieser benutzte, um das Fersengeld zu geben.

"Dieses Blatt oder vielmehr Diplom bedeutet nun," fuhr der beherrschte Spanier fort, "daß dieser Negers Gnade in den Augen der Audienzia gefunden, und gegen die Erlegung von dreihundert Piastern der seltenen Guld theilhaftig geworden, sich selbst für einen Weißen zu halten."

"Und die unceremoniöse Weise, in der die Pereros ihn den Hügel hinabgeworfen haben," fiel lachend der junge Pinto ein, "bedeutet, daß das unvernünftige Volk einmal mehr Vernunft gehabt, als — ei, sie haben dem Ermessen der hohen Audienzia die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die die Kraken ihrem Compagnon angedeihen ließen, der sich mit den Plauenfedern geschnüdt."

"Sie sind auf Ehre wunderbar belefen, Don Pinto," sprach der Oberst zu dem Kreolen, mit einem Anfluge von Verachtung und einer Bewegung, die den jungen Raseweis in den Rücken zu versetzen gemeint war; aber mitten in dieser Bewegung hielt der Oberst plötzlich inne. Es war etwas so Simples, Einfältiges und wieder hochladendes Tüchtiges in die jugendlichen Züge des Kreolen getreten, eine so tief liegende graufame Lust und List, die den Stabsoffizier ungemein erstarrten machten.

"Sie waren der Letzte bei den Pereros!" fragte der Oberst. — "Was für eine Bewandlung hat es mit ihrem Auszuge?"

"Fragen Ihre Herrlichkeit sie selbst," erwiderte der Jüngling trotzig, "und wenn Sie eine Antwort erhalten, so sind Sie mehr als die Pythia des olympischen Dreifußes."

"Meinstädlicher Narr!" murrte der Oberst, dem jungen Manne den Rücken kehrend und sich zum Major wendend. "Don Arias," sprach er zu diesem, "ellen Sie in den Palast und hatten Sie Bericht von unserer Unternehmung ab, und von dem, was Sie so eben gesehen. Sie treffen mich," er deutete auf das Schloß von Capultepec, "bei meiner Ehre," fügte er in leiserem Tone hinzu — "es mag Einem bange werden unter diesen geheimnissvoll thnenden Narren, oder es gibt Dinge in diesem Lande, die unserer Philosophie spotten."

"Nehmen Sie mich mit, Senoria," rief der feste Kreole. "Vielleicht können wir in Einigem zu etwas dienen."

"Sie?" rief der Oberst verwundert.

"Du?" toschüttelte der Untel. — "Gib Acht, daß sie dir nicht einmal im Palaste ein Kämmerchen anweisen."

"Nicht heute, nicht morgen, nicht übermorgen," lachte der Don. "Adios, Senores!" Und mit diesen Worten galoppirte er mit dem Major fort, und die Uebrigen setzten sich gleichfalls in raschere Bewegung.

Ein Spazierritt durch die herrlichen breiten Straßen Mexico's, im Angesichte der prachtvollen Cordilleras und der mit ewigem Schnee bedeckten Kuppen des Itzaccihuatl und Popocatepetl, kann zu allen Zeiten einer der schönsten Genüsse genannt werden; für die Spanier der damaligen Zeit war er aber zugleich einer der erhabensten, die es für individuellen Nationalstolz nur immer geben konnte. — Selbst der Römer, in den glänzendsten Tagen seiner Republik, war nicht mehr Herr in den durch die Gewalt seiner Waffen bezwungenen Provinzen gewesen, als es der Spanier während seiner amerikanischen Herrschaft in Mexico war. Er nannte es sein, und es war sein, sein durch die Gewalt der Waffen, sein durch die in den Augen der Menge heilige Gewohnheit und Verjährung, die ihm ihre Bewohner seit dreihundert Jahren auf eine Weise unterthänig gemacht hatte, von der nur diejenigen sich einen schwachen Begriff zu machen im Stande sind, die den Zustand ihres eigenen Landes unter englischer Herrschaft kannten, und das vornehme Herabsehen dieser Inselbewohner auf die damaligen Kolonisten mit ansehen oder ertragen mußten. Doch selbst diese können, wie gesagt, nur eine schwache Idee von dem spanischen Stolge in Mexico haben; denn wenn beide Nationen gleich verächtlich, gleich hochladend, auf ihre überseeischen Kolonisten herabzusehen, gleich hochladend, auf ihre überseeischen Kolonisten herabzusehen, und diese für eine untergeordnete Menschenklasse schon deshalb anzusehen geneigt waren, weil die Väter derselben großentheils blos den Mittel- und unteren Volksklassen entsprossen waren, so hatte wieder der nationellere englische Stolz im amerikanischen Selbstbewußtsein schon frühzeitig jenes Gegengewicht gefunden, dessen Mangel den kreolischen Mexikaner gänzlich darniederdrücken mußte.

Der freie Britte, der sich in der amerikanischen Wildnis, größere Freiheit suchend, niedergelassen, und diese unter rastlosen Kämpfen im Schweiße seines Angesichtes zum Sitze der Kultur umgeschaffen, mußte selbst abgesehen von den freisinnigeren Institutionen, die er mitgebracht, und die ihn vor brutaler Anmaßung schützten, schon jene Achtung einflößen, die selbst vom Uebermüthigsten der Thatkraft nie verjagt wird, und die aus denselben Gründern den in äppigen Lebensgenüssen versunkenen Nachkommen der spanischen Kreole

nisten in Mexiko, die da ernteten, wo sie nicht gesät hatten, natürlicher Weise entzogen ward. Diesen Unterschied der Art und Weise der ursprünglichen europäischen Ansiedelung in den beiden Ländern dürfen wir nie und nirgends übersehen, da er die Grundursache der verschiedenartigen Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse wurde. Der spanische Koloüst war gekommen, um in die reichen Erwerbsquellen einer bürgerlichen Gesellschaft einzutreten, die seine Landsleute zerstört hatten, und deren Trümmer seiner Trägheit so lange freuden mußten, bis er seine Habgier befriedigt und mit den gesammelten Reichthümern in seine Heimat zurückkehren konnte. Der größte Theil der Einwanderer in Mexiko waren unbewehrte Abenteuer im schlimmsten Sinne des Wortes gewesen, von denen die Mehrzahl wieder in die Madre Patria zurückgekehrt, und die Zurückgebliebenen sich häufig mit der indianischen Bevölkerung vermischten. Natürlich blickte der auf die Kleinheit seines Gehäuses so stolze Spanier mit nichts weniger als Achtung auf eine Menschenklasse herab, der die erste und wichtigste Bedingung zu einem sogenannten *viejo christiano* fehlte, und die er gewissermaßen als tributbar mitbetrachtete. So ungerecht eine solche Denkweise um so mehr genannt werden konnte, als die spanische Regierung durch ihre eigene grausame, hinterlistige Politik einen solchen Gang der Dinge herbeigeführt hatte, so war sie doch in der Art herrschend geworden, daß ungeachtet der dem Geize nach bestehenden Gleichheit zwischen geborenen Spaniern und Kreolen, die Letztern nicht nur nie zu einem Amte gelangen konnten, sondern daß Erstere sich mehr als Herren und Besitzer des kreolischen Privatguthumes aufgaben, als die besitzenden Kreolen selbst, und der unbedeutendste Abenteuerer, der in Lumpen auf den Weisten von Veracruz landete, mit Stolz auf den angehörenden Kreolen herab sah, in dem er nichts als einen Würger der Reichthümer eines Landes sah, das Cortez für ihn erobert, und in dem er früher oder später eine bedeutende Stelle einzunehmen gezwungen war.

„Senoria,“ sprach der alte Spanier, und seine kleinen funkelnden Augen rollten wie feurige Kugeln unter den grauen buschichten Wimpern, als sie die prächtige Tauchbarkasse hinabtritten, „schlägt Ihr Herz nicht lauter? Im alten Kastilien,“ sprach er leiser, „ist der König Herr; hier sind wir es.“

Des Obersten Blick hatte bei ihrem Eintritte gleichfalls einen stolzen Ausdruck angenommen, und indem er den Fingel seines feurigen Andalusiers fester anzog, schien er ähnlichen Empfindungen Raum geben zu wollen. Herren und Diener ritten rasch in die prächtige Straße ein, und diese hinab; doch die ganze Straße war leer und öde, und die gänzliche Abwesenheit aller Menschen, selbst aller lebenden Geschöpfe und der Abzeichen von Verkehr, war auf-

fallend; sie lag wie ausgestorben; die ganze Bevölkerung schien gesunken zu sein.

„Aber wo sind die Menschen?“ fragte der Oberst.

„Sehen Sie, Senoria,“ versetzte der Hidalgo lächelnd, indem er auf ein Pücket Soldaten deutete, das an der Ecke der Straße aufgestellt war; „man ist vorsichtig; auf der Plaza Mayor, höre ich, sind Kanonen aufgestellt, und Artilleristen mit brennenden Linten.“

„Aber die Leute?“ fragte der Oberst.

„Ei, das ist immer so an Vermittagen,“ versetzte der Spanier, „ausgenommen am frühen Morgen und an Markt- und Besanones-tagen. Mexiko, müssen Senoria wissen, ist der Sitz des Hofstaats, und es ist heilsam, sagt unser Hochherlicher Bruder, der Didor, daß es zwischen Sumpfe eingezwängt ist, obwohl unsere Manlithiere während der *estacion de las aguas* auf den Dämmen heillos mitgenommen werden. Aber als Hofstadt, sagt unser Bruder, der sehr achtbare Didor der hohen Audiencia —“

„Der mit dem Könige und dem Rathe beider Indien zu korrespondiren das unschätzbare Glück hat,“ bemerkte der Oberst.

„Ebenso,“ fuhr der Didor fort, „unser sehr achtbarer Vnder versichert, daß es vom großen Marquis weise gegeben sei, die Hauptstadt in diesem Thale anzulegen, und sie so einigermassen dem Handel zu entrücken, da es sich nicht geziemen würde, daß der Abglanz des Hofes Sr. Majestät durch das Treiben und Gedränge der Menge verdunkelt oder gewissermaßen in den Hintergrund gestellt würde.“

„Sehr weise,“ bemerkte der Oberst.

„Am Morgen,“ fuhr der alte Hidalgo fort, „sehen Sie Niemanden als *Tepedas*, das heißt: Damen, die der Messe und gewisser anderer Dinge wegen ausgehen. Ah, Senoria, die *Tepedas*!“ lächelte der alte Mann; „aber, Senoria,“ fuhr er fort, „glauben Sie nicht, daß Belzebub oder Satan, ich entsinne mich nicht, welcher es war, der unsern Herrn versuchte und ihn alle Reiche der Welt zeigte, ihn auf die Gordilleras des Thaies von Mexiko, und zwar den *Ysaccibnail*, gebracht haben müsse?“

„Da würden aber Beide gefressen haben,“ meinte der Oberst, „denn der ist mit ewigem Schnee bedeckt. Zudem, der *Pococatepetl* wäre noch um einige Tausend Fuß höher.“

„Bei meiner Ehre, das ist seltsam,“ brummte der Spanier, der den Scherz überhört hatte. „Alles wie ausgestorben; das bedeutet etwas. Sehen Sie nur, Senoria! Ah, dieser *Caracho*, er winkte — glauben Sie mir, er winkte — würde er wohl sonst so gesprochen haben? Ich sage Ihnen, die *Criolos* führen etwas im Schilde.“

Der alte Spanier war wieder ruhig geworden; er fuhr auf seinem Sattel unruhig umher, und seine unzusammenhängenden Exaltationen begannen den Obersten sichtlich zu ermüden.

„Sehen Sie hinab, schauen Sie!“ rief er, „die ganze schöne Welt Mexiko's, da ist sie — das bedeutet etwas.“

„Wahrscheinlich, daß die Leute frische Luft schöpfen wollen,“ versetzte der Offizier.

„Frische Luft schöpfen, um zehn Uhr Morgens? Wer hat je einen Spanier frische Luft schöpfen gesehen seit der Cantabrier Zeiten?“ grollte der alte Hidalgo. „Und wenn Spanier es nicht thun und es nicht gethan haben, was brauchen Criollos frische Luft zu schöpfen? Was haben sie überhaupt Morgens außer Hanje zu thun? ausgenommen um in die Kirche oder Lopedas zu gehen, wie es guten Christinnen ziemt.“

„Also Lopedasgehen gehört auch unter die Pflichten guter Christinnen?“ lachte der Oberst.

„Allerdings,“ sprach der Hidalgo; „es ist eine alte Sitte, und alte Sitten, sagt unser Sprichwort, sind köstlicher denn alter Wein; denn sie verschaffen uns Wein, bemerkt unser sehr achtbarer Bruder, der Dider. Es ist zugleich der Tribut,“ fuhr er hastig fort, „den diese Damen uns, den Herren der Welt, bringen; und darum soll sie erhalten werden diese Sitte, wie sie erhalten worden seit Jahrhunderten. Ah, Senoria! noch vor zwei Jahren konnten Sie jeden Morgen Hunderte, ja Tausende von Lopedas sehen; man brauchte nur zu wählen.“

War es der prachtvolle Morgen, oder ein anderer Umstand, der die schöne Welt Mexiko's zu dieser ungewöhnlichen Zeit aus der Stadt gelockt hatte, — die zehnte Vormittagsstunde fand den Paseo nuevo mit Hunderten von Reitenden und Fahrenden angefüllt, die Herren zu Pferde in ihren Mangas mit kostbarem Pelzwerke verbrämt, die Damen in ihren Mantillas und der reizenden Basquina.

Wir haben bereits des Paseo nuevo als zweier Pappellalleen erwähnt, die, von dem südöstlichen Ende der Hauptstadt ausgehend, sich zwei Meilen bis zur Brücke über den Calcofanal hinabziehen, und dann in die große südliche Heerstraße von Acapulco anschließen.

Diese ganze lange Allee war von den oben beschriebenen altmodischen, überreifeiten, aber durch ihre Anzahl und seltsamen Verzerrungen imponirenden Wagen bis zum Erdrücken angefüllt; dazwischen zahlreiche Fußgänger und Reiter, letztere in dem vollständigen Aufzuge mexicanischer Caballeros. Dieser Aufzug bestand, nebst der Kleidung, die wir oben beschrieben haben, noch in der Rüstung des Pferdes, die, obwohl nichts weniger als bequem oder zweckmäßig, ungemein malerisch erschien. Ein gewaltig hoher Sattel, der vorne in dem weit hervorragenden Sattelschnepfe, hinten

in der sogenannten Anquerra endigte; eine Decke von gepreßtem, vergoldeten Leder, von welcher zwei Taschen herabhingen, das Ganze mit Ketten am Sattel befestigt. Ueber diese schwere Decke, die nicht mit Unrecht Gortezschild genannt wurde, hatten die meisten Reiter noch ein schwarzes Bärenfell gebreitet, das, mit der übrigen schweren Rüstung und dem arabischen Gebisse, den Pferden eine kriegerische Staltlichkeit verlieh, die lebhaft in die Zeiten der ersten Eroberer zurück versetzte. In den Wagen saßen wieder durchgehends Damen, Alle in die schwarze Mantilla verschleiert, so daß bloß die Unrisse der Gestalten zu erkennen waren. Was jedoch am meisten auffiel, so herrschte unter den Tausenden von Fußgängern, Reitenden und Fahrenden eine merkwürdige Stille; bloß Blicke wurden zwischen den sich Beegnenden gewechselt; kein Laut, kein Wort war zu hören, und das Geräusch der Wagen und die Hufschläge der Pferde waren das einzige Geräusch, das zu vernehmen war. Alles eilte dem Ausgange des Paseo und der Straße von Tacubaya zu, auf deren Anhöhen die Augen Aller gerichtet waren. „Bei meiner Ehre, Senoria!“ hob der Hidalgo wieder an, „das hat etwas zu bedeuten.“

„Und was soll es zu bedeuten haben?“ fragte der Oberst mit einiger Ungeduld.

„Und Sie sehen es nicht; Sie sehen nicht, wie Alle Tacubaya jurennen? Es sind lauter Criolen-Mangas, keine zehn blauen oder braunen Mäntel. Glauben Sie, sie laufen nach Tacubaya, um den Palast des Erzbischofs zu sehen, oder seine Olivenbäume zu zählen? Madre de Dios! Sie wissen doch, wohin die Straße von Tacubaya führt?“

„Nach Agostin de las Cuevas,“ versetzte der Oberst.

„Sie scherzen, Senoria,“ brummte der Spanier unwillig, „mir ist aber gar nicht spasshaft zu Muthe, und Eurer Herrlichkeit wäre es vielleicht auch nicht, wenn Sie eine Hacienda und kiegende Gründe, im Werthe von einigen hunderttausend Duros, hätten. Sehen Sie doch nur einmal diese Kreolinnen an!“ stieß er auf einmal im verächtlichen Tone aus, „haben Sie derlei gekannt? Sie fahren zu, ohne auch nur einem einzigen unserer Offiziere einen Blick zu schenken, gerade als ob es keine spanische Offiziere gäbe. Madre de Dios! Sie erwidern selbst die Salutation derselben nicht; sie regen weder Mantillas noch Fächer.“

Der Oberst begann aufmerkham die Gruppen zu beobachten.

„So sehen Sie doch nur einmal,“ fuhr der Spanier fort, „diese Weiber, sie grüßen Ihre Offiziere nicht.“

„Wahrscheinlich, weil sie sie nicht kennen.“

„Nicht kennen!“ schrie der Spanier gittig, „nicht kennen! Sehen sie nicht und wissen sie nicht, daß sie spanische Caballeros sind, und

daß der geringste Spanier hier mehr ist, als der erste Criollo, und wenn es der Conde Regla oder San Jago wäre. — Voto a Dios! da sieht man wohl, daß Senoria noch nicht warm bei uns geworden sind. — Beso a usted los pies, Caballeros! *) begrüßte er eine Gruppe Offiziere, die heran gesprengt kamen, um dem Stabs-offizier ihre Ehrfurcht zu bezeugen. „Ah, Senoria,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „ich sage Ihnen, daß bis zum Jahre unser Herr gnadenreicher Geburt tausend achthundert und acht, wo wir den verruchten, liberalen Jurriagay expedirten, die erste Condesa Merito's sich gebiert gefühlt haben würde, wenn ihr — was sage ich, ein kastilianischer Hidalgo, nein, ein Gallego die Ehre ange-
thun, sie als Toyoda aufzufordern, oder sich gar herabzulassen, um ihre Hand anzuhalten, in welchem Falle es stets Sitte war, daß sie zum Haupterben erklärt und zwei Drittel des väterlichen Vermögens erhielt, wenn nicht alle Drei. Wir selbst —“ das Männ-
chen hielt inne. — „Ah, das waren die guten alten Zeiten; seit acht-
zehn Monaten haben die neueren bösen angefangen; aber es muß
wieder zurückkommen auf die guten alten Zeiten; denn worin be-
stände sonst der Vorzug der Spanier vor allen Völkern der Welt —“

„Wenn sie nicht die Weiber und Töchter Sr. Majestät getrennt
Unterthanen von Merito zu ihrem Zeitvertreiber hätten?“ ergänzte
der Oberst lachend. „Senores!“ versicherte er die umstehenden
Offiziere, „die Xeres und Alicantes Don Pintos sind vortrefflich,
und wir sind Ihnen,“ fuhr er zum Hidalgo gewandt fort, „für das
prachtvolle Almuero **) sehr verbunden. Aber vergeben Sie —
Ihre Ansichten —“

„Sind die Ansichten, die Merito dem Mutterlande dreihundert
Jahre erhalten haben,“ sprach der Spanier stolz.

Ein Kopfschütteln, das der Mehrzahl der Offiziere, die sich um die
Weiden herum gruppiert hatten, unwillkürlich entfuhr, schien zu ver-
rathen, daß auch sie die Ansichten des ausgebornen Spaniers vor-
zugsweise vor denen des liberalen Obersten theilten, obwohl sie we-
gen eben dieser liberalen und verschönernden Ansichten von den Cortes
nach Merito abgeschickt worden waren. Es ist jedoch mit diesem
sogenannten Liberalismus der alten Welt noch eine sehr erbarungs-
würdige Affäre; ein roher, unverdauter und in seiner gegenwärtigen
Gestalt auch unverdaulicher Gährungsstoff, der, unter die
Menge geworfen, eine halbe Welt in Flammen gesetzt, der wahren
Essenz der Freiheit nur wenig bisher hervorgebracht hat. So ver-
kehrt ist dieser sogenannte europäische Liberalismus, so knechtisch,
wetterwendisch und selbstsüchtig, daß dieselben Männer, die wenige

*) Ich küsse Ihre Gnaden die Füße, ein gewöhnlicher Gruß.
**) Bräutigam.

Jahre später ihre Häupter zu Tausenden dem Nichtschwerte des
Deutens darbrachten — jetzt im unterjochten Amerika alle ihre
Geisteskräfte anstrengten, um den nach Freiheit lechzenden Rit-
terthum das Joch noch drückender zu machen; nicht einsehend,
daß eben diese Knechtschaft die eigenen Fesseln verewigen müsse.

„Dies wäre auch keine so üble Partie,“ meinte ein Capitän, auf
einen Wagen deutend, der, ganz schwarz bemalt, im feierlichen
Trabe herab gerollt kam.

„Beiläufig hunderttausend Ducos,“ bemerkte der Angeredete.
„Das wäre eine Partie für dich.“

„Der Stern von Merito ist jedoch unsichtbar,“ sprach ein Drit-
ter, „und für lange Zeit unsichtbar. Don Pinto! Sie gehen zum
Conde de San Jago?“ fragte der Sprecher den alten Hidalgo.

„In sehr wichtigen Angelegenheiten, Don Parodi,“ bedeutete
ihm dieser. „Wir versammeln uns bei Sr. Herrlichkeit in Guero.
Ah, Senores! dieser Conde de San Jago hat eine Niece, Senores,
eine Niece, und diese Niece hat wieder Ducos! Ja, Senores, diese
Condesa Gloria!“

„Bah, eine Kreolin,“ fiel der Lugerteniente ein.

„Aber vom reinsten alten leonischen Adel, mit mehreren der
ersten Familien verwandt, und dann — Ducos! Man sagt, selbst
der Conde werde ihr einen bedeutenden Theil seines Vermögens
hinterlassen.“

„Wollen Sie die Gefälligkeit haben, Se. Herrlichkeit unserer
Ergebenheit zu versichern, und denselben zu eröffnen, daß wir uns
die Freiheit nehmen werden, ihm und seiner Condesa unsere per-
sönliche Aufwartung zu machen?“

„Dem Conde de San Jago?“ sprach der Hidalgo, der den
alten verordneten kleinen Lieutenant kopfschüttelnd sah.

„So eben sagten Don Pinto,“ bemerkte der dünne Lugerteniente
beiseite, „daß der gemeinste Spanier freien Zutritt im besten grä-
flichen Hause habe. Wir hoffen doch, daß wir, Don Pedro Parodi,
deren Vorfahren unter dem großen Ruh die Schlacht von Non-
ceval —“

„Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht,“ widersprach der alte Spanier, der
mit seiner Hochachtung für alt spanisches Blut doch in einige Ver-
legenheit zu gerathen schien. „Nur jetzt nicht,“ bat er. „In zwei,
vier Wochen, so wie wir von Cuautla Amilpas herauf gute Nach-
richten haben.“

„Und warum jetzt nicht?“ fragte der kleine, alte Klapperdürre
Lieutenant ungeduldig.

„Senor!“ erwiderte der alte Spanier. „Um der Madra de
Dios willen! nicht jetzt. Se. Herrlichkeit haben eine lange Hand
Bibliothek der deutschen Kläster XXII. 3 23

bei den Cortez, sind gefürchtet. *Paciencia es prudencia*, sagt unser Sprüchwort.“

Nur ungern ließ sich der Eugentieniente bewegen, seine plötzlich aufgelaunte Liebe zu der schönen Condesa Elvira und ihren schönen Duros zu verlassen. Einſtweilen jedoch ließ er sich wieder an die übrigen Offiziere an, deren sehr lebhaftige Unterhaltung sich durch ein lautes Gelächter der Menge ankündigte. Man hörte bloß die Schlagwörter, die in spanischer Manier fielen, kurz, trocken und voll kauslichen Salzes.*

„Garraco!“ rief ein *Mfarez* *). „Diese ledernen Rassen könnten alle Aymantens des alten Kastiliens mit dem ganzen Hofstaate des alten Don Carlos und der sehr lebenswürdigen Marie Luise und des Gardisten beherbergen.“

„Nur sind die verdammtten Fenster so hoch, daß man die *Senoritas* nicht sehen kann,“ lachte ein Zweiter.

„Was braucht es viel zu sehen, wo man greifen kann?“ spottete ein Dritter.

„Oder rufen, oder pfeifen,“ höhnte ein Vierter. „Versuchen Sie es, *Amalgo*, und sehen Sie, ob Sie nicht zwanzig — sechzig — hundert auf einmal an Hals haben! Abderahman konnte nicht schneller bedient worden sein.“

„Nur mit ihrer Morgentoulette sollen sie einen verschonen,“ grinste ein Fünfter. „Garraco! Unsere Spanierinnen haben den anerkannten Vorzug, *con garcia y amore* zu schwachen.“

„Verdamm!“ verächtete ein Sechster. „Die Engländer liegt wie eine Bärin auf ihrer Ottomane, die Französin wie eine Komödiantin —“

„Die *Tedesca* wie eine Bäurin,“ begann der Erste wieder.

„Und diese Kreolinnen wie —“ fiel der Zweite ein.

„Ausgenommen, wenn sie aus dem Dampffessel kommen,“ bemerkte der Dritte.

„Dann liegen sie wie Kaulthiere, ohne Regung, ohne Bewegung,“ lachte der Vierte.

„Das ist Natur,“ fiel der Fünfte ein.

„Und in der Mode sind sie zwanzig Jahre zurück,“ gelste der Sechste.

„Das kommt wieder vom Consulado von Cadix,“ meinte ein Siebenter, „das ihnen die Prachtaufzüge erst sendet, nachdem unsere *Majas* ** ein Dutzend Jahre bereits darin geglänzt haben.“

„Garraco!“ rief der erste Wüßendträger dieser schwarzbärtigen Schaar, ein kleiner feuriger *Mfarez*, indem er seinem Pferde die

*) Köhneich.

**) Reichte Mädchen.

Sporen gab, und im raschesten Galopp einer Kutsche aufsprenge, in der zwei Damen saßen, von denen die Eine, nach den edlen Umrissen ihrer verhüllten Gestalt zu schließen, eine sehr anziehende Erscheinung sein mochte. Die plötzliche Bewegung des jungen Offiziers hatte nicht nur die Aufmerksamkeit der sämtlichen auf ihren Pferden haltenden Offiziere, sondern des Publikums überhaupt in hohem Grade erregt, und sie begann, obwohl auf verschiedene Weise, sich eben so schnell zu ärgern.

„Demonio!“ *) riefen die Offiziere.

„Abajo!“ schallte es im dumpfen Gemurmel aus der wogenden Menge herüber.

„Adelante, Adelante, Don Lopez!“ riefen mehrere Offiziere wieder.

„Con franqueza!“ **) Andere.

„Viva el conquistador!“ ***) schrie ihm eine dritte Abtheilung zu.

„Meiner Seele, fed wie ein Navarese,“ hob der kleine Eugentieniente wieder an.

„Sagen Sie vielmehr, lähn wie ein Andalusier,“ verbesserte ihn ein Zweiter, „denn Don Lopez Matanza hat die Ehre ein geborner Andalusier zu sein.“

„Des Landes, das der Erzengel Gabriel selbst besucht,“ spottete ein Nachbar.

Die wichtige Unterhaltung wurde auf einmal durch einen Schrei des Unwillens oder Entsetzens, der aus dem Wagen, in welchem die beiden Damen saßen, gehört ward, unterbrochen. Der Rührsich war auf diesen mit all der äußeren Galanterie eines Spaniers und all dem Uebermuthes eines privilegierten Wüßlings aufgesprungen. Einen Augenblick herrschte Todtenstille im ganzen umstehbaren Bafco ob dieser frechen Herausforderung; aber zugleich wandelten sich tausend Köpfe, und tausend Hälse streckten sich in der Richtung hin, wo der Schrei her erschallt war, und als sie die Ursache allmählig erriethen, hielten die Wagen auf einmal, und Reiter und Fußgänger galoppirten und preßten zu Hunderten an die Kutsche, in der die beiden Damen sich befanden, heran, — und bald war der feste Offizier von einer zahllosen Menge umgeben, und Reiter und Fußgänger hatten sich in eine dichte Masse um den Wagen und den übermüthigen Rührsich herumgedrängt und einen kompakten Kreis um ihn gebildet. Zugleich erhob sich ein Gemurmel, das anfangs wie flüsternd klang, das aber mit jeder Sekunde lauter und dro-

*) Teufel.

**) Mit Kühnheit: Seien Sie lähn!

***) So lebe der Eroberer.

hender wurde. Noch war keine Hand gegen den vernünftigen Verächter mexikanischer Weiblichkeit erhoben; aber nun ertönten die furchtbaren Worte: „Dexalo, dexalo! Abajo con los tyrannos!“ Hundert Hände erhoben sich zugleich, und der unselige Hähnchd verschwand von seinem Kesse. Die sämtlichen Offiziere waren im Fluge herantgesprengt, und suchten mit gezücktem Degen sich den Weg zu ihrem Gefährten zu bahnen.

„Senoria, um der Madre de Dios willen!“ kreischte der alte Hidalgo dem Obersten in das Ohr, der mit Einem der Offiziere einige Schritte abwärts im Gespräche begriffen gewesen, und dann, im Anschauen eines glänzenden, rasch den Paseo herabkommenden Phaetons verunsichert, auf das Vorgefallene erst jetzt aufmerksam wurde. „Senoria!“ kreischte der Hidalgo dringlicher. „Stellen Sie sich nur die Recktheit vor, Einer Ihrer Offiziere, der sehr achtbare Alfarez Don Lopez-Matanza, vom Regimente Zaragoza, wie wir glauben, würdigt die Senorita Zuniga seiner Aufmerksamkeit, und servirt ihr eine Salutacione, deren sich keine Condesa schämen dürfte, und die unverkümmt —“

„Bei meiner Seele, Don Alasalo Agostino Pinto sind ein Narr!“ rief ihm der Oberst zu, der seinem Gaul den Sporn gab, und dem Haufen ausprengte, der in demselben Augenblicke sich theilte, um den glänzenden von vier stolzen Andalusierern gezogenen Phaeton durchzulassen, und zugleich den Schwerteln der sechs Leibgardisten, die ihm vorprengten und Bahn machten, zu entgehen. Der Haufe hatte sich, sonderbar genug, lautlos und in wenigen Sekunden mit einer bewundernswürdigen Ordnung in die zweite Allee gezogen, und die vierkönnigliche Equipage war ungehindert an den Wagen, in dem die beiden Damen saßen, vorgefahren.

„Quo es oster?“ fragte eine der beiden Damen, die im Phaeton saßen.

„Eine zu weit getriebene Galanterie,“ antwortete der Oberst, „so viel wir gehört haben, deren sich unser Alfarez, Don Lopez-Matanza, schuldig gemacht hat.“

„Wir bedauern unendlich, liebe Senoritas,“ sprach die Dame mit einer vollkündend melodischen, aber etwas gebieterischen Stimme, „und bitten Sie, einzuweisen unsern Wagen als den Ihrigen anzusehen.“ Und indem sie mit bezaubernder Grazie sich zu den Damen hinüber neigte, hoben zwei reich gekleidete Diener die vor Schrecken über diese Auszeichnung halbtothe Kreolin aus ihrem Wagen, und versetzten sie in den Phaeton an die Seite der hohen Dame, die sich nun gegen die Offiziere huldvoll verbeugte, und mit dem gnädigen Lächeln einer Königin den Paseo hindabrollte.

Des Obersten Auge war einen Augenblick der stolzen Schönen nachgefolgt; dann fiel sein Blick auf die Kreolen, die nun wieder

wie zuvor dem Ausgange des Paseo zuzuhren, ritten und wogten, gleichsam, als ob auch nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

„Das ist seltsam, auf Ehre,“ sprach er endlich zu seinem Nachbar. „Wo ist aber Alfarez Don Lopez-Matanza? Don Martinez, fordern Sie ihm für drei Tage seinen Degen ab. Wo ist Alfarez Don Lopez-Matanza?“ fragte der Oberst heftiger.

Er war verschwunden; sein Pferd mit ihm.

„Wo ist Don Lopez-Matanza?“ riefen sämtliche Offiziere. „Sucht hinter dem Springbrunnen,“ schrien entfernte Stimmen herüber.

„Jesu Maria! Todos diablos! Santa Virgen!“ schrien und riefen sämtliche Offiziere.

Der unglückliche Spanier lag hinter dem Brunnen, seine Brust von mehreren Stilestichen durchbohrt, er selbst ohne Leben. Blaue Flecken am Halse verriethen, daß er zuerst erwürgt und dann erschossen worden war.

„Sie haben ihm, wie einem jungen Hund, den Hals umgedreht,“ schrie Don Pinto.

„Senores,“ sprach der Oberst leise und ungemein ernst, „unser Bruder hat sein Schicksal gesucht. Diese verachteten Kreolen fangen an, ihre Schande zu gewahren. Hüten Sie sich, diese Erkenntniß zu beschleunigen.“

„Madre de Dios!“ murmelte ein Capitano. „Bei hellem lichten Tage im Angesichte von Tausenden haben sie ihn wie einen Hund erwürgt.“

„Ich fürchte solche Thaten; es sind Funken, die leicht zu Bränden werden können,“ mahnte der Oberst. „Nochmal, Senores, Brudencia!“

Ein Blanet Truppen, das heiläufig tausend Schritte davon an der Brücke des Chalco-Kanals aufgestellt gewesen, war mittlerweile herbeigeleitet; der Oberst erteilte die nöthigen Befehle und sprengte, nachdem die Soldaten den Gemordeten auf eine Tragbahre, aus ihren Gewehren zusammengelegt, gelegt, den Paseo hinaus; die Andern folgten der Leiche.

Uebrigens schien das Ereigniß, als ein so furchtbares Symptom von Volksgesinnungen gegen seine Unterdrücker es auch gelten konnte, zehn Minuten, nachdem es vorgefallen war, rein vergessen zu sein; kaum daß man auf die Soldaten, die den Leichnam dem vierkönniglichen Schlosse von Capulpec zutragen, achtete. In derselben langen, brütenden Stummung, und mit der bestügeltsten Gile ängstlicher Erwartung strömte die Menge dem Ausgange des Paseo und den Anhöhen von Tacubaya zu, ohne weder links noch rechts zu sehen.

Es war etwas Unnatürliches in dieser Hast und Angst, mit der

Tausende und abermals Tausende den Abhüben von Tacubaya zu fuhren und ritten und liefen, und als sie auf denselben angekommen waren, in das Thal und die sich hinter diesem Thale aufstürmenden Berge von Marques de la Grue hinein stierten, als wollten sie mit ihren Blicken durch und durch schauen und weiter dringen in eine Ferne, die für sie etwas Namenloses zu haben schien; denn keine Zunge wagte es, dieser Sehnsucht Worte zu geben.

Was aber diese Sehnsucht, dieses Etwas war, das mögen unsere Leser, die das früher Gesagte im Gedächtniß behalten haben, leicht ermessen. Die Straße, die nach Tacubaya führt, zieht über Acofistlan de las Cuevas, Arasco, Gurialague und Cuernavaca nach Cuautla Amilpas, dem Punkte, auf dem sich die Hoffnungen und Begehrnisse von Tausenden, ja Millionen concentrirten. Dort stand das Heer der Insurgenten unter dem Maune, dessen unerschütterliche Ausdauer neuerdings die Wagschale der Freiheit Merito's hüten gemacht hatte. Dieses Heer der Insurgenten, so viel wurde nun dem Volke allmählig klar, hatte auf der Straße von Merito nach Acapulco eine feste Stellung eingenommen; aber mit welchen Absichten und Streikkräften, das war noch unbekannt; denn, wie leicht zu errathen, so hatte die Regierung über die Bewegungen der Patrioten sowohl, als die ihrer eigenen Armeen, das tiefste Stillschweigen beobachtet; die vice-königliche Hofzeitung, die einzige, die im ganzen mexikanischen Reiche ersuchte, hatte blos unter den endlosen Ankündigungen von Prozeffionen und Kirchenfeierlichkeiten, mit denen sie jederzeit ausgefüllt war, die kurze Nachricht eingeschaltet, daß Se. Excellenz der General-Kapitän mit den Tapsen von Merito ausgezogen sei, um die schwachen Ueberreste der Rebellen, die es vermessentlicher Weise wieder gewagt hätten, sich zu zeigen, vollends zu vertilgen, und ganz am Ende stand der verlorene Nachsatz, daß Major Allosa beordert worden sei, einen Banditenhaufen, der die Straße von Puebla unsicher mache, der gerechten Strafe zu überliefern, die gewöhnliche Art und Weise, in der die spanischen Behörden von den Führern der Revolution und ihren Bewegungen sprachen, die aber, weit entfernt, die gehoffte Verblendung des Volkes zu bewirken, dieses der Wahrheit nur um so näher gebracht hatte. So gedrückt und in Unwissenheit versunken auch die große Mehrzahl der Mexikaner sein mochte, so konnte die Anwesenheit bedeutender Streikkräfte der Insurgenten in der Nähe der Hauptstadt und an einer ihrer wichtigsten Verbindungslinien unmöglich lange verborgen bleiben. Nicht nur die Zufuhr von dem Punkte, wo sich die Armeen der Insurgenten festsetzte, hatte aufgehört, auch die Verbindung mit den westlichen und südlichen Provinzen des Reiches war unterbrochen, und die Hauptstadt hatte das Ansehen einer blokirten Festung angenommen. Auch dem blödesten

Verstande mußte es so allmählig begreiflich werden, daß nur ein starkes und an die Regeln der Kriegszucht gewöhntes Heer einen solchen Zustand der Dinge herbeiführen konnte, einen Zustand, der wieder, weit entfernt, Muth und Trostlosigkeit zu verbreiten, vielmehr die ganze Bevölkerung in eine Art freudigen Wahnsinnes versetzte, der wieder etwas folternd Peinliches dadurch hatte, daß Alle ihren Feindemuth in die tiefste Brust zu verbergen gewohnt waren.

Verzögerte Hoffnung macht das Herz krank, sagt der königliche Weise, und Merito war wirklich krank. Es waren diesem Volke die Siege der Insurgenten, trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Voberherrscher, zu Ohren gekommen, und diese Siege hatten zu dem bitteren Hasse, mit dem es seine Unterdrücker anzusehen gewohnt gewesen, noch Verachtung beigelegt, — Leidenschaften, die nur dann Demjenigen, in dem sie toben, erträglich werden, wenn er ihnen Luft machen darf. Gezwungen, den verhakten Gachupins eine Ehrenbeziehung zu heucheln, die ihnen zur Pein wurde, und die Hoffnung baldiger Erlösung von ihrer Tyrannei in die Tiefe ihres Herzens zu begraben, waren nun Tausende und abermals Tausende den Mauern Merito's entflohen und ausgezogen, um ihrem innern Drange zu gehorchen, und sich wenigstens so viel als möglich dem Punkte zu nähern, wo ihre Freunde und Landsleute für die Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes fochten und bluteten: die einzige Willensänderung, die diesem Volke erlaubt war. Aber, gleichsam um dem allgemeinen Abscheu gegen die gefesselten Tyrannen wenigstens in etwas Luft zu machen, waren Hunderte von Kutschen an der Villa des Conde de San Rago vorgeschoben, um dem edlen Landsmanne und seiner Pflegetochter die allgemeine Sympathie auf eine recht deutliche Weise darzutun.

(III. Theil, 43. Kap.)

Aus den einzelnen Zügen, die wir über die spanische Herrschaft Merito's hingeworfen haben, werden unsere Leser nun allmählig die Physiognomie dieser Herrschaft selbst zu erkennen, und so die Elemente des tödlichen Hasses zu würdigen Gelegenheit gefunden haben, der dieses Land während seiner dreihundertjährigen Verbindung bis in's Innerste aufgereizt, um endlich gleich dem verheerenden Lavastrom auszubringen, und in seinem furchtbaren Brände diese elende Herrschaft und ihre elendern Werkzeuge bis auf die Wurzel wegzutun.

An keine seiner transatlantischen Besitzungen hatte sich der Spanier so fest angeklammert, keiner hatte er die Tigerclauen seiner

trüg bigotten Grausamkeit so tief eingeschlagen als Mexiko, der ersten und wichtigsten seiner amerikanischen Eroberungen. Er allein hatte, wie bereits bemerkt wurde, alle bürgerlichen, alle kirchlichen Stellen. Ihm gehörte der Handel des Landes so ausschließlich, daß mit unfehlbarem Tode der Kreole bestraft wurde, der von einem Ausländer kaufte, oder mit einem solchen in kaufmännische Verbindung trat. Er allein kannte und durfte den Zustand des Landes kennen, und dessen Hülfquellen; er allein verfügte über die besten, und herrschte, und zwar mit einer Rücksichtslosigkeit, deren Gewaltthaten den Vorgesetzten des Zeus der Alten vergleichbar waren, die einige Augenblicke des Zeus der Alten gehülften Erdkreis aufstellten, um die erschütterten Gemüther in eine desto tiefere Betäubung und Finsterniß zurückzuwerfen.

Es war vergeblich, daß der Eingeborne Hilfe gegen die sechsigtaufenarmige Hydra suchte; selbst die Bande des Blutes wurden im Konflikt mit diesem entsehligen Interesse schonungslos zerrissen, und ohne Erbarmen der im Lande geborne Sohn von seinem spanischen Vater gepörrt, sobald dieses Interesse es erheischte. Und fürchtbar genug forderde dieses immer den Untergang des Kreolen — das Verderben des Eingebornen. Was selbst in den despotischen Staaten und unter den verabscheuungswürdigsten Tyrannen nicht selten der Fall ist, daß sie nämlich wider ihren Willen, ihres eignen Vortheiles wegen, gezwungen werden, das Mark des Landes zu schonen — weil es allein die Mittel gibt, ihre aberwünschten Pläne durchzuführen — das war nie der Fall in Mexiko gewesen; denn der Vortheil Spaniens (so wählte es während eines dreihundertjährigen Bestandes), forderte, Mexiko so schwach, so ohnmächtig als möglich zu erhalten, auf daß es in seiner Ohnmacht sich die Zwangsherrschaft des Mutterlandes um so williger gefallen lasse. — Seine einzige Bestimmung war, das Mutterland mit Silber und Goldbarren zu versorgen, und diese Bestimmung, die man sich gar nicht die Mühe nahm, zu verhehlen, wurde das oberste Prinzip, nach welchem das Land verwaltet ward. Ansonst hatte es die Natur mit dem reichsten Boden, den herrlichsten Erzeugnissen ausgestattet; der Boden mußte ungebaut liegen bleiben, die Erzeugnisse ausgerottet werden. Von dem Grundbesitz ausgehend, daß das ganze spanische Amerika ein Geschenk des Papstes oder, in der Sprache katholischer Völker zu reden, des Statthalters Christi sei, wurde das ganze Land als das Eigenthum des Königs betrachtet, und seine geistlichen und weltlichen Beamten waren im buchstäblichen Sinne Diener, deren erste und letzte Pflicht es war, seinen persönlichen Vortheil allen andern Rücksichten anzupfernen. Als wäre aber diese fürchtbare Marine noch nicht hinreichend, jeden Keim von Recht-

lichkeit und Ehrgefühl bei den zur Verwaltung gesandten Vierzehnlingen zu ersticken, hatte die Krone in den letzten Zeiten ihrer Herrschaft sogar alle eintüchtigen Stellen, vom Vizekönig herab bis zum letzten Zollbeamten, verweigert, und demnach einen halben Welttheil — um ihre Schatzkulle zu füllen — der niederträchtigsten aller Leidenschaften, der Habguth, laut und offen preisgegeben.

Während der samösen, oder vielmehr infamen Verwaltung Godoy's, gotteslästerlich der „Friedensfürst“ genannt,“ sagt ein eben so achtungswerther, als unterrichteter Geschichtsschreiber*), „wurde jede Stelle in Amerika, vom Vizekönig bis zum letzten Douanensoffizier herab, öffentlich verkauft; einige Fälle ausgenommen, wo Privatdiener des Fürsten oder des königlichen Haushaltes, die sich durch ihre niederträchtigen Dienstleistungen, oder wie es hieß, durch die Treue gegen ihre königlichen Herrschaften ausgezeichnet hatten, mit Stellen belohnt wurden. Ein Hausbesitzer wurde so wirklich zum Gouverneur einer Provinz, — Livredienere, deren empörende Verworfenheit den Abscheu aller Welt erregt hatten, zu Didores der obersten Audiencia, zu Intendanten der Provinzen ernannt, und solchen Menschen das Leben und Eigenthum der Unterthanen in Amerika anvertraut.“

Nur hatte der Rath der beiden Indien, der die spanisch-amerikanischen Besitzungen für den Monarchen verwaltete, es versucht, eine Kontrolle einzuführen, um so den Räuberzügen und Expropiationen der Beamten Schranken zu setzen; der Vizekönig wurde durch die Audiencia von Mexiko, die Gouverneure der Intendanten durch die Audiencias der Provinzen kontrollirt; allein diese Maßregel diente nur dazu, die Schaar der Angestellten bis zur Unzahl zu vermehren, ohne dem Uebel im mindesten Einhalt zu thun; denn die königliche Schamlosigkeit hatte durch den öffentlichen Verkauf der Stellen ihrer Bureaufratie bereits den unvertilgbaren Stempel der absolutesten Ehrlosigkeit aufgedrückt. Vergebens auch, daß die Revolution ihre Donnerstimme erhoben hatte, das mächtige Ungeheuer Selbstinteresse erstickte jeden Funken von Gerechtigkeit, und die Ströme spanischen Blutes, die geflossen waren, hatten den Goldhirst dieser unerfättlichen Menschen nur noch gesteigert. „Nie wohl hatte die christliche Welt eine heilloosere Gerechtigkeitspflege gesehen, als die spanisch-merikanische,“ bemerkt ein Britte**), den seine öffentliche Stellung eben nicht geneigt machte, vollständigen Bewegungen das Wort zu reden. — „Auch kein einziger Spanier, so Viele wir deren gesprochen, hat jemals zu behaupten gewagt, daß ein Kreole

*) William Robinson in seiner Geschichte der mexikanischen Revolution.

**) Basil Hall — Extracts from a Journal written during a cruise on the coast of Chili, Peru, Mexico.

auf Unparteilichkeit vor den Gerichtshöfen rechnen konnte, selbst wenn der königliche Fiskus nicht interessiert war. War Jemand wegen politischer Interessen in Untersuchung, so fing der Prozeß mit Einsitzen der Menschen an, dann drehte man den Schlüssel des Gefängnisses um, und dachte an den Gefangenen nicht weiter."

So wie aber die stärksten und tödtlichsten Gifte wieder ihre Gegengifte haben, so werden die Maximen der grausamsten Tyranneien, unter welchen Völker oft Jahrhunderte gebüht, wieder die gewaltigsten Freiheitshebel, die immer desto kräftiger und siegreicher wirken, je drückender und schwerer das Joch zuvor gelastet. So sollte auch derselbe Grundsatz, in Folge dessen ein halber Welttheil einer Familie als eine Art Nadelgeld für ihre menus plaisirs geschenkt war, das Lösungswort zur Freiheitsklärung dieser unglücklichen Völker, und die empörenden Ungerechtigkeiten der spanischen Beamten — der Stachel werden, der diese armen Gedrückten trotz ihrer Apathie und gleichsam wider Willen zwang, dasjenige, was sie im fieberischen Ausbruche südlichen Enthusiasmus ausgeproben, auch mit der Beharrlichkeit nördlicher Ausdauer fortzuführen.

Es war vielleicht ein Glück für die künftige Unabhängigkeit des Landes, dessen traurigste Periode wir schildern, daß ihm in dieser verhängnißvollen Krisis ein Mann zum Regenten gesandt worden, der die Maximen der spanischen Staatskunst auf eine Weise in Anwendung brachte, die, während sie dem blödesten Verstande die absolute Nothwendigkeit einleuchtend machte, sich dieser Herrschaft um jeden Preis zu entledigen, ihn zugleich in die Klauengriffe derselben Regierungsart und die tiefe Verworfenheit seiner Herrscher bliden ließ, und ihn so in die Möglichkeit versetzte, diese Herrschaft mit denselben Waffen zu bekämpfen, die sie mit solchem Erfolge gebraucht hatte. Wirklich schien es, als ob der Mann, von dem hier die Rede ist, außerzogen worden wäre, um der Welt ein Beispiel aufzustellen, wie auch die ausgezeichnetsten Talente nicht im Stande sind, ein Staatsgebäude zu erhalten, das der Grundlagen der Wahrheit und Gerechtigkeit ermangelt. Doch dieser Mann spielt in der Geschichte dieses Landes eine zu merkwürdige Rolle, als daß wir ihn nicht mit ihrem Griffel selbst zeichnen sollten.

Von Banegas, Grande der ersten Klasse durch seinen Rang, Generalskapitän*) der königlichen Armee, aus einer bedeutenden Familie entsprossen und mit bedeutendern verschwägert, hatte, so ging das Gerücht, vorzüglich gewissen Einflüssen die höchste und wichtigste Stelle zu verdanken, die die Krone Spaniens ver-

*) Der höchste militärische Grad, den es in der spanischen Armee gibt.

geben konnte. Seine Laufbahn, als Befehlshaber der spanischen Heere in der pyrenäischen Halbinsel, war nicht glücklich gewesen. Er hatte die bedeutenden Schlachten von Guenqa und Almonacid in der Mancha verloren und sich den Ruf erworben, mit einer ganz besondern Geschicklichkeit die Armeen seines Vaterlandes auf die Schlachtbaut liefern zu können. Diese passive Eigenthümlichkeit war indessen so wenig im Stande gewesen, seinem Einflusse auf die leitende oberste Junta Eintrag zu thun, daß ihm diese vielmehr, nach Iturrigarab's Ankunft als Staatsgefangener, die Herrschaft über dasselbe Merito anvertraute, dessen Partei er bei mehreren Gelegenheiten mit so vieler Wärme genommen und dessen Recht zur Selbstbeherrschung er in so glühender Sprache verkündigt hatte.

Der Mann hatte, wie es bei Charakteren seiner Art nicht selten der Fall ist, den zweideutigen Vorzug, sich einen doppelten Ruf erworben zu haben, den wir einen europäischen Hof- und einen amerikanischen Volkerruf nennen möchten. Der erstere sprach ihm den Ruhm eines vollendeten Staatsmannes und getreuen Dieners zu, der mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit seine Pläne durch alle Labyrinth politischer Konflikte hindurchzuführen verstand, — der amerikanische schilderte ihn, so wie wir ihn sich selbst schildern gehört haben. Beide ließen seinen häuslichen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren. Sein Muth war wieder weniger gerühmt; doch sprach man ihm nicht Festigkeit und Scharfblick in entscheidenden Momenten ab. So viel war wenigstens nicht abzuleugnen, daß der erste und gefährlichste Ausbruch der Revolution größtentheils an seiner energischen Thätigkeit gescheitert, und daß Merito selbst, der Sitz und Stützpunkt der spanischen Herrschaft in Neuspanien, an den verhängnißvollen Tagen des dreißigsten und einunddreißigsten Oktobers nur durch seine Besonnenheit gerettet worden war. In seiner Eigenschaft als General en Chef der sämtlichen Streitkräfte des Landes, Präsident des obersten Gerichtshofes und Haupt der exekutiven Behörde, war er in der That zeitweiliger Herrscher der weiten Reiche Merito's, der Brennpunkt, in dem sich die Strahlen des ganzen Landes concentrirten und von dem sie wieder gezogen in jeder Richtung ausströmten, dem Namen nach von der Audiencia, dem höchsten Gerichtshofe, kontrollirt auf beiläufig dieselbe Weise, wie in unangebildeten konstitutionellen Staaten die Willkür des Fürsten von den ohnmächtigen oder besonnenen Kammern kontrollirt wird, wenn sie nicht durch einen momentanen Impuls zur Opposition, oder, was dasselbe sagen will, zur Verfolgung eines neuen Interesses getrieben wird.

Einen härteren Hemmschuh jedoch hatte die furchtbare Gewalt

dieses Mannes in den sich kreuzenden Interessen und der Verderbtheit seiner eigenen Unterbeamten und Landsleute, des Auswurfes von Spanien, die um so weniger geneigt waren, ihm den unbedingten Gehorsam zu leisten, den die spanische Regierung als das Lebensprincip für alle ihre Agenten aufgestellt hatte, als er bloß von den Cortes eingesetzt, der eigentlichen heiligen Sanction, der Ernennung des Königs, entbehrte. Dieser loyale Wahnsinn hatte, mit dem durch die gewaltsame Entfernung seines Vorgängers gegebenen bösen Beispiele, viel dazu beigetragen, ihn in die gefährlichste Lage zu bringen, die es für einen Herrscher geben kann, — jene falsche Stellung, die ihn zwang, sich bald in die Arme der Kreolen, wieder in die seiner Landsleute zu werfen, bald die Erstern, wieder die Letztern aufzuopfern. Es war diese Politik um so verhängnißvoller, als sie endlich auch die letzten und getreuesten Anhänger der spanischen Regierung, den eigentlichen Adel, nothwendig entfremden mußte.

So viel ist gewiß, daß der eigenthümliche Charakter, oder, wie wir es nennen wollen, die Charakterlosigkeit dieses Mannes sehr viel zur merkwürdigen Gestaltung eines der größten Reiche der neuen Welt beigetragen.

Karl Immermann.

Karl Immermann.

(Geb. 24. April 1796. — Gest. 25. Aug. 1840.)

Die Lebensumstände Immermanns, der auf dem Felde der Lyrik und der Dramatik wie des Romans Ausgezeichnetes geleistet hat, haben wir schon im XIX. Bande berührt, wo wir seine Bedeutung als Lyriker zu besprechen hatten.

Noch höher als Lieder- und Dramendichter steht er uns hier als Romandichter, als der er sich erst in den letzten Jahren seines Lebens gestaltete und damit eigentlich erst so recht den festen Boden seines Wirkens gewann. „Die Epigonen“ und „Münchhausen“ blieben leider seine einzigen Werke dieser Art. Das erstgenannte ist freilich noch sehr „von des Gedankens Blässe angekränelt“, d. h. von einem Ringen skeptischer Gedanken mit dem Drange nach resolutem Wirken; von einem Zwiespalt, den seine noch in den letzten Regungen der Romantik stehende Richtung gegenüber seiner urchundenen Tüchtigkeit empfand; von einem oft kampfhaften Kampf seiner revolutionären Künstlernatur mit seinem bürgerlichen Konservatismus. Das Alles finden wir in seinen Epigonen wieder und so haben dieselben manch Drückendes, Beinigendes, Ironisches und Bersekendes; auch ist die Nachahmung des Wilhelm Meister gar zu wenig verschmolzen. Immerhin aber ist sein Roman von großer Bedeutung, von hohem Werth und war er eigentlich der erste, der mit scharfem Geist, mit seltener Kühnheit und bewun-

dernswerther Charakteristik in viele Gebrechen seiner Zeit eingriff. Dasselbe that sein Münchhausen; und wenn auch in manchen Theilen mit etwas zu breitspüriger Konsequenz, mit zu weit getriebener Farce und sogar mit oft häßlicher Komik, so doch schon bei weitem freier, klarer, harmonischer und humoristischer als dort. Das patriarchalische Idyll von der blonden Lisbeth und dem Hoffschulzen steht erhaben über alle Kritik und gehört zu dem Vortrefflichsten, was die Romanliteratur überhaupt besitzt. — Zimmermann war gleichsam selbst ein Hoffschulze unserer Literatur; wie Jener nach dem „Schwerte Karls des Großen“ suchte, so suchte Er jahrelang nach dem besten Schwerte des Gedankens; Jener fand das Gesuchte nicht und ging daran zu Grunde; dieser fand es und als er es gefunden hatte und kräftig schwang, daß es weithin blühte und leuchtete durch das Land: da rannte es ihm ein finsterner Dämon plötzlich durch sein großes Mannesherz.

„Der neue Pygmalion.“

Novelle.

Der Baron Werner saß nachdenkend am Theetisch, seiner Tante Cordula gegenüber. Das Gespräch mußte wichtige Dinge betreffen; denn auf den Wangen der alten Dame lag eine hohe Rötthe, auch goß sie in der Zerstreuung Aeral statt der Milch in ihre Tasse. Da die Reden besuchter Frauenzimmer so bald nicht enden, kann es uns vielleicht gelingen, noch etwas von ihren Worten zu hören. „Welcher Eigensinn, lieber Vetter!“ rief sie. „Warum willst du nicht wenigstens den Versuch machen, Fräulein Lucianen kennen zu lernen? Der Vater ist dein Nachbar, die Tochter hat den Ruf des klügsten und sitzsamsten Mädchens; es gäbe eine Partie, welche man nicht schöner wünschen könnte. Wie lange wirst du noch einsam unter deinen Ahnenbildern umhergehn? Du stehst in den Dreißigen; es ist die höchste Zeit, dich zu vermählen; das habe ich dir oft gesagt, und sage es auch noch heute. Du verlässest dich auf mich, weil du mich noch hast; weil du jetzt Ordnung in deinem Hause siehst, denke dein Leichtsinns nicht weiter. Vetter, ich bin alt, und meine Flüsse im Haupte werden mir einmal unversehens ein Ende machen. Dann stehst du allein, und wirst es zu deinem Schaden merken. Ach, gönne mir doch die Freude, die Hälfte der Wirtschaftsjorgen noch bei meinen Lebzeiten auf jüngere Schultern legen zu dürfen, damit ich, wenn ich sterbe, sicher sein kann, daß dein Vermögen ordentlich zusammengehalten wird. Denn ohne Frauen sind alle Männer schlechte Wirthe, wo nicht gar Verschwender. Nicht wahr, wir fahren morgen zum Nachbar?“

„Ich werde für Sie anspannen lassen,“ versetzte der Baron; „mich wollen Sie gütigst entschuldigen, ich bleibe zu Hause.“

„Und warum? warum, du Starrkopf?“ fragte ganz eifrig die Tante.

„Wir sind solche absichtliche Freiereitte wie der Tod zuwider,“ antwortete der Baron, „und ich fühle mich um so weniger zu einem Besuche bei dem Nachbar aufgelegt, da ich versichern kann, daß ich zu seiner Tochter nie die mindeste Neigung fassen werde.“

„Die Neigung findet sich,“ sprach Cordula; „ich möchte wissen, was du an Luciane auszusagen hast?“

„Gar nichts,“ erwiderte lächelnd der Neffe, „wenn ich ihr ein Conditenattest schreiben, und Alles, wenn ich sie zu meiner Frau nehmen soll. Liebe Tante, sie hat viel gelernt: sie musiziert, zeichnet, tanzt sehr gut, und wird gewiß nie von dem Geiste der Tugend weichen. Es ist nur Schade, daß sich alle ihre Eigenschaften beschreiben lassen, und daß ihr die Natur den kleinen Rückhalt von Unbeschreiblichkeit versagt hat, welcher Männer und Frauen erst zu anziehenden Erscheinungen macht. Der Mensch soll nicht sein, wie eine schlechtverhüllte Charade, deren Auflösung im nächsten Stücke erfolgt, sondern wie ein ewiges und unergündliches Räthsel. Sie müssen es meiner Viarriere zu gute halten, daß ein so vollkommenes Französinchen, wie Luciane, dem Ideale nicht entspricht, welches ich mir von der Weiblichkeit gebildet habe, und welchem ich, wenn nicht hienieden, doch jenseits zu begegnen gedenke.“

„Mit eurem Ideale!“ fuhr die Tante herans. „Das Wort gehört zu den verderblichsten, die je erunden worden sind. Ihr macht einem selbstgeschaffenen Lustbilde den Hof, legt ihm ein ganzes Register von Vollkommenheiten bei, steigert eure Ansprüche weit über euer Verdienst, und könnt natürlich in einem braven Mädchen von Fleisch und Blut, welches euch das gute Glück in den Weg führt, das sogenannte Ideal nicht erblicken.“

„Sie werden mir wohl erlauben, beste Tante,“ sagte der Baron, „daß ich hierin meinen Gefühlen folge.“

„O ja!“ rief sie, nun im Ernst böse, „und ich wünsche dir, daß du dich noch in eine Landbine verlieben, und von ihr einen Korb bekommen magst!“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Der Gescholtene lächelte über den Zorn der guten Frau, die ihn herzlich lieb hatte. „Welche Mühe sie sich gibt, mich zu verknipeln!“ sprach er. „Ist das denn so notwendig?“ Er stand auf, und machte einen Gang durch das Zimmer; denn sein Gemüth war doch erregt worden von dem Gespräche, welches ihn näher berührt hatte, als er zugehen wollte. Die Strahlen der Abendsonne fielen herein und beleuchteten die Porträts seiner Eltern, die neben einander an der Wand hingen. Ihn selber merkwürdig war es, wie ihn der verheiratheten Bilder Anblick gerade jetzt so tief rühren mußte. Der Vater schaute aus der alterthümlichen Uniform ernst und tapfer, die Mutter blühte unter ihrem Epheubäubchen rubig und sanft, und man sah, daß die beiden Personen zusammengehört

hatten. „Welch eine Fülle haben sie mit einander genossen!“ dachte Werner; und eine Thräne der Wehmuth trat in sein Auge. Ihn dächte, als riefen sie ihn zu: „Gaben wir dir das Dasein, damit du es müßig und eingeig verträumen solltest? Schaue uns an, und folge unserm Beispiele.“ — Er trat an das Fenster, und sah in die herrliche, vom Abendroth verklärte Landschaft. Sein Blick fiel in den Schloßgarten unter dem Fenster, schweifte dann hinüber zu dem prächtigen Rhein, der den Garten bespülte, zu den grünen Rebhängen am jenseitigen Ufer, und den Gebirgen, die sich über ihnen in blauen Umrisen erheben. So weit er Gegenstände unterscheiden konnte, reichte sein Eigenthum. „Diese Kornfelder, diese Weinberge, diese Gärten sind mein,“ rief er aus, „und ich bin Niemandes! In meiner Jugend reiste ich durch fremde Länder; nun bin ich zu Hause, wie in der Fremde. Wenn ich einen Ritt gemacht habe, und zurückkomme, wenn ich meine Saatregister nachgesehen, meine Wänter revidirt habe: es ist Alles eins und dasselbe. Ich häufe Geld auf Geld; es macht mir keine Freude. Sterbe ich, so weiß nur der Kastellan von mir zu sagen, der Reisenden die Familiengruft zeigt. Bei Gott, solch ein Leben ist ganz leer und eled, und ich muß es aufgeben über kurz oder lang!“

In diesen Betrachtungen stürzte ihn eine kurze, aschgrau gekleidete Figur, die zur Thür herein sprang. Es war der Maler Sterzing, ein alter Bekannter des Barons, der seit einigen Wochen sich auf seinem Gute verweilt, um Prospekt nach der Natur zu zeichnen. „Thee!“ rief der possirliche Mann, „um aller Götter willen, Thee! ich bin so dürr im Halse, wie ein trockener Kiesel. Supere Gogenden, aber wahre Todtmacher für meine krummen Beine! Das verdammte Bergkletter!“

„Wo seid ihr gewesen?“ fragte der Baron.

„Erst im Thale, um die Felsen zu kopiren,“ versetzte Sterzing, „dann am Waldbrunnen bei dem Försterhause, wo ich höchst wunderbarer und glücklicher Weise die vollkommenste Staffage zu meiner heroischen Landschaft fand.“

„Ueber Sterzing,“ sagte der Baron, „ich wollte, ihr ließt diese leidige Mittelgattung fahren, und ergäbt euch entweder der reinen Landschaft oder der reinen Historie. Ihr seid ein wanderer, denkender Künstler; aber bei euren Lieblingscompositionen weiß man in der That nicht, worauf man blicken soll, auf die Bäume oder auf die Nymphen, die unter ihnen scherzen, auf die Felsen, oder auf den todtten Abonis, der am Fuße ihrer Wände von der Göttin beweint wird? In jedem Kunstwerk muß etwas die Hauptsache und etwas die Nebensache sein, sonst entsteht bei allem Verdienste nur Verwirrung.“

Der Maler lächelte während dieser Rede seinen Wirth mittheilend an, wie Einer, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, und sprach ganz ruhig: „Ihr habt eure Meinung, und ich meinen Einsicht. Tretet ihr, — ich male. Euch schüttelt auch das allgemeine Fieber, von der Kunst zu schwärmen, mein lieber Baron. Sie reden in unser Metier mächtig hinein; aber ein braver Knabe leidet sich nicht darauf.“

Werner wollte das Gespräch nicht weiter führen, und sang an in des Malers Wappe zu blättern. Er sah mit Vergnügen die Umrisse mehrerer, ihn lieb gewordenen Plätze von sicherer Hand aufgenommen. Sterzing war ein talentvoller Mensch, und hätte weit mehr leisten können, wenn nicht eine gewisse willkürliche Laune sein produktives Vermögen oft gestört hätte. Der Humor, welcher schon in der Poesie die gefährlichste Beimischung ist, aber ganz unerträglich wird, wenn er in Werken der bildenden Kunst sich ruhigen, ernsten Stoffen anheftet, verleitete ihn zu manchen Abenteuerlichkeiten. Er that sich nicht wenig darauf zu Gute, in eine sehr liebliche Landschaft Salzen und Näd, grell beleuchtet, gepflanzt zu haben, um durch diese sonderbare Zusammenstellung den Kontrast zwischen der Annuit der Natur und der menschlichen Verwahrheit anzudeuten. Das Gemälde aber, welches die Flucht der Daphne vorstellte, und, um die Schnelligkeit derselben zu bezeichnen, am linken Rande nur noch das aufgebogene Bein der Nymphe sehen ließ, war seine ganze Seligkeit, und er versicherte im vollen Ernst, dieses Stück werde ihn der Unsterblichkeit überliefern. Fragte man ihn, wo Apoll stehe, der nirgends zu sehen war — so antwortete er: „Daß dieser Gott noch weit zurück sei.“ Auch seinen besten Bildern begegnete das Unglück, daß sie der Erklärung bedurften. Vielleicht wäre er für kleine geistreiche Skizzen zur Verzierung von Büchern sehr brauchbar gewesen; aber er hätte gegen diese Art, womit seine dürftigen Jugendjahre sich beschäftigt, einen entschiedenen Haß, und leidenschaftliche Neigung zu großen selbstständigen Werken. Solche Talente, wie seines, sprechen die Zeit rascher an, als ein einfaches, benutzloses Genie, und unser Vater hatte sich daher über seine Glücksumstände nicht zu beklagen.

Der Baron rief plötzlich, indem er ein Blatt zur Hand nahm: „Was ist das? Wer hat euch diese Idee eingegeben?“ In der That bot die Zeichnung das sonderbarste Gemisch der Phantasie und Wirklichkeit dar. Die Landschaft erkannte er wieder; es war ein heimliches Waldplätzchen neben der Wohnung seines alten Försters Konrad. Unter einer Eiche sah eine Figur, welche die größte Ähnlichkeit mit des Försters Tochter Emilie hatte, stehend, in sich gekehrt, und mit dem allerliebsten Zuge des Trostes auf dem Gesicht, welcher ihn schon oft an diesem Kinde eigig hatte. Um

ihr Haupt war der Heiligenschein angegeben, und über ihr gankelte in wolftigen Umrisse eine ganze Engelgruppe. Ganz links in der Entfernung stand eine männliche Gestalt, im weiten Mantel, mit dem Antlitz des Barons. Sie schien sich der Jungfrau nähern zu wollen, aber voll ahnungsvoller Ehrfurcht an ihren Platz geeselt zu sein. Auch ihrem Haupte fehlte der Rinkel nicht.

Sterzing weidete sich an dem Erscheinen seines Vortrags, und zögerte mit der Antwort. Jener fuhr fort: „Ich muß gestehen, daß diese Skizze einen tiefen Eindruck auf mich macht, als was ich bis jetzt von euch gesehen habe, und wenn ihr nicht meinem Konterfei einen Zug von Albernheit gegeben hättet, so würde jener Eindruck ganz vollkommen sein. Aber redet, woraus entsprang die hieroglyphische Konzeption? In der Landschaft sind Korrekturen; wie seid ihr dazu gekommen? Ihr nehmt doch sonst jede Partie, ohne zu irren, an.“ „Hört die Geschichte,“ antwortete der Maler. „Aber erst sagt mir, wofür haltet ihr diese Figuren?“ — Der Baron meinte, daß sie wahrscheinlich Maria und Joseph bedeuten sollten, worauf der Andere sagte: „Ihr habt es getroffen. Es ist der Moment vor der Verkündigung. Maria ist in der Sommerhitze hinaus gegangen, und treibt ein weibliches Geschäft; der Himmel schenkt ihr den Heiligenschein pränumerando, kleine Engeln schweben höflich über der zukünftigen Mutter des Herrn, eine kräftige Beleuchtung wird sie auf das Schönste herauslegen; der ätherische Hote mag erscheinen, wann er will, es ist Alles zu seinem Empfange bereit, und dieses liebe trostige Mädchen wird nicht ansehen, ihn etwas schnippisch zu fragen: „Wie soll das zugehn?“ Joseph, der seiner Brant in ihre Einfamkeit gefolgt war, merkt plötzlich, da er sie von Weitem unter dem Baume sitzen sieht, daß er nicht recht zu der Jungfrau passe, bleibt aus Respekt, wo er ist, und muß, wie jeder ehrliche Bräutigam in ähnlicher Lage, etwas verlegen, oder wenn ihr wollt, einfältig aussehn.“

„Ihr seid und bleibt ein Paradeist,“ rief der Baron, „aber wie kommt ihr zu dieser Porträtirung von Landschaft und Figuren?“

„Ich hatte lang im Sinn, ein solches Bild zu machen,“ sagte Sterzing. „Die Landschaft war zusammenphantasirt, und auf das Papier geworfen; mit der Staffage baperte es, mein Gehirn wollte nicht in die Wochen kommen. Zufällig trage ich das Blatt heute bei mir, als ich umherziehe. Ich dränge durch den Thabweg zu der Stelle, die ihr kennt, und sehe auf einmal das ganze Gemälde, wie ich es wünsche, vor mir. Das Försterhäuschen, die Eiden, der Brunnen — fast so, wie meine Phantasie, die mit wenigen Strichen in eine Kopie umzusetzen war. Unter der größten Eiche ein Kind, wie ich mir die Jungfrau dachte, die sich bei der Geburt ihres ersten Sohns so resolut benahm. Ich hätte beinahe vor Freude geschrien

bei diesem Anblick, bezwang mich aber, holte still den Bleistift hervor, und im Hinsehen war das Ding fertig."

"Aber Joseph?"

"Ihn müßte ich dazu haben, wegen des Kontrastes. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir kein anderer Mann einfiel, als ihr, und so erlangte ich den Heiligenschein."

Sterzing packte seine Sachen zusammen, und trug sie fort. Ausser Freund war wieder allein, und in der seltsamsten Stimmung. Die Gestalt des Mädchens unter der Eiche wich nicht aus seinem Geiste, und er erinnerte sich mit einem träumerischen Begagen, wie ihm das Urbild, wenn er in der Nähe des Hörsterhauſes spazieren ging oder ritt, oft aus einem dunkeln Seitenwege unerwartet entgegengetreten war, ihn dreist und unbefangenen grüßend. Er wurde zum Abendessen gerufen, und war bei der Tafel zerstreut, als gewöhnlich. Nur mit halbem Ohr hörte er auf die Pöſſen Sterzings, die ihn sonst zu ergötzen pflegten. Dieser hatte sich durch verschiedene geheimnißvolle Neben der Tante Cordula eingebildet, daß er aus irgend einer illegitimen Verbindung irgend eines Fürsten entsprossen sei, und die brave Frau, welche, bei aller Herzengüte, doch gern unter Stammnbäumen spazieren ging, sah freilich den Maler seit dieser Entdeckung mit andern Augen an, schmückte seinen Namen mit dem bedeutenden von n, hielt den vertraulichen Ton zwischen ihrem Vessin und ihr für nicht so anständig mehr, als früherhin, und tröstete ihn, wenn er über die Dunkelheit seines Schicksals klagte, mit der Zeit, die oft verborgene Größe an das Licht gebracht habe.

"Bemerken Sie mir unsern Eremiten, meine Gnädigste," sagte er, als er merkte, daß seine gewöhnlichen Scherze nicht verfliegen. "Obgleich in schätzbarer Gesellschaft, befindet er sich doch, wie ich sehe, ganz mit sich allein, höchstens von einigen melanchoſischen Gedanken umgeben. Ach ja, das Unglück der Zeiten ist schwer, und drückt auch kräftige Seelen. Was kann illegitimen Prinzen das Bewußtsein ihrer erbahenen Geburt helfen? Sie gehen an ihrem Incongnito zu Grunde, die Legitimation geschieht vielleicht jenseits nicht einmal."

Er sah die Tante bei diesen Worten bedeutend an, und leerte ein großes Glas Wein aus, als wollte er seine Begehrt hinter diesem Trunk verhehlen.

Die Tante Cordula sprach: "Schon das Gefühl einer würdigen Herkunft ist unbezahlbar, werde lehtere von der Welt auch nicht erkannt; die Gleichgestimmten finden sie heraus, und wissen sie zu achten."

"O meine Verehrliche," rief Sterzing, indem er der Dame die Hand küßte, "solche Gefühle beglücken unendlich in der Nacht eines

schweren Verbängniſſes. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen aus der Stadt den neuen Hof- und Staatskalender senden darf?"

"Er wird mir ein werthes Andenken sein," erwiderte die Tante, und nahm ernsthaft eine Priſe Spaniol, worauf sie die Tabatiere dem Maler darbot, der mit gleichem Ernst aus ihr sich bediente.

Der Baron war aufmerksam geworden, und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, weil ihn diese Motivirungen peinigten. "Es ist doch ein sonderbarer Zufall," rief er mit einiger Befangenheit, "der Ihre heutige Zeichnung schuf!"

"Darnum verzage kein Junggeſell," erwiderte der Spötter, der aus den Persönlichkeiten sich nicht loswinden konnte, "wenn er nicht gleich eine Staffage für seine Landschaft finden kann. Ich hatte auch die Bäume und Gräser eher, als die Figuren, und es gibt ihrer, die haben Korn und Dorn, Kind und Geſind, den herrlichsten Proſpekt von der Welt, nur das charmante Figürchen, welches das Ganze erst beleben muß, fehlt ihnen. Gott gebe allen Soldaten baldige Staffage! Stoßen wir darauf an!"

Die Gläser klangen, Sterzing verkündigte seinen Entschluß, morgen abzureisen. — "Ich muß wieder akademische Luft atmen und mit Kunstgenossen plaudern," sagte er. "Sie sollen die Zeichnung haben von Joseph und Maria, Baron, sobald das Gemälde fertig ist. Würden wir vornehmen Personen (ich verstehe hierunter auch Prinzen von gewisser Art) nicht von Standesbegriffen eingekwängt, so würde ich dem Sanet Joseph rathen, ungerath an die Jungfrau Maria heranzutreten, denn sie ist, bei allen Heiligen, ein Zuckerpüppchen."

Die Tante, welche den Sinn dieser Worte zwar nicht faßte, aber dennoch Alles, was geredet wurde, auf ihre Ideen bezog, sagte: "Sie heißt nicht Maria, sondern Vinciane, Herr von Sterzing." "Nein, sie heißt Emilie," fuhr Werner heraus. "Wie?" fragte die Tante und der Maler. "Ich meine des Hörsters Tochter," antwortete der Baron verlegen. Die Tante murrte: "Was will er mit der Hörsterstochter sagen?" und ging zu Bette. Der Maler lachte und rief: "Hier ist eine babiloniſche Sprachverwirrung. Gute Nacht, ich wandere morgen ganz in der Frühe. Ihr seid die bravste freiberliche Seele unter Gottes Himmel. Schafft euch Staffage an, ich male euch dann gratis als nobeln Gatten und Vater."

In der Einsamkeit der Nacht reiste in dem Baron ein unerwarteter Entschluß. Sein Charakter war von Natur selbständig, und ein mehrjähriger Aufenthalt in England hatte ihm eine gewisse Neigung zum Sonderbaren gegeben, weshalb ihn seine Freunde wohl im Scherz Wylord zu nennen pflegten. Kein Mensch war

umfassender, als er, wenn es Kastenbegriffe galt, und befangener, wenn es eigene vorgefaßte Ideen betraf. Das ganze Gefühl seiner Verlassenheit kam in dieser Nacht, die er wandernd und sinnend zubrachte, über ihn, und das ganze Bewußtsein, welchen Himmel gerade er an dem Busen einer Genossin zu finden im Stande sei. „So will ich denn,“ rief er aus, „nicht länger zaghaft vor dem Paradiese stehen, welches mir winkt. Was kostet es mehr, als einen Schritt, und das höchste Glück ist mein, welches die Erde mir bieten kann. Wo ich bis jetzt suchte, konnte ich nicht finden: das Verdachtlich des Geschlechts ist zu groß, die Verbildung zu ungeheuer, als daß ein empfindender Mann auf dem Markte, wo die schöne Waare still steht, seinen Kauf zu machen im Stande ist. Klein, ich wähle mir den reinen unentweiblichen Stoff; die zärtlichste Sorge; die liebevollste Aufmerksamkeit soll daraus die Schöpferin meiner Zufriedenheit mir erziehen. So erkieset sich der Künstler den schneeweissen Marmor, und formt daraus das Bild, welches nachher der Gegenstand seiner eigenen Anbetung wird. Glücklicher Mann, dem es gelingt, in seiner Geliebten sein Werk zu schauen; welche Tage werden ihm mit dem dankbaren Geschoße seiner Wahl verfließen!“

Er sprach es nicht aus, aber er nahm im Stillen sich vor, daß Emilie der Zögling dieser erotischen Bädagogik werden sollte. Glückliche Jugendneigungen abgerechnet, hatte er noch nie geliebt; was Wunder, daß er jetzt in der Vorahnung einer vollkommenen Wonne schwelgte, und gar keine Schranken sich zu setzen wußte. Die Sonne ging auf, nichts sollte verzögert werden, es mußte gleich ein Schritt geschehen.

Er ließ fädeln, und stieg froh, wie ein Mann, der einen großen Gedanken gefaßt hatte, zu Pferde. Er hatte Alles in sich zurecht gelegt, wie er den Vater bewegen, die Tante zu seinen Zwecken führen wollte. Der Braune trug ihn längs dem prächtigen Strome rasch dem Försterhause zu. Ueber dem Wasserpiegel wallte ein leichter Nebel; es war ihm, als läge er darin die lustigen Gestalten der Nixen, als hörte er sie Brantlieder singen. Der Weg führte über Felder, Wiesen, durch Feld und Gestein, an mancher lieblichen Stelle vorbei. Unser Freund bezeichnete im Gedanken schon die Plätze, wo dereinst Nubekänke für Emilien angebracht werden sollten. — „Wie glücklich können wir Vornehmen sein,“ rief er aus, „wenn wir nicht an Erbärmlichkeiten kleben! Vieles hängt von uns ab; wir stehen freier da, als der Bürger. Ich entscheide mich in einer muthigen Stunde für das Landmädchen, und mit diesem Entschlusse ist eine Welt von Unannehmlichkeiten unter meine Füße geworden. Wählte ich ein hochgebornes Fräulein, wie würde ich da mich zwingen, mich bestimmen lassen müssen, statt daß ich jetzt, frei wie ein Gott, mein Loos selbst bedinge und bestimme.“

Das Försterhaus lag vor ihm. Im Garten ging Emilie umher, und bezog Blumen. Sie hörte den Hufschlag des Pferdes und wandte das offene, feste Gesichtchen nach ihm. Mit einem Sprunge war sie augen und begrüßte den Baron, wie er's von ihr gewohnt war, ohne die mindeste Schüchternheit. Er fragte sie nach ihrem Vater, sie versetzte, daß er im Hause sei, und erbot sich, ihm das Pferd zu halten, bis er sein Geschäft mit dem Alten abgemacht habe. Der Baron äußerte Juchst, daß sie von dem Thiere beschädigt werden möchte. Sie erwiderte: „Es ist doch nicht anders zu helfen, die Leute sind alle über Feld; geben Sie mir nur den Braunen, er thut mir nichts, man muß ihn nicht zerren, er ist ganz sanft, wenn man ihn ruhig umherführt.“ In diesem Augenblicke war es Wernern, als könne dem Mädchen keine Gefahr etwas anhaben. Er stieg ab, gab ihr das Pferd; sie nahm es ruhig an, und der kleine Reitknecht führte es gar verständlich im Kreise umher.

Der alte Konrad wunderte sich sehr über den frühen Besuch. „Ich komme, euch etwas mitzunehmen,“ rief der Baron. „Das ist man von Ihnen nicht gewohnt.“ antwortete der Förster; „Sie geben eher.“ „Was ist's denn?“ „Eure Tochter!“ antwortete der verkappte Freier. „Halt, gnädiger Herr!“ rief der Alte, indem er vom Sessel aufstuh — „daraus wird nichts, nehmen Sie mir's nicht übel.“ Der Baron sagte nun mit so viel Höflichkeit, als seine Verstellung erlaubte, das einfuhrte Mädchen her. Er müsse für seine Tante, für die Gemahlin, die er in der Zukunft einmal heimführen werde, die Gesellschaftin und Gehülfin haben. Das Kind lasse sich so gut an, daß er keine bessere Wahl in dieser Hinsicht treffen könne, sie solle, wenn der Vater nichts dawider habe, noch in diesen Tagen auf das Schloß, um Unterricht und Erziehung zu bekommen.

Während dieser Reden ging der alte Konrad mit den sonderbarsten Geberden in der Stube auf und ab. Sein Gesicht war roth, die Hände hatte er geballt, und secht damit in den Kisten, man sah, daß er mit sich, wie mit einer zweiten Person, den heftigsten Kampf tritt. „Verfluchter Antrag,“ rief er, ohne sich an die Gegenwart seines Dienstherrn zu kehren — „dem Vater das Kind wegnehmen wollen!“ — „Alter Sündler, belehre dich, laß den schändlichen Eigennutz; es ist des Kindes Vortheil.“ — „Vortheil? Schöner Vortheil! Man weiß wohl, wie man sie hängelt, aber nicht, wie man sie wiederbekommt.“ — „Albernese Gleichwägle! der Herr ist die Tugend selbst: sie ist dort aufgehoben, wie in Abrahams Schooß.“ — „Nein, sag' ich, sie kriegt Dinge in den Kopf, die für sie nicht passen.“ — „Warum denn nicht? das Mädel hat ein gutes Jugendum, es wäre Jammer und Schade, wenn sie

nichts lernte.“ „Es ist ein Fingerzeig vom Himmel, ich gebe sie hin.“

Der Baron hörte diesem lauten Denken des alten Waidmanns lächelnd zu. Konrad wandte sich zu ihm, und sprach: „Meinetwegen können Sie die Dürre bekommen.“ Der Baron dankte ihm und wollte fort. „Ja“, sagte der Förster, „da ist noch eins nöthig: wir müssen sie erst selbst fragen. Sie ist ein kleines eignes Ding; wenn sie nicht mag, bringen sie vier Pferde nicht auf das Schloß.“ Beide gingen zu Emilien, die noch immer als Stallmeister Dienste that. „Du sollst auf mein Schloß“, rief ihr der künftige Gemahl zu. „Wer will mich dazu zwingen?“ fragte schnippisch die artige Kleine. Er erwiderte kleinlaut: „Zwingen wird dich Niemand, es geschieht nur, wenn du es wünschst“, und der Vater schnunzelte wohlgefällig. Es wurde ihr nun die Sache erklärt; sie sagte trocken: „das bin ich zufrieden“, hielt dem Baron den Steigbügel, und ging wieder zu ihren Blumen, um das Begießen fortzusetzen.

Den Rückweg machte der Baron nicht halb so heroisch, als den Hinweg. Er schob seine Verdrießlichkeit auf das Nachwachen und seine Erschöpfung. Inzwischen nahm er sich zusammen, denn es galt nun, eine dreiste Lüge mit heiterer Stirn vorzutragen.

Er hatte im Sinn, die Tante dadurch für sich zu gewinnen, daß er sich ihren Absichten geneigt zeigte. Er fand sie auf dem Sopha, von Migraine geplagt, und setzte sich zu ihren Füßen, indem er sein Beileid bezeugte, worauf ihm keine Antwort erhielt ward. „Ich bedaure“, hob er etwas boshaft an, „um so mehr Ihr heutiges Nebelbefinden, als es mir das Vergnügen Ihrer Begleitung entziehen wird.“ „Ich habe eine kleine Partie vor.“

Jedes ihrer geistigen Worte hat sich meiner Seele fest eingeprägt, in der Stille bin ich zur Ueberlegung gekommen: ich will den Nachbar heute besuchen, und wünsche herzlich, daß ich ihm und Fräulein Luciane gefallen möge.“

Die Tante sprang vom Lager auf, erklärte, daß ihr Kopfschmerz plötzlich nachlasse, und daß sie bereit sei, den Vessien zu begleiten. Sie rief ihr Kammermädchen, ließ sich sogleich aufkleiden, steckte mehr Ringe an als gewöhnlich, und rubete nicht eher, bis ihr Werner versprochen, seine Uniform anzuziehen.

Er war mit dem Erfolge der angewandten Kriegskunst zufrieden, und dies erbeizte seine Stimmung wieder. Geduldig hörte er im Wagen das schon oft vernommene Lob einer glücklichen Ehe an, indem er sich im Stillen dazu das artige Persönchen Emilie dachte. Der Sermon war noch nicht ganz geendigt, als der Wagen schon vor dem Schlosse des Nachbarn hielt. Dieser, ein kurzer, torquellenter Pfliegmatikus, tam die Treppe herabgelaufen, und bot der Tante mühsam den Arm. Der Baron folgte. Oben empfing die

Gesellschaft Fräulein Luciane mit der zierlichsten Verneigung. Die Tante nannte sie sehr zärtlich: „Mein liebes Kind“ und küßte ihr die Stirn, der Baron aber sagte, gegen seine erste Art, dem Fräulein fast bei der Begrüßung schon eine Galanterie, worauf dieses gebildete Frauenzimmer mit der Keiminsenz aus einem Dichter antwortete.

Man redete nun erst vom gegenseitigen Wohlbefinden, dann vom betrübten Hintritt einer sechzigjährigen Edelbame in der Nachbarschaft, und den Krankheiten verschiedener Personen, welche für diesen Kreis von Interesse waren. Zwischen diesen Gesprächen wurde Kaffee servirt, und darauf noch bei hochstehender Sonne ein Spaziergang durch den Gemüsegarten gemacht, welche Mühe zu versüßen, der Nachbar, trotz seiner starken Transpiration, einige lange Geschichten aus seiner Jugend erzählte. Als man in das Haus zurückgekommen war, nahm die Unterhaltung einen höhern Schwung, und warf sich mit voller Gewalt auf Kunst und Wissenschaft, eine Veranlassung für die Gäste, Luciane zur Produktion ihrer Talente aufzufordern. Das Fräulein brachte nach einigem Weigern ihre jüngstvollendeten Skizzen und Zeichnungen hervor, welche gebührend bewundert wurden, und spielte einige Sonaten auf dem Klavier ab, wodurch sie den ungetheilten Beifall der Fremden erwarb. Die lauten Neugierigen desselben erweckten den Nachbar, welcher unterdessen in einer Ecke des Zimmers entschlafen war, und nun sich neugegährt fühlte, ebenfalls wieder zum geselligen Vergnügen beizutragen. Er ließ unter dem Jenseits Pferde vorbeiführen, auch wurden neue Lütticher Jagdsinten gebracht, woran die Arbeit wirklich vortreflich war. Der Anblick dieser tödlichen Instrumente setzte zwar die Damen in einigen Schreden, indessen bestärkte sich die Erfahrung, daß die Freude vom Grauen einen schärfern Charakter gewinnt, an dem nach ihrer Entfernung äußerst lebhaft werdenden Gespräche. Eine sehr gute kalte Collation folgte. Werner saß neben dem Fräulein, welches ihn stark nöthigte, und von der Tante mit gerührten Blicken betrachtet wurde. Der Nachbar brachte dieser scherzhafte Geinndheiten zu und nannte sie seine Schöne; kurz, die Begeisterung hatte den höchsten Gipfel erreicht, als die Stunde zur Absahrt mahnte. Man trennte sich mit dem Wunsche des baldigsten Wiedersehens, und versprach bestimmte Tage zu gegenseitigen Besuchen festzusetzen. Wir dürfen bei diesem Punkte die Tüde des Barons nicht verschweigen, welcher wie ein Insekt sich im Stillen vornahm, an solchen Tagen entweder krank, oder mit Geschäften überhäuft zu sein. Er küßte jedoch dem Fräulein affektvoll die Hand, und versprach ihr nächstens ein philosophisches Buch, nach welchem sie unendlich verlangte, zu senden.

Die Tante hatte den ganzen Nachmittag über, so zu sagen, in

einem Meere von Vergnügen geschwommen, und konnte diese Empfindung nicht stark genug auf dem Rückwege aussprechen. Der Heuchler im Wagen spielte seinerseits die Komödie mit der guten Frau unter leisen Vorwürfen seines Gewissens weiter.

„Wir können uns rühmen,“ sagte er, „auf recht deutsche Weise die letzten Stunden genossen zu haben. Lucianen weiß ich kein anderes Mädchen an die Seite zu stellen; ich bin ganz außer mir über den unerwartet mächtigen Eindruck. Es wäre thöricht, dahin und dorthin zu tasten, und nicht vielmehr das Nächste, Beste zu ergreifen. Sie vergehen meiner in solchen Dingen mit natürlichen Schüchternheit, daß sie sich noch nicht näher über diesen delikaten Punkt äußert, ich will Ihnen jedoch zeigen, daß es mir damit Ernst ist.“

Und nun erschien die Fabel des Morgens in etwas veränderter Gestalt. Es sei Pflicht, meinte der Baron, wenn man auf Heirat mit einer so gebildeten Dame sinne, für eine gebildete Gesellschafterin in der ländlichen Einsamkeit zu sorgen, auch werde eine treue und geschickte Heferin in der Wirtschaft nothwendig sein. Die Tante verschmerzte den kleinen Stich, den ihre Eitelkeit dadurch erhielt, und fragte: „Wen nehmen wir? Am besten wäre ein Mädchen, welchem wir selbst noch die letzte Ausbildung geben könnten, eine sechzehn- oder siebenzehnjährige etwa.“ Der Baron rief: „Solch eine habe ich gefunden,“ und berichtete seinen Plan mit Emilien, so wie den Wunsch, das Kind in den nächsten Tagen auf das Schloß zu holen. Die Tante gab ihre Einwilligung, und lebte sich in eine Ecke des Wagens, um zu entschlummern, da sie denn bald im Traume den Baron und das Fräulein vor dem Altare hochzeitlich geschmückt, hierauf aber an vierundzwanzig kleine Werners und Lucianen sah, welche sie um Bombons ansprachen.

Am andern Morgen brachte der Kammerdiener Wernern ein großes Schreiben vor das Bett. Dieser sah ein standhaftliches Siegel, erbrach, und fand sich nicht wenig durch den Inhalt überrascht. Die Ritterchaft des Kreises wählte ihn zu ihrem Vertreter in einer verwickelten Angelegenheit vor dem Reichstage. Der Gegenstand war schon mehrere Jahre durch entfernte Bevollmächtigte betrieben worden, und hatte kein Resultat geliefert, gegenwärtig hoffe man, ihn durch einen von allen Lokalverhältnissen vollkommen unterrichteten, selbst bei der Sache interessirten Mann zum gedeihlichen Ende zu führen.

„Welch ein verdrießlicher Zufall!“ rief der Baron aus. „Dieser Auftrag ist zu ehrenvoll, als daß ich mich ihm entziehen darf, auch ist es hohe Zeit, unsre Gerechtsame aus den Krallen der Advokaten zu reißen, gleichwohl treuet das öffentliche Geschäft meinen Privatvortheil auf das Empfindlichste.“ — Er sprang

aus dem Bette, kleidete sich an, und ging zur Tante. Nachdem sie erfahren, was bevorstand, sagte sie: „Sehr fatal! Das Beste wäre, wenn du durch eine rasche Verlobung mit Fräulein Lucianen, vor deiner raschen Abreise nach Regensburg, die Sache in Richtigkeit brächtest.“ „Mein Gott,“ antwortete er, „äußerst verlegen, das wäre ja sehr unschicklich,“ und wollte sich entfernen. „Krühschnitz du nicht mit mir?“ fragte sie. „Nein,“ erwiderte er, „ich fahre gleich nach dem Försterhause, um Emilien zu holen.“ „Nun ich denke,“ sprach Cordula, „mit der hat es denn auch wohl noch Zeit.“ — Aber Werner war schon zur Thüre hinaus, und bald darauf hörte sie den Wagen rollen.

Der alte Konrad empfing ihn vor der Thüre seines Hauses ganz heiter. „Wollen Sie das Kind haben?“ fragte er. Der Baron bejahte. „Immerhin,“ versetzte der Alte; „sie ist bereit, und kann Ihnen jeden Augenblick folgen.“ Emilie kam.

„Ich bin hier, um dich abzuholen, liebe Emilie,“ sagte der Baron. Dem Kinde trat eine kleine Thräne in das himmlisch-klare, blaue Auge, sie trocknete dasselbe rasch, sah wieder freundlich aus, und sprach zum Vater weiter nichts, als: „Adieu!“ indem sie ihm die Hand gab. Der Vater ließ sie niederstürzen, legte ihr die Hände auf das Haupt, und sagte: „Der Herr segne und behüte dich! Adieu, mache, daß du fortkommst.“ Dann hob er sie auf, küßte ihr die Stirn, und ging, ohne sich umzusehen, in den Wald.

Der Baron hob Emilien in den Wagen, die Schreden flogen davon, und unserm Freunde war wie einem glücklichen Abenteuer zu Muth, der ein kostbares Kleinod errungen hat. „Was soll ich bei Ihnen lernen?“ fragte Emilie. Er versetzte: daß er sie in seinen weiblichen Arbeiten, in der Erdebeschreibung, Geschichte, und Naturgeschichte, so wie in der deutschen Sprache unterrichten lassen werde. — Das Kind schüttelte den wunderthätigen Kopf, und rief: „Deutsch lerne ich nicht mehr, das kann ich schon.“ Er suchte ihr deutlich zu machen, daß man seine Muttersprache auch nach Regeln lernen müsse, worauf sie begierig fragte: was eine Regel sei? Er bemühte sich, ihr davon einen Begriff zu geben; sie wurde ganz traurig, fing an zu schluchzen und rief: „Lassen Sie mich aus dem Wagen, ich will zu meinem Vater zurück, ich mag nicht auf Ihr Schloß.“ — Der Baron weußte nicht, was ihr war, er fragte sie nach dem Grunde ihrer Belümmerniß. „Wenn Sie mich mit solchen Sachen plagen wollen,“ rief der niedliche Trostpsyl aus, „da ist es gar nicht zum Aushalten bei Ihnen.“ Unser Freund versprach seiner Eltern in der Angst, sie solle nichts lernen und thun, als was ihr Vergnügen mache, und bat sie, sich zu beruhigen. Ein eignes Gefühl ergriff ihn, als der Wagen durch das Schloßthor rasselte, und Emilie so umbeengen alle die Ge-

bäude anschaute, in welchen sie dereinst neben ihm herrschen und wirken sollte.

Die nächsten Tage vergingen rasch unter mannigfaltigen Geschäften, und der Scheidemorgen kam heran, ehe man sich es versah. Der Knecht empfahl seiner Tante den lebenswürdigen Schilling, und fuhr fort mit dem Gedanken, in einem Vierteljahre spätestens wieder einzutreffen, um dann selbst seine künftige Frau sich zu ergötzen.

Emilie hatte sich bald auf dem Schlosse zurecht gefunden. Es schien, als wollte sie ihr Eigenthum kennen lernen, so eifrig durchlief sie alle Säle, Zimmer, Gänge, Höden, Keller. In die Ställe und Remisen trock sie; kein Blas in den Gärten und Höfen blieb unbeachtet. Die Lehrer, welche kurz nach des Barons Entfernung anlangten, hatten oft Noth, sie zu finden, wenn die Lektionen beginnen sollten. Auch schien der Geist des Kindes durchaus für die todte Art des Unterrichts, welche damals noch allgemein herrschte, nicht sehr empfänglich zu sein; es hielt schwer, ihre Aufmerksamkeit zu wecken, und wenn sie geweckt war, dieselbe zu erhalten. Dennoch fühlten die Unterrichtenden einen stillen Zug der Neigung zu dem schönen, munteren Kinde, und trösteten sich damit, daß sie allzulang versäumt worden sei, um rasch lernen zu können. Eine Natur, welche sich spät entwickelt, hat immer etwas sehr Anziehendes, man obht in ihr bedeutende, lang aufgehaltene Schätze. Emilie war fünftehn Jahre alt, und nichts deutete die Jungfrau an. Wir müssen es der Malerphantasie zu Gute halten, daß Sterzing ihr schon jetzt eine Vertheidigung hatte zubedenken können.

Verursachte sie den Lehrern, wo nicht Besümmerniß, doch einige Sorge, so war sie dagegen der Tante zur größten Freude in das Schloß gekommen. Diese würdige Frau hatte in ihrem Benehmen gegen Jüngere etwas Sanftes und Mütterliches. Emilie war früh mütterlos geworden, sie wandte jetzt ihr ganzes aufgeschlossenes Gefühl der Frau zu, welche sich zum Erstnenmale ihrer annahm. Ihr zu dienen, stinler als Bediente und Mägde ihr das Verlangte zu holen; zu ihren Füßen sitzend, kleine Arbeiten zu verrichten, war dem Kinde das höchste Vergnügen. Die Tante, geführt durch die Anhänglichkeit, widmete sich selbst mit vielem Eifer dem Bildungsgefchäfte, unterrichtete Emilien in Wissenschaften, lehrte sie stiden und nähen, nahm sie auf ihren Besuchen in der Nachbarschaft mit, und ließ sie in ihrem eignen Schlafzimer ruhn. Nicht wenig that sie sich darauf zu Gute, daß Emilie alles, worin sie das Mädchen unterwies, spielend begriff, und sie konnte sich nicht enthalten, wenn die Lehrer über Mangel an Fassungskraft klagten, die Bemerkung auszusprechen, daß die

Kinder oft gescholten würden, wenn die Methode etwas versehen hätte. Hin und her langten Briefe vom Baron an, von Berögerungen im auftragtragenden Geschäfte redend, und die Kündtehe hinaussehend. Man kann nicht sagen, daß die Tante sich in ihrer Einsamkeit unwohl gefühlt hätte, denn es bleibt immer wahr: die Frauen werden auch von den besten Männern bedrängt. In einem Hause, worin Männer das Regiment führen, herrscht Thätigkeit und Erwerb; da, wo die Frauen gebieten, waltet Ruhe und Genug. Das Schloß war jetzt, wie ein stilles Kloster, und nur die Züge der Mäher und Schnitter, welche sich über den Hof schwenkten, das Rauseln der Aderswagen, bezeugte, daß dort mehr gethan werde, als Beten. In solcher glücklichen Abgeschiedenheit blieben die Gespräche der Lehrer, welche sich bisweilen von den sonderbaren Gewitterwolken am westlichen Himmel unterhielten, fast unbeachtet. Man konnte sich dort, wie an vielen Orten unsers Vaterlandes, nicht denken, daß der Umsturz und die Zerstörung da eintreten werde, wo gegenwärtig Ordnung und Sicherheit herrschte.

So verlebte die Tante in unzerstörlicher Heiterkeit mit ihrem Zögling einen Tag nach dem andern. An Besuch fehlte es nicht, denn die gute Frau wollte auch dieses Vergnügen, da es ihr eine Zeit lang gegönnt war, in vollen Zügen genießen. Der Baron hatte durch eine gewisse Unfreundlichkeit manchen Nachbar, diesen und jenen Bekannten zurückgeschreckt; denn er war nach der Weise gebildeter und talentvoller Männer intolerant gegen das Mittelgut der Gesellschaft, welches in den Frauen seine gebornen Beschützerinnen verehrt. Nun fanden sich die Verschleuchten, als sie merkten, daß das Feld rein sei, nach und nach wieder ein, und wurden von der Tante freundlich empfangen.

Da kamen zärtliche Mütter, gute junge Töchter, redliche Männer, Hofdamen, welche sich zurückgezogen hatten, pensionirte Officiere mit ihren Ressen in der Rönrichsuniform, Domherren, Kaufleute, welche ihre Kapitalien in Gütern angelegt hatten, hinter einander auf das Schloß, und wurden bewirbet. Auch den Mäusen stand die gastliche Thür offen. Ein Flötenspieler, dessen Konzert in der nächsten Stadt verunglückt war, sprach für mehrere Tage ein, und unterhielt die Anwesenden auf seinem Instrument.

Goldergelbst zogen die Figuren der Welt in dem angenehmen Schimmer einer Laterna Magica an Emiliens heimem, aufmerksamem Sinne vorüber. Das sonderbare Mädchen war einmal nicht geschaffen, aus Büchern und auf Befehl zu lernen; ihr Geist verlangte Anschauung, und sagte nur, was er selbst mit freier Thätigkeit sich zueignete. Sie, deren Flatterhaftigkeit in den Lehrproben tragen nicht zu bändigen war, horchte Stunden lang zu, wenn der Kaufmann von seinen Reisen, der Krieger von seinen Abenteuern,

die Hofdame von den Wundern der Hauptstadt erzählte. Dabei geriet sie durchaus nicht in den Zustand der Zerstreuung; denn die Tante hatte durch ihren Verstand, und durch ihre persönliche Würde eine große Ueberlegenheit, den Menschen gewöhnlichen Schlags gegenüber, die sich in diesen Mauern blühen ließen. Sie trat daher Unruhe oder Schwärmen ein, und die gesellschaftliche Freude drang nicht über die Grenzen eines munteren, belebten Gesprächs. Mit Klugheit verhinderte die Tante zahlreiche Zusammenkünfte, welche der Tod alles häuslichen Behagens sind, und das Schloß glich auch darin einem Kloster, daß zwar Jedem vergönnt war, an seiner Pforte zu klingen und einzutreten, Niemand aber hoffen durfte, mit Gevatter Hinz und Kunz, als wie in einem Gasthose darin zusammen zu treffen.

Während nun so Emilie, von keiner übermächtigen Erscheinung bedrängt, aber von tausend kleinen belebenden Einflüssen angeregt, der schönsten Entwicklung zureifte, dachte die Tante, wenn ihr Blick über die Gegenwart hinaus spähte, an die glückliche Zeit, da das gebildete Fräulein Luciane erst hier den rechten Hof der Sitte und Gefelligkeit gründen werde. Sie erwies dem Nachbar und seiner Tochter alle mündigen Gefälligkeiten, und prägte Emilien die größte Ehrfurcht vor ihrer künftigen Gebieterin ein. Letztere trug dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken, indem sie das Kind, wenn sie mit demselben zusammentraf, ganz überfach, oder höchstens mit einem gleichgültig lächelnden Blicke überschiehe.

Der Baron führte indessen ein ganz verschiedenes buntes Hof- und Reiseleben. Dem Geschehniß an Reichstage waren bedeutende Hindernisse entgegengesetzt worden, deren Hebung sich nur hoffen ließ, wenn die einzelnen deutschen Höfe, welche in dieser Angelegenheit konfultirt, persönlich besucht würden. Er entschlöß sich zu diesen Reisen, und war nach einander wohl in fünf bis sechs Residenzen, ohne sonderlichen Erfolg seiner Bemühungen zu sein. Da jede Schwierigkeit bei ihm nur den Eifer und die Hartnäckigkeit für eine unternommene Sache vermehrte, so widmete er sich dem Auftrage nun erst, wo Andere sich zurückgezogen hätten, nun so gewissenhafter. Er verband sich mit den einrichtsvollsten Rechtsgelehrten, trat den Kaiser in Wien selbst um die Sache an, und hatte nach drei mißvollen Jahren die Genehmigung, seinen Kommissanten die Anerkennung ihrer Forderungen melden zu können.

Freilich sagte ihm ein stilles Bewußtsein, daß, wenn die Verfassung des Reichs noch in voller Kraft bestünde, solche Ansprüche einzelner Glieder, als er vertreten hatte, nie hätten durchgeschritten werden können. Und so lehrte ihn das eigene Gewissen, was die Beobachtung Anderer ihm laut genug während dieser Zeit verkündet hatte; daß das deutsche Reich schon eigentlich aufgehört habe, und

den Leichen in manchen Gewölben gleiche, welche noch die vollkommene menschliche Form zeigen, aber bei der leisesten Berührung in ein Häufchen Staub zerfallen. Ueberall hatte er mit Schauder gesehen, daß jeder Stand, vom größten bis zum kleinsten, nach einer unbedingten Freiheit strebte, und nur auf die erste günstige Gelegenheit wartete, um das morische Band zwischen sich und dem Oberhaupt zu zerreißen. Viele Gespräche mit Vornehmen und Personen des Mittelstandes überzeugten ihn, daß die Einrichtungen, welche mehrere Jahrhunderte hindurch vorgeblich hatten, nunmehr abgemunkelt waren. Das Ungewitter in Frankreich war immer drohender geworden, die Kiedern richteten sehnsuchtsvolle Blicke dahin, und hofften im Stillen auf die Apostel des neuen Evangeliums; die Höheren wandten sich mit schroffem Abscheu von der unheimlichen Erscheinung ab, und meinten: nun erst seien Privilegien und Geburtsvorzüge recht fest zu halten, da ein rasender Pöbel beabsichtige, diese schönen Güter für sich zu rauben. Der Baron gehörte zur letztern Partei; er war Aristokrat, aber er war es in einem edlen Sinne. Sein Gemüth sagte ihm, daß er Niemanden gedrückte, daß er das Seinige genossen, aber keines Andern Gemüth gekränkt habe. Er war immer ein Vater seiner Untertanen gewesen, und empfand einen unerträglichen Widerwillen bei dem Gedanken, daß diese patriarchalische Stellung auf eine wüste Art, und selbst zum Nachtheil derer, denen man helfen zu wollen schien, zerstört werden sollte. In einer gemischten Gesellschaft, in welcher er sich einst befand, kamen die gegenseitigen Grundfäße beider Parteien hart zur Sprache.

— Einige Anwesende freuten sich laut bei der Nachricht von einem zertrümmerten Geleze, welche so eben mit dem Pariser Monteur eingegangen war, und man sprach auf eine höchst mizarte Weise aus, was in erhitzen Köpfen sich damals Abenteuerliches bewegte. Der Baron konnte nicht länger an sich halten. „Guter Gott!“ — rief er — „in welcher Verblendung seid ihr Alle! Ist es denn möglich, auf Glück zu hoffen, wenn eine neue Völkerwanderung hereinbrechen im Begriff steht? Ruhe zu erwarten, wenn der blutrothe Himmel die greulichsten Stürme verkündigt? Ja, es wird sich Alles vollenden; aber nicht, wie ihr es denkt; der Wagen der Zeit wird über eure und unsre Leichen rollen. Ich will nicht vom Recht sprechen; dazu ist jetzt nicht der Augenblick, wie ich wohl merke. Ich will euch nur sagen, wie Alles kommen muß. Ihr denkt, wenn dieses Geschlecht erst in den Besitz der Fortseile, die ihr uns so sehr mißgönnt, gelangt ist, dann werden Saturnische Zeiten eintreten. Arme Thoren! Eben weil sie den Besitzstand, der so lange von der öffentlichen Sicherheit verbürgt worden war, zerstören konnten, werden sie ihn euren Besitz mit feiger Unruhe antreten, und unter ewigen Zweifeln genießen. Niemals werden sie desselben

froh werden, eine immerwährende Angst vor dem Morgen wird sie antreiben, das Heute rasend und gierig anzukostet. Die Verräther fürchten den Verrath, die Usurpatoren die Empörung, und die Demagogen einen listigen und kühnen Verfäher. Widerlegt mich, wenn ihr könnt!"

Solche heftige Reibungen machten zuletzt dem Baron das Leben in der Fremde unelisch; er dachte mit Sehnsucht an seine väterlichen Mauern. Emilien's Bild war etwas in den Hintergrund seiner Seele zurückgetreten; die Briefe der Tante erwähnten ihrer nur mit kurzen Worten, und sein eignes Verhältniß zu dem Mädchen ruhte doch, die Wahrheit zu sagen, allzu sehr auf einer Grille, als daß er davon hätte dauernd berührt werden können. Eben als der Entwurf des abgeschlossenen Recesses seinen Kommitenten überreicht werden sollte, langte ein Brief der Tante an, aus dem vorfolgende Stelle herausheben.

"Was Emilien betrifft" — schrieb sie — „so wirst Du Dich wundern, wenn Du sie wieder erblickst. Ihre Gestalt hat sich in den letzten Jahren außerordentlich entwickelt, sie steht jetzt in der vollsten Jugendblüthe, und ich fürchte, Du hast sie für einen rüstigen Krieger erziehen lassen, und sie Dir bald genug entführen möchte; denn mit einer solchen Figur kann sie nicht lange unbemerkt bleiben. Ihre Ausbildung hat einen sonderbaren Gang genommen. Du erinnerst Dich, daß ich immer sehr zufrieden mit ihr war; die Lehrer weniger. Wovon sie einen Nutzen ein sah, was zunächst sie betraf, das faßte sie leicht, auch war sie bald ein Persönchen, welches sich in jeder Gesellschaft produciren ließ. Aber mit den Jahren aus der griechischen Geschichte, mit den Namen fernere Länder und Städte zerguälte sie sich oft auf eine mittheilswürdige Art den Kopf, ohne daß etwas daran blieb. Der junge Mann, von dem ich Dir früher schrieb, daß er aus der Schweiz gekommen sei, und daß ich ihn zum Lehrer angenommen habe, indem ich die früheren neben ließ, begann dagegen den Unterricht auf eine ganz neue Weise. Er nahm Emilien mit hinaus in's Freie, machte ihre Neugier wege nach den Gegenden, die Stromauf- und Stromabwärts, östlich und westlich gelegen sind; ihr Geist übertrat allmählig die Grenzen Deiner Feldmark, wollte sich in dem benachbarten Gelände zurecht finden, dieses leitete aber wieder über zu andern Gebieten und so immer weiter, bis der geschickte Lehrer ihr einen höchst natürlichen Begriff von unserm Vaterlande eingepägt hatte. Da der Trieb zum Wissen nun einmal geweckt war, so verlangte sie selbst, etwas von den Nachbarländern zu erfahren, ihr Geist betrat den Ocean, und wurde in eine schrankenlose Freue versetzt, bis ihr als willkommne Haltepunkte die fremden Welttheile entgegenstiegen, kurz, sie erlangte bald, wie

durch einen großen Spaziergang, wünschenswerthe geographische Kenntnisse.

In der Geschichte war der Unterricht ähnlicher Art. Er fragte sie nach ihrem Vater und seinen Lebensumständen, davon wußte sie Bericht zu erstatten; nun sollte sie von ihrem Großvater erzählen, da ging es ihr, wie allen Personen ihrer Herkunft, welche nicht das Glück haben, die Reide bedeutender Ahnen in Bild und Stammbaum anschau zu dürfen, sie hatte kaum etwas von dem Manne gehört. Der kluge Lehrer ließ das Hausbuch des alten Konrad holen, in welchem, artig genug, die Geschichte dieses guten Mannes und seiner Vorfahren mehrere Geschlechtsfolgen hindurch aufgeschrieben worden war, und las es mit Emilien durch. Da manche merkwürdige Ereignisse darin verzeichnet standen, so fand das Mädchen viel Vergnügen daran. Ihr Großvater war Büchsenhändler bei einem benachbarten Kisten gewesen, und hatte im Gefolge seines Herrn dieses und jenes allgemein interessante Ereigniß mit angelebt. Durch solche Beziehungen erhielt die Hausgeschichte eine Richtung gegen das Allgemeine, die der Lehrer geschickt zu benutzen wußte, um Emilien nach und nach in immer größere historische Kreise zu locken. Die Methode glückte vollkommen, und ich versichere Dich, daß das Mädchen jetzt von jeder einigermassen bedeutenden Thatfache in der deutschen Geschichte Rede und Antwort zu geben weiß, daß ihr auch die ruhmvollen Handlungen der Alten nicht fremd sind.

Es war ein wunderbarer Mann, dieser Lehrer: er hatte unsere Natur durchaus erkannt, und wußte, daß Weiber sich nur mit demjenigen fruchtbar beschäftigen, was eine Beziehung auf das Gemüth hat, oder in irgend einem Zusammenhange mit ihrer nächsten, täglichen Umgebung steht. Er pflegte mitunter zu sagen: daß der Mann vom Wissen zur Erfahrung, die Frau hingegen von der Erfahrung zum Wissen fortschreite. Ich mußte ihm ganz vertrauen; darum ließ ich ihn gewähren, auch wenn ich ihn nicht befragt, so z. B. in dem Religionsunterrichte. Ich glaubte, daß er diesen ebenfalls leicht und faßlich einrichten würde, er befolgte aber hier einen entgegengekehrten Weg; denn er erzählte Emilien die biblische Geschichte ohne die mindeste Erklärung der Wunder und ließ sie Vers auf Vers, Spruch auf Spruch, im eigentlichen Sinne des Wortes, auswendig lernen. Als ich mich darüber wunderte, sagte er: Freiheit und Beschränkung im rechten Gleichmaß ist die höchste Bestimmung des Menschen. Zu jeder führt das Wissen, zu dieser die Religion. Alles Andere soll dem Menschen leicht und deutlich werden, sie allein muß schwer und ein Geheimniß bleiben. Ich habe Vieles begreifen lernen, aber nie, was der Ausdruck: Vernunftreligion, sagen will. Der Erfolg hat auch hierin seine Weisheit bestätigt. Emilie

ist fromm geworden, ohne zu frömmeln, und jene geheimnißvollen Sprüche und Verse haben der Heiterkeit ihrer Seele keinen Eintrag gethan. Sie ist ein außerordentliches Geschöpf, und ich bedauere oft die Niedrigkeit ihrer Geburt, welche ihr den Eintritt in die höheren Kreise des Lebens verweigert; denn sie würde auch der höchsten würdig sein. Ich empfinde zu gleicher Zeit eine wahre Furcht vor dem Augenblicke, der sie von meiner Seite reißt; denn ich habe mich ganz an sie gewöhnt. Ich bin so weitläufig über sie gewesen, damit Du weißt, was Du zu erwarten hast, wenn Du nach Hause zurückkehrst."

Diese wohlgemeinten Worte brachten einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Baron hervor. Seine Phantasie schmückte Emilien's Bild über alle Schilderungen der Dante reizend aus; zugleich empfand er einen innerlichen Triumph, daß das herrliche Weib für ihn erzeugt sei. "Wie glücklich" rief er aus — "war diese Reise und meine Abwesenheit! Wäre ich ein allmählicher Zeuge von Emilien's Entwicklung gewesen, gewiß würde dann die Wirkung ihrer Vorzüge viel stumpfer geworden sein; ich hätte vielleicht selbst Manches gehindert und im Keime zerstört. Nun hat das Götterbild Zeit gehabt, sich still und frei zu gestalten, und mit Einemmale werde ich die Frucht und den Segen meiner Grobmußth schmecken. Er beileide die Abreise; er fühle sich nicht eher ruhig, als bis er im Wagen saß. Die Entzückung der künftigen Gattin schwebte über den Häuptern der Pferde, die ihn zogen; er fuhr einen Theil der Nächte durch, und sprang mit einem Schrei des Entzückens aus dem Wagen, als er eines Morgens von fern die Thürme des Schlosses sah. Der Weg dahin führte durch ein anmuthiges Wäldchen; er ließ den Wagen auf der Straße fahren, und schlug selbst zu Fuß einen Seitenpfad ein, um heimlich, wie ein Mägdchen, in sein Eigenthum zu dringen."

Die Tante hatte auf ihr ausdrückliches Verlangen, den Tag der Ankunft zu wissen, von ihrem Vetter einen Brief erhalten, der ihren Wunsch erfüllte; und nun war sie, da sie das Heiterliche liebte, beschäftigt gewesen, alle Anstalten zu treffen, wodurch die Rückkunft des Gutsheeren verberlichet werden konnte. Ehrenpfoten, gepuhte Bauernmädchen, Musikschöre, nichts war unterlassen, was bei solchen Gelegenheiten erlitten zu werden pflegt. Sie war eine Menschenkennerin, und wußte, daß Jemand in aufgeregten Momenten an raschesten Entschlüsse faßt; deshalb war auch der Nachbar mit seiner Tochter eingeladen worden. Der Baron selbst, erlöst von den Festlichkeiten, und von dem frohen Gefühle, zu Hause zu sein, sich nach am Tage der Rückkunft verloben.

Emilie sah dem Manne, der auch ihr Herr und Wohltäter war, mit einer reinen Freude entgegen. Eine Familie ohne Vater,

ein Landgut ohne Besitzer, sind immer etwas Fragmentarisches. Diese Zimmer waren doch nur da, damit der Gärtner in ihnen wohne, diese Gärten, damit er in ihnen lüthpandle, diese Pferde, damit er sich ihrer zum Reiten oder Fahren bediene. Wie mußte Emilien's kindlicher Sinn wünschen, daß jedes dieser Dinge seine Bestimmung erfülle! Um auch von ihrer Seite sich dankbar und wohlwollend zu erweisen, hatte sie nicht eher abgelaßen, als bis die Tante in der größten Eile eine alte Mauer abbrennen ließ, welche die Aussicht in den Park von einem Lieblingszimmer des Barons verperrte, und wie Emilie wußte, eben hatte niedergefallen werden sollen, als Wernern sein Geschäft in die Fremde rief.

Der Tante, deren Körper in der That sehr schwach war, begegnete das Unglück, welches sie gewöhnlich traf, wenn es ein Familienfest galt, sie wurde krank, als eben die Torten aus der Stadt ankamen, und mußte sich zu Bett legen. Da sie sich auf Emilien verlassen konnte, und da sie hoffte, daß der folgende Tag alle ihre Wünsche krönen werde: so besieg sie mit einer Art von Triumph ihr Vager, ruhte aus von den überkauften Mühseligkeiten und trank getroßt den bitteren Kamillentee. Sie hatte eine unnütze Nacht, und war am dem Morgen, an welchem ihr Vetter eintreffen sollte, unvermögend, aufzustehen. Krämpfe hatten sich zu einem fieberhaften Zustande gefügt.

Emilie war mit dem ersten Sonnenstrahl aus dem Federn, sah alle Anstalten draußen und in dem Schlosse nach, revidirte die Tafel, welche seit gestern gedeckt stand, wünschte der Tante guten Morgen, reichte ihr das Frühstück, und begab sich dann in den Garten, um dem Baron den schönsten Kranz zu binden, und diesen über seinem Tische in dem Zimmer aufzuhängen, vor welchem die Aussicht sprechende Mauer weggefallen war. Sie wollte ihn aus einer Gattung von Blumen zusammensehen, deren Farbe das sanfteste Veilchenblau war, und deren Blätter denen des Zimmergrüns glichen. Dieselbe wuchs häufig wild im nahen Wäldchen; auf Emilien's Anrathen aber war eine Partie davon in den Garten gepflanzt worden. Als sie eben sich zu dem Beete niederbückte, um zu pflücken, kam der alte Gärtner herbei. Dieser wunderliche Mann übte in seinem Bereiche eine unumschränkte Herrschaft aus, und an seine Laune mußte sich Alles im Schlosse und Dorfe gewöhnen. Er hatte gestern zu seinem größten Verdrusse bemerkt, daß von den mit dem Sammeln von Blumen und Laubwerk beauftragten Bauernmädchen, die den zweiten Gang durch Wälder und Wiesen gesendet hatten, kein Garten auf die nabarmherzigste Weise gepflündert worden war. Verdrießlich und lebhaft fuhr er auf Emilien los: "Denken Sie denn, Mamsell, daß Sie hier gnädige Frau sind, und wirtschaften können, wie Sie wollen? Ich pflanze die Sachen nicht, daß ihr sie ausreissen sollt.

Gehen Sie in den Wald, da wachsen so viel von den Blumen, als Sie begehren. Wenn Sie der gnädige Herr heiratet, so dürfen Sie nur befehlen; aber jetzt ist es noch nicht so weit.“ — Er hätte länger fortgebelehrt; aber Emilie, die seine Weise schon kannte, und sich größern Anzüglichkeiten nicht ansehen wollte, ließ ihn stehn, und ging mit munterm Schrittem dem Walde zu.

Der Baron drang von seiner Seite immer tiefer in denselben Wald. Anfangs klapperte der Wagen in dem feuchten und engen Fahrwege neben ihm langsam daher, dann schwang er sich leibwärts ab über einen offenen Bergäudchen, der Fußpfad lief durch die amuthigsten Waldgründe, und unser Freund befand sich bald in der reizendsten Einsamkeit. Eben trat er aus einer dichten Stelle des Gehölzes; vor ihm lag eine kleine rings eingeschlossene Wiese im üppigsten Wuchse, von der Sonne beleuchtet, als ihm ein unerwarteter Anblick wurde. Unter kräftigen Bäumen, gegenüber im Schatten, saß eine weibliche Gestalt, welche ihm den Rücken zulehnte, und mit etwas beschäftigt zu sein schien; denn die Haltung ihres Kopfes war gesenkt. Ein himmelblauer Spencer hob ihre überaus schöne Taille hervor; unter demselben trug sie ein weiches Gewand. Sie saß auf einem Tuche, so daß die ganze Figur sichtbar war. Alle Verhältnisse an ihr zeigten sich rein und frei, namentlich bot der Kopf die vollendetste Form dar. Werner stand an seinem Platze wie angefaßt; eine Ahnung durchflog seine Seele. In diesem Augenblicke hatte Emilie — denn sie war es — ihren Kranz fertig — sie erhob sich, tritt damit unter den Bäumen hervor, und steht nun im vollen Lichte der Sonne und Schönheit. Der Baron bewegt sich, sie sieht ihn; unwillkürlich hebt sich ihr Arm in einer Regung des Erstaunens; und so steht sie, mit dem emporgebaltenen blauen Kranze, wahrlich einer Unterbildden vergleichbar.

Der Baron ist von dieser mächtigen Erscheinung wie vernichtet. Er erlebt ein Moment, wie sie zum Glück nur selten kommen. Er weiß: es ist Emilie, die dort mit dem Kranze ihm zu winken scheint; er jagt über das herrliche Werk seiner Sorgfalt; er schütt dieses Jauchzen vernennen; er fühlt, daß einem solchen Weibe gegenüber keine Willkür stattfinden. Furcht, Hoffnung, Liebe, Freude, Schmerz ziehen, wie Geister, durch seine Brust. In diesem Sturme versagen die Glieder ihm den Dienst; fast bewußtlos sinkt er in seine Knie, und macht sich mit dem Rufe: Emilie! Luft.

Emilie warf den Kranz weg, und flog auf ihn zu. „Um Gottes Willen, gnädiger Herr!“ rief sie, indem sie sich bemühte, ihn aufzurichten, „welch ein trauriger Zufall! Was fehlt Ihnen?“ Sie kniete zu ihm nieder, sie faßte seine Hände, sie richtete ihm das Haupt auf, welches zur Brust niederhing. Jetzt sah er das herrliche, regelmäßige Gesicht dem seinigen ganz nahe, die himmlische Stirn, das

milde Feuer der blauen Augen, den feinen Mund, der schwellend zum Kusse einlud. Ihre zarten, milchweißen Hände hielten die feinen liebevoll gefaßt; über ihrem ganzen Wesen ruhte, wie ein gelinder Kiesel, die traueste Sorglichkeit. Alle Geister des Muthes rief unser Freund zu Hülfe; denn er fühlte die Pflicht, sich zu beherrschen, damit Leidenschaftlichkeit sein Glück nicht im Keime vernichte. Seine Stärke siegte; freundlich drückte er Emilien die Hand, richtete sich gefaßt auf, und sagte sie herzlich auf die Stirn, indem er sein Niederstinken einem plötzlichen Schwindel beimaß. Sie ließ ihn mit unverstellter Freundlichkeit willkommen, heiter gingen sie Arm in Arm auf dem Fußsteige. Emilie nahm den Kranz vom Boden, und verkündete seine wohlgemeinte Bestimmung. Der Baron dankte ihr; eben traten sie aus dem Walde, und das Schloß lag nun dicht vor ihnen. Ein als Wächter angestellter Knabe hatte nicht sobald den Herrn erblickt, als er voraus lief, um den versammelten Leuten dessen Ankunft zu hinterbringen. Emilie unterrichtete Wernern mit kurzen Worten von den getroffenen Vorkehrungen, und schon bewegte sich der Zug der festlich gekrönten Menschen ihnen entgegen. „Liebe Emilie,“ rief Werner aus, „Sie kommen mir in diesen Umgebungen wie eine Priesterin vor, und Priesterinnen müssen bekörnt sein.“ Er drückte ihr mit einem sanften Scherze das Gesicht in die Waden, und das gute Mädchen ließ es ohne Widerstreben geschehen.

Die ganze Schaar der Landleute begann jetzt ein geistliches Lied, und der Baron fühlte sich bei diesen frommen Tönen aus der wüsten, fürchterlichen Welt, woher er kam, wie in eine stille Insel gerettet. Der Gesang war beendet, die Menschen theilten sich, und bildeten zwei Reihen, durch welche unser Freund, seine bekörnte Schöne gleich einer Braut an der Hand führend, schritt. Von beiden Seiten wurden die Hütten empor geworfen, und Jubelgeheul erfüllte die Luft. Der Baron dankte rechts und links, und kam zur Ehrenpforte, an welcher ihn der Schulmeister mit einer etwas lang ausgeprochenen Rede bewillkommnete.

Ein junges Bauerweib rief halblaut: „Was für ein schmades Paar!“ Er sah sich heiter nach der Frau um, und beschloß, an seinem Hochzeitstage sie mit einer ansehnlichen Gabe zu bedanken. Aber in diesem Augenblicke ihm zur Verbindung mit Emilien gratulirt hätte, würde Alles, was er verlangen mochte, von ihm haben bekommen können; denn Keiner erfreut uns mehr, als wer das, was bei uns selbst noch manchem Zweifel unterliegt, mit getroster Sicherheit ausdrückt.

Vor dem Schlosse fragte Werner Emilien nach ihrem Vater. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; leise versetzte sie: „er ist todt.“ — Er tröstete die schöne Traurige, und konnte es um so

besser, als die Nachricht abermals einen Stein von seinem Herzen gewälzt hatte. Nun schien ihm Emilie erst ganz frei dazustehen; nun verschwand alles Hemmende, Unerfreuliche, was ihn bis jetzt noch bei dem Gedanken an eine Verbindung mit ihr geheim, aber empfindlich berührt hatte. „Weinen Sie nicht, Emilie!“ rief er aus. „Weinen Sie; aber der Schmerz erzeuge Ihre Thräne, nicht die Sorge. Sie sind bei mir wohl aufgehoben.“ „Gewiß,“ erwiderte sie, und blickte ihn mit den großen Augen ruhig an, daß er meinte, er sähe in den Himmel und seine tiefe unendliche Bläue. Sie nahm den Kranz ab und sagte: „Nun begrüßen Sie die gnädige Frau, ich will den Kranz in dem Eckzimmer aufhängen.“

Er ging zur Tante; Das Wiedersehen war sehr herzlich. Er drückte ihr seinen Dank aus für alle die freundlichen Aufsalten. „Das Beste ist noch zurück,“ versetzte Cordula mit einem feinen Lächeln. „Eile, dich umzukeiden; Luciane muß bald kommen.“ Er machte ein verdrießliches Gesicht, und verließ sie rasch. Im Eckzimmer fand er Emilien. Ein Bild durch das Fenster zeigte ihm die herrlichste Aussicht auf bunte Blumenstücke und grüne Baumgruppen, statt der grauen, unerfreulichen Mauer. „O mein Gott!“ rief er sehr überrascht aus, „wer hat mir das bereitet?“ „Die gnädige Tante,“ versetzte das bescheidene Mädchen. „Es kommt von Ihnen, herrliche Emilie,“ rief der Baron, indem er ihre Hände sagte. „So sollen alle Scheidemauern fallen, die mir die Aussicht auf mein Glück versperrten; ein prophetischer Sinn gab Ihnen ein, diese niederreißen zu lassen.“ Emilie sah ihn verwundert an. Ein Wagen rollte in den Hof. „Fräulein Luciane und ihre Vater!“ rief Emilie und entfernte sich. „O zum Geier!“ fuhr der Baron heraus; denn er war schon im Begriffe gewesen, sein ganzes Herz zu offenbaren.

Indessen nahen er sich zusammen, und begrüßte gefaßt die Gesellschaft. Ein Geistes hat den Vortheil, der Keinem sonst zugestanden wird, daß er von sich reden darf; diesen benutzte der Baron, und eine lebhaft Unterhaltung war bald im Gange. Insbesondere entwickelte sich das interessanteste Verhältnis in den Gesprächen zwischen ihm und dem Fräulein. Wenn er von irgend einer Stadt erzählte, so fragte Luciane: „Ist es nicht dort, wo das und das ist?“ nun nannte sie eine andere Merkwürdigkeit des Orts. Der Baron erwiderte dann: „Ganz recht, mein Fräulein, es ist auch noch das und das — da.“ Der Nachbar blickte vergnügt auf die unterrichtete Tochter, und Emilie kam nicht aus dem Erdboden über die Thörin. Und wenn es wahr ist, daß die Folie den Glanz des Edelsteins erhöht, so ist es nicht minder wahr, daß der Mensch vom Menschen erhoben oder herabgedrückt wird. Wer hätte diese

beiden Mädchen neben einander sehen können und nicht des Barons Entzücken für Emilien theilen müssen! Sie zeigte sich der Abtich dessen, was erlebt werden kann, von dem, was die Natur aus übersprudelnder Willkür mittelst, deutlicher. Selbst der alte Nachbar, dessen Unterhaltung Emilie übernommen hatte, schien sich während der Zeit zu verjüngen. Die Grazie kleidete ihre Reden, wie das schneidende Gewand ihren Leib.

Es kamen mehr und mehr Gäste an, dem Baron ganz gelegen. Ein volles Herz seht sich, wie nach der Einsamkeit, so nach dem Getümmel, um sich zu verbergen. Er und Emilie machten die herzlichsten Wirthbe, und ein Fremder, der in den Saal getreten wäre, hätte wahrlich, wie jenes Bauerweib, ausgerufen: „Welch schändliches Paar!“ Bei der Tafel saß er neben Lucianen, und war ausgelassen fröhlich. Sein Mund strömte über von Scherzreden und Galanterien. Emilie wurde von Zeit zu Zeit in das Zimmer der Tante berufen, um vernommen zu werden, wie sich der Messe gegen das Fräulein verhalte? Da nun hierüber die befriedigenden Nachrichten kamen, so steigerte sich die Empfindung der alten Dame bis zu einem Grade, daß es ihr unmöglich fiel, im Bett zu bleiben. Aller Widerreden ungeachtet, verließ sie dasselbe, kleidete sich an, und erschien plötzlich in der Versammlung. Man drängte sich um sie, man bewunderte ihren Heroismus. Aber sie sollte bald die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit fühlen. Das Geräusch, die Hitze, dann der drohenden entstehende Zugwind, Alles wirkte so feindlich auf sie ein, daß sie sich in Kurzem sehr übel befand. Um die Gesellschaft durch ein rasches Verschwinden nicht zu stören, that sie sich Gewalt an, obgleich ihre Beängstigung immer stärker ward; und ein unerträglicher Kopfschmerz sich dazu gesellte. Indem sie dahin und dorthin ging, und mit der größten Lebhaftigkeit sprach, glaubte sie den innern Feind zu besiegen. Aber ein sonderbares Schicksal hatte sie nun einmal bestimmt, diesen Kreis zu verlassen, freilich auf eine Weise, die Keiner vorher sah. Eben bewegte sie sich nach ihrem Neffen und Lucianen, die in eifrigem Gespräche zusammenstanden, hin, als man sie schwanken, und ehe sie noch Jemand auffangen konnte, mit dem Schrei: „Hülfe! Wie wird mir!“ leblos zu Boden fallen sah.

Unter entsetzlichem Getöse drang die Gesellschaft herzu. Emilie kniete bleich, wie ein schönes Marmorbild neben der Entsetzten und rief: „Es ist eine Ohnmacht, den Augenblick den Chirurgus aus dem Dorfe!“ Ein Bedienter sprang fort. Zwei Andern befaß sie, den Körper wegzutragen. Sie selbst folgte, und flüsterte dem Baron zu: „Sorgen Sie dafür, daß Niemand nachkommt.“

Die Gesellschaft verlor sich still und dumpf, ohne von dem Wirths Abschied zu nehmen. Dieser ging wie ein Träumender umher. Der Chirurgus kam, und da er das Gesicht ganz roth

fand, so mußte er auf einen apoplektischen Zufall schließen. Er schlug eine Ader. Es kam nur sehr wenig dikes Blut zum Vorschein. Der schweigende Mann versuchte noch mehrere Mittel, welche alle kein Resultat gaben. Emilie fragt ihn dringend, ob zu helfen sei? Er entfernt sich, ohne ein Wort zu sagen, mit Abschlucken. Nun ist sie allein mit der Todten, und jenes fürchterliche wunderbare Gefühl ergreift sie, welches Jeder kennen lernt, wenn er zum erstenmale in seinem Leben dasjenige kalt und starr, wie einen Stein daliegen sieht, was vor Minuten Hauch hatte, um zu reden, und Wärme, um sich zu regen. Sie blüht in das erste, verehrte Antlitz; es ist ihr unmöglich, zu denken, daß das Alles, was sie jetzt noch sieht, so gar zu Nichts werden solle. Zum erstenmale überfällt der Glaube: daß der Tod ein Schlag sei, ihre bangende Seele mit seiner ganzen rührenden Gewalt, und löset die herbe Angst in heilige Begehrtheit auf.

Der Baron betritt mit dem aus der Stadt herbeigerufenen Arzte das Zimmer. Dieser untersucht den Körper genau, billigt die angewandten Mittel, und spricht das traurige Wort aus: daß eine Leiche zur Stelle sei. Da findet Emilien's Schmerz willkommene Thränen. Der Baron bittet sie, mit ihm zu gehen, sie aber wünscht, die Nacht über bei der Entseelten wachen zu dürfen. Als die Männer sie verlassen, sinkt sie an dem Bette nieder, auf welches man den Leichnam gelegt hatte, und überläßt sich ganz ihrer Trauer.

Während das gute Mädchen die Hände ihrer Wohlthäterin mit dankbaren Föhren betraut, schweift der Liebende im Hause und Garten umher, wie von fremden unsichtbaren Mächten getrieben. Die Leidenschaft bezieht Alles auf sich. Was auch geschehen möge, das Ungeheure und Furchtbare — es ist für sie nur in Isorn vorhanden, als es sie begnügt oder hemmt. Dieser Todesfall, der wunderbar in den Kreis der Freude herein gebrochen, wird von ihm nicht beweint; eine geheime, aber laute Stimme in seinem Herzen nennt ihn, wie den Tod des alten Konrad, ein Glück; und unser Freund ist zu schwach, um diese Stimme zu schelten. Er preiset die Lante, daß sie zur rechten Stunde aus der Welt gegangen, sich und ihm Leidwesen ersparend. Die Nacht ist lau und üppig, der Mond umfließet Büsche und Bäume mit wunderlichem Scheine, glänzt silberbänlich aus den Wasserpiegeln. Werner fühlt eine gewaltige Sehnsucht, am Bufen der Geliebten zu ruhen, ihren Athem zu trinken. Herr schimmert vom Schlosse ein trüb erleuchtetes Fenster durch die Nacht; dort ist das Zimmer, in dem Emilie bei der Todten weilt. Es ist, als wolle das arme Licht ihm sagen: Besinne dich — aber es ist zu matt, um seinen verdunkelten Geist zu erhellen, Alles scheint ihm in dem gefassten Entschlusse zu fördern, er

wähnt das Verhängniß mit sich im Bunde. Um selber nicht müßig zu sein, eilt er zurück in das Schloß, in das Zimmer, wo Emilien's Kranz hängt, zündet sich Licht an, und verwandelt wie er ist, schreibt er folgende Zeilen:

„Die Nacht umgibt uns Beide mit ersten Schatten. Du hast die kleine Kerze angezündet, daß es nicht ganz finstler sei, und meine Liebe brennt, ein gewaltiges Feuer, im Dunkel. Ja, Liebe, o Du Einzige, Geliebte! Der Todesengel ist dich an unsern Häuptern vorüber gestreift, aber das Kauschen seiner Flügel übertrönte nicht den Heldenlaut der Keigung in meiner Brust. Daß ich jetzt, in diesen feierlichen Stunden, nur dich denke, Emilie, sei Dir Bürgschaft dafür, daß ich immer Deiner gedenken werde. Der erste Moment unsres Wiedersehens hat mein Schicksal unabänderlich entschieden, und mich Dir ganz zu eigen gegeben. Emilie, höre das Bekenntniß meiner Thorheit; denn ich kann vor Dir kein Geheimniß bergen. Als ich dich von Deinem Vater holte, bestimmte ich dich schon zu meiner Gattin, und wollte dich in männlichem Inbrunne zu mir heraus bilden. Ich bin schwer dafür bestraft worden. Der sich vermaß, Dein Herr und Meister sein zu wollen, liegt nun demüthig, wie ein Sklav zu Deinen Füßen, und erwartet bebend, ob Du ihn zu Deinem Herzen emporheben magst. Laß mich in Deinen Armen Ruhe, Trost, Frieden, Glück finden, bestes Herz, und sei — ich sehe dich an — die Meinige, wie ich der Deinige bin.“

Er überlas den Brief, der ihm nicht besonders gefiel. Alles sollte noch feuriger, noch energischer sein. Am Ende aber fühlte er, daß keine Feder dem aufgeregten Herzen genug thun kann; deshalb siegelte er das Papier zu, und wusch sich angelleidet auf das Sopha, wo er nach langem Wachen endlich einen kurzen, unruhigen Schlummer fand.

Emilie hatte in dieser Nacht ihre ganze Fassung wieder erworben. Sie beriet am Morgen eine Frau, welche die Todte ankliden mußte, und besorgte getreulich, was ihr im Hauswesen oblag. Erschöpft von den Anstrengungen der vorigen Tage und von der Nachtwache, begab sie sich darauf nach ihrem Stübchen, um etwas zu schlafen. Eben, als sie sich niederlegen wollte, fiel ihr Blick auf die Kommode, und sie gewahrte ein versiegeltes Papier. Neugierig nahm sie es in die Hand, und fand es an sich adressirt. Sie öffnete; und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie die Zeilen des Barons überlesen hatte?

Um sich nur einigermaßen zu sammeln, trat sie an das Fenster. Sie blickte durch dasselbe, und sah noch die Ehrenspore von gestern,

die Blumen, welche auf dem Erdboden verstreut lagen. In diesem Augenblicke kam die Todtenfrau, und fragte nach etwas, was zur Bekleidung der Leiche notwendig war. So mit den Augen Anstalten der Freude zu sehen, mit den Ohren vom Sterben zu hören, und in der Hand einen kühnen Liebesantrag zu halten, diese Gegensätze waren zu schrecklich, als daß der armen Emilie nicht hätte der Kopf schwanzen sollen.

In solchen Fällen kommen dem durch das Leben geängsteten Menschen die Gräber wie Asyle, und die Todten wie Heilige vor. Emilie empfand dies und flüchtete in das Sterbezimmer, wo sie sich, den Kopf in die Hände gestützt, niederlegte. Sie ahnet, daß es nun mit ihrem Schicksale Ernst werde, und bittet Gott, ihr Kraft zu verleihen. In jener Stellung findet sie der Baron. Mechanisch hält sie noch immer den Brief in der Hand. Er nähert sich ihr lebhaft, und ruft: „Geliebte Seele, hast du entschieden?“ Sie hebt ihren Kopf empor, und versteht: „Ja,“ indem sie unsern Freund mit einem durchdringenden Blicke ansieht. Er deutet diese Antwort zu seinen Gunsten, und will sie mit einem Ausrufe des Entzückens umarmen. Aber ernst, wie die Nemesis, sagt das Mädchen: „St! Sie werden diese Todte auf. Lassen Sie uns vom Begräbniß reden; das wird jetzt das Nöthigste sein.“

Er gerieth in Verlegenheit, denn er wußte dieses räthselhafte Benehmen nicht zu deuten. Er sprach mit ihr über das Begräbniß, und half selbst bei der Deforirung der Kirche, um etwas zu thun zu haben. Emilie verhielt sich ruhig und unbefangen gegen ihn, wiewohl jedes Gespräch, welches über die Angelegenheiten des Tages und die Geschäfte der Wirkthchaft hinausstrebte. Der Baron fing an, ängstlich zu werden.

Nach der Beisetzung traf er mit ihr in den Zimmern, welche die Tante bewohnt hatte, zusammen. Emilie trug mehrere von ihren Sachen auf dem Arme, und wollte sich damit nach ihrem Gemache begeben. Der Baron hielt sie auf. „Ich lasse Sie nicht gehen, beste Emilie,“ rief er, „bis Sie mir Antwort auf meinen Brief gegeben haben. Was beschließen Sie? Ich muß es wissen, ich kann diese qualende Ungewißheit, Ihnen gegenüber, nicht länger ertragen. Reden Sie! Bin ich nicht einmal einer Antwort werth, Emilie?“

„Ich liebe Sie nicht,“ verstand das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, „und Sie lieben mich auch nicht; Sie blicken sich das nur ein.“ Es traf ihn wie ein Donnerschlag. „Einbilden!“ rief er aus. „Ich lege Ihnen Stand, Reichthum, Borathetheile, Alles zu Füßen, und Sie können von Einbildung reden? Sie können einen Mann, der Ihnen von jeher so herzlich zugethan war, mit dem kalten: Ich liebe Sie nicht — abfertigen?“

„Sie haben diesen Plan entworfen, Herr Baron,“ sagte Emilie, „er scheint Ihnen geglikt zu sein; und nun berührt es freilich Ihren Eigensinn schmerzlich, daß ein armes Mädchen, das Geschöpf Ihrer Gnade, es wagt, denselben zu vereiteln. Sie kennen mich ja nicht; glauben Sie, daß vier und zwanzig in Lärm und Verwirrung hingezogene Stunden genügen, eines Menschen Sinn zu ergründen? Mir aber ist der Gedanke unerträglich, etwas als künstliche Berechnung ansetzen zu müssen, was ich bis jetzt als Wert der freien Freymuth verehren zu können, mich innig frenete. Aus solchen Enttäuschungen erzeugt sich, wie Sie leicht ahnen, keine Liebe.“

Der Baron war ganz vernichtet in seinen Stuhl gesunken. Emilie fuhr mit milderem Tone fort: „Lassen Sie uns friedlich scheiden! Ihnen den Kummer, mir ein ängstliches Leben zu ersparen, muß ich aus Ihrem Schloße fort: Sie sehen ein, daß wir unter solchen Verhältnissen hier nicht zurrieden mit einander wohnen können. Ich will diese Sachen zu meinen übrigen packen; Sie geben mir wohl eine Fuhre bis zur Stadt?“

Er sprang auf, und sagte: „Alles Andere, nur dieses nicht. Ich müßte verzweifeln, wenn ich mir dächte, daß meine Leidenschaft Ihnen die sichere Stätte genommen, Sie heimatlos in die weite, wüste Welt hinaus getrieben habe. Erwinnen Sie, was unserer Lage angemessen ist; ich will Alles eingehen, nur strafen Sie mich nicht so hart, wie Sie vorhaben.“

„Wir sind in einer sonderbaren Verwirrung,“ erwiderte Emilie. „Niemand fühlt es mehr, als ich, wie grauam es wäre, wenn ich Sie jetzt verlasse. Sie haben an mir gethan, was ich Ihnen nie vergelten kann; mein ganzes Bestreben muß sein, Ihnen Jinsen von dem unabtragbaren Kapitale zu entrichten; und mögen Sie dasselbe angelegt haben, aus welcher Absicht es auch sei, ich halte mich daran, daß es angelegt worden ist, und bin mit reinstem Herzen bereit, Ihnen Zeit Lebens dankbar zu dienen. Sie werden mich bei sich zurückhalten, wenn Sie eine Bedingung erfüllen, welche unerläßlich ist.“

Der Baron fragte hastig nach dieser Bedingung, und sie fuhr fort: „Sie geben mir Ihr männliches Ehrenwort, daß Sie nie zu mir von Liebe reden wollen.“

„O Gott,“ seufzte der Baron, „kann sich das Menschenherz nicht ändern? Kann sich nicht in Ihre Brust mit der Zeit eine wärmere Empfindung einschleichen, und ich soll alle meine Hoffnungen in einem starren Worte so unbedachtstam aufgeben?“

„Sein Sie versichert,“ antwortete Emilie lächelnd, „daß ich es Ihnen sagen würde, wenn ich Sie einst lieben sollte. Aber

diese Zeit wird nicht kommen; ich kann mir keine Vorstellung davon machen, wie es möglich sein sollte."

Der Baron reichte ihr seine Hand und sprach: "Wohlan, Sie haben mein Wort." "Und ich bleibe hier," rief Emilie, "und wünsche, Ihnen nützlich zu werden."

Außerlich schien nun Alles auf dem Schlosse im schönsten Gleise zu sein. Emilie nahm sich mit dem größten Eifer der Wirthschaft an; ihr ganzes Bestreben ging dahin, die Lante vollkommen zu erziehen. Sie überrichte nichts, sie sorgte nur, daß jedes Ding zu seiner Zeit still und geräuschlos geschehe. Als die Lante das Regiment führte, war der Baron oft mit den Ungezogenheiten des Gefindes beehrt worden, und hatte zu seinem Verdrusse richten und strafen müssen. Das kam jetzt nicht mehr vor; Emilie besaß die Klugheit, auf Kleinigkeiten nicht zu merken, bei größern Verstöken aber unerbittlich reich die Nebelthäter fortzuschaffen.

Gegen den Baron war sie die Unbefangenste, die man sich denken kann. Jungfrau im höchsten Sinne des Wortes, gab es für sie nichts Verhängliches. Sein Ehrenwort beruhigte sie durchaus; sie mied keinen einsamen Spaziergang, kein Alleinsein mit ihm in Morgen- und Abendstunden. Herzlich und theilnehmend bewies sie sich, wenn sie an ihm Verstimmung sah, wußte dann dem Gespräche eine freie Wendung gegen die heikeln Seiten des Lebens zu geben, oder beschwor seinen bösen Dämon mit den Tönen ihrer Harfe, die sie fertig und ausdrucksvoll spielte. Sie lernte den Baron immer mehr schätzen; und wie natürlich war es daher ihrem schönen Herzen, auf alle seine Wünsche und Eigenheiten zu achten, jene in Voraus zu errathen und diese zu schonen. Sie merkte denn doch nach und nach, daß sein Gefühl tiefer gewesen sei, als sie anfangs gemeint hatte, und es schien daher weniglich zu sein, ihm den Kummer, welchen sie ihm, wievohl ohne Absicht, verursachte, durch besondere Sanftmuth einigermaßen zu lindern.

Was ihn selbst betraf, so war er in einer bedauernswürdigen Lage. Es ist nichts Schrecklicher, als auf einen Schatz Verzicht leisten zu müssen in dem Augenblicke, da man seinen Werth nur noch dunkel ahnt, und darauf verdammt zu sein, die herrlichen Eigenschaften des verlassenen Gutes als in der nächsten Nähe kennen zu lernen. Diesen Gram hatte unser Freund zu erdulden. Je mehr sich Emiliens treffliches Wesen vor seinen Augen entfaltete, um desto schärfer wurde der Gram, der an seinem Herzen nagte. Nach allen Seiten hin gab sie Freunde und Beruhigung; ihn allein kränkte und verletzte sie, und um so schwerer, je freundlicher sie gegen ihn wurde. Wäre sie kalt und streng gewesen, er hätte es nicht ertragen; nun sie warm und mild war, fühlte er nicht mindere Qual. Oft, wenn sie bei ihm saß, und einfache Worte, wie himmlische

Musik, aus ihrem Munde quollen, zerfloß er innerlich vor bitterer Begehrtheit. Dann mußte er sich halten, daß er nicht, in Thränen aufgelöst, an ihren Hals stürzte. Dann eilte er fort in die einsamsten Gänge seines Parks, oder in die Schatten seiner Herten, und klagte den Bäumen, wie ein Jüngling, daß ihm das Schicksal Alles gegeben habe, nur nicht Liebe.

Gegen seine Untergebenen hinnete ihn das eigene Unglück nur noch milder. Was viel später an andern Orten geschah, das beachtete er jetzt schon in seinem Kreise wirklich zu machen. Die persönlichen Feinden der Unterthanen, welche der Menschlichkeit entgegen waren, ließ er stillschweigend abkommen, indem er sie nicht forderte; wegen der übrigen Lasten arbeitete er mit dem Gerichtshalter einen Plan aus, nach welchem dieselben allmählig zu Gunsten der Leute, und ohne gar zu großen Schaden der Herrschaft verschwinden sollten. Wenn ihm etwas aufzubeuten vermochte, so war es die Hoffnung, daß sein Nachfolger unter lauter freien Menschen wohnen werde. Er dachte mit einer Art von Freude an seinen Tod, und wollte seine Besitztümer im besten Stande überliefern, damit Diejenigen, welche nach ihm kämen, sich ihrer zu erheben hätten. Sich selbst sah er für einen Hausvater an, der für Andere sorgt, und zufrieden ist, wenn man seine treue Mithwaltung mit einem dankbaren Worte anerkennt. Er äußerte diesen Gedanken einst gegen Emiliens ohne alle Bitterkeit, erfuhr aber von ihr den lebhaftesten Widerspruch, und wurde fast geküßelt, daß er so wenig dem Leben vertraue, welches doch gewiß ihm noch reichen Genuß verschaffen werde. Er schien mit einem schmerzlichen Lächeln.

Das Verhältnis beider Personen war indessen immer reiner und so schön geworden, als es ohne Wechseliebe sein konnte. Sie begnügen gegen einander das unbedingteste Vertrauen, und erkannten sich so richtig in ihrer Eigenthümlichkeit, daß fast nie ein Mißverständnis zwischen ihnen obwaltete, oder wenn ja eins entstanden war, dasselbe bald auf friedliche Weise geschlichtet wurde. Nur zeigte sich in Emiliens Wesen seit jener resignirten Erklärung des Barons eine gewisse Unruhe, die mit ihrem frühern Gleichmuth sonderbar genug kontrastirte. Sie fragte sonst nicht leicht nach etwas, das in ihr Departement gehörte, weil sie darin selbst so ziemlich fest war. Jetzt schien es aber, als ob ihre Kenntnisse von manchen Gegenständen gelitten hätten; denn sie kam fast täglich zu ihrem Besüher auf sein Zimmer, um sich einen entstandenen Zweifel auflösen zu lassen. Ein Schalk hätte glauben können, es sei mit manchem dieser Skrupel nicht so gar ernstlich gemeint gewesen. Hatte sie das Zimmer verlassen, so war meistens ein Schlüssel, oder ein Tuch, oder sonst Etwas von ihr dort liegen geblieben, und das arme Mädchen mußte dann noch einmal flören, welches ihr, wie sie

jederzeit versicherte, sehr leid that. Einst war der Baron in eine schwierige Arbeit verflocht, und blühte daher nicht auf, während Emilie im Zimmer umherlachte. Sie war zuletzt genöthigt, ihn geradezu anzureden, und nach dem Buche zu fragen, welches sie gestern hatte liegen lassen. „Dort ist es,“ versetzte er, und wies auf eins, welches dicht vor ihren Augen lag.

Er zog aus diesem und Aehnlichem keine Folgerungen; denn er war frei von Eitelkeit, und hatte bei sich die Hoffnung aufgegeben, Emilien zu gewinnen.

Seit seiner Heimkunft war er noch nicht bei dem Nachbar gewesen, und konnte jetzt einen Besuch nicht länger verschieben. Es fiel ihm eines Tages plötzlich ein, die lästige Visite rasch abzumachen; er ließ daher seinen Kutsch vorführen, und ritt hinüber, ohne Emilien, welche gerade nicht im Hause war, Abschied zu sagen. Drüben bemerkte er am Fräulein und dem Plegmatikus eine gewisse Verlegenheit. Er ahnte hässlichen Verdruß; that aber, als sähe er nichts, und nahm sich vor, den Besuch möglichst abzutun.

Kaum hatte Luciane auf einen Augenblick das Zimmer verlassen, als der Nachbar seinem Herzen Luft machte. Ein Maler in der Stadt hatte versprochen, sie zu porträtiren, war aber leichtsinnig fortgeritten, ohne sein Wort zu halten. Das Bild mußte in acht Tagen fertig sein; man wollte keinen Rath, wie es zu schaffen. Der Nachbar rief an, daß man alle Hallen von Farbenkistern in's Achatshaus stecken müsse, da sei man ihrer doch gewiß.

Der alte Mann war ganz erbebt, und forderte Selterwasser, um sich abzukühlen. Fräulein Luciane trat herein. „Ich höre,“ sagte der Baron zu ihr, „in welcher Verlegenheit Sie sich befinden.“ Sie entgegnete: „Es ist ein bekannter Satz, Herr Baron, daß das menschliche Leben aus sehnsüchtigen Wünschen und Hoffnungen besteht; und sehr schön sagt der Dichter in dieser Beziehung:

Schweigend herrscht des Schicksals unberatune Schwester!“

„Ich rufe dagegen,“ antwortete er, „Ihrer Belesenheit den Vers in's Gedächtniß zurück:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt u. s. w.,

dessen Wahrheit sich hier bestätigt; denn ich bin das schwache Werkzeug des Himmels, welches Ihnen aus der gegenwärtigen Noth helfen soll. Ich habe ziemliche Übung im Porträtiren; wenn Sie mir sitzen wollen, so werde ich Sie malen.“

Die Gesichter heiterten sich auf; das Fräulein sprach in den zierlichsten Worten ihren vorläufig gefühlten Dank aus, und der alte Plegmatikus raunte dem Baron, als dieser sich beurlaubte, in's Ohr: „Unter dem Siegel der Verschwiegenheit, bester Freund,

Luciane ist verlobt mit dem und dem, und will ihm das Porträt zu seinem Geburtstage schenken, der dann und dann ist.“ Bernern überraschte die Nachricht sehr angenehm; sein zartes Gewissen hatte ihm mütterlicher Vorwürfe gemacht; er glaubte durch seine Unvorsichtigkeit in dem Fräulein Hoffnungen erweckt zu haben, und fühlte sich nun plötzlich von allen Anforderungen ihrerseits frei. Er versprach am folgenden Tage mit Blumen und Farben wiederzukommen, und langte heiter zu Hause an.

Emilien war eine sonderbare Empfindung durch das Herz gedrungen, als sie vernommen hatte, daß der Baron nach Burgdorf geritten sei. Sie wußte von dem Plane der Tante, und es schien ihr natürlich, daß der Kesse ihn jetzt wieder aufnehmen; doch konnte sie sich nicht darüber freuen. Zum erstenmale dachte sie über die Veränderlichkeit der Männer nach, wovon sie bis jetzt bloß durch Bücher gehört hatte. Sie sah in dem unbemerkten Fortreiten eine besondere Heimlichkeit, und war etwas befangen, als er ihr entgegentrat. Er zeigte sich den Abend über heiter, ja selbst scherzhaft, wodurch ihre Unruhe nur noch vermehrt wurde. Als sie gar hörte, daß er in der nächsten Woche täglich den Nachbar besuchen werde, so ergriff sie in ihrer Verwirrung den ersten Vorwand, um sich fortzubeben. Allein mit sich, schalt sie ihr albernes Herz, welches sie zum erstenmale nicht verstand. Aber das Herz ist ein Sophist; es verantwortete sich und sprach: „Wenn er die Gemahlin in das Haus führt, so wird deine Lage vielleicht sehr schlimm.“ Nun hatte sie einen Grund ihres Verdrußes, und dies beschwichtigte sie, ohne sie zu erheitern. Sie fühlte, daß sie ein armes abhängiges Mädchen sei; Wehmuth und eine bittere Abneigung gegen Lucianen stritten in ihrem Busen um die Oberhand.

Bernern ritt indessen unschuldig drei- oder viermal nach Burgdorf, und hatte bald die Züge des Fräuleins treffend ähnlich auf seiner Platte. Er nahm nun das Bild mit nach Hause, um dort noch Manches nachzubessern. Eines Morgens, als er, eben damit beschäftigt, in seinem Zimmer bei gedämpftem Lichte saß, trat Emilie ein. Da der Zweck des Porträts ein Geheimniß war, so wollte er es nicht gern sehen lassen, und verdeckte es schnell. Aber Emilie bemerkte dies und ihr Gesicht veränderte sich. Unglücklicher Weise ward er in diesem Augenblicke zu einem Fremden abgerufen. Sie befand sich nun allein, und eine Vorstellung sagte die andere blitzschnell durch ihre Seele. „Er zeichnet, er verliert die Zeichnung vor mir, er reitet täglich nach Burgdorf; was kann er zeichnen, als Lucianens Gesicht? Warum, wenn er nicht Absichten auf sie hat, betreibt er die Sache so im Verborgenen?“ — Ein böser Genius flüsterte ihr zu: das Versteckte hervorzuholen; schon hat sie ihren Arm erhoben, da spricht ihr guter Genius, und siegt. Sie geht

aus dem Zimmer, ohne des Barons Rückkunft zu erwarten. Er seinerseits hatte sich bereits Vorwürfe über sein Benehmen gemacht; er glaubte, Emilien beleidigt zu haben, und nahm sich vor, das Versehen wieder gut zu machen. Sobald er mit Emilien zusammen kam, sagte er: „Sie hätten aus meinem albernen Verstecken heute Morgen auf Gott weiß was für Geheimnisse schließen können. Sehen Sie hier den verborgenen Todtsman.“ — Er wies ihr das Bild; sie fand ihre Ahnung bestätigt. Mit angenommener Gleichgültigkeit fragte sie: „Für wen ist es denn?“ — Er sah sich schon wieder in der unangenehmen Lage, eine Unwahrheit sagen zu müssen, und verstand mit halbem Töne: „Für eine Freundin Lucianens.“

Emilie war in ihrem Innern wie verwandelt. Es kränkte sie tief, daß der Freund vor ihr Geheimnisse hatte. Dann ätzte sie wieder vor dem Augenblicke, da er den Mund gegen sie öffnen würde. Ihre Seele spaltete sich in heftigen Kämpfen; sie ward, was ihr sonst so fremd gewesen war, empfindlich, und konnte durch den Ton eines Wortes, ja durch Blicke beleidigt werden.

Der Baron, welcher dies bemerkte, grübelte der Ursache nach, konnte aber natürlicher Weise die Wahrheit nicht errathen. Er erhöhte seine Freundlichkeit, und war untröstlich, daß Emilien Verstimmung in dem Grade zunahm, als er bemüht war, dieselbe zu heben und aufzulösen.

So versenkt in die Interessen seines Herzens und seiner nächsten Umgebung, hatte unser Freund selber wenig auf den Gang der großen Weltbühne geachtet, die indeß einen immer fürchterlicheren Charakter angenommen hatten. Es kam die Zeit, da man auch auf dem Boden unsers Vaterlandes die Republik gründen wollte. Eine große benachbarte Stadt machte den Anfang; Emisfarien durchzogen von da aus an der Spitze bewaffneter Heerführer, das umliegende Land, die dreifarbige Kokarde auszufleisen, und den verführerischen Freiheitsbaum zu pflanzen.

Ein ungeheurer Sturm ergriß den Baron, als er von diesen Dingen Nachricht bekam. Emilie mochte küssen und beschwören, so viel sie wollte, sie konnte der Aufruhr seiner Brust nicht dämpfen: denn die innersten Faseru seiner Natur waren durch so rohe Angriffe verletzt. Sobald das Gespräch nur nach diesem Punkte hintlang, bemerzte sich seiner eine unbindige Wuth, welche anklopfen mußte und sich durch kein gutes Wort besprechen ließ. Er wollte einen Vandalen gegen die Mißthäter bilden, im Heere des Kaisers als Freiwilliger dienen, und was noch sonst für abentheuerliche Gedanken durch seine Seele zogen.

Einst kam der phlegmatische Nachbar voller Angst auf das Schloß. Die Emisfarien hatten sich in seinem Gebiete blicken lassen; er wagte nicht, was er bei so kritischen Umständen beginnen sollte, und bat den Baron um Rath. Dieser versetzte: „Ich kann nicht sagen, was Sie zu thun haben; ich für meinen Theil stehe Ihnen nieder, der in meiner Feldmark von der neuen Freiheit predigt!“ „Gott bewahre!“ rief der Nachbar, „das gäbe ja Mord und Todtschlag.“ „Es könnte wohl sein,“ erwiderte Werner kalt.

In diesem Augenblicke stürzte ein Bedienter herein und schrie: „Gnädiger Herr, unten im Dorfe steht der Trödelhude Mendel mit einer ganzen Bande, und schwart tolles Zeug, und will fengen und brennen; Alle tragen sie dreieckige Hüte und bunte Kokarden!“ — „Hölle und Teufel!“ donnerte der Baron außer sich. — „Meinen Degen!“ — „Herr Nachbar!“ rief der Phlegmatikus, und entfloß spornstreichs. „Lieber Werner,“ rief Emilie, sich verzehrend, und wollte ihn festhalten. Aber er wand sich mit männlicher Stärke los, indem er nun, den Degen in der Faust, durch die Thüre hinaus schritt, war es ihr, als müßte sie vor dieser Erbitterung in die Kniee sinken; er kam ihr vor, wie ein gewaltiger Ritter der alten Zeit.

Unten im Dorfe fand er einen Kreis von Bauern um den Juden Mendel versammelt, der auf einem Steine stand, und die eingelernten Floskeln des Klosters vortrug. Neben ihm waren acht bis zehn zerlumpte Kerls, welche Hirschfänger, Säbel und Pistolen trugen. Der Baron trennte mit starkem Rume den Kreis, und drang geizigten Degens auf den Freiheitsprediger ein. Dieser wollte sich mit einem Satz retten; aber schon hatte ihn der Baron erreicht, und bieb ihm über den Kopf, daß das Blut verabramm, und der Jude zu Boden taumelte. Er richtete sich indeß gleich wieder auf, und schrie: „Schießt ihn todt!“ Ein Kerl von roidem Ansehen zielte, brühte ab, und schoß unsern Freund in die Schulter, so daß er stürzte. Die Bauern sprengten auseinander, machten einen entsetzlichen Lärm; Keiner wagte aber, Hand anzulegen. Die Bande, den blutenden Juden in die Mitte nehmend, zog sich langsam aus dem Dorfe zurück, fenerete links und rechts in die Häuser, und drohte unter fürchterlichen Schwüren, nächstens mit bewaffneter Macht zum Ruin des Doramens wiederzulehren. Die Bauern beängstigten sich, ihnen von weitem zu folgen, und ihnen einige Steine nebst vielen Schimpfworten nachzuschleudern.

Emilie kam in Todesangst vom Schlosse herab, und fand Werner an der Erde liegen, nun welchen sich in der Verwirrung noch Niemand bekümmert hatte. Der Blutverlust hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen; sie riß sich das Halstuch ab und verband unter heißen Thränen damit nothdürftig den bleichen Freund. Dann wurde er auf einen Tragesessel gesetzt, und in das Schloß gebracht.

Als er wieder zum Bewußtsein kam, fühlte er einen warmen Athem an seiner Wange. Emilie kniete vor dem Bette, sein erster Blick fiel in den ihrigen. „Wie geht es Ihnen?“ fragte sie laut. „Nicht wohl,“ versetzte er, und drückte ihr freundlich die Hand, indem er die Augen abermals schloß.

Emilie überjah bald mit Besonnenheit die Lage der Sache. Die Kugel war aus der Schulter gezogen, das Schlüsselbein unverletzt gefunden worden, und der Chirurgus versprach eine baldige Herstellung, wenn der Kranke die nöthige Ruhe genoß. In letzterer Beziehung begte Emilie einige Bedorquüß. Sie hatte von den Drohungen jener Rette gehört, und wenn sie auch nicht gerade eine Wiederkehr derselben fürchtete, so konnte doch nach ihrer Meinung in so stürmischen Zeiten, hier am Orte, manches Unangenehme vorkommen, welches dem Baron vielleicht nicht zu verbergen war, und seine Herstellung hindern mußte. Sie entschloß sich daher kurz und gut, ihren Verwundeten in ein nahe, wohlgelegenes Städtchen zu bringen, in welchem sich ein sehr guter Gasthof befand. Mit der Wirthin wurde sogleich das Nöthige durch einen Boten abgemacht. Als sie dem Baron ihren Plan eröffnete, willigte dieser in Alles, was ihr gut dünkte; sie säumte daher nicht, augenblicklich den Entschluß auszuführen. Der Kranke wurde in Kissen gepackt, in einen bequemen Wagen gelegt und kam ohne große Beschwerden im Städtchen an. Im Gasthose waren zwei kühle, freundliche Zimmer nach hinten hinaus bestens zubereitet, eins für den Baron, und dicht daneben eins für Emilien. Raum war der Kranke beischickt, als Emilie von der Wirthin Feder, Dinte und Papier forderte, und sich niedersetzte, um zu schreiben. Der Baron fragte sie, an wen der Brief gerichtet sei? — „An Ihre Fräulein Braut: ich muß ihr doch Nachricht von Ihrem Auitande geben,“ antwortete das gute, von mannigfaltigen Empfindungen gereinigte Mädchen, mit einem jener unbeschreiblichen Blicke, die man nur an den Frauen wahrnehmen kann. „An wen?“ fragte er verwundert. „An Fräulein Lucianen,“ erwiderte Emilie, die ihren Mißgriff ein sah. „Liebe Emilie, das Fräulein ist nie meine Braut gewesen; und ich habe jetzt am wenigsten Lust, um sie zu werben.“ „Gewiß nicht?“ fragte sie, indem sie, von Freude glühend, aufsprang. Er verneinte es, indem er die Hand auf das Herz legte. „Was brauche ich dann zu schreiben!“ rief das Mädchen, im ganzen Gesichte Vergnügen, und hüpfte den Tag über mehr, als sie ging.

Ein starkes Fieber quälte den Kranken die nächsten Nächte hindurch. Die Tage waren leidlich. Emilie wich fast nicht von seinem Lager. Immer bedacht, ihm Linderung zu verschaffen, hatte sie sehr bald ihm abgemerkt, wie er am bequemsten lag, wovon er am liebsten reden hörte, was ihm Erquickung gab. Daß sie fast

keinen Schlummer genoß, konnte man ihren glänzenden Augen nicht ansehen.

Eines Morgens wanderte denselben Städtchen ein humoristischer Mosenjohn zu, das Portefeuille unter'm Arm. Es war Niemand anders als Sterzing, der wieder einen Besuch auf dem Gute des Barons machen wollte, und nach Künstlerweise unbekümmert um die Ereignisse in der Welt, von allem Vorgefallenen nicht das Mindeste wußte. Da ihn der Weg lang wurde, so sang er zum Zeitvertreib mit seiner heiseren Stimme für sich ein Lied hin, welches ihm ein jüngerer Kunstgenosse einst in das Stammbuch geschrieben hatte, und von dem einige Verse so lauteten:

Will ein König, Holz und mächtig,
Zeigen sich den Völkern prächtig,
Und ein Erdenherrgott scheinen,
Hilft ihm keiner von den Seinen:
An des Architekten Händen
Muß der Fürst sich stehend wenden,
Baut ihm Palast, goldne Dächer,
Audienz- und Brunkgemächer,
Solches müßet ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Will ein braves Chor von Frommen
Gadeswegs gen Himmel kommen,
Reißt es leider nur an Schwingen,
Die die Seelen aufwärts bringen.
Geht ein gutes Wort dem Meister,
Der versammelt Klanges Geister,
Melodien führen weich
Andacht auf zum Himmelreich!
Solches müßet ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Will ein Paar von arten Pinfeln
Nicht mehr einsam für sich winseln,
Sondern sich getrost entdecken,
Bleibt das Wort im Munde stecken.
Doch der Maler hilft den Leuten,
Bild und Zeichnung sollen deuten
Tiefe Flammen, wunde Herzen,
Verschen drunter spricht von Schmerzen.
Solches müßet ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Er war bei diesen Worten an das Städtchen gekommen, und bog hinein, um darin zu frühstücken. Als er in den Gasthof trat, schritt Emilie gerade von der Treppe herab. Sein scharfes Maler-auge erkannte sie sogleich wieder; aber wie erkannt war er über die Verwandlung, welche mit ihrer Gestalt vorgegangen war. In einer Art von komischen Entzücken ließ er seine Wappe fallen, kniete darauf, und rief, indem er die Arme gegen sie ausbreitete: „Ave Maria! Wo ist Sanct Joseph, der Zimmermann?“ Sie machte große Augen, sagte: „Sie sind wohl verrückt!“ und verschwand. Sterzing raffte sich auf, mit dem Entschlusse, die herrliche Figur in einem von seinen Gemälden anzubringen. Er ging zur Wirthin, und erfuhr von ihr, daß der Baron verwundet im Hause sei und daß die Wappe ihn pflege. Er wollte gleich zu seinem Freunde, die Wirthin hielt ihn aber zurück, und meinte, eine Ueberraschung möchte dem Kranken gefährlich sein. Sie ging, um ihn anzumelden. Sterzing setzte sich hin, ließ sich Wein geben, und blätterte in seiner Wappe. Er hatte die Skizze von Maria und Joseph für den Baron mitgebracht, deren wir uns aus dem Anfange dieser Geschichte erinnern, und sah sie jetzt mit einem sonderbaren Vergnügen an; denn er hielt Emilien und Werner für ein Paar, und betrachtete sich als den Gründer ihres Glückes.

Voll von diesem Glauben betrat er das Krankenzimmer, in welches er durch die Wirthin beschieden wurde. Der Baron rief ihm entgegen: „Wie in aller Welt kommt ihr hierher?“ „So möchte ich euch fragen,“ versetzte Sterzing, „wenn ich es nicht schon wüßte. Der Teufel heißt euch euren hochfreierlichen Leib in's Gesicht mit Juden und Revolutionspud tragen? Das war, mit eurer Erlaubniß, eine kleine Sottise, mein lieber Baron.“ „Ich hätte es eben so gemacht, wenn ich ein Mann gewesen wäre!“ rief Emilie mit anmuthiger Köstlichkeit aus. — „Bravo,“ sagte Sterzing — „das wird ein Gesicht von Helden geben.“ Der Baron fürchtete von der Untunde des Malers eine verlegende Wendung des Gesprächs; er entfernte daher Emilien durch die Bitte, ihm etwas zu holen, und sagte dann: „Sie sehen mich hier als Opfer einer doppelten Revolution. Die eine geht von unten nach oben; das Volk will die Privilegien der Großen vernichten, oder an sich reißen; ich weiß nicht, was in dem dunkeln Schooße der Zeit gähnt. Dieser widersetzte ich mich meines Orts, und bekam dafür eine Kugel in die Schulter. Die andre geht von oben nach unten; die Großen möchten der Freiheit des Volkes genessen, Bündnisse schließen, und alle Standesbegriffe weglassen, so weit sie ihnen hinderlich sind. In dieser nahm ich selbst Theil, und bekam dafür einen Korb, der mir noch zu schaffen macht.“ „Will Maria Sanct Joseph nicht haben?“ fragte Sterzing. „Lassen Sie uns über einen so ernsten

Gegenstand nicht wiggeln,“ versetzte unser Freund. Gattinnen schenkt uns der Himmel, wenn er sie für uns fertig hat; ich verzag das, und wollte mir selbst eine erziehn. Für diese Thorheit, und dafür, daß ich meine alte ehrwürdige Tante Jahre lang täuschte, vielleicht durch meine Täuschung Anlaß zu ihrem Tode gab, büße ich, und büße gerecht. Erwähnen Sie in Emilien's Gegenwart ja nichts von diesen Dingen; das edle Mädchen ist nur unter der Bedingung bei mir, daß hierüber ein gewissenhaftes Stillschweigen beobachtet wird.“ — „Hm, hm,“ murmelte Sterzing; „das ist hier ein kuriozes Wesen, und ich komme vielleicht gerade zur rechten Zeit an.“

Der Kranke hätte ihn nun gern entfernt; denn er war in seinem jetzigen Zustande für Sterzing's Laune nicht recht empfänglich. Er schlug ihn daher vor, nach dem Schlosse zu gehn, und dort einzuweilen, allein sich die Zeit zu vertreiben. Aber der Maler gehörte zu den Menschen, die innerlich kalt, bisweilen einen Anlauf zur Wärme und zur Empfindung nehmen, und dann in ihrer Bizarrie verharren, welche sie für Vortrefflichkeit halten. Er schlug dem Baron rund ab, ihn zu verlassen. — „Ich wäre ein Dohs,“ und gehörte in ein Potterjesches Viehstuck,“ sagte er auf seine energische Weise, „wenn ich jetzt von euch ginge, mir bei euch bene thäte, und meinen edeln hospes hier schwächen ließe.“ — Es war nichts mit ihm anzufangen; man mußte ihn gewähren lassen. Emilie hatte nun die doppelte Sorge, ihren Besucher zu warten, und den unruhigen Gesellen von ihm abzuhalten, der mit seinen Späßen der Genesung eher hinderlich, als förderlich war. Es gelang ihr so ziemlich: Sterzing ließ fast den ganzen Tag unthätig, bildete sich aber nichts desto weniger ein, daß er dem Baron die erprießlichsten Dienste leiste, und einen unendlichen Edelmut durch sein Verweilen zeige.

Einmal kam Emilie zu ihrem Freunde und sagte: „Was mag der wunderliche Mann nur mit seinen ununterbrechenden Anspielungen auf Maria und Joseph wollen? Sie sind mir unendlich; Witworte, deren Sinn ich nicht verstehe, erschrecken mich wie Gespenster; sie sind körperlos und graubait, gleich diesen.“ — Krankheiten geben dem Menschen eine gewisse Mäthschickseligkeit. Werner erzählte ihr so freimüthig, als sie geklagt hatte, die Geschichte der früheren Tage, und reichte ihr des Malers Skizze, mit welcher er sich eben beschäftigt hatte. Emilie schauderte fast vor der seltsamen Zeichnung zurück und versank in tiefes Nachdenken. Es kam ihr sonderbar vor, daß Menschenwille und Gesicht fast unsre unbewußtesten, einflussendsten Momente wählten, um uns in ferne, kaum geahnete Kreise zu ziehen. Werner, da er ihren Ernst bemerkte, fragte sie: „ob er sein Ehrenwort gebrochen habe?“ „Nein,“ erwiderte sie ernstlich; „Sie sprachen von Dingen, welche vergangen sind.“

„Gewiß, Emilie“ — rief er — „sie sind in jedem Sinne vergangen. Es ist Zeit,“ fuhr er mit schöner Herzlichkeit fort, daß ich einmal ganz meinen Bufen Ihnen eröffne. Ich habe Ihnen durchaus entzagt; ich fühle im Grunde meiner Seele, daß ich Sie nicht verdienen zu können. Mein innigster Wunsch ist nur, daß Sie an der Seite eines geliebten Mannes demüth das Glück genießen mögen, dessen Sie fähig sind. Beste Emilie, lassen Sie mich etwas aussprechen, und nehmen Sie es gut auf. Schon lange bekümmerte mich die Sorge um Ihre künftige Existenz, und während meines jetzigen Siechtums ist ein Plan gereift, Sie zu sichern. Ich habe vor, Ihnen die kleine Meierei am Strome, welche Sie so lieben, als Ihr Eigenthum zuschreiben zu lassen. Versagen Sie mir den Wunsch nicht, nehmen Sie das Geheiß aus der Hand Ihres treuen Freundes an!“

„O Gott!“ war Alles, was Emilie auf diese rechtschaffenen Worte vorbringen konnte. Ihr Herz im Bufen stockte, sie schwankte in ihr Zimmer, und fiel vor dem Sopha nieder, das Gesicht in die Kissen drängend. Lange lag sie ohne deutliches Bewußtsein. Dann durchdrang ein unabweisliches Gefühl ihre Brust, und rief ihr zu: daß sie Wernern liebe, daß sie ihn schon längst geliebt habe. Zugleich aber machte seine Fassung ihr schrecklich klar, daß er genesen sei von der Leidenschaft, daß er wirklich der Hoffnung entzagt, weil ihn der Wunsch verlassen habe. Sie rief den Himmel um Erleuchtung an in ihrem dunkeln Verhängnis, und der Himmel gab ihr diese Erleuchtung. Der Enschluß wuchs in ihr empor, den edelmüthigen Mann nie zu verlassen, sondern Zeit ihres Lebens bei ihm als treue Mätherin und Beschließerin anzuharren. Diesen Vortheil haben die Frauen in solchen Lagen über uns; sie dürfen sich einem opfern, und darin eine traugfreundliche Verthigung finden; uns vielfach Angesprochen ist das Verzagte.

Sie behauptete ihre Fassung, und ließ Niemanden gewahren, daß Welt und Zeit vor den getrüben Blicken zitterten. Ihre Kraft wurde durch die Bemühungen hervorgerufen, welche sie dem Maler entgegenzusetzen hatte, der nunmehr, geradehin gesagt, unausstehlich zu werden anfieng. Er hatte mehrere hübsche Ansichten bei dem Städtchen aufgenommen, dann einige Skizzen-Gestalten, die ihn in den Straßen entlegen gelaufen waren, gezeichnet, und war jetzt ohne Beschäftigung, daher er die größte Langeweile zu fühlen begann. In diesem Zustande kam nichts seinem Mißbehagen zu fügen gleich. Duckselbig durchwandte er das ganze Haus, schlug die Thüren heftig zu, stürzte jeden Augenblick unerwartet in's Krankenzimmer, überschüttete Wernern mit einer Masse von barocken Einfällen, forderte ihre Urtheil über abentheuerliche Gergestalten, die er alle Tage zu Duzenden fabricierte, und was dergleichen Unge-

reintheiten mehr waren, welche den Kranken ganz verdrücklich machten.

Emilie hat den Maler mehrmals bößlich, doch nach dem Schlosse abzureißen; aber er blieb unbeweglich: denn er war so konsequent in einer angefangenen Thaterei, als er insonsequent war da, wo es Ernst galt. Um ihn zu beschästigen, und ihn einigermaßen unschädlich zu machen, schlug ihm Emilie vor: er möchte insgeheim eine Komposition machen und damit den Freund zu seiner Genesung überraschen; irgend etwas Bedeutendes, Charakteristisches müsse es sein. Sterzing ergriff diese Idee mit allem Feuer. „Ich will etwas liefern,“ rief er aus, „was alle meine bisherigen Werke übertreffen soll. Man hat mich so oft getadelt, daß ich die Gattungen vermische; jetzt ist ein reiner, antiker, erhabener Sinn, wahrscheinlich durch die Langeweile dieses Orts in mir erwacht worden; und ich benutze diese Stimmung, welche leicht späterhin wieder verfliegen möchte, zu einer Schöpfung im großen Genre, die man nicht ohne gährende Bewunderung und ohne bewunderndes Gähnen wird anschauen können. Ich male für unsern Baron, der auch so eine Art von Pygmalion ist, die Scene, wo dieser Künstler die Göttin bittet, die geliebte Statue für ihn zu beleben. Nun merken Sie aber, wodurch ich eine Situation hervorbringe. Die Statue ist ein Bild der Venus; der Meister darf daher vor ihr im Staube liegen, und sie selbst um sie selbst ansehen. O ein herrlicher Gedanke! Ich freue mich schon darüber, was mir Alles während der Arbeit noch einfallen wird. Sie, schönste Emilie, sollen mir als Modell dienen und die allerliebste, kalte Bildsäule vorstellen, was Ihnen nicht schwer fallen kann.“

Emilie hatte zwar bei sich viel gegen diesen Einfall einzuwenden, weil sie dessen Unschildlichkeit fühlte; indessen wußte sie schon, daß wenn man Sterzing in seinen Plänen kreuzte, er nicht leicht anderweit wieder zu fesseln war. Sie ergab sich also, indem sie hoffte, die Ueberreichung des Bildes auf irgend eine Weise verhindern zu können, und bat ihn, um ihn ganz zu isoliren, daß er doch ja recht heimlich und recht fleißig sein möge. So etwas brauchte man ihn aber nicht erst zu sagen, wenn ihn eine Komposition ergriffen hatte. Er lebte und webte von nun an ganz in seinem Gedanken, ließ nach Materialien und Vorrichtungen zu einem Gerüste umher, und war in den ersten zwei Tagen kaum sichtbar, so daß unser seltsames Paar sich einer wohlthunenden Einsamkeit überlassen fand. Emilie benutzte dieselbe zu einer Ausflucht nach dem Gute, indem sie Wernern unter der Obhut der fremdlichen Wirthin zurückließ. Es war der schönste Herbsttag, sie konnte ihrem Pflegebesohlen ein Körbchen der herrlichsten Obstsorten und Trauben zu seiner Ergötzung mit zurück-

bringen. Sie setzte ihn dasselbe auf sein Bett; er genoss die Früchte dankbar, und sprach: „Für die Ditzucht auf Ihrem Gehörte will ich insbesondere sorgen, liebe Emilie; ich denke, Ihnen eine treffliche Baumschule anzulegen.“ In dem Augenblicke trat die Wirthin herein und rief froh: „Es ist Friede!“ Sie legte die Zeitung auf den Tisch, aus welcher man ersah, daß das deutsche Republikanismen in sein Nichts zurückgefallen war. Der Chirurgus kam, nahm den Verband ab, und erklärte Werner für geheilt. Es war, als ob aller Segen heut Abend über ihn kommen sollte; er rief fröhlich aus: „Wie sehne ich mich nach Lust und Licht, nach Bewegung und Freiheit! Wie wohl wird mir die Arbeit auf meinem Gute thun! Weine Emilie, Sie ahnen nicht, was es heißt, krank sein; man vergißt alles Andre, wenn sich der Körper übel befindet.“ — „Ach ja,“ dachte Emilie traurig, „er hat Alles vergessen, auch seine Liebe. Obstbäume will er mir pflanzen; er mag nur für Gypsenen sorgen; an einem Grabe wird es vielleicht nicht mangeln!“ — Dann schalt sie diese weichen Gedanken, und beschloß, sich im Danden zu bewähren. Aber ihr Wesen war wie von tausend Messern zerschnitten.

Als sie am andern Morgen sich kaum erhoben und angekleidet hatte, klopfte es leise an ihre Thür. Sie öffnete; Sterzing stand davor mit Craven und blauem Papier. „Et!“ rief sie ihm zu — „der Baron schläft noch.“ „Et!“ rief er nach — „ich will Sie mäschenstill abzeichnen.“ Was sollte sie thun? Sie mußte es sich wohl gefallen lassen. Feine machte sie die Thür des Krankenzimmers auf, um gleich zu hören, wenn Werner etwas verlangte. Dann stellte sie sich an den Fuß, den Sterzing zum Biederstall erhoben hatte. Er löste ihre Kleider, gab ihr mit Schawal eine Art von antiker Bekleidung, und brachte sie in die Attitüde der Venus Genetrix. Sich selber legte er gegenüber, und hing an zu zeichnen. Kaum hatte er begonnen, als unser Freund von einem langen, balsamischen Schlummer erwachte. Er lag abgewendet von der Thür, die nach Emilien's Zimmer führte, und hielt sich in der Todtensille, welche herrschte, für ganz allein und unbelästigt. Das Fenster, zunächst seinem Bette, war aufgegangen, ein kühler Luftstrom spielte an seine Wangen, als wollte er ihm Grüße von draußen, von der schönen Natur bringen. Er sah in den blauen Himmel, in die gelbrothen Kronen der Bäume, und empfand ein unaussprechliches Wohlbefinden, eine Genügsamkeit der Genußung. In solchen Momenten macht der Mensch seinem Drange durch Worte Raum. Auch Werner war zu beglückt, um stumm bleiben zu können. „Dank euch, ihr himmlischen Mächte, rief er aus, daß ihr mich wieder hergestellt habt. Das Leben ist so schön, daß man dafür danken muß, selbst wenn es noch so viel geraubt, noch so oft getäuscht hat! Welche

süße Hoffnungen sind mir zertrümmert! dennoch lebe ich und lebe gern.“

Im Nebenzimmer ging kein Wort von diesem Selbstgespräch verloren. Sterzing sah mit Schrecken, daß Emilie auf ihrem Stuhle unruhig wurde. Er fürchtete eine Störung der Session — ihm das Verhafteste auf der Welt — und flüsterte kaum hörbar: „Nützig gelieben, er will von Ihnen nichts; er spricht mit dem lieben Gott; man darf keinen Menschen in der Audacht hören.“

Werner fuhr fort: „Du darfst es dir in dieser stillen Minute ansehen, daß du sie liebst, und ewig lieben wirst. Wo findest du ihres Gleichen? Aber du hast ihr entzagt, und mußt dein Gelübde halten. Du wirst es halten können, wenn du sie selber glücklich siehst.“

Emilie glühte, wie eine Purpurrose. Auch Sterzing verließ der alte Spottgeist; die Sonderbarkeit dieser Situation überwältigte ihn. Er sah stumm da, und schabte mit einem verlegenen Gesichte ganz unumäßig an seiner schwarzen Kreide, bis er den Stift weggeschabte hatte.

„So bete ich denn nicht“ — rief Werner — „Gott gib sie mir; sondern: Gott gib sie Einem, der ihr Wesen zu erkennen im Stande ist. Entzünde in ihrer Brust, o Natur, das heilige Feuer einer unsträflichen Liebe, und vollende, indem du ihre Seele bessest, dein schönes Werk.“

Wie hätte ein armes Mädchen, dem das Feuer, von welchem die Rede war, bereits im Herzen glühte, bei so guten, dringenden Worten, wohl länger ein Bild von Stein darstellen können? Emilie warf hastig den Schawl ab, stürzte von ihrem Postament, flog in das Nebenzimmer, und warf sich, aufgelöst von gewaltiger Rührung, dem Freunde an die Brust. „O du — Himmel!“ war Alles, was sie schluchzend hervorbringen konnte. — „Emilie!“ rief er außer sich — „ist es möglich? liebst du mich denn?“ — „Wen sonst!“ sagte das Mädchen. „Es ist ein Traum!“ sprach er. „Es ist die Wahrheit!“ rief sie.

Sie holte sich einen Stuhl, setzte sich neben dem Bette nieder, faßte mit beiden Händen die seignen, und sah ihn lange innig an. Da merkte er, daß es Wirklichkeit war, seltsame Wirklichkeit. „Ach, wie ging das zu?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht,“ versetzte das herrliche Mädchen mit einer züchtigen Freundlichkeit. „Es ist, wie es ist; laß uns nicht grübeln. Du verdienst eine Gattin, du bedarfst eine; du littest, du liebtest; seit ich das wusste, litt ich, liebte ich, war ich dein, und will dein bleiben bis in den Tod.“

Sterzing ließ sich setzen. Der Baron sagte freudig: „Lieber

Sterzing, hier sind zwei glückliche Menschen.“ Der Maler erwiederte trocken: „Ich gratulire. Bei mir habt ihr euch zu bedanken; ich schüttelte euch die reife Frucht vom Baume. Es heißt mit Recht:

Solches müßet ihr uns lassen,
Kunst ist Haus in allen Gassen.

Aber ich habe mein Blatt zerrissen; denn ihr seid ein größerer Meister, als ich. Ich zeichne die Bildsäulen; ihr macht sie lebendig, daß sie mir vom Stuhle springen; darum sollt ihr bis zum jüngsten Tage heißen: der neue Pygmalion.“

Ans:

„M ü n c h h a u s e n.“

Das Schwert Karls des Großen.

„Ich glaube, ihr seid betrunken, Kaspar.“

„Nein, Herr Schmitz, wüßte nicht, woher das kommen sollte, indem ich wenig genossen habe,“ verfechte der Patriotenkaspar. „Ich wiederhole Ihnen in der Richtigkeit: Hier habe ich des Hofschulzen seinen Feinde todtgeschlagen. Es ist aber lange her und Gras ist darüber gewachsen. Indessen will ich mein Recht über diese That haben, denn nunmehr ist die Stunde dazu gekommen, nachdem ich meinem Feinde und Ueberwältiger den Tod gethan habe, den er verdiente, und dazu suche ich Ihren Rath und Beistand, weil Sie ein Schriftgelehrter sind und mir mitunter eine Gütigkeit erwiesen haben.“

Der klagende und sanfte Ton, womit der Patriotenkaspar dieses vorbrachte, flößte dem alten Schmitz Muth ein. Neugierig, wie er von Natur war, empfand er ein Verlangen nach den Dingen, die einen Menschen bewegen konnten, über einen verschollenen Frevler zum Aufläger wider sich zu werden. Der Patriotenkaspar schwieg aber, senkte seinen Blick und schien eine Aufmunterung erwarten zu wollen. Endlich sagte der Sammler: „Ich habe wohl vor Jahren davon gehört, daß ein Sohn des Hofschulzen plötzlich zu Tode gekommen sei; es hieß aber damals, er sei mit der Stirn auf einen Stein aufgeschlagen.“

„Ja, so hieß es damals,“ verfechte der Patriotenkaspar. „Mit der Stirn schlug er allerdings auf einen Stein, und zwar auf diesen da, neben welchem ich stehe, allein nicht von selbst, sondern von einem Andern mit der Faust gegen den Stein gestoßen, und wer

ihn so lange mit der Faust gegen den Stein stieß, bis die Hirnschale zerbrach, das war ich.“

„Also hatte doch jenes zweite alte Gerücht, was auch im Stillen die und da umherlief, Recht,“ sagte der Sammler. „Aber wie kam es, daß die Geschichte nicht angezeigt und den Gerichten überwiesen wurde?“

„Das hängt mit diesem meinen ausgeschlagenen Auge, mit des Hoffschulzen seinem Hochmuth und mit dem Freisitzel da oben an jenem Berge zusammen,“ sagte der Spielmann.

Der Sammler verstohle: „Bringt eure Geschichte ordentlich und im Zusammenhange vor, Kaspar. Denn aus diesen zerstückelten Reden kann sich Niemand vernehmen.“ —

„Also, Herr Schmitz, eines Abends, wo es ganz dunkel war und ein schweres Unwetter heraufzog, komme ich auch von meinem Erb da herüber meinen gewöhnlichen Weg geschritten. So höre ich da, wo Sie jetzt stehen, Herr Schmitz, etwas rascheln in der Dunkelheit, und ehe ich noch meine Gedanken zusammen nehmen kann, springt das, ohne einen Laut vor sich zu geben, auf mich zu, und ich habe einen Schlag mit einem Knüttel über den Kopf und einen Stoß in das linke Auge weg, daß mir beinahe Hören und Sehen vergeht. Im Auge ist's mir, als ob ein Duzend Messer darin umgewendet würden. Rassel läuft mir über die Wade — ich aber denke, hier geht's noch um Haut und Haar, ist's Auge schon weg — und friege meinen Ujion zu packen, und reiße ihm den Knüttel weg, denn, Herr Schmitz, ein Mensch, dem sie das Auge ausgeschlagen, hat fürchterliche Kräfte — und gebe ihm die Erwiderung auf seinen Schädel, daß er aufricht und ich an der Stimme den Hrihe erkenne. Er bittelt um Gnade, aber ich schreie: Meine Gnade sollst du gleich spüren! reiße ihn in die Höhe; du verfluchter Augenmörder! rufe ich, und stoße so lange den Bengel mit dem Kopf gegen den Stein hier, bis er stumm wird. Einen Ohrring hatte ich ihm bei der Balgerei abgerissen (denn er trug welchen), den hielt ich in der Hand, wußte nicht, was damit anfangen, konnte ihn freilich nur wegwerfen, aber der Mensch ist bei solcher Gelegenheit wie von sich; unter dem Stein habe ich den Ring verscharrt, soll mich wundern, ob er noch da liegt?“

Der Patriotenkasper, welcher den letzten Theil der Erzählung mit so lebendigen Geberden vorgebracht hatte, daß seinem alten Zuhörer ein Schauer über die Haut rieselte, wälzte trotz seiner aufscheinenden Kraftlosigkeit den Stein hinweg, kratzte etwas in der Erde darunter und zog mit einem gellenden Kreudegeschrei, als habe er den kostlichsten Schatz entdeckt, einen Ohrring hervor, der nicht verrostet war, weil er stark vergoldet gewesen sein mochte. „Si, wie so ein Ding übrig bleibt, wenn der Mensch längft

verrottet ist!“ rief er, und gab den Ring dem alten Schmitz, der ihn nur zagend annahm.

„Als ich nun dem Hrihe das Seinige gereicht hatte, ließ ich ihn liegen und ging nach Hause, Herr Schmitz,“ fuhr der Patriotenkasper fort. — „Es war nun stilles Unwetter geworden und bei dem Donnern und Plitzen unterweges wurde mir graulich zu Muth. Ich dachte: die Magdalis erwartet dich, und ihr Bruder liegt da todt am Kreuzweg, und der Hoffschulze schläft und läßt sich nichts träumen, und du gehst über das Stoppelfeld. — Zu Hause nahm freilich der greuliche Schmerz im Auge alle meine Besinnung weg, und nur unterweilen konnte ich mir vorstellen, daß sie mir nun vielleicht den Kopf abschlagen würden. Es kam aber Alles ganz anders, Herr Schmitz.“

Den andern Tag ließ ich den Feldscherer holen, und der sagte mir, daß das Auge heidi sei, denn mit uns Bauersleuten machen die Doktors nicht viele Umstände. Na, das Auge lief auch wirklich aus, Herr Schmitz, und schrumpfte weg und ich erwartete alle Tage die Gerichte im Erb, die mich abholen würden, denn stehen mochte ich nicht. Aber keine Gerichte kamen.

Dagegen kam ein Kerl, der der Frohnbot hieß, von wegen des Dings droben unter den drei Linden, und sagte, ich sei geheilsen und geladen zum Stuhl, sie wollten's unter sich abmachen, und ich sollt Rede und Antwort stehen. Ich rief: er sollte sich zum Teufel scheren, sie könnten mir dies und das thun, dem Amtmann sei ich Rede und Antwort schuldig.

Wie ich nun zum Ersteinmale den Kopf wieder aus dem Loch hervorstreckte, hörte ich kariole Geschichten. Der Alte hat seinen Sohn gleich, nachdem die Leiche gefunden worden, begraben lassen und überall gesagt, der Junge sei spät nach Hause gegangen und habe einen bösen Fall gethan. Keine Anzeige hat er gemacht und Alles bleibt still von der Sache, und kein Amtmann und kein Kriminal bekümmert sich um mich. Ja, was soll das bedeuten? denke ich.

Ich konnte es aber bald spüren, Herr Schmitz. Es war mir schon auffällig gewesen, daß während meiner Westage nicht eine Menschenseele nach mir fragte, denn wenn ich auch nicht viele Freunde hatte, so besuchte mich doch je zuweilen sonst Einer oder der Andere. Aber da saß ich ganz allein und verlassen, und zuweilen that mich nicht nur meine wunde Augenhöhle schmerzen, sondern ich heulte auch mit dem gesunden Auge meine bitteren Thränen. Als ich nun wieder haus ging, so wollte ich, weil ich nicht verfolgt wurde, bei einem Nachbar vorsprechen, aber der schob zur Hinterthüre hinaus, als ich in die Vorberthüre trat. Am Krüge rückten sie zischend zusammen, als ich kam, und riesen den

Wirth bei Seite und sprachen lacht mit ihm und der kam dann zu mir und sagte: Kaspar, ihr könnt nicht verlangen, daß ich um eurerwillen meine Nahrung einbüße. Sie wollen nicht mehr bei mir sitzen, wenn ich euch jagte. — Nicht mehr bei euch sitzen? fragte ich wild. — Still! rief er. Ich will's euch heute Abend offenbaren, ihr habt mir manchen Thaler zu verdienen gegeben, und darum kann ich euch den Gefallen wohl thun. Kommt heute Abend, wenn Alles zur Ruhe ist, her, dann sag' ich's euch.

So ging ich denn den Abend, wie Polizeifunde geboten war, und Niemand mehr in der Stube saß, zu ihm. Und da erzählte er mir, daß der Hoffstulze über den Tod seines Jungen mit den Andern zusammen gewesen sei droben am Freistuhl, und habe gesagt, er wolle keine Anzeige wider mich machen, und keiner solle es thun, aber er habe mich mit seinem Schwert von Carolus Magnus verseimt und geädelt, und die Sache sei schon durch die Vauerschaft und weil die Großen drin einzig seien, so seien die Kleinen auch nicht dawider und sei ich nun also aus dem Frieden und aus der Freundschaft gesetzt bei Allen.

Ich lachte und rief: Was scher' ich mich um euren Frieden und um eure Freundschaft! — Aber ich hatte übel gelacht, Herr Schmitz: Keine Anzeige kam wider mich bei den Gerichten ein, was damals leicht möglich war, denn der große Krieg war eben im Gange, und Alles lief bunt über Et, und als es wieder ruhig worden, war die Sache schon alt; jedoch ein Verseimter war ich und ein Verseimter blieb ich, und das war böser als Verhör und Urtheil. Herr Schmitz, das Menschenkind kann Alles ausstehen, Noth und Krankheit und Feuersbrunst und Gewaltzwang, aber von seines Gleichen verstoßen sein, das kann das Menschenkind nicht ausstehen. Denn der Vogel fliegt mit seines Gleichen, und der Hirsch geht in Rudeln und der Fisch im Wasser schwimmt selbstwändig dahin und dorthin, selbst der Wolken wandern immer mehrere zusammen, wie sollte das Menschenkind es allein bestehen können? — Sie hielten's, was sie oben am Freistuhl ausgemacht.

Und die Kleinen mußten's ihnen nachthun. Wenn ich mir Stroh und Korn borgen wollte, wie der Fall sein kann in jeder Wirthschaft, kriegte ich nichts; einmal brannte meine Scheune, die ließen sie brennen und kamen mit der Spritze, als nur noch die Trümmer rauchten, und wenn sie an meinem Erb vorbeizogen, so greinten sie höhnlich und spuckten aus, und wenn ich selbst zu ihnen trat, so wiesen sie mir den Rücken. — Das froh mir in's Herz hinein und ich sagte: Ich will's euch Allen zuvorthun, daß ihr Seelenverkäufer die Kräfte vor Alerger krieget, und will mir Gesellschaft und Kameraden aus der Stadt halten. Rechte also brav auf meine eigne Faust, ließ mich mit Menschen in der Stadt

ein, Schreibersgehilfen und Ladenburshen und so dergleichen, gab denen große Traktamente auf dem Erb. Aber es wollte mir dergestalt nicht schmecken, Herr Schmitz, und wenn ich noch so viele lustige Schreibersgehilfen und Ladenburshen bei mir hatte, so wüßte es mir in der Kelle, weil ich immer dachte: Sie sind doch nicht meines Gleichen. Natürlich geriet ich auch durch die Lebensart tief in die Schulden hinein; auf einmal kam mir nun der Jude, der mir vorgeschossen hatte, über den Hals und ließ mir das Erb anschlagen. Ich wurde heruntergehandelt und hatte dann die Erde zum Lager und den Himmel zum Dach. Und so bin ich denn nach und nach, Herr Schmitz, zu dem Leierkasten, in die Lumpen, in den Hunger und in die Kälte gerathen, und so ein rändiger Bettelhund geworden, wie Sie mich da sehen."

Der arme und jämmerliche Mensch sah nach dieser Erzählung mit dem Blicke eines so kalten und bodenlosen Glendes vor sich hin, daß es den alten Schmitz, der von Natur weichherzig war, erbarmte. Er begriff nun wohl, daß er von dem unglücklichen Mörder nichts zu fürchten habe, trat ihm daher näher und sagte: "Ich fasse noch nicht recht den Grund, weshalb der Hoffstulze euch den Gerichten entzog, denn wenn ich auch sonst wohl einsehen kann, warum er mit seinem Freigerichte hantiert, so hätte ich in diesem Falle eure öffentliche Verurtheilung doch eine größere Verurtheilung gegeben."

"D," rief der Patriotenkaspar, "das ist eben die ausblühende Bosheit des alten Blutlängers! —" Er raute seine blickenden Augenbrauen. — "Denn wie ich nachgebends gehört habe, so sind Zeugen gewesen, zu denen der Vengel, der Kribe, sich berühmend gesagt hatte, er wolle mir an dem Abende auflauern. Nun war der dicke Knüppel neben dem Todten gefunden worden und mein Auge war doch auch wegz, also folglich konnte ich mich auf Nothwehr berufen, und den Kopf hätten sie mir nicht runter gebauen, sondern ich wäre vermutlich mit etwas Gefängniß davon gekommen. Das sah der alte Satan voraus und deshalb wollte er mich auf seine eigene Hand für Zeit Lebens unglücklich machen. Ich habe aber auch eine Wuth auf ihn geholt die Jahre her bei meinem Leierkasten, Herr Schmitz, ich kann Ihnen nicht sagen, was für eine Wuth. Und lange konnte ich ihm nicht beisommen, aber nun —"

"Pui," sagte der alte Schmitz, "schämt euch, Kaspar, wer wollte so rachgierig sein!"

Der Patriotenkaspar stürzte seinem Gönner zu Füßen, umschlang die Knie des alten Mannes mit seinen bahren und haarichten Fäusten, als wollte er ihn um Verzeihung für seine Sinnesart bitten, und rief mit heulem zerreißenden Tone: "O Herr Schmitz! Rachgierig muß der Mensch sein, wenn sie ihn Alles genommen

haben, sonst verkümmert er gar. Ich wäre längst verhungert, aber ich frag meine Nade, und so blieb ich leben. Es steht wohl geschrieben: Segnet, die euch fluchen, aber es gibt Keinen, Keinen auf Erden, für den es geschrieben steht, zum wenigsten keinen Unglücklichen."

"Nun, und was soll ich mit dieser ganzen sonderbaren Geschichte anfangen? Was treibt euch, sie gerade mit und geht zu erzählen?" fragte der Sammler.

Der Patrientkaspar erhob sich und sagte: „Herr Schmitz, ich will nun mein Recht haben. Ich habe mein Herz befriedigt und nun will ich mein Recht desgleichen haben. Ich will nicht länger unter dem Banne von meines Gleichen leben, sondern mein Urtheil haben von den Gerichten des Königs. Ihnen habe ich die Sache erzählt, weil Sie sich doch auf Amtssachen verstehen, damit Sie ein hübsches und richtiges Protokoll aufnehmen, worin Alles gehörig steht von Nothwehr und von den Zeugen, denen der Freie gesagt hat, er wolle mir anlaufen (denn es leben ihrer noch Einige); damit mir nicht der Kopf abgebaut wird. Dazu habe ich keine Lust, aber sitzen will ich ein Paar Jahre recht gerne. Im Gefängniß befrage ich mich ordentlich, mache mir Ueberwerdienst, komme mit einem guten Attestat vom Direktor zurück, lege von meiner Sparsumme einen Winkelramladen an, und dann soll das Donnerwetter dem in die Eingeweide fahren, der mich noch ferner hohnreden oder verachten will!

Also, Herr Schmitz, thun Sie mir die Gefälligkeit, das Protokoll zu schreiben, ich will dann drei Kreuze darunter setzen und es selbst in die Gerichte tragen."

Der Sammler ließ sich das Jahr, worin die Mordthat vorgefallen war, nennen. Er dachte nach und sagte dann: „Kaspar, das Protokoll würde keinen Erfolg haben. Die Sache ist verjährt."

"Was heißt das! Verjährt?"

"Das heißt: Ihr müßt über die Sache angegeben werden, oder euch selbst angeben, ja, ihr müßt, wie ihr thut, die Strafe begehren, so wird dem keine Statt gegeben, denn nach dem Ablaufe von dreißig Jahren ist eine Unthat ab und todt vor dem Richter. Ihr müßt also euer Geschick schon so nehmen, wie es einmal liegt, und es bis an euer Lebensende tragen."

[Aus Rache hatte der Patrientkaspar dem Hofschildzen das Schwert Karls des Großen entwendet, welches ein notwendiges Requisit bei den Freizügigen war und dessen Verlust dem Hofschildzen, wie Kaspar recht gut wußte, sehr schmerzhaft war.]

Auf der Kammer, worin er das Schwert Karls des Großen verwahrte, saß oder lag der Hofschildze blaß und halb betäubt neben der eisenbeschlagenen Kiste. In diesem Zustande war er von einer Magd, die vor der Kammer vorbeiging, gefunden worden kurz nachdem er sich die Treppe hinauf begeben hatte. Sie war erschreckt hinunter gesprungen und hatte von dem Vorfalle Kärmen gemacht, den einige Vorübergehende weiter trugen.

Die Magd kehrte mit Eßig zurück und bestrich ihres Brodherrn Schläfe. Das einfache Mittel brachte ihn auch bald wieder zu sich selbst, denn der Schlagfluß war eine Vergrößerung des Unfalls, der den alten Bauer betroffen hatte. Er war nur von einem Schwindel und von jener Betäubung befallen worden, wie sie die Folgen eines plötzlichen großen Schrecks zu sein pflegen, besonders bei alten Leuten. Als er von dem scharfen Geruche des Essigs wieder erwachte, hob er sich, ohne daß ihn das Mädchen zu unterstützen brauchte, sogleich strack auf seine Füße, fuhr mit der Hand über die Stirn und warf seinen ersten Blick in die Kiste, deren Deckel aufgeschlagen war. Mit einer Mischung von Entsetzen und Kammer kehrte aber der Blick des alten Mannes in sich zurück; er klappte hastig den Deckel zu, als wollte er den Verlust seines Theuersten jedem Auge verbergen, und trieb die Magd an, ihn zu verlassen. Diese fragte zwar, was dem Baas zugestoßen sei, erhielt jedoch keine andere Antwort von ihm, als, daß ihn eine plötzliche Schwäche, vielleicht von dem vielen Kaffee, welches gestern und heute gewesen (die Verbeirathung seiner Tochter war gefeiert worden), angewandelt habe.

Als er auf der Kammer allein war, stand der Hofschildze erst eine geraume Zeit mit über einander geschlagenen Händen, ohne sich zu regen, da. Dann setzte er sich auf die Kiste und nahm seinen Kopf in beide Hände, um alle Winkel des Gedächtnisses zu durchforschen. Darauf erhob er sich, öffnete abermals die Kiste, wie wenn er es nicht für möglich halte, daß das Schwert daraus habe verschwinden können, ließ aber augenblicklich den Deckel zufallen, da er wohl sah, daß er nur in die Leere blicke, und stöhnte wie ein verwundeter Stier.

Nach diesem begann der Alte ein stummendes eifriges Suchen in der Kammer. Er kehrte jedes Geräth um, er durchspürte jeden Winkel, er leerte alle Kisten und Kassen aus, welche dort vor und hinter dem Saatkasten umherstanden. Kein Plag blieb undurchsucht, aber alle diese Mühe war vergebens, denn das Schwert zeigte sich nirgends. Indem hörte er unten die Stimme seines Eidams und seiner Tochter, so wie der Fremde und Nachbarn, welche von der Tanzgesellschaft herbeigekommen waren, um nach ihm zu sehen. Rasch verließ er die Kammer, nicht in seinen Anstrengungen betroffen zu werden, und ging hinunter, scheinbar

gefaßt. Dort stellte sich Alles mit Fragen nach seinem Befinden um ihn, worauf er dieselbe Antwort gab, welche schon die Nacht empfangen hatte, und hinzufügte, daß ihm wieder ganz wohl sei. Er bat die Leute, sich in ihrer Lustbarkeit nicht stören zu lassen und wieder zum Tanze zurückzukehren; eine Aufforderung, welcher Mehrere folgten, Andere aber auch nicht. Diese blieben vielmehr im Hofe, weil sie an dem Tanze kein Vergnügen hatten, es kamet noch fortwährend Leute vom Jüngenserbe und so war ein beständiges Ab- und Zugehen von Menschen.

Als nun der Hoffshulze sah, daß er der Zeugen nicht quitt werde, beschloß er alles Hörner auf die Nacht zu ersparen. Er setzte sich still in seine Stube und sagte dem Gidam, er möge die Mitgift nach Hause tragen, was dieser auch mit einem Gehilfen that. Mehrere Nachbarn stellten sich zu ihm und mit diesen sprach er nun so ordentlich und vernünftig, wie immer seine Sitte war. Niemand merkte ihm etwas an, und nur wer gekußt hätte, was vorgefallen war, würde aus seinen geschwollenen Stirnadern, aus den Augen, die zuweilen hervorquollen, und aus den Grinsen, die der Alte hin und wieder nach seiner Brust that, auf das, was in ihm vorging, haben schließen können.

Es war so spät geworden, daß die Nachbarn sich zurückgezogen, die Knechte und Mägde sich schlafen gelegt hatten und das Feuer auf dem Herde erloschen war. Der Hoffshulze verschloß darnach alle Thüren des Hauses und bereitete sich zu seinem Werke, welches er für die Nacht verpart hatte. Für ganz einsam hielt er sich, aber er war belauscht. Als die Thüren abgeschlossen wurden, schlich sich eine dunkle Gestalt zu der Späherstelle im Eichenkamm und setzte sich dort nieder, das Gesicht nach dem Oberhofe gewendet. Es war der etwänzige Spielmann, welcher inzwischen gehört hatte, daß sein Feind nicht am Schlage gestorben sei, und nun sehen wollte, ob ihm nicht wenigstens die Qual aufliege, welche der Nachsüchtige ihm in heissem Grimme amnäusete. Nicht lange durste er auf die Freunde dieses Anblicks warten. Denn bald leuchtete in dem dunkel gewordenen Oberhofe ein Licht auf.

„Aha,“ sagte der Spielmann, „jezt gibt er sich an's Suchen.“ — Das Licht begann seine Wanderung, jetzt erschien es hier, dann zeigte es sich da. — „Nun sucht er in den Stuben,“ sagte der Spielmann. Zuweilen verschwand es. — „Hinten hinaus liegt auch nichts!“ frohlockte der Spielmann. Plötzlich kam es wieder rasch zum Vorschein. — „Da bist du ja schon gewesen!“ murmelte der Feind voll ingrimmiger Lust. So begleitete er jeden Schritt des

verrätberischen Lichtes mit seinem Hohne. Wie das Licht nicht müde ward zu wandern und der Reiche in seiner verzweiflungsvollen Anstrengung mit ihm, so ward der Bettler draußen im Dunkeln nicht müde, das Licht und den Reichen zu verspotten. Endlich, als es auf Mitternacht ging, und der Schein noch immer da und dort flammte, konnte er sich nicht mäßigen, sondern er feierte seinen nächtlichen Triumph durch ein Lied, welches er auf dem Felerasten tönen ließ. Es war eins der sanften stillen Lieder, welche das Volk auf den Gassen zu hören bekömmt, er aber riß an dem Griff, daß die Walze heftig umgeschwungen, die langsame Weise in das wilde Allegro trieb.

Damals um diese Mitternachtsstunde sah auf dem Flure im Oberhofe der alte Bauer und ruhte eine kurze Zeit lang von seinem Suchen aus. Das Licht stand neben ihm und in dessen mattem Scheine glühten die gefurchten Züge des Ausfluges tiefen Gräben, die sich durch ein graues Feld ziehen, denn seine Gesichtsfarbe war von Schmerz und Gram um den ihn unbegreiflichen Verlust aschfahl. Die Augen waren fast aus ihren Höhlen getreten, und er sah starr mit ihnen auf den Boden. Alles hatte er unten durchsucht, selbst das Stroh in dem Stalle umgewendet und nichts gefunden.

Jetzt erhob er sich, um in dem ersten Stock des Hauses nachzugehen. Das Licht vor sich hinhaltend, ging er zitternd und gebeugt langsam die Treppe hinauf und hielt sich am Geländer. Oben stand er still und überdachte, wo er seine Forschungen aufstellen müsse. Denn auch in dieser verzweiflungsvollen Seelenstimmung verließ ihn seine Bedächtigkeit nicht. Er erinnerte sich, daß er in der Kammer, worin die Kiste stand, schon gleich nach dem Wahrnehmen des Raubes nichts undurchstöbert gelassen hatte; dort also wäre jede erneute Mühe umsonst gewesen. Aber alle anderen Gemäder, Gellasse, Ecken und Winkel durchspähte er. Er rückte die Schränke ab, wo dergleichen standen, und blickte hinter jede Kiste. Er öffnete die Schränke und Kisten, blickte sich über sie und leuchtete hinein. Jedes Geräth, welches einen Gegenstand verbergen konnte, nahm er auch hier von seinem Platze, und sah nach, ob das Schwert nicht dahinter liege. Ueber diesen stillen und vergeblichen Suchen gingen wieder mehrere Stunden hin. Der Morgen begann schon zu dämmern.

Wie der alte Mann so, unaufhörlich gehend, sich bückend, spähend, nie überreizt in seinen Bewegungen, aber auch immer rastend, umherwanderte, gewährte diese unablässige, stumme, stete gleichmäßige Mühe einen peinlichen und fast schauerlichen Anblick. Wäre er rascher in seinen Bewegungen gewesen, so würde man ihn haben einem Raubthiere vergleichen können, welches nach seinen Jungen sucht; so aber, wie er sich verbeist, glich er einer ewigen, todten, stillwühlenden Naturkraft. —

Der Schweiß troff ihm von der Stirne. Er seufzte tief und machte sich jetzt auf den Weg nach dem Söller, dem letzten noch undurchforschten Raume des Hauses. Als er in die Nähe der Söllertreppe kam, stand er jedoch plötzlich still und ein Schauer schüttelte seine Glieder. Nachdem dieser Schauer vorüber war, hatten seine Züge ein verändertes Ansehen gewonnen. Die Muskeln des Antlitzes spannten sich straff an, die Augenhöhlen wurden weiter, in seine Augen trat ein überreicher Glanz, sie blickten unbeweglich mit geisterhaftem Blicke vor sich hin, als schäue er etwas, ein Ding oder einen Ort, und plötzlich griff er mit der Hand nach der Kurgestalt, die ihm der auf der Höhe seiner Anstrengungen gewordene elastische Zustand vorpiegelte. Jene Handbewegung brachte ihn zu sich selbst zurück. Er blickte nun mit seiner gewöhnlichen Art um sich her, strich sich über die Stirne, die Anspannung der Muskeln ließ nach, die Brauen sanken herunter, die Augenhöhlen nahmen ihre gewöhnliche Größe an, er sah aus wie zuvor. Der ganze Paroxysmus hatte nur wenige Sekunden gedauert. Aber ohne Zweifel war während desselben etwas Außerordentliches in ihm vorgegangen. — „Also da liegt es!“ murmelte er froh und beruhigt, und stieg raschen Schrittes die Söllertreppe hinauf.

Oben achtete er dessen nicht, daß er mit dem brennenden Lichte neben Stroh und Heu vorbeiging; eine Unvorsichtigkeit, wofür jeder Knecht ohnehinbar den Dienst bei ihm verwirkt haben würde. Geraden Schrittes ging er auf den Verschlag zu. — Mit der Sicherheit eines, der weiß, daß ihn seine Vermuthung nicht täuscht, machte er die Thüre auf und sah sich im Verschlage um.

Aber als er nun das Lagerstroh umgekehrt und die wenigen Sachen, welche der enge, kalte Raum enthielt, hinweg gethan hatte, brach er gewaltsam zusammen. Denn zwischen diesen vier leeren Bretterwänden war das Schwert Karls des Großen auch nicht zu finden. Das brennende Licht entfiel seiner Hand, er setzte sich oder fiel vielmehr auf einen dort stehenden Kasten und stieß einen furchtbaren Schrei aus, einen von den Lauten, die sich nicht beschreiben lassen, weil die Natur in ihnen ihre eigensten, nur sich selbst vorbehaltenen Rechte übt.

Das Licht schwelte mit seiner Flamme auf dem Fußboden in der Nähe des umhergestreuten Strohes. Der Hofschule aber hatte kein Auge für die Feuergefahr. Er blieb auf dem Kasten sitzen. Die Knie hatte er zum Haupte emporgezogen, die Arme auf die Knie gestemmt, und mit seinem Munde nagte er an den Händen. So blieb er, ohne daß er sein Lager aufgesucht hätte, oben, bis es heller Tag geworden war.

Wie der einäugige Spielmann seine Absicht bei einem leidenschaftlichen Juristen erreicht.

„Geht doch etwas voran, Jochim, und haltet mir den Menschen da seitab; ihr wißt, daß ich mit Betrunknen nicht gern zu schaffen habe.“

Jochim ging voran und der Oberamtmann folgte in gemessener Entfernung. Er sah, daß der Alte mit dem Betrunknen sich in ein Gespräch gab, und rief, was da vor sei? Jochim kam zurück und meinte, das sei der kühnste Zügelichte, der ihm jemals vorgekommen. „Blos die Beine sind benebelt,“ sagte er, „im Uebrigen ist der wüthe Kerl vernünftig und spricht verständig wie ein tüchtiger Mensch von Protokoll und Mord und Todtschlag.“

Als der Oberamtmann diese Worte hörte, horchte er hoch auf. „Was gibt es denn damit?“ fragte er sehr gespannt. Sein Widerwille gegen den Betrunknen war viel kleiner als seine Neugier nach dem Protokoll und nach dem Mord und Todtschlag. Er ging daher zu dem Patriotenkasper, der wirklich einen eigenen Rausch hatte, von dem, so zu sagen, nur die Extremitäten ausgegangen waren, das Gehirn aber unverseht geblieben war. Ein nicht seltener Fall bei erschöpften Körpern. Der betrunkene Spielmann rief dem Oberamtmann gleich entgegen: „Könnt ihr mir ein Protokoll machen, he?“

„Mein Freund, das könnte ich allerdings wohl,“ versetzte der Oberamtmann mit einem juristischen Lächeln.

„Nun denn, so kommt ihr mir ja wie ein wahrer Retter in der Noth entgegen,“ rief der Spielmann und wollte den Oberamtmann umarmen. Dieser wich zurück, darüber verlor Kasper das Gleichgewicht und fiel mit der Nase auf die Erde. Er raffte sich aber gleich wieder empor, ließ den Fall sich nicht ansehen und fuhr fort: „Macht mir ein Protokoll, und ich will euch zeitlebens dankbar sein.“

„Aber was soll denn in dem Protokolle stehen?“ fragte der Oberamtmann. — „Herr,“ sagte der alte Jochim, „wollen Sie nicht weiter nach dem Oberbese?“ — „Ich bitte euch, Jochim, laßt mich doch; man muß jeden Menschen anhören,“ versetzte ungeduldig der Oberamtmann, dessen Theilnahme an diesem nach einem Protokolle durstigen Trunknen höchlich wuchs.

„Mord und Todtschlag soll darin stehen!“ rief der Patriotenkasper. — „Ich habe einen Menschen todtschlagen und keiner will mir ein Protokoll darüber machen, auf das ich mein Recht und meine Strafe empfangt, wie ich gebührt.“

Die Gestalt des Oberamtmanns verwandelte sich bei dieser unerwarteten Nachricht zu der Säule, an welcher er seine Inzulpaten züchtigen ließ. Ein solcher Fall war ihm nie vorgekommen. Auch der alte Diener zeigte sich erstaunt und rief: „Ich sag's ja immer, wenn man aus Schwabenland heraus ist unter die Franken und Sachsen und Poladen gekommen, hört Recht und Gerechtigkeit auf. 'S ist a wüßt Volk hangen.“

„Ihr habt Einen todgeschlagen und sie wollen kein Protokoll darüber aufnehmen?“ fragte der Oberamtmann einigermassen entsetzt.

„Nichtig Einen todgeschlagen und keine Möglichkeit, mein Protokoll darüber gemacht zu kriegen!“ erwiderte der Spielmann.

Der Oberamtmann bedachte sich, senkte das Haupt, spannte in dieser denkenden Stellung den Makintosh wie einen Wandschirm aus, und sagte dann: „Dieser Mensch ist entweder verrückt, denn der Trunt hat ihn, wie augenscheinlich, nicht um seinen Verstand gebracht, oder es herrscht eine Nachlässigkeit der Behörden hier, die ohne Beispiel sein dürfte.“ — Er hielt dem Patriotentaspar die fünf Finger seiner rechten Hand vor die Augen und fragte: „Was seht ihr da?“

„Fünf Finger,“ versetzte der Spielmann.

„Guckt einmal da oben hinauf. Was seht ihr über euch?“

„Den Himmel. Es ist aber noch Haarrauch, deshalb sieht man nicht viel vom Himmel.“

„Sagt mir die Wochentage her.“ — Der Spielmann nannte alle Tage von Sonntag bis zum Samstag in ihrer gehörigen Reihenfolge.

„Welches sind die zehn Gebote?“ Der Spielmann hob von dem „nicht andere Götter haben neben mir“ an und ließ feins aus.

Nach dieser Geisteserforschung sprach der Oberamtmann: „Dieser Mensch ist so wenig irr als ich oder ihr, Jochem. Felslich ein geständiger Todtschläger, der, von Reue und Gewissensbissen zerfleischt, sich angibt, dennoch nicht eingezogen, ja nicht einmal zur Anzeigte gelassen wird. Schöne Wirtschaft! Was für ein Staat! Kommt mit hinein in jenes Haus,“ sagte er zum Patriotentaspar, „es wird ja wohl ein Bogen Papier nebst Feder und Dinte darin zu haben sein. Ich will etwas kurzes Schriftliches von euch aufnehmen und mir während dessen überlegen, was weiter in der Sache zu thun ist.“

Der Hofschnlze hält eine Rede über allerhand wichtige Gegenstände.

An einem der nächsten Tage ging der Diakonns auf das Gerichtshaus, wo er als Zeuge vernommen werden sollte. Mehrere Menschen, die gleich ihm hinfeschieden worden waren, standen unten vor der Thüre, und andere sprachen mit ihnen über den Gegenstand, der vor einigen Wochen die größte Verwunderung im Städtchen erregt hatte, dann den Leuten aus dem Sinn gekommen war, und nun, als das Gericht die Sache wieder aufnahm, von Neuem zu reden gab.

Die Zeugen sollten über den Patriotentaspar und den Oberhof verhört werden. Der Oberamtmann war nämlich an jenem Tage, wo er den Einzigen traf, über den Fall in's Klare und mit einer protokollarischen Darstellung desselben zu Stande gekommen. Auch er überzeugte sich zwar, daß die Sache verjährt sei, gleichwohl meinte er, sie habe eine solche Gestalt, daß wenigstens das Thatsächliche in aller Form Rechtens festgestellt werden müsse. Er trug daher, was er geschrieben, zu dem Vorstande des Gerichts, gab die nöthigen Erläuterungen dazu, und das Gericht ging ebenfalls in die Ansicht ein, daß ein geständiger Mörder, wenn auch von noch so alter Zeit her, wenigstens vor der Hand nicht auf freien Füßen stehen und unverhört bleiben dürfe.

Man schritt daher gegen den Patriotentaspar zur Verhaftung. Dieser hielt von dem Kettenwagen herunter, auf dem man ihn einbrachte, Reden an das Volk, verfluchte die Gerichte von seines Gleichen und pries die Gerichte des Königs, vor denen er nunmehr seine alte Schuld abbüßen wolle. Zugleich berührte er sich des Torts, dem er seinem Todfeinde angethan. Das Gericht wollte sich indessen auch nicht so ohne Weiteres mit einer vielleicht nachher getadelten Arbeit belasten, fragte daher höheren Ortes an, von da geschah eine Rückfrage noch weiter hinauf und die Bescheidung erfolgte erst nach mehreren Wochen. Sie ging dahin, daß allerdings, um die Sache aufzuklären, die nöthigen Vernehmungen geschehen sollten.

Gerade kurz vor den Tagen, von welchen hier die Rede ist, war jene Bescheidung eingetroffen.

Vernehmungen wurden daher vorgenommen, Zeugen abgehört und diese Dinge brachten die Angelegenheit wieder in das Gedächtniß der Menschen zurück. Die sonderbare Art von Macht, welche der Hofschnlze ausgeübt, kam zur Sprache. Der einäugige Frevler hatte kein Geht, daß er seinem Feinde das Schwert an einen ver-

borgenen Ort wegzuthan habe, und obgleich dieser Thatumstand kaum ein Verbrechen, sondern mehr nur einen Muthwillen darstellte, so war es doch gerade, und was mit ihm zusammenhing, wodurch die Leute am meisten beschäftigt wurden. Man verwunderte sich, daß ein Urales, längst Verschollenes sich wie eine unabhängige Macht im Staate hatte hinstellen können.

Auch der Name des Diakonius gerieth auf die Zeugenliste. Die Untersuchung ruhte in den Händen eines Richters, der sich viel mit historischen Studien beschäftigte, und diese fanden hier reichliche Nahrung. Er machte daher die Sache wohl weisläufiger, als sie streng genommen zu werden brauchte, und hörte Jedem, der einigen Aufschluß über das Wesen des Oberhofes und das Treiben seines Besitzers zu geben vermochte. Deshalb hatte er den Diakonius gleichfalls vorladen lassen, weil dieser, wie bekannt war, viel mit dem Hoffschulzen verkehrte, obgleich er von dem eigentlichen Gegenstande der Nachforschungen nicht das Mindeste wußte.

Man ließ den Diakonius seines Standes wegen nicht im Zeugenzimmer warten, sondern berief ihn sofort in die Verhörstube. Dort wohnte er einem sonderbaren Auftritte bei. An den Schranken stand der einäugige Mörder und in einer Ecke saß der Hoffschulze, über dessen verfallenes Aussehen der Diakonius erschrak. Der Mörder stand ganz tract da, und sein reicher Feind saß in zusammengekrümmter Haltung. — „Noch einmal fordere ich euch auf,“ sagte der Richter zum Patriotentaspar, „mir zu entdecken, wohin ihr das Schwert gethan habt, bedenkt, daß ihr durch hartnäckiges Verleugnen euer Schicksal erschwert.“ Hoffschulze, sagt ihm in's Geheiß, daß ihr euer ganzes Haus darnach vergeblich durchsucht habt, daß es also nicht im Oberhofe liegen könne.

Wenn der Mensch keine Herrenmeisterkünste ausgeübt und es in einen Balken inwendig hineingehebt hat, so liegt es draußen irgendwo und der Bösewicht muß wissen, wo es liegt,“ sagte der Hoffschulze, indem er einen Blick des grimmigsten Zornes auf den Entwender warf.

Der Einäugige, der mehr seinen Feind im Auge behielt, als den Richter, verlegte: „Und dennoch liegt es im Oberhofe, Hoffschulze, aber finden werdet ihr es schwerlich, wenn ihr nicht das ganze Haus von Grund aus umrißt. Und das ist eben meine Freude, daß ihr das wissen sollt, und daran vergehen, daß es euch so nahe ist und dennoch verborgen bleibt. Mein Schicksal weiß ich. Dammenschrauben und Gester gelten nicht mehr; ihr könnt mich also höchstens länger sitzen lassen, Herr Richter, und das mögt ihr thun, denn ich schweige und werde schweigen, müßt ich auch hundert Jahre abgeben. Wo das Schwert liegt, diese Sache geht mit mir in die Grube.“

Der Richter, welcher gar zu gern das alte Schwert gesehen hätte, fuhr den hartnäckigen Verleugner heftig an, der Hoffschulze aber richtete sich auf, unterbrach ihn und sagte mit plötzlicher Hoheit: „Lasset es gut sein, Herr Richter, wenn meine Bitte etwas gilt, denn ich habe mich befohlen und dieser Bösewicht wird nichts verathen. Ich werde mich ohne das Schwert zu behelfen wissen.“

Der Richter ließ den Patriotentaspar abführen. „Seid nun so gut,“ sagte der Hoffschulze, „die Sachen von mir aufzunehmen, die mit den anderen Dingen stimmen, welche bereits von mir geschrieben stehen.“

Der Richter schien etwas in Verlegenheit zu gerathen und erwiederte: „Das gehört ja nicht zur Sache und ich muß überhaupt erst den Herrn Diakonius vernehmen.“ Dessen Verhör war kurz, es drehte sich eigentlich um Nichts. Der Hoffschulze wartete ruhig die Beendigung ab; dann wiederholte er seine Bitte. „So weit ich euch im Allgemeinen verstanden habe,“ sagte der Richter, „wollt ihr Sachen aufgeschrieben wissen, die sich nicht ziemen.“

„Nicht ziemen!“ rief der Hoffschulze mit erhöhter Stimme. „Ich habe euch auf alle Fragen nach der Heimlichkeit und wie ich sie verwalte, Rede gestanden, und nun verlange ich auch mit der Manier, daß meine Auskünfte und Zusätze gehörig dazu gethan werden, und so weit mir die Rechte bekannt sind, dürft ihr mir die Zunge nicht stumm machen.“

„Nun denn,“ rief der Richter halb ängstlich, halb ärgerlich seinem Schreiber zu, „zeichnen Sie auf, was der Alte sagt.“

„Ja, alt bin ich, und alt ward ich in Ehren,“ verlegte der Hoffschulze gelassen. Der Diakonius wollte gehen. — „Nein, bleiben Sie, Herr Diakonius,“ sagte der Hoffschulze, „es ist mir gar sehr lieb, daß Sie zufällig hier sind, denn ich ärmte Sie als einen frommen und gelehrten Mann von Herzen, und es kann mir nicht schaden, wenn auch Sie meiner Art und Manier Zeugnenschaft geben. — Herr Secretant,“ sagte er zu dem Schreiber, „so gebietet, als habe er an Gerichtsstelle zu befehlen,“ schreibt genau auf, was ich zu wissen thue.“

„Herr Richter, ich mag mit meinem Schwerte und mit der Heimlichkeit am Stuhl wohl wie ein Narr da in den Schriften stehen, und Pöffen, wenn mir recht ist, nannte der junge vornehme Herr, an dem ich mich in meiner Angst verzweifeln wollte, die Sachen, woran mein Herz gehangen hat. Ich will aber jetzt expliciren, was für eine Verwandtniß es mit diesen Pöffen gehabt hat. Allerdings habe ich erlebt in der Dauerhaft, Friedenszeiten und Kriegsläufe, und Hagelschlag, Ueberschwemmung, gute Ernte und Mißwachs und Viehtreiben. — Nun sah ich denn, seitdem ich in die Jahre getreten war, wo das Menschenkind anfängt nachzudenken,

daß hin und her die Herren kamen, die sich auf die Schreiberei verstehen und auf das Vessersowien als die Leute, welche die Sache angeht, und die gukten nach, wenn Alles geschehen war, das Korn niedergetreten, und das Vieh in den letzten Zügen lag und die Wässer wieder im Abflauen sich befanden. Hatte aber gar der Feind geblinbert und rabagigt, da kamen sie vollends erst lange darnach und notirten sich's auf, denn während der Gefahr war meistens keiner der Herren zu finden.

Die Herren thaten dann ordniren, wie Alles wieder in Ridtigkeit zu bringen sei, mehrertheils aber sagten sie Sachen des Sinnes und Verstandes, daß, wenn der Hagel nicht gefallen wäre, so hätte sich das Korn nicht umgelegt, und ohne die Lungenfäule müßten die Kühe noch am Leben sein. Unterweilen wurde auch wohl einiges Geld geschickt, es kam aber selten an den Nochten, und im Ganzen rapvelten Diejenigen sich am besten wieder heraus, welche nicht auf die Hülfe der Herren da draußen warteten, sondern sich selber halfen, wohingegen ich manche Menschen habe ganz herunterkommen sehen, die immerdar bei jedem Unfall meinten, es müsse nun von da draußen ihnen das Malheur gut gemacht werden.

Ersaumend absonderlich aber war eine Sache. Mitunter machte ein Herr von der Schreiberei unter uns Bauern Dinge, worüber wir lachen mußten, und dann traf es sich wohl, daß ein solcher Herr ein Paar Jahre darauf von weit her mit vier Pferden durch die Bauerschaft gefahren kam und hatte eine Wiene, als habe er bei Erbschaffung der Welt mitgeholfen, und allerhand bunte Bänder vorne am Rode.

Dieses Alles nun in meinen einsältigen Gedanken betrachtend, vermeinte ich bestlich, daß die Herren von der Schreiberei da draußen uns Bauern eigentlich wenig hülfen, und das auch eigentlich nicht wollten, sondern nur schreiben und sich nach und nach in die Wagen mit vier Pferden hineinschreiben. Und Gott verzeihe mir die schwere Sünde, einmalen, als ich bei einem Kübelsfeld vorbeiging, worinnen die Heiter waren, so fielen mir die Herren ein, und mußte nicht, wie das geschah. — Nun auf der anderen Seite hatte ich meine Reflexion, wie das Wesen in der Welt so eigentlich bestellt sei. Da dachte ich (denn ich habe immer in meinem Leben Nachgedanken gehabt), daß ein ordentlicher Mensch schon durchkommt, der auf Wind und Wetter achtet, und auf seine Füße hant und in seine Hände, und sich mit seinen Nachbarn getreulich zusammenhält.

Sehet, ihr Herren, darauf kommt es mehrertheils an. Und nach diesem gewöhnte ich mir selbst zuerst die Gedanken nach Hülfe von draußen ab, zahlte meine Steuern und trug meine Lasten, im Uebrigen aber hielt ich mich vor mich und ließ es mir lieber, wenn ein Malheur passirte, etwas sauerer werden, als daß ich die Herren

da draußen um Beistand angesprochen hätte. Hernach gewöhnte ich es auch den Leuten um mich herum ab. Sie nahmen an mir ein Grempel, und so thaten wir Nachbarn uns allmählig zusammen, sprangen einander bei, ordnirten unser Wesen für uns, und kam von vielen Sachen, um die sie anderer Orten ein großes Halloh erheben, nichts über die Gemarkung hinaus. Und als der Mordebund da, der mir nun mein Schwert gestohlen hat, an meinem Sohne zum Missethäter geworden war und zufälligerweise auch ungefähr um die nämliche Zeit Einer am Stuble droben nach unserer alten Regel und wie der hergebrachte Orden ist, wissend gemacht werden sollte, kam es mir ein, diese alte heimliche Sache zu brauchen wider den Todtschläger und es glückte und ich setzte ihn aus dem Frieden, seimte ihn in's Glend hinein und machte ihn zum Zeiden vor Großen und Kleinen, daß Keiner Unrecht thun dürfe. Als aber die Sache erst einmal im Gange war, gelang es immer besser, wenige Prozesse wurden in das Amt getragen, und die meisten Frevel gar nicht angezeigt, sondern machten die Scherereien unter uns ab. Denn über Wein und Wein und wenn die Mauer gehört und jener Wiesenstreifen, kann man schon selbst mit seinem Bauernverstande fertig werden. Wenn aber was eingebrochen ist, so kennt fast immerdar das Dorf den Dieb, was freilich oft nicht strenge zu beweisen steht, wernach denn ein solcher ungeeigneter Spitzbube frech und zum Skandal ganz schandhaft umhergeht und sich seiner Beute wohl noch gar erfreut, die der Beistelle nicht wiedererträgt. Handhabten also selber Recht und Gerechtigkeit in allem Frieden und konnte uns Niemand darum anfassen, denn wir thaten Keinem was zu Leide, sondern gingen nur nicht mit dem Ungerechten und Frevelhåften um, wenn wir ihn in die Feime geleht hatten; es entstand aber weit größere Furcht dieserhalb unter den Leuten als vor Urtheil und Gefängniß."

Die Rede des alten Bauern rauschte in ihren rohen und fruchelnden Ausdrücken wie ein Waldbach daher, der über Wurzeln, Knoten und Kiesel strömt. Er sprach ohne zu stoden. Der Richter wollte ihn unterbrechen, der Hofschulze aber sagte: „Ich bitte und erlaube euch, Herr Richter, mich gänzlich ausprechen zu lassen, denn noch Manches habe ich zu veroffenbaren. — Herr Richter und Herr Diakonius, wenn wir so unser Wesen für uns allein in Gesicht brachten, so waren wir darum keine Unruhstifter und Tumultuanten. Denn hatten wir auch die Herren von der Schreiberei nicht ganz sonderlich in der Bestimmung, so schlug uns doch jederzeit das Herz, wenn wir an den König dachten. Ja, ja, gegenwärtig schlägt mir mein Herze in meinem Leibe, da ich keinen Namen ausspreche. Denn der König, der König muß sein, und nicht ein Buchstabe darf abgenommen werden von seiner Macht

und von seinem Ansehen und von seiner Majestät. Weil er nämlich der oberste General und der allerhöchste Richter und der gemeine Vormund ist. Denn es arriviren freilich mitunter Sachen, darin man sich nicht selbst helfen kann und nicht zu rathen weiß mit seinen Nachbarn. Da ist es dann Zeit, daß man den König anruft in der Noth. Aber, wie ein ordentlicher Mensch, der dem lieben Gott nicht um jede Bagatelle Molesten macht, als zum Beispiel, wenn Einer der kleine Finger noch thut an der linken Hand. Sondern wo die Kreatur nicht aus noch ein weiß, da schreit sie zu ihm, also soll der König nicht angezogen werden um jeden Großen, der mangelt, sondern in der rechten edlen Noth allein, und zu allen übrigen Tagen soll man nur sein Herz erheben und ermuntern an dem Könige; denn er ist das Abbild Gottes auf Erden. Zum Plaisir ist uns hauptsächlich der König gesetzt und nicht zum Hans in allen Ecken. Aber wo nun der Geringste und Bedrängte seinem Feinde keinen Rath mehr weiß, da thut er sich aufmachen und steckt Brod und sonstigen Mundvorath zu sich und thut viele Tage gehen. Und endlich stellt er sich an Ort und Stelle vor das Schloß und hebt sein Papier in die Höhe und dieses sieht der König und schickt einen Lakaien oder Heiducken, oder was für Kramerei und Bagage er sonst um sich hat zu seiner Aufwartung, herunter, und läßt sich das Papier bringen und liest es, und hilft, wenn er kann. Wenn er aber nicht hilft, so steht nicht zu helfen, und das weiß dann der arme Mensch, geht stille nach Hause und leidet seine Noth wie Schwindmuth und Abnehmungskrankheit.

Sie sagen, er mache sich nichts aus den Leuten; dieses ist aber eine grobe Lüge, denn er hat die Unterthanen sehr gerne, und behält es nur bei sich, und ein recht gutes Herz hat er, wie es ein deutscher Potentat haben muß, und ein sehr prächtiges. Es ist erstaunlich und eine Verwunderung kommt Einen an, wenn man die Männer, die davon wissen, hat erzählen hören, wie er sich in der granfsamen Noth, als der Krausose im Lande haufete, so zu sagen das Brod vor dem Munde abgebrochen hat, und das seinen Prinzen und Prinzessinnen zu Geburtstagen und Weihnachten nur ganz erbärmliche Präsente gemacht, bloß, damit er den armen Unterthanen, die ganz ausgelesen waren, nicht viel koste. Dieses segnet ihm nun der liebe Gott an seinen alten Tagen in Hülle, und er ist wieder recht in guten Umständen und ganz wohl auf, und Gott erhalte ihn lange dabel! Und noch neulich hat er einen armen Menschen in unserer Nachbarschaft, den Einer wegen Zinsen und Laster mitten im Winter hatte vom Hofe herunter subhastiren lassen wollen, das Geld aus seiner Tasche gegeben, und wenn er kann, soll ihm der es wieder geben, und wenn er nicht kann, so thut es auch nichts, hat der König gesagt.

Deßhalb haben wir immer, mochten wir auch von vielen Gesellschaften um uns herum nichts wissen, wenn wir anstehen, gerufen: Der König soll leben!

Jetzt komme ich auf meine letzte Sprache, Herr Diakonus und Herr Richter. Wenn der Mensch bei sich fertig ist, so gehen seine Gedanken wandern mit den Wolken, die da ziehen, und mit den Lastwagen, die vorbeifahren über den Hellweg. Und so gingen die meinigen auch mitunter über Böde und Haarstrang hinaus und ich dachte, wenn nun da draußen sich auch Jedermann so lernte auf sich verlassen, und stellte sich zusammen mit seines Gleichen, der Bürger mit dem Bürger, der Kaufmann mit dem Kaufmann, der Gelehrte mit dem Gelehrten, und auch der Edelmann mit dem Edelmann, und machten ihre Sachen mehrertheils untereinander ab, ohne die Herren von der Schreiberei draußen, so wären die Pfeiler aus der Nüßbaat gethan und es müßte eine ganz herrliche und lothbare Wirtschaft geben. Denn die Menschen wären dann nicht wie die dummen Kinder, die immer schreien: Vater! Mutter! wenn sie einen Augenblick allein sind, sondern gleichsam ein Fürst wäre Jeder bei sich zu Hause und mit seines Gleichen. Dann wäre auch erst der König ein recht großer Potentat und ein Herr sonder Gleichen, denn er wäre König über viermal hundert tausend Fürsten.

Dieses ist nun die Moral von der Heimlichkeit am Stuhle und von dem Schwerte von Carolus Magnus und von den sogenannten Pöffen, die ich getrieben. Schreibt Alles recht genau auf, Herr Scribent, was ich gesagt habe, denn ich will nicht wie ein einfältiger Mann in euren Schriften stehen, und es soll mir ganz lieb sein, wenn meine Meinung noch andere zu lesen bekommen und es irritirt mich nicht, wenn sie selbst bis zu dem König getrieben wird. Von diesem habe ich nie etwas zu bitten bedurft, und ich gebrauche ihn nicht zu meines Lebens Nothdurft. — Aber voll Freuden bin ich immer gewesen, sein Unterthan zu sein, wie ein geborener Fürst und mein Herz habe ich an ihn erschrieth all mein Lebtag.

Leuchtend waren die hellblauen Augen des Hoffulzen während des letzten Theils dieser Rede geworden, seine weißen Haare hatten sich wie Flammen emporgerichtet, die Gestalt stand wieder groß und gerade da. Der Richter sah vor sich nieder, der Diakonus dem Alten in das Antlitz; er genahete ihn wie ein Prophet des alten Bundes. Mit höflicher Verbeugung und stillem Gruß entfernte sich der Bannier.

Der Diakonus folgte ihm tief bewegt. Draußen holte er ihn ein, legte ihm die Hand auf die Schulter, schüttelte seine Rechte und sagte ergriffen und gerührt: „Ihr habt mich erbaut, Hoffulze. Jetzt aber will ich als euer Seelsorger und Priester euch erbauen.“

Der Alte war im Vorjaale schon wieder der schlichte Bauer geworden, der krank und angegriffen ausfiel. „Thun Sie das,“ sagte er, „Herr Diafonus, denn Zuspäthe ist mir Noth. Ich habe gar zu viel Herdruß gehabt lebhü. Ich kann es nicht überleben, daß die Scham geblöht ist von den heimlichen und scheuen Dingen, und sie nun umhergetragen werden in den Schriften und von den jungen Herren in's Reich geschleppt. Nach dem Schwerte will ich nicht weiter trachten, denn es hilft mir doch nichts, aber der Kummer darum wird mein Herz zernagen. Der Stuhl wird nun wohl ein-
gehen.“

„Laßt den Freistuhl verfallen, das Schwert aus dem Auge des Tages geschwunden sein, laßt sie die Heimlichkeit von den Dächern schreien!“ rief der Diafonus mit gerötheter Wange. „Habt ihr nicht in euch und mit euren Freunden das Wort der Selbständigkeit gefunden? Das ist die heimliche Lösung, an der ihr euch erkennt und die euch nicht genommen werden kann. Gepflanzt habt ihr den Sinn, daß der Mensch von seinem Nächsten abhänge, schlicht, gerade, einfach; nicht von Fremden, die nur das Werk ihrer Kunstlichkeit mit ihm herauksünsteln, zusammengeheft, erschoben, verschoben; und dieser Sinn braucht nicht der Steine unter den alten Vinden, um gutes Recht zu schöpfen. Eure Freiheit, eure Männlichkeit, eure eisenfeste Natur, ihr alter, großer, gewaltiger Mensch, das ist das wahre Schwert Karls des Großen, für des Diebes Hand unantastbar!“

„Herr Diafonus, Sie machen mir viel zu viel Komplimente,“ erwiderte der Hofschulze bescheiden. „Indessen werde ich Ihre Worte im Herzen bewegen und sehen, was ich damit anfangen kann.“

Sie gingen bis auf die Straße zusammen. Dann trennten sie sich. Der Diafonus war in einer Erschütterung, wie er sie lange nicht empfunden hatte.

L u d w i g M e l l s t a b.

Ludwig Kellstab.

(Geb. 13. April 1799. Gest. 1831.)

Kellstab verdient als Verfasser des Romans: „1812“ in diese Gruppe aufgenommen zu werden. Mit dem richtigen Instinkt vaterländischen Gefühles that er schon in der Wahl dieses Stoffes einen glücklichen und dankbaren Griff. Mit guten Kenntnissen und sicherem Verstand wußte er ihn planvoll zu ordnen; mit Kraft und Phantasie wußte er ihn lebendig zu gestalten und farbenreich zu illustriren.

Kellstab wurde zu Berlin am 13. April 1799 geboren. Unter der Leitung seines Vaters, eines angesehenen Musikalienhändlers, der auch als Komponist und musikalischer Schriftsteller wirkte, wurde der Sohn derselben Laufbahn gewidmet und legte er dabei den ersten Grund zu seinem späteren langjährigen Wirken als musikalischer Kritiker. Indessen riß die Freiheitsbewegung des Jahres 1813 auch ihn — den vierzehnjährigen Knaben — von seinen Studien los; da er aber seiner Jugend und körperlichen Gebrechlichkeit wegen nicht zum Dienste im Feld angenommen wurde, wollte er sich wenigstens der militärischen Wissenschaft widmen, und er trat in die Kriegsschule zu Berlin. Nach wenigen Jahren wurde er Artillerieoffizier, dann Lehrer der Mathematik und Geschichte an der Brigadeschule seiner Vaterstadt. Im Jahre 1821 verließ er diese Stelle und widmete sich schon schriftstellerischen Arbeiten, abwech-

selbst in Frankfurt a. d. O., Dresden, Heidelberg und Bonn lebend, bis er sich 1823 wieder dauernd in Berlin niederließ. Bei der Mitbegründung der Laue'schen Buchhandlung verlor er fast sein ganzes Vermögen; seine satyrische Novelle aus dem Tagesleben: „Henriette, die schöne Sängerin“ zog ihm als Pasquillanten ein paar Monat Gefängniß in Spandau zu, und als er in seinen musikalischen Berichten der Voss'schen Zeitung einen erbitterten Kampf gegen Spontini führte, wurde er aufs Neue zu sechs Wochen Haft verurtheilt; auch mißlang ihm der Versuch zur Gründung einer Zeitschrift „Berlin und Athen“. Da, 1834, erschien sein rasch beliebt und berühmt werdender Roman „1812“. Gegen dieses Buch sind alle seine übrigen zahlreichen „Gesammelten Schriften“ bedeutungslos. Er verfiel dem Glücke des Tag für Tag lohnenschreibenden Feuilletonisten und Tageskritikers. Er wurde zuletzt der Polentus Berlins und die Eumeniden des Kladderadatsch befesteten sich an seine Fersen. Er starb im Jahre 1861; aber in seinem Romane verdient er noch fortzuleben; wenigstens im ehrenvollen Andenken des jetzigen Geschlechtes.

Episoden aus dem Roman: „1812“.

I. Vor Smolensk.

Mit Tagesanbruch war das ganze französische Heer wieder in Marsch.

Rasinski hatte den Befehl erhalten, sich der Avantgarde unter dem Könige von Neapel anzuschließen. Auf einem Seitenwege, den der Jude Isaak angab, gewann er so viel Terrain, daß er an den langen Kolonnen Infanterie, die unter dem Marschall Davoust standen, vorbeikommen und ohne weitere Hindernisse an dem Punkt seiner Bestimmung eintreffen konnte. Hier fand man den Prinzen Murat schon von seinen Generalstabsoffizieren umgeben, wie er mit raschen Blicken das Terrain, welches vor ihm ausgebreitet war, musterte. Rasinski ritt zu ihm heran, um sich zu melden und dem Könige die Nachricht mitzutheilen, die er der Kundschaft Isaaks verdankte, zugleich aber auch die Befürchtungen, welche er hegte, daß der Spion sich einer doppelten Maske bedient, und vielleicht noch mehr dem Feinde als dem Heere des Kaisers genützt habe.

„Wenn nur das richtig ist,“ antwortete der Prinz, „welches der Jude Ihnen angegeben hat, so kann schnelles Handeln noch Alles retten. Wir müssen das Corps des Generals Neiverowsek abschneiden, vernichten und Smolensk auf diese Art früher erreichen als er. Das Hauptheer des Feindes kann unmöglich aus seinen Standquartieren die Hestung so rasch gewinnen, daß wir ihm nicht zuvorkommen sollten. Es ist der Augenblick, wo wir den Feldzug des ganzen Jahres entscheiden können. Doch Schnelligkeit ist jetzt unsere nächste Pflicht; wir wollen sie erfüllen.“

Diese Worte waren auch das Signal zum Aufbruch.

Der Marsch der Hauptarmee ging am Dniepr entlang, jedoch so, daß zwischen dem Fluß und der großen Straße noch ein bedeuten-

tender Mann blieb. Rasinski marschirte mit seinem Regimente zunächst dem Flusse; er sandte Patronen voraus, welche Jaromir, und auf die rechte Flanke, die ein jüngerer Offizier befehligte; zur Linken gewährte der Strom hinlängliche Deckung.

„Ein verdrießliches Geschäft,“ sprach Rasinski im Reiten zu Ludwig, „so dem flüchtigen Feinde nachzuziehen und ihn nicht erreichen zu können. Hier müssen Kosaken dicht vor uns gewesen sein, denn die Spuren sind ganz frisch und rühren von unbeslagenen Pferden mit kleinen Hufen her. Ihnen verdanken wir vermutlich, daß alle Siege und Brücken abgebrochen sind, und wir durch alle diese Regenwasser hindurchreiten müssen. Doch, was gibt's dort! Jaromir schickt uns eine Meldung.“

Man sah einen Mann hervanspringen, dem Rasinski entgegen galoppirte, um die Nachricht früher zu erhalten. Jaromir ließ sagen, daß er in dem Augenblicke, wo er den Gipfel eines Hügels hinaufgekommen sei, zwei Kosaken entdeckt habe, die aber in einen vorwärts gelegenen Busch verschwunden und aller Vermuthung nach zu einem stärkeren Trupp gehörten.

„Hätten wir sie endlich!“ rief Rasinski mit freudseufzenden Augen, und befahl im Trade vorzurücken. Das Regiment rasselte die Anhöhe hinauf, von der man vor sich ein weites, flaches Terrain überblickte, welches nur durch jenes kleine Gebüsch unterbrochen wurde. Dasselbe schien kaum einige hundert Schritte Tiefe zu haben, und war auch nicht viel breiter; doch verdeckte es die Aussicht. Die Patronen wurden herangezogen, und man rückte in geschlossenen Reihen rasch vorwärts. Dicht an dem Busche theilte Rasinski das Regiment und ließ eine Schwadron links, die andere rechts um das Gebüsch reiten, während er selbst mit den übrigen den geraden Weg durch die Mitte desselben verfolgte, jedoch etwas langsam, damit man zu gleicher Zeit jenseits das Freie erreichte. Noch frisch dampfender Regimist, den man im Wege fand, gewährte, nebst den vielen Spuren von Hufen ohne Eisen, die Gewißheit, daß erst einige Minuten zuvor ein starker Trupp Kosaken durch den Wald gekommen sein mußte. Jetzt öffnete sich derselbe, und man sah durch die lichter werdenden Bäume das freie Feld.

„Wahrhaftig da sind sie,“ rief Rasinski und deutete mit dem Finger nach vorn, wo man viele Lanzenspitzen über ein Getreidefeld hervorragen sah; „nun, jetzt sollen sie uns nicht entweichen. Wacht zum Angriff!“

Die Trompete ertönte. Wie die Windabrant brachen die Streitmassen aus dem Walde hervor. „In Zügen rechts und links marschirt auf!“ commandirte Rasinski, als er das Freie erreicht hatte, und die tiefen Kolonnen verwandelten sich in eine breite Fronte. Die beiden Schwadronen, welche um den Busch herumgeritten

waren, wurden auch wieder an dem Saume desselben sichtbar und schlossen sich, frühern Befehlen folgend, sogleich im gestreckten Galopp der Masse an.

Das Geöffe, welches ein auf diese Weise vorrückendes Kavallerieregiment erregt, mußte den Kosaken, die ruhig vorwärts ritten, wohl sie den Feind nicht so nahe vermutheten, plötzlich dessen Gegenwart verrathen. Ein Geschoß schien nicht in ihrer Absicht zu liegen; sie setzten ihre Pferde in Bewegung und ritten vollen Laufs vorwärts, bis sie in dem von Büschen und Hügeln durchschnittenen Terrain verschwanden.

Als der Staub, den die Flüchtenden verursacht hatten, sich gesenkt hatte, erblickte man eine kleine Stadt, die kaum noch eine Stunde entfernt sein mochte. „Das muß Krasnoi sein,“ sprach Rasinski. „Wo ist der Jude Isak, er soll uns Auskunft geben.“ Isak hatte bis dahin, mit gebundenen Händen auf einem Trospferde sitzend, dem Regimente mit den Trockknechten und Dienern folgen müssen. Bei diesen suchte man ihn auch jetzt, doch vergeblich; es war ihm geglückt, in dem Getümmel des Verfolgens zu entweichen.

„So haben uns die Kosaken doch einen Schaden zugefügt,“ sprach Rasinski verdrießlich, „dem Juden hätte ich den Galgen gern gegönnt.“

Indessen hatte sich doch ein Geschoß eines Theils der Infanterie und einiger leichten Kavallerie mit dem Corps des Generals Klementowski entsponnen, der nach tapferer Gegenwehr geordnet wurde. Mit der sinkenden Sonne rückte Rasinski's Regiment in's Lager ein. Oben hatte man sich's an einem großen Feuer behaglich gemacht, als unvermuthet der Donner der Kanonen ertönte.

Alles gerieth in Bewegung, doch erfuhr man bald, daß es nur Freundschaftsschüsse waren, die man hörte.

Sie galten dem siegreichen Geschoß mit den Russen und dem Geburtstage des Kaisers.

„Wahrlich!“ rief Rasinski aus, „fast hätte ich's vergessen, daß wir heute den 15. August schreiben. Diese Ehrensalve ist etwas werth, denn sie wird mit russischem, heute erbeutetem Pulver gegeben. Laßt uns denn auch den Tag nicht vergessen, Freunde, sondern im fröhlichen Kreise auf das Wohl des Kaisers trinken.“

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen. Ein großes Feuer loberte empor; ringsum lagerten sich die Offiziere des Regiments und Ludwig und Wernhard, die stets als zu ihm gehörig von Rasinski betrachtet wurden.

„Unsere Trinkgeschirre sind freilich nicht die glänzendsten,“ sprach Rasinski, als jedem das Glas, der Becher oder was er sonst zur Hand hatte, gefüllt war; „die Tafel ist auch nicht überreich besetzt,

allein die Gäfte, denke ich, sind so stattlich, als sie jemals in einem Feuertafelbeisammengesessen haben. So heiße ich euch denn willkommen, meine Kameraden!"

Plötzlich wurden seine Züge ernst; mit Hobeit trat er vor den Kreis der gelagerten Brüder, schloß sich mit der Linken auf den Säbel und hielt in der Rechten den gefüllten Becher empor. Dann begann er mit feierlicher Stimme: „Freunde! Seit langen Jahren betreten wir heute, geführt durch den großen Kaiser der Franzosen, zum Erstenmale wieder das Gebiet des alten Rußland mit den Waffen in der Hand! Wir stehen auf dem Boden, wo unsere Väter vordem so manche ruhmreiche Schlacht mit dem verhassten Nachbar fochten. Ginnert euch, Brüder, daß es eine Zeit gab, wo Polens Fahnen in Moskau auf dem Kreml wehten, wo unsere Woiwoden den Russen ihren Garaus gaben. Der Czar Boris Godunow, der die alte Stadt Smolensk, welche dort hinter jenem Hügel von dem Dunkel der Nacht bedeckt wird, gründete, und die Mauer mit ihren Thürmen erbaute, welche wir morgen vielleicht im Sturm ersteigen — jener Czar Boris Godunow verlor den Thron durch die Tapferkeit unserer Väter. Das waren Polens glänzende Tage! Aber sie lehren wieder! Wie ein Phönix aus der Asche wird der weiße Adler sich aus dem rauchenden Schutt erheben, unter dem unser Vaterland begraben liegt, seit Verrath und überfallender Gewalt den Feuerbrand in unsere Städte und Gefilde trugen. Denn in der Tiefe glühten die Brände fort; in der Brust jedes polnischen Sohnes lodert noch die mächtige Flamme des alten Heldenmuthes, der alten Vaterlandsliebe. Der Tag der Vergeltung, der Sühne, der Gerechtigkeit ist da! Die Weltgeschichte hat den großen Mann geboren, der ihn heraufführt. Seinen Bannern folgend, stürmen wir zum Siege über unsere Feinde! Auf denn, leert ihn diesen Becher. Es lebe der Kaiser, es lebe Polen, es lebe die Freiheit!"

Wie wenn der Sturmwind proßende Flammen aufstiege, drangen die begeisterten Worte Kasinski's in das Herz der von Vaterlandsliebe und Vaterlandstreu glühenden Genossen ein. Zu Bildsäulen erstarrt hatten sie jedem Worte seiner Lippen gelauscht; nur das funkelnde Auge vernahm das Leben in ihrer Brust. Jetzt sprangen sie auf. Unter Thränen und Zanken wiederholten sie den Ruf: „Es lebe der Kaiser, Polen, die Freiheit!" und stürzten den Wein hinab. Mit tausendfachem Echo brannte der Jubel weiter, denn der Kreis hatte sich durch die rings herandrängende Masse der Krieger bis in's Unübersehbare vermehrt. Als Kasinski seinen Becher geleert hatte, warf er ihn hoch empor; dann breitete er die Arme aus und schloß den nächsten Kameraden an die Brust. Die Freunde umringten ihn, warfen sich ihm zu Füßen, ergriffen seine Hände, bedeckten sie mit Küßen und Thränen. Ein begeisterter

Wahnsinn stürmte in der aufgeregten Brust; laut weinend hielten Jünglinge und Männer einander in den Armen. Tiefster Schmerz und namenloses Entzücken loderten zugleich mit hohen Flammen in der Seele auf; ringsumher in jedes Herz hatte der Blitz mächtig zündend eingeschlagen. Greise wurden zu Jünglingen, und über die rosige Wange Jaromirs wie in den grauen Bart des alten Petrowski rollten gleich helle Thränen.

Lange dauerte es, bis die heftig überwallende Blut wieder in das ruhigere Bett zurückkehrte. Dann erfüllte ein milder, sanfter Ernst die Gemüther. Tränlich blieb man an der Flamme gelagert und überließ sich dem süßen Gefühl herzlicher, brüderlicher Gemeinschaft. Nach und nach brannten die Flammen der Lagerfeuer düsterer; die ermüdete Natur sank nach der doppelten Anspannung in doppelte Ermattung. Ringsum löste der Schlaf die Glieder. Jaromir lehnte sich mit seinem blühenden Vordenhaupt an Bernhards Schulter, der ihn freudig ertug und dann endlich müde mit ihm zurück-sank auf den Rasen. Ludwig blieb noch lange wach. Alles war tief still umher; die Holzseite brachen zusammen; die Flamme erstarb, der Nachthimmel wölbte sich dunkel über das Lager. Durch den in langsamen Wirbeln wolkig aufsteigenden, vom Widerschein gerötheten Dampf schimmerten die Gestirne. Ein ernstes, düsteres Bild!

Und düster wurde es in Ludwigs Seele. Das hoffnungslos trauernde Vaterland, die fernern Geliebten, das theuere Bild eines unbekannten, ewig verschwundenen Wesens, von dem sein ganzes Herz sich noch immer erfüllte — das waren die schmerzlichen Gestalten, die sich ihm auf dem finstern Hintergrunde der Nacht abzeichneten.

Eine tiefe, unaussprechliche Angst erfüllte ihm die Brust; es war ihm plötzlich, als könne er dem Schmerze nicht länger Widerstand leisten, müsse überhäufigt erliegen. Mit aller Kraft innerlicher Fassung mußte er sich waffnen, um nicht weich zusammenzusinken unter der Last, die auf seinem Herzen lag. Sein Blick fiel auf Bernhard, der, vom matten Glanz des Feuers bestrahlt, neben ihm schlummerte. Als er in das treue, edle Angesicht blickte, wo die trostige Kraft sich mit wohlthätiger Wildde innig paarte, wo die Liebe ihn aus so brüderlich herzlichen Zügen ansprach, da lebte ihm der Trost in die verödete Brust zurück, und er dachte: „Nein, der darf sich nicht ganz unglücklich nennen, der an der Seite eines solchen Freundes entschlämmt!"

Und beschügter senkte auch er sein Haupt nahe gegen die Brust des Freundes hinab, hüllte sich in den Mantel und einschlies.

„Das sind die Thürme von Smolensk!“, rief Rastinski, als er an der Spitze seines Regiments die waldige Anhöhe erreicht hatte, von der aus man die alte Feste kaum eine Stunde weit entfernt liegen sah. „Wir werden uns jetzt am Saume dieser Höhe, vom Gebüsch verdeckt, hinunterziehen; so kommen wir bis auf Kanonenschußweite unbemerkt vor die Stadt. Ich fürchte, ich fürchte“, setzte er mit besorglicher Stimme hinzu, „wir werden hier einen harten Kampf zu bestehen haben. Seht ihr dort die Staubwolken auf den Hügeln jenseit des Dniepr? Das können keine Truppen unsers Heeres sein! Ich wollte, der Jude sähe im Schwefelspüß der Hölle, denn ich kann nicht anders glauben, als er hat die Absicht des Kaisers zu erlauschen oder zu erwachen geruht und Barclay benachrichtigt. Meinen Kopf will ich verwetten, es sind die Kolonnen der russischen Hauptarmee, die dort heranrücken!“

„Nun, dann wäre ja die erwünschte Schlacht da!“ entgegnete Bernhard mit fragender Miene, um sich näher über Rastinski's Besorgnisse belehren zu lassen.

„Vielleicht, aber noch nicht gewiß. Jedenfalls aber unter viel ungünstigern Umständen, als wenn wir Smolensk früher erreicht, es besetzt und so dem Feinde die Straße nach Moskau abgeschnitten hätten. Dann müßte er uns die Festung entreißen, jetzt werden wir Tausende von Menschen davor opfern müssen. Wenn es nur gelingen wäre, Newerowski abzuschnelden; so hätten wir doch noch den Vorprung gewonnen!“

Unruhig sprengte Rastinski allein vor; auf einen nahe liegenden Hügel, der eine freiere Aussicht gewährte. Während dessen zog das Regiment auf dem angedeuteten Wege, der sich in weiten Krümmungen der Stadt näherte, vorwärts.

„Die Gegend ist doch nicht ganz umföhen“, sprach Ludwig zu Bernhard, als eben eine Kette in der Waldung einen weiten Blick in das Thal des Dniepr gestattete. „Siehst du dort das Schloß jenseit des Flusses am Hügel?“

„Allerdings“, entgegnete Bernhard, „ein stattliches Gebäude. Es scheint von seltsamer, alterthümlicher Bauart, so viel man von hier sehen kann. Vielleicht werden wir nächstens darin übernachten, denn es wird, sammt dem ansehnlichen Dorf, welches sich dort zur Seite ausdehnt, wahrscheinlich ebenso verlassen sein wie alle die Orte, durch die wir bisher zogen!“

„Freilich eine traurige Wüste, durch die wir wandern!“ entgegnete Ludwig. „Doch jenes Schloß übt einen höchst besondern Eindruck auf mich aus. Ich finde hier zum erstenmale, daß die Ferne, die Freundlichkeit ihren Einfluß mächtig geltend machen. Die

Bauart, die Lage, Alles spricht mich ganz eigenthümlich und seltsam an.“

„Auch in mir sprühen einige Funken abenteuerlich romantischer Umwandlungen auf“, warf Bernhard hin. „Wie, wenn dort eine reizende Fürstin wohnte, oder wenn das Schloß gestürzt würde, in Klammern aufginge, und wir ein liebliches Wesen von unbegreiflicher Schönheit aus den rauchenden Trümmern reteten? Mir dünkt, ich sehe ordentlich schon die rothe Glut um die seltsamen Thürmspitzen leuchten.“

„Scherze nicht frevelhaft“, sprach Ludwig ernst. „Deine Brozbeziehung könnte wenigstens insoweit wahr werden, als das furchtbare Unheil über die unglücklichen Bewohner wirklich hereinbräche.“

„Leicht möglich, daß sie selbst die Brandfackel unter ihren Dachstuhl stecken; denn das Schloß liegt, wie es mir von hier scheint, nicht fern von der Landstraße, die sich am andern Ufer des Dniepr hinabzieht, und bisher haben wir an der Straße nicht viel unwürdige Dörfer und Schlösser getroffen. Es scheint, daß uns die Russen leichter eine verödete Provinz als eine unzerstörte Stadt einräumen. Doch da kommt ja Rastinski mit verhängtem Zügel wieder zurückgesprengt.“

In der That ritt er heran, daß das Pferd wild aus den Rüstern schaukelte und der Staub sich hoch hinter ihm aufwirbelte. Er winkte von fern mit dem Säbel. Sein nächster Stellvertreter, Major Negolinski, verstand das Zeichen und ließ das Regiment im Galopp vorrücken. Man mußte eine Thalsenkung hinunter und dann gegenüber die leichte Anhöhe hinauf. In wenigen Minuten war sie erreicht. Jetzt hatte man Smolensk ganz nahe vor sich; zugleich aber überjah man die Landschaft weithin und entdeckte die verschiedenen Corps der großen Armee, die bereits an mehreren Punkten bis auf Kanonenschußweite vor die Stadt gerückt waren. Jenseit des Flusses aber erblickte man zahllose russische Kolonnen, die im höchsten Eilmarsch gegen Smolensk heranrückten, um es zu besetzen, ehe das französische Heer sich der Stadt bemächtigt hatte.

„Vorwärts! vorwärts!“ schrie Rastinski. „In's Thal hinunter, am Fluß hinauf, vielleicht gelingt es uns, den Feind zu überfallen.“ Er sprengte selbst wiederum weit voranz, als ob er den Augenblick, sich mit dem Gegner zu messen, nicht erwarten könnte.

Als man den Fluß erreicht hatte, lag Smolensk auf seinen beiden steilen Hügeln diesseit und jenseit des Dniepr, dicht vor den Angreifenden, ja fast über ihnen. Schon hörte man Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Wirbelnder Staub und Rauch verhüllte das Thal und den Fluß; nur die Spitzen der alten Stadtmauer und die hohen Thürme ragten über das Gewölk hervor. Die Reiter folgten ihrem Führer, ohne zu wissen, ob sie Feind oder Freund vor

sich hätten, denn in dem dichtesten Staube, den der Wind ihnen noch dazu entgegentrieb, war nichts zu erkennen.

Blötzlich sprengte Rastinski ihnen wieder entgegen. „Halt!“ war sein Kommandowort. Das Regiment stand wie angewurzelt; die Reiter, durch den raschen Ritt auf beschwerlichem Boden zum Theil aus ihren Sätteln gedrängt, ordneten sich in der Stille wieder. „Erste Schwadron links schwenkt! Regiment Marsch!“

Langsam führte Rastinski die Seinigen an der Thallwand wieder hinauf und oben über das hügelige Feld zurück gegen eine mit Wald bedeckte Anhöhe, die außerhalb des Bereichs der Festung lag.

„Es war zu spät,“ äußerte er im Zurückreiten. „Der König von Neapel wollte die Stadt auf dieser Seite mit der Kavallerie, der Marschall Ney jenseits mit der Infanterie im Ueberfall zu nehmen suchen. Doch die Russen sind zu fest verschanzt und haben zu viel Artillerie. In einer halben Stunde muß überdies die Hauptarmee heran sein, und dann wäre es eine Katastrophe, gerade hier den Kampf zu beginnen. Doch läßt sich noch hoffen, daß man uns morgen durch eine Schlacht die Festung freitig zu machen sucht; denn hier gilt es freilich, die Hauptpforte zu verteidigen, die nach Rußland führt.“

Das Regiment bezog den bivouac.

Gegen Abend sprengte ein Adjutant des Generalstabs in's Lager und fragte nach Rastinski. Er wurde zum Kaiser befohlen, bei dem sich nebst den Marschällen alle der Gegend und Landessprache kundigen Offiziere versammelten, weil der Kaiser in Betreff des Angriffs, den er auf die Stadt machen wollte, genauere Auskunft von ihnen begehrt. Um etwaige Befehle schnell absenden zu können, ließ sich Rastinski von Bernhard und Ludwig begleiten. Sie hatten Mühe, das Zelt des Kaisers zu erreichen, weil die nahe gegen die Stadt vorgedrängten Truppen sämmtlich auf Befehl Napoleons ihre bivouacs weit zurückverlegten.

„Was bedeutet das Mandöver?“ fragte Rastinski einen Adjutanten, der mit ihm einen gleichen Weg nahm.

„Der Kaiser will dem Feinde ein Schlachtfeld frei lassen; er hofft, daß morgen die russischen Linien endlich geordnet vor uns stehen und den Kampf annehmen sollen.“

„Und unsere Stellung?“ fragte Rastinski weiter.

„Dort auf jenem ganzen Amphitheater von Hügeln, welches sich im Halbkreise um die Stadt zieht. Es sind freilich nur Schluchten und Gefilde, an die wir uns lehnen; bei einem Rückzuge eine bedenkliche Stellung!“

„Das Wort Rückzug hat der Kaiser aus seinem Wörterbuche gestrichen,“ entgegnete Rastinski; „für jeden andern Feldherrn wäre der Fehler groß. Er aber hat die Gewißheit des Sieges; bisher

fehlte ihm nichts dazu als der Feind. Wollte der Himmel, daß er morgen endlich standbielte.“

„Um! Ich glaube kaum. Woju soll er sich vor der Festung schlagen, wenn er es hinter derselben kann?“

„Vagration hat, wie man vernimmt, die größte Lust zur Schlacht.“

„Barclay desto weniger.“

„Er ist nicht beliebt; der Russe haßt ihn; nur der Kaiser ist seine Stütze. In seinem eigentlichen Vaterlande angegriffen, muß es die Ehre des Russen auf das tiefste tranken, daß er, ohne Widerstand zu leisten, weichen soll. Barclay wird schlagen müssen, weil ihn sonst die Armee nicht mehr geborcht. In gewisser Hinsicht steht der Feldherr trotz seiner unbegrenzten Macht doch unter dem Befehl des Heeres. Und das Schwerste von allem ist, den kampflustigen Soldaten von der Schlacht abzuhalten; zugleich auch das Geährlichste, denn er zeigt nachher gerade im entscheidenden Augenblick Unlust, wenn man seiner Tapferkeit zuvor gewaltsame Fesseln angelegt hat. Ein Feldherr muß nicht nur das Terrain, er muß auch den innersten Menschen zu beurtheilen wissen; verrechnet er sich da, so wird er mit aller Taktik nicht weit reichen.“

„Hoffen Sie Gutes von der Schlacht?“ fragte nach einer kurzen Pause der Offizier.

„Ohne Zweifel den vollständigsten Sieg, doch wird er Blut kosten.“

„Gewiß, viel. Schon bei dem heutigen Angriff auf die Festung haben wir furchtbaren Verlust gehabt. Von dem Bataillon, mit dem der Marschall Ney angreifen ließ, sind zwei Drittheile geblieben. Sie geriethen in's Plattenfeuer der russischen Batterie; eine einzige Kugel traf so furchtbar, daß sie zweiundzwanzig Mann niederstammelte. Wir konnten es von der Höhe nur zu deutlich mit ansehen.“

„Zu fallen ist die ernste Bestimmung des Soldaten,“ erwiderte Rastinski. „Aber hören Sie! Tirailleurfeuer!“

„Der Kaiser hat befohlen, daß das erste Corps den Feind necken soll, um ihn vielleicht auf das diesseitige Ufer des Flusses zu locken.“

Während dieses Gesprächs war man theils zwischen bivouacfeuern und gelagerten Truppen hindurch, theils hinter marschirenden Kolonnen herummreitend, bis zu dem Lager der Garden gelangt, wo sich das Zelt des Kaisers auf einer waldigen Anhöhe befand. Man sah ihn eben mit einer bedeutenden Eskorte abreiten, mutmaßlich um die Umgegend zu recognosciren. Rastinski sprengte im gestreckten Galopp nach; Ludwig und Bernhard folgten in einer angenehmen Entfernung. Etwa eine halbe Stunde ritt der Kaiser mit seinem Gefolge von einem Hügelgipfel zum andern. Von dem,

das verhandelt wurde, konnten Ludwig und Bernhard indeffen nichts vernehmen, da sie nebst mehreren andern Ordomanzen und jüngern Offizieren wenigstens dreißig bis vierzig Schritte hinter den Marschällen ritten. Jetzt hielt der Kaiser und sprach mit dem Marschall Ney und dem Könige von Neapel; dann winkte er Rasinski zu sich hervor, dem er einen ausführenden Auftrag zu geben schien, denn er redete lange und mit lebhafter Bewegung zu ihm.

Gleich darauf ritt dieser zurück, viel Ludwig zu seiner Begleitung ab und hieß Bernhard dem Kaiser und seiner Umgebung fernher folgen, und dann vor dem kaiserlichen Zelte halten, bis er schriftlichen oder mündlichen Befehl zur Ueberbringung an Rasinski empfangen würde.

Mit der sinkenden Nacht kehrte der Kaiser in sein Zelt zurück. Es folgten ihm nur die Marschälle Berthier, Ney, Murat, Davoust und der Vicekönig von Italien. Zwei Mann von der alten Garde standen Schildwache vor dem Zelte; Bernhard und drei Ordomanz-offiziere hielten dicht am Eingang, um Befehl zu erwarten. Im Laufe einer Viertelstunde wurden die drei abgefertigt; Bernhard blieb allein ohne fernere Bestimmung und mußte in Geduld abwarten, was geschehen werde. Es war still geworden; die ermüdeten Truppen lagen in ihre Mäntel gehüllt und schliefen. Man fing an leises Geräusch bis auf große Ferne zu hören. So konnte Bernhard jetzt unterscheiden, daß lebhaft im Gezelt gesprochen wurde, doch war es ihm unmöglich, den Gang des Gesprächs zu verfolgen. Nur einzelne Worte unterschied er, am häufigsten aber die Namen Emolenst und Moskau. Gern wäre er einige Schritte näher geritten, doch die beiden wärtigen Grenadiere mit ihren hohen Bärenmützen, welche mit gemessenen Schritten, mit edlem, kriegerischem Aufstande vor dem Zelte auf und ab gingen, hielten ihn durch einen ernsten Blick ihrer schwarzen Augen in ehrenthieliger Ferne zurück.

„Man spricht von der Schlacht, die wie vielleicht morgen hier sein,“ fing endlich Bernhard an; „könn' ihr dem Gespräch folgen, Freunde?“

„Die Schildwache des Kaisers hört nichts, Kamerad,“ erwiderte der eine der beiden Grenadiere mit einem strengen Blick.

„Sie spricht auch nicht,“ setzte der andere mit dem Tone des Berweises hinzu.

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Marschälle Ney und Davoust, beide aufsteigend sehr in Wallung, mit raschen Schritten das Zelt verließen und eine verschiedene Richtung des Wegs einschlugen, ohne von einander Abschied zu nehmen. Es war augensichtlich, daß sie sich in äußerst gereizter Stimmung gegeneinander befanden. Inbald wurde das Gespräch im Zelte noch lebhafter. Bernhard unterschied deutlich die Stimme des Kaisers, der

laut und mit Heftigkeit sprach. Der Vicekönig von Italien verließ einige Minuten später das Zelt. Die Wachen standen starr mit angelegtem Gewehr, als er vorüberging. Doch der sonst so freundliche, wohlwollende Mann veräunzte es, dem Ehrgeiz zu erwidern; er schien im Innern so bewegt, so ganz erfüllt und beschäftigt, daß die ängstlichen Gegenstände ihm durchaus verschwanden. Bernhard konnte bei dem Schein eines nicht entfernt vom Gezelt brennenden Feuers, an dem die kaiserliche Küche besetzt wurde, die edeln ausdrucksvollen Züge des Kaisers, auf dessen Stirn sich finstere Wolken der Sorge zusammengezogen hatten, betrachten. Es lag so viel Milde in diesem Antlitz, und so viel männliche Entschlossenheit, gepaart mit sanfter Dobheit, daß der Eindruck ein unvergeßlicher sein mußte. Noch folgte Bernhard mit unverwandtem Auge der edeln Gestalt, als das Schirren eines Säbels auf's neue seine Blide nach dem Eingang des kaiserlichen Zeltes zog. Es war der König von Neapel, der in seiner abenteuerlich kriegerischen Tracht, eine Reiterfeder auf der mit Pelz verbrämten Mütze, mit hastigen Schritten aus dem Zelte trat, indem er einige unverständliche Worte vor sich hin murmelte, die aber wie ein Nachhall des Gorns und des Eifers klangen. Ohne Bernhard zu bemerken, ging er dicht an dessen Pferd vorüber, da unterschied dieser deutlich, daß der König, im Gehen mit dem Fuße stampfend, mit halbunterdrückter Stimme ausrief: „Moscou! Moscou! Cette ville nous perdra!“

Kaum war er indeffen einige Schritte weiter, als er plötzlich, wie sich bestimmend, still stand, sich umwandte und rief: „Wo ist die Ordomanz des Obersten Rasinski?“

Bernhard wollte vom Pferde springend sich melden, doch der König rief ihm zu: „Bleibt sitzen! Diese Ordre für den Oberst! Gilt!“ Mit diesen Worten entfernte er sich, und Bernhard sprengte sofort dem Bivouak seines Regiments zu.

Mit einem glücklichen Ortsfium begabt, gelang es ihm trotz der Finsternis und den von allen Seiten verwirrend flackernden Nachtfeuern, die, weil ihre Ferne und Nähe so schwer zu schätzen ist, oft wie Zerkichter vom rechten Wege ableiten, dennoch in kurzer Zeit die Lagerstelle seiner Kameraden aufzufinden. Rasinski erbrach die Depesche mit hastiger Ungeduld und durchslog sie beim Glanz des Feuers.

„Gut, gut,“ murmelte er für sich; „ich fürchte aber, es wird nicht nöthig sein.“

Die Nacht verfließ ohne ein merkwürdiges Ereigniß; man hatte die Wachen verdoppelt, und ein Theil der Leute blieb unter Waffen; indeffen wurde die Ruhe der andern durch nichts gestört. Mit Ausbruch des Tages erwartete man den Feind in Schlachtfeldordnung auf-

gestellt zu sehen. Doch es war eine Täuschung. Der weite Raum, den man ihm zum Schlachtfelde gelassen, war leer. Die Stadt mit ihren alten, dicken, von achtzehn Thürmen gekrönten Mauern lag schauerlich still in der Morgendämmerung da; kein Laut schien sich in derselben zu regen. Das ganze französische Heer war unter Waffen, jeden Augenblick konnten die Truppen in die Schlachtlage einrücken. Man sah den Kaiser, von Marschällen und Adjutanten begleitet, mehrmals über das Feld reiten; er jagte eine Anhöhe nach der andern hinauf und sah umher, theils um im Fall der Schlacht seine Anordnung zu treffen, theils in der steten Hoffnung, endlich den Feind irgendwo debouchiren und sich zum Kampf aufstellen zu sehen.

Ein Marschall, es war Belliard, kam auf Masinski zugeprengt, rief ihn heran und sprach einige Worte mit ihm. Sogleich befehligte dieser der ersten Coladron, welche Boleslaw führte, ihm zu folgen.

Sieritten eine Strecke am Dniepr hinauf; bei einer Krümmung des Fluges stiegen sie auf etwa zwanzig bis dreißig Kosaken, die, sobald sie des Feindes ansichtig wurden, wie ein Schwarm aufgeschreckter Vögel eiligst über das Blachfeld sprengten. Im Augenblick waren sie verschwunden; doch erblickte man sie einige Minuten darauf wieder an der Spitze eines Hügels, wie sie eben an einer Stelle des Flusses, welche durch die Biegung desselben bisher verdeckt war, mit ihren Pferden nach dem jenseitigen Ufer hinüber schwammen.

"Teufel!" rief Masinski plötzlich aus und wandte sich zu dem Marschall, während er mit der Säbelspitze in die Ferne deutete: "Sehen Sie dort die Kolonnen! Das ist die russische Armee im vollen Rützuge auf der Straße nach Moskau!"

Der Marschall warf einen unmutigen Blick hinüber. "Der Kaiser wird außer sich sein; bis jetzt hatte er noch immer gehofft, das Heer zur Schlacht ausruhen zu sehen, und Davoust bestärkte ihn in diesem Wahne. Nun muß jede Täuschung schwinden, denn das sind zu unermessliche Mägen von Artillerie, Infanterie und Kavallerie, welche die Straße bedecken. Doch ich will es ihm sogleich melden." Im gestreckten Galopp jagte der Marschall jetzt über das Feld zurück, dem Gezeil des Kaisers zu.

Masinski beauftragte Boleslaw, mit der Schwadron den Fluß hinauf zu recognosciren, ob er eine Furt finden könnte, durch die man mit Kavallerieen und im Nothfall auch mit Artillerie und Infanterie das andere Ufer erreichen könne; denn er dachte sogleich mit Recht, daß der Kaiser den Vortheil geben werde, der Armee in die Klanten zu fallen und ihren Rützug zu stören.

Boleslaw ritt mit seinen Leuten den Fluß über eine Stunde weit entlang. Ueberall, wo sich nur der Anschein einer Furt bot, war

er der erste, welcher den Versuch machte, hindurchzureiten. Doch fand er nicht, was er suchte, und hätte fast einige Leute dabei eingebüßt. Bedrücklich, daß es ihm nicht gelingen wollte, den Auftrag zu vollführen, wollte er eben umwenden, als er hinter sich den Donner einer Batterie vernahm. Er schaute rückwärts und erblickte das Ufer mit gewaltigen Massen von Artillerie besetzt, welche auf die jenseit des Stromes langsam sich fortbewegende russische Armee feuerte. Jetzt stellte auch diese einige Batterien auf, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, und bald gewahrte man die furchtbaren Wirkungen desselben. Eine schwarze Wolke lagerte sich gleich einem Aufsteiger über das Gefilde; nur einzelne rothe Blitze züngelten daraus hervor, denen der tobende Donner sogleich folgte. Boleslaw, der die Hoffnung, eine Furt zu finden, aufgegeben hatte, beschloß nunmehr mit seinen Leuten zurückzureiten. So hatte er denn das Feld der Verwüstung und des Todes vor sich; denn nicht allein daß jene Batterien ununterbrochen auf einander feuerten, sondern auch das ganze Gefilde vor Smolensk wogte vom erbitterten Gefecht.

Der Kaiser hatte den Angriff auf die Stadt befohlen, der er sich jetzt auf das schnellste bemächtigen wollte. Darum rückten die schwarzen Massen der Infanterie von allen Seiten heran, um den Feind, nachdem er durch das Feuer der Artillerie geschwächt war, zu vertreiben. Die Erde schien unter dem dumpfen Getöse angstvoll zu beben; graue Rauchwolken zogen langsam, dicht überhin und beschatteten das Feld des Todes. Wie ein blutiges Auge blühte die umdüsterte Sonne herab. Die Vögel flatterten ängstlich und erschreckt hinweg und flüchteten von dem Schauplatz der Verheerung. Außer dem dumpfen Donner der Schlacht, den Boleslaw nur in der Ferne vernahm, war kein Laut hörbar. In tiefer Stille lag die Natur regungslos; kein Lüftchen bewegte die Zweige. Sie schien, erstarrt vor dem unheilvollen Treiben der Menschen, ihr Todesloos zu erwarten. Schweigend und erst ritt Boleslaw an der Spitze der Seinigen auf dem Rücken des Hügels entlang, dem Schlachtfelde näher. Der Kampf, der die Krieger mit flammendem Muth erfüllt, wenn sie sich mitten in dessen Wogen gestürzt sehen, erzeugte jetzt, da sie ihn aus der Ferne betrachten mußten und keinen Antheil an der Entscheidung hatten, eine spannende Beseelung in ihrer Brust. Außerhalb des Ereignisses gestellt, empfanden sie dessen furchtbare Bedeutung tiefer, weil sie es weiter überhauften. "Dort in dem Loche tobt der leidbafte Satan, glaube ich," sprach der alte Petrowski und zeigte nach einer Stelle hin, wo die französische Artillerie im dichtesten Dampfe verbüllt stand.

"Sie scheinen im dreifachen Kreuzfeuer zu stehen," erwiderte Boleslaw.

„Freilich, die drei schwarzen Wolken da drüben blitzen ja darauf los! Und sie treffen. Die Projektilen fliegen in die Luft, als ständen sie auf Contreminen. Da trabt eine Reiterbatterie heran; sie müssen schon verdammt zusammengeschossen sein. Die Moskowiter fangen an Ernst zu machen. Hätten wir sie nur auf dem Blachsfelde, wo die Kavallerie ihnen auch beikommen kann! Der Säbel ist mir heute so leicht in der Faust wie ein Spazierstock! Wetter, ich wollte — Pest und Hölle! Wieder ein Projektil zum Teufel!“

In der That glück die Stelle, auf welche Petrowski gedeutet hatte, zumal jetzt, wo man näher kam, einen feuerspendenden Vulkan. Der Rauch wirbelte in schwarzen, gekrümmten Wellen darüber empor und zog langsam, sich tief und schwer wägend, hinter der Batterie in's Feld hinein. Darum wurde eben das Feuer des Feindes so verderblich, weil er den Vortheil hatte, den Gegner deutlich zu sehen, während er selbst durch den vorwärts ziehenden Rauch dicht verbüllt war. So schlugen denn die Kugeln und Granaten unaufhörlich mit verheerender Gewalt in die Batterie ein. Räder und Achsen splitterten, die Pferde bäumten sich und zerrissen das Geschirr, Granaten plakten, Pulverlasten wurden gesprengt, die Trümmer flogen weit durch die Lüfte. Und zu dem allen krachte das eigene Lagerfeuer der Batterien, daß der Grund, auf dem sie standen, zitterte.

„Wir müssen, glaube ich, noch weiter links reiten,“ sprach Boleslaw zu Petrowski, „sonst kommen wir in die Schußlinie.“

„Ich denke auch,“ erwiderte der Alte; „wir könnten ganz ohne Noth ein paar Pferde lassen, und ich verliere nicht gern etwas, wo ich nichts niedergezwungen kann.“

„Du hast recht, Alter! Es wird uns sogar nichts übrig bleiben, als hinter dem Hügel dort herumzureiten,“ antwortete Boleslaw, nachdem er einen Blick über die Gegend geworfen hatte.

Er bog in eine Thalstentung ein und war so bald außer dem Bereiche des feindlichen Feuers, konnte aber auch nichts mehr von dem Schlachtfelde übersehen. In kurzem erreichte er den Divonal wieder, wo er Rasinski von seinem vergeblichen Bemühen benachrichtigte.

„Ich mußte es schon,“ antwortete dieser, „denn wir haben indeß einige Reute aufgetrieben, die der Gegend kundig sind. Allein es gibt weiter aufwärts noch einen Uebergang, nur können wir ihn nicht eher als gegen Abend mit Vortheil benutzen; denn er ist nur für wenige Reute einzeln zu passiren, und man kann keine Artillerie hinüberschaffen, weil die Ufer sehr steil und verwachsen sind. Der Angriff eines ganzen Corps auf die Arrieregarde der Russen ist also nicht denkbar, doch können wir vielleicht einen blinden Schreden unter sie bringen, einen Trupp Nachzügler gefangen nehmen und

etwas Beute machen. Der Auftrag ist uns gegeben. Ich freue mich, daß wir denn doch einigen Antheil an dem heutigen Tage haben werden, wo freilich die Kavallerie nur den Zuschauer machen kann.“

Indessen dauerte die Schlacht unter den Mauern der Stadt mit Erbitterung fort. Rasinski war mit seinen Offizieren auf einen Punkt geritten, von dem aus sich das ganze Gefecht verfolgen ließ. Auch jetzt noch war die Stellung der Batterien am Flusse diejenige, wo Tod und Verheerung am fürchterlichsten wütheten. Mit Besorgniß richteten sich die Blicke der Zuschauenden dahin, wo so viele Kameraden dem Erlöse des Tages geopfert werden mußten. Eine Anzahl von Reitern kam aus den dichten Rauchwirbeln hervorgeritten und nahm ihren Weg über das Blachsfeld gegen das Zelt des Kaisers zu. Mit Erstaunen erkannte man, als sie näher kamen, den König von Neapel. Er ritt langsam, den ehrfurchtsvollen Gruß der Offiziere erwidern, ohne sich weiter nach ihnen umzusehen, vorüber. Ein Offizier aus seinem Gefolge sprengte jedoch gegen Rasinski heran. Es war der Oberst Regnard.

„Um des Himmels willen,“ fragte Rasinski ihn, „was hattet ihr da drüben in dem siedenden Kessel zu thun, und vollends was wollte der König dort?“

„Was er wollte? Schwerlich, was er jetzt thut, wieder zurückreiten. Es müssen gestern seltsame Dinge zwischen ihm und dem Kaiser vorgefallen sein, denn er ist ganz verwandelt. Er beharrte darauf, sich in jenem Hüllenschlunde niederschlagen zu lassen. Als wir ihn beschworen, zurückzureiten, rief er: „Ich will Niemand mit mir verderben,“ und wollte seine Adjutanten zurückschicken. Einstimmig bekauerten sie, keinen Schritt von ihm zu weichen. In diesem Augenblicke schlug eine Granate ein und schmetterte das Pferd seines Lieblings Duteuil zu Boden, so daß er diesen getödtet glaubte. Vespürzt sprang er vom Pferde und zog ihn selbst unter dem sich wägenden Koffe hervor. Da er ihn noch am Leben und unverlezt sah, küßte er ihn und sprach: „Laßt uns denn zurückreiten.“

Bernhard hörte dieser Erzählung mit gespannter Theilnahme zu, denn er brachte sie in Zusammenhang mit dem, was er gestern vor dem Zelte des Kaisers beobachtet, aber Niemand mitgetheilt hatte.

„Und vermuthet man, was zwischen dem Kaiser und seinem Schwager vorgegangen sein kann?“ fragte Rasinski.

„Ganz allgemein,“ erwiderte Regnard und zuckte die Achseln; „er wird so wenig wie Duroc, Daru, Lobau und am Ende mir alle mit dem Feldzuge zufrieden und darüber mit ihm in Streit

gerathen sein. Das alte Lied mit dem alten Refrain. Nun, wenn wir heute ein zwanzigtausend Mann lassen, um den Steinhäufen dort zu erobern, so wird es wohl überlaut im ganzen Lager gesungen werden. Wenigstens wird's jeder still für sich trällern oder in den Ohren haben. Guten Morgen!" Mit diesen Worten ritt er weiter, nicht ohne ein ernstes Bedenken in Rastinski rege gemacht zu haben.

Die Angriffe auf Smolensk wurden den ganzen Tag über unablässig erneuert. Die Russen vertheidigten sich kühn, aber furchtbar. Tausende von Kriegern sanken auf dem Felde des Todes, und noch immer war der Preis dieser Opfer nicht gewonnen, als schon die Sonne sich zu neigen begann und hinter grauen Gewölken verschwand.

Jetzt war die günstige Zeit für Rastinski's Pläne gekommen. Er ließ aufstehen und zog mit dem Regimente dem Dniepr entlang, jedoch so weit von dem Ufer desselben entfernt, daß man ihn von jenseits nicht entdecken konnte. Nachdem man eine Stunde geritten war, wurde diese Vorsicht unnöthig, denn es war völlig dunkel geworden.

Jeder beobachte die tiefste Stille! Keiner darf rauchen oder Feuer schlagen!" lautete der Befehl, den Rastinski von Glied zu Glied laufen ließ. Er hatte einen jungen Menschen aus der Gegend bei sich, der ihm als Führer diente; mit diesem unterhielt er sich in russischer Sprache, so, daß von seiner übrigen Umgebung Niemand verstehen konnte, was er mit ihm sprach. Der ganze Zug wurde als ein Geheimniß behandelt. Man befand sich in einem ziemlich dichten Gehölz, als Rastinski Halt machen ließ. Er selbst ritt, nur von seinem Boten begleitet, weiter vorwärts und ließ das Regiment seine Rückkehr abwarten.

Es herrschte eine erwartungsvolle Spannung. Ringsum leises Schweigen; der Donner der Schlacht, den man noch lange in der Ferne gehört hatte, war verstummt. Die hereinbrechende Nacht hatte dem blutigen Spiel ein Ende gemacht. Nur der Wind rauschte in den Wipfeln der Birken und Tannen, und von Zeit zu Zeit hörte man den Ruf des Auerhahns. Eine halbe Stunde brachte man auf diese Weise zu. Da kam Rastinski zurück und gebot vorzurücken. Es geschah im Schritt. Man mußte einige abschüssige Hügel, die mit Gebüsch und Farnkrautern bedeckt waren, hinauf und hinab; dann fand man unvermuthet an einem steilen Abhange, unter dem der Dniepr rauschte, in dessen Wellen sich der schwarze Nachthimmel düster abspiegelte. „Zu zweien abgebrochen und mir gefolgt!" sprach Rastinski leise, doch so, daß er von den Nächten gehört werden konnte; murrend lief der Befehl weiter. Er ließ hierauf sein Pferd vorsichtig den Abhang

hinabklettern, und ritt dann durch den hier kaum drei Fuß tiefen Fluß; ihm folgten zunächst Boleslaw mit seiner Schwadron. Die andern mußten, da der Uebergang nur langsam zu beverstelligen war, eine ganze Zeit auf der Höhe halten.

Bernhard, der sich immer auf's genaueste zu orientiren suchte, ließ Ludwig leise an und sprach, indem er mit dem Finger nach der Gegend jenseit des Flusses deutete: „Sind das da drüben nicht mitterleuchtete Fenster? Mir dünkt, ich müßte mich sehr irren, wenn wir uns nicht ganz in der Nähe des Schloßes befänden, das uns heute früh schon auffiel.“

„Möglich!" entgegnete Ludwig. „Aber sieh nur den hellen Schein dort hinter uns! Was mag das bedeuten? Ueber der Waldspitze ist der Himmel ganz geröthet.“

„Es wird der aufgehende Mond sein,“ sprach Jaromir, der hinzugekommen war.

„Das kann nicht sein,“ entgegnete Bernhard, „denn der kommt erst um Mitternacht.“

Da zuckte plötzlich ein rother Blitz durch den Nachthimmel, und ein blutiger Widerschein wurde in den Wellen des Stromes sichtbar.

„Das ist Feuer!“ rief Jaromir. „Seht, seht! Jetzt bricht es aus, die Flammen schlagen mächtig empor. Es ist Smolensk, das in Brand steht.“

Man konnte nicht mehr daran zweifeln, denn die düstere Glut, von hellern Feuerstreifen durchzuckt, wuchs jetzt mit jedem Augenblick gewaltiger am Horizont empor und hing an, ihren leuchtenden Glanz bis auf den Ort zu verbreiten, wo die Reiter standen. Jetzt wurden auch die schwarzen Thürmzinnen der Stadtmauer auf dem rothglühenden Hintergrunde sichtbar, und die Waldspitzen in der Nähe erschienen wie von der späten Abenddämmerung röthlich beleuchtet. Das schöne, aber furchtbare Schauspiel erfüllte jede Brust mit einem seltsamen Schauer.

„Siehst du, daß ich Recht hatte,“ fing Bernhard jetzt wieder zu Ludwig an, indem er nach dem jenseitigen Ufer zeigte: „erkenntst du nun das Schloß in dem rothen Widerscheine der Flammen? Horch! die Glocke aus dem Dorfe. Ich glaube, man läutet Sturm!“

In der That lag das alterthümliche Gebäude ganz deutlich, und kaum eine Viertelstunde entfernt, vor ihren Augen da. Eine wunderbare Empfindung regte sich in Ludwig's Brust. Sollte die halb im Scherz gesprochene Prophezeiung wahr werden? Sollten Mord und Brand auch hier wüthen?

Doch es blieb ihm keine Zeit zu diesen Betrachtungen, denn eben setzte sich auch der Zug, zu dem er gehörte, in Bewegung, um durch den Fluß zu reiten. Bernhard schloß sich dicht an ihn an;

als ihre Pferde den Fuß in die Wellen setzten, sprach er halb im Scherz, halb schauernd: „Reiten wir durch den Bliesethon, durch den Styr oder Rostkos? Man weiß wahrlich nicht, ob es ein schwarzer oder ein feuriger Höllenstrom ist!“

Der blutige Widerschein der Flammen, der sich brechend weit über die Wellen hin erstreckte, veranlaßte ihn zu diesem Gleichniß. „Mindestens“, fuhr er fort, „ist es für uns der Rubicon, den wir passiren. *Acta est alia!* Wir wissen kaum, ob wir hübenorkommen, geschweige, ob wir diesen Weg zurücktreten werden. Ich mache hiernit jedenfalls mein Testament, Bruder, hörst du? Sollten mich die Fische im Dnieper, oder die Raben von Altrußland fressen, du bist mein Universalerbe. Aber mein Herz — ich verlange nicht, daß du mir den süßlichen Fleischklumpen aus der Brust schneidest — bringe deiner Schwester Marie mit zurück und theilst euch darcin.“

„Wie kommst du jetzt auf die Schwester?“ fragte Ludwig bewegt.

„Sie ist ein Goldmädchen, ein prächtiges, braves Kind, und verdient einen bessern Bruder als du bist! Warum sie aber eben in dieser Minute vor meiner Seele steht, als hätte ich sie so trenn wie ihr Spiegelbild porträtirt, weiß ich nicht; denn wir sehen wohl die Gedanken blühen, wissen aber nicht, wo sie gesäet sind. Genug, obwohl meine Gedanken täglich zwanzig- bis dreißigmal nach Dresden und Plessig reisen, so haben sie doch in dieser Minute einen ganz eignen, mächtigen Zug dahin genommen, sie ziehen wie Schwalben nach der Heimat. Es muß seine Ursache haben, denn alles in der Schöpfung hat seine guten Gründe; ich will mir's aber merken, daß ich am 17. August genau Abends zehn Uhr an Marien gedacht habe, und daß sie mir gerade in dieser Minute noch zehnmal lieber geworden ist als sonst.“

Ludwig drückte dem Freunde warm die Hand. Schon oft hatte er zu entdecken geglaubt und sich im Stillen darüber gefreut, daß in Bernhards Brust eine leise, warme Liebe für die Schwester wohne, doch der eigenthümliche Mensch ließ selbst den Freund fast niemals anders als durch die verzerrenden, gefärbten Gläser scherzenden Humors in das Innere seiner Brust schauen. Und überdies hatte Ludwig stets das Gefühl, als wenn Bernhards Seele von so vielfachen, größeren Empfindungen und wildern, tiefern Leidenschaften, selbst solchen, unter denen sich eine weibliche Gestalt verhielte, bewegt würde, daß die stille Blume einer Liebe zu der sanften, freundlichen Marie in diesem stürmenden Chaos unmöglich Wurzel schlagen konnte. Es lag etwas in seiner Natur, das zu sagen schien: ich möchte wohl unter dem Schatten dieser Bäume weilen, diese Frucht brechen, in dieser Hütte traulich wohnen; aber

ich kann nicht, ich darf nicht, denn eine unbekannte, übermächtige Gewalt treibt mich wider meinen Willen vorwärts. Gleich dem Strome muß ich an den freundlichen Ufern vorüber, und spiegele ich auch bisweilen den blauen, lächelnden Himmel ab, rasch brausen die wilden, schäumenden Wogen nach und verzerrn das sanfte Bild wieder. So sehr sich diese Brust nach einem fremden Herzen sehnt, ich darf keins zu mir heranziehen, denn ich müßte es in den tobenenden Strudel meines Geschicks hinabreißen. Eine zarte Blüte würde ich, wenn ich sie an diese glühende Brust risse, nur versengen, daß sie schnell verbodert herabsänke — ich würde sie vernichten, und wäre sie mir theurer als mein Leben. Semele stirbt an der Brust des Zeus, selbst der Vater der Götter vermag ihr Geschick nicht zu wenden, so tief die Wunde in sein eigenes unsterbliches Herz dringt. — Doch diese eine warme Aeußerung, welche Bernhard so eben gethan, verdrängte plötzlich alle diese Empfindungen bis auf die Erinnerung daran; mit herzlichem Tone erwiderte Ludwig daher: „Es ist wohl natürlich, daß du an sie denkst. In ersten, tiefauferregenden Augenblicken unsers Lebens treten die Gestalten unserer Lieben um so leichter hervor, je düstrier der Grund ist, auf dem sie sich abmalen. Auch ich —“

„Ja, ja, du hast recht“, sprach Bernhard, halb ablenkend, halb scherzend, „das Bild hier ist vertheilt schwarz grundirt; aber es kommt schon Licht hinein, denn die Fackeln da unten am Himmel brennen immer loher auf. Man wird bald die Mäuse auf dem Felde laufen sehen. Aber ich finde, der Dnieper ist verwünscht kalt, und dein Gaul hat mir noch dazu ein ganzes Maul voll Wasser über die Lende gespien. Wenn du ein guter Kamerad sein willst, so mußt du besser auf dein Pferd aufpassen. Gott sei Dank! Land! Ich habe nie viel von den Seereisen gehalten.“

Unter diesen Worten ritten sie das jenseitige, fast noch steilere Ufer hinauf.

Als das Regiment versammelt war, rückte Rafinski, dem der Bote fortwährend zur Seite blieb, in möglichster Stille gegen das gerade vor ihnen liegende Schloß heran.

Sie waren jetzt nur noch einige hundert Schritte davon entfernt. Rafinski ließ halten. „Freunde“, sprach er, „wir sind am Ziele. Dort im Schlosse sind, wie ich mit Siderheit weiß, viele russische Generale und Bornehme zu einem Hochzeitsfest beisammen. Sie aufzubeugen ist die Absicht unserer gewagten Unternehmung. Jetzt laßt uns leise heran, bis wir den Boden eben vor uns sehen, daß kein Hinderniß mehr uns aufhalten kann. Dann aber wie die Windsbraut drüber hin! Nun vorwärts, Freunde, haltet euch wacker, seid schnell, kühn, doch behutsam! Vorwärts!“

Sie rückten vor bis an einen sanften Abhang. Rost ließ Rasniski zum Angriff blasen, und im vollen Laufe der schneubenden Rasse sprengte die Schaar den Weg zu Schloß und Dorf hinan.

II. Moskau.

Am 14. September erreichten die ersten Reiterhaaren des Heeres, zu denen auch Rasniski mit dem kleinen Ueberreste seiner Freunde gehörte, den Berg des Heils, von dem sie das prächtige Moskau, den alten geheiligten Sitz der Czaren, vor sich in der Thal senkung ausgebreitet sahen. Es war zwei Uhr Mittags. Eine glänzende Herbstsonne brach eben durch leichtes Gewölk, welches in dem lichtblauen Raum des Himmels schwebte. In tausendfältigem Farbenspiel tunkelten die zahllosen Kuppeln der Kirchen und Paläste, die, in Gold und schimmerndem Grün strahlend, die Stadt hoch überragen. Aus dem Wald der Thürme stieg der Krenl wie ein gekröntes Haupt empor; die Moskwa schläng das silberne Band durch die Gefilde. Schaaren flatternder Tauben wiegten sich mit leuchtenden Flügeln im Sonnenstrahl hoch über den Dächern und umkreisten die Thurnspitzen.

Ein unwillkürlicher Ausruf der Freude und der Ehrfurcht zugleich entstieg der Brust bei diesem überraschenden Anblick. „Moskau, Moskau!“ erkante der Ruf der Krieger, die sich kaum überreden konnten, daß das unendlich ferne, wunderbar in das Geheimniß der Sagen und Märchen gehüllte, mit zahllosen Wähen und Gefahren erstrebte Ziel nun wirklich erreicht sein sollte. Ein goldener Preis des Siegers, eine strahlende Krone des Ruhms, lag die Hauptstadt vor den Augen der Kämpfer, die es gewagt hatten, von den schönen wirrbaren Ufern der Ströme Frankreichs und Deutschlands mitten durch die Wüstenkneie vorzudringen, hinter denen sich diese Reichthümer verschlangen, die an die Märchen des Morgenlandes erinnerten.

Freudenschrei und Siegesjubel erfüllten die Luft. Die Vordern rufen und winken ihren Kameraden. Der unter den Mühseligkeiten des Marsches fast erliegende Krieger fühlt sich plötzlich mit neuer Kraft durchdrungen, jede Erinnerung an seine Leiden, Sorgen, Gefahren ist verschwunden. Einem Strome gleich, der sich plötzlich eine neue Bahn gebrochen, und nun im raschem Laufe dahinschießt, stürzt die Menge in stets wachsender Beilehnigung die Höhe hinan, daß die mächtig vordringende Woge den Gipfel überhüllt. Je dichter die schwarzen Heeresmassen sich auf der Anhöhe sammeln, je lauter tönt der jubelnde Ruf und dringt durch die stillen Lüfte gen Himmel.

„Also das ist die berühmte, an Sagen und Wundern reiche Stadt der Czaren,“ rief Bernhard, als er oben sein Roß anbielt. „So haben wir sie denn endlich doch aufgefunden hinter den endlosen Wäldern und Steppen, die sie beschützend umgürten!“ „Es war Zeit,“ sprach Rasniski und that einen Blick rückwärts auf das Heer; „hohe Zeit!“

Ludwig betrachtete die reiche, unermesslich ausgebreitete Stadt gleichfalls mit jenem ehrfurchtsvollen, die Brust erweiternden und bebenden Staunen, womit uns der Anblick eines Ortes oder eines Menschen erfüllt, dessen Ruhm lange von fernher zu uns gedrungen ist, den wir schon in den Tagen unserer Kindheit als ein Wunderbild in der Seele trugen, das uns unerreichtbar weiten Räumen und Zeiten zu uns herüberdimmerte.

„Ein tolloses Gemälde,“ rief Bernhard lebhaft; „daß man so etwas nicht malen kann! Seht nur die Massen von Licht und Glanz auf den Kuppeln dort; dann das verworrene Gemisch der Dächer und wiedern Häuser, der grünen Streifen und Aeden der Gärten, die sich als Geäder und eingeprengte Massen durch das Gestein ziehen; die Silberblitze, mit denen der Strom durch die Landschaft blüht; und wenn wir uns umsehen, dieses ungeheure Heer, das, einer schwarzen Flut gleich, durch die Felder wegt. Seht nur wie die Bajonette im Sonnenlicht blinken, die Federbüsche leuchten und das Erz der Kanonen schimmert, die drüben in der langen Kolonne am Wald herunterziehen. Hier und dort verliert sich der Blick in's Unendliche; denn die letzten Thürme der Stadt verschwinden schon im blauen Duft und Nebel, und der lang nachgeschleppte Schweif von Wagen und Nachzügeln des Heeres verliert sich in unabsehbaren Räumen.“

Während dieses Gesprächs war man langsam die Höhe hinuntergeritten. Einige Zeit hatte eine bunte Verwirrung geherrscht, wie sie stets bei auferordentlichen Ereignissen auf dem Marsche zu entstehen pflegt; doch jetzt wurden die Leute wieder geordnet, mußten in ihre Ränge eintreten und sich dem strengen Gele des Marsches vor dem Feinde unterwerfen. Denn man durfte allerdings auf einen ersten Widerstand gefaßt sein, bevor man das Kleinod des Reiches, das Palladium der russischen Krone, in seine Gewalt bekam, das wie ein glänzender Diamant vor den Augen des Heeres leuchtete.

So rückte man der Stadt näher und näher, jeden Augenblick gefaßt darauf, einem entschlossenen Feinde zu begegnen. Rüstlich hielt man an; das Gerücht lief von Reihe zu Reihe, der König von Keapel sei im freundlichen Gespräch mit den Führern der Kosaken begriffen. Schon überließ man sich der Hoffnung, daß der Kampf hier ein Ende habe, der Friede nahe, der Lohn für alle Bestandenen

Mühen und Gefahren gewiß und unermesslich sei. Rasninski suchte, indem er etwas voranritt, die Wahrheit zu erfahren. Sie beschränkte sich darauf, daß der König allerdings mit einigen Kosaken gesprochen und sie beschenkt habe. Sie hatten indessen nur einen Offizier begleitet, der freien Abzug für die Nachhut Kutusows forderte; im Verweigerungsfalle drohten sie, die Stadt hinter sich in Flammen aufgehen zu lassen. Der Kaiser, auf's schleunigste benachrichtigt, willigte ein; man rückte demnach vor und in die Stadt ein.

Während Prinz Eugen und Fürst Peniatowski mit ihren Corps sich zur rechten und linken Seite der Hauptstraße ausbreiteten und die Stadt gewissermaßen umzingelten, folgte Rasninski mit den Seinigen dem Könige von Neapel, der mit Vorsicht einrückte. Es schien unmöglich, daß der Feind gar keinen Widerstand leisten sollte; man mußte im Gegentheil auf heftige Gefechte in den Straßen gefaßt sein.

Nest zog man durch die Gassen der Vorstadt. Sie waren leer und öde, gleich den verlassenem Dörfern, deren man so unzählige auf dem Wege bis an dieses ersehnte Ziel getroffen hatte.

„Sollten sich die Einwohner so vor uns fürchten,“ bemerkte Bernhard gegen Jaromir, der dicht neben ihm ritt, „daß sie auch keine Nasenpitze, nicht einen Zoll ihrer langen Bärte bliden lassen? Sollte denn nicht ein einziges hübsches Kind neugierig genug sein, um die fremden Ankömmlinge aus einem jener kleinen Fenster wenigstens einmal zu begucken? Es ist uns ganz recht, wenn der Feind sich vor uns fürchtet, doch die Mädchen müssen nicht gar zu scheu sein. Sind wir denn Menschenfresser, zum Teufel, oder hält man uns dafür?“

„Ich vermute,“ antwortete Ludwig, „daß sich die Bewohner dieser Vorstädte in die Stadt geflüchtet haben. Sie fürchteten vielleicht den ersten Anlauf; es war auch nicht unwahrscheinlich, daß sich hier ein Gefecht entspinnen könnte. Da ist freilich der am schlimmsten daran, der seine Waffen führt.“

„Und zumal hier,“ wandte sich Rasninski, der ihr Gespräch gehört hatte, um, „wo die hölzernen Häuser bei der ersten Granate, die man hineinwürfe, wie dürrer Stroh hell aufblatzen würden.“

„Es wäre ein verwünschter Schreih,“ warf Jaromir hin, „wenn uns die Winterquartiere abbrennen sollten. Mir dünkt, wir könnten die Ruhe von sechs bis sieben Monaten, auf die ich hier hoffe, gebrauchen.“

Rasninski schwieg, doch las man auf seiner Stirn, daß er in Jaromirs Hoffnungen nicht eifusammte. „Das Erwünschteste wäre wohl,“ sprach er nach einer Pause, „wenn der Feinde so bald als möglich einträte. In diesem Falle, vermute ich, würden wir den

Winter nicht hier zubringen, da die Gegenwart des Kaisers und seiner Heere im Mittelpunkte Europa's nothwendiger ist als hier fast an den Grenzen Asiens.“

Voleslaw ritt ernst und still, wie er pflegte, vor sich hin, ohne sich in das Gespräch zu mischen.

Plötzlich stockte der Zug wieder. Da Rasninski sich nicht an der Spitze desselben befand, konnte er nicht sehen, ob irgend ein äußeres Hinderniß daran schuld war. Indem er noch seine Blicke nach vorn richtete, kam Oberst Regnard die Gasse herab. Er trug den Arm noch in der Binde und ein breites, schwarzes Pflaster über der Stirn. Seit der Unterredung während der Schlacht hatte ihn Rasninski nicht mehr gesehen.

„Guten Abend, Oberst,“ rief er ihm an, „Sie kommen von der Spitze der Kolonne her; was hält uns denn wieder auf?“

„Ah, Freund Rasninski, wie geht's?“ erwiderte Regnard. „Ich freue mich, euch wohl zu sehen, obwohl ich's schon aus dem Rapport wußte, daß ihr aus dem Schiffbruch zu Moskau gerettet seid. — Was uns aufhält? Nichts als eine abgebrochene Brücke über die Moskwa, die sogleich hergestellt sein wird. Aber —“ hier winkte er ihm zu und sprach leise mit ihm. Bernhard, der mit seinem scharfen Auge immer durch das Ausflüg eines andern bis tief in die Brust desselben hinab sah, bemerkte eine auffallende Bewegung in Rasninski's Zügen. Auch Regnards kaltes, scharf gezeichnetes Gesicht, sonst weniger Veränderungen fähig, weil alle Linien desselben wie in festen Stein geschnitten waren, drückte ein schauerliches Befremden aus. Es mußte irgend etwas von der äußersten Wichtigkeit oder Gefahr sein, was er Rasninski mitzuthellen hatte. Ihr Gespräch dauerte jedoch nur drei Minuten, worauf Regnard seinen Weg fortsetzte. Mit gesunkener Stirn kehrte Rasninski zu den Seinigen zurück; er schien eben mittheilen zu wollen, was ihm der Oberst vertraut hatte, als die Kolonne sich wieder in Bewegung setzte und, wie es immer nach einer Störung geschieht, desto eiliger nachrücken mußte. Bald erreichte man die Moskwa; die Brücke war so schlecht hergestellt, daß man es vorzog, durch den sehr seichten Fluß zu reiten. Bernhard bemerkte, daß Rasninski mit immer gespannter Aufmerksamkeit die Häuser und Gassen betrachtete, je näher man der eigentlichen Stadt rückte. Endlich kam man an die Ringmauer, welche dieselbe umschließt.

„Hier werden die Gassen doch breiter und die Häuser ansehnlicher,“ sprach Bernhard, „in der Perspektive hat man sogar mehrere Gebäude, die Palästen gleichen. Nun werden wir doch auch wohl die Bewohner derselben kennen lernen.“

„Daß eben, fürchte ich,“ sprach Rasninski, sich umwendend, leise, aber mit sehr besorglicher Betonung, „werden wir nicht. Nach

Negnards Berichten soll die ganze Stadt verlassen und so öde wie der große Kirchhof sein, an dem wir beim Einmarsch vorbeizamen."

Diese Worte, nur zu den Nächsten seiner Umgebung gesprochen, erfüllten dieselben mit einem kalten Schrecken. „Wie? Unmöglich!" rief Jaromir; „das deutete also auf erneuten Krieg, auf den entschlossenen Widerstand, selbst nachdem wir in das Herz des Reiches eingedrungen sind?"

„So ist allerdings zu fürchten! Jetzt treffen Ahnungen ein, die mir schon beim Betreten Ultrajlands düster vorschwebten. Nicht den Kaiser Alexander und seine Heere werden wir mehr zu fürchten haben, nicht mit ihnen werden wir kämpfen, sondern ein ganzes, unermessliches Volk ist es, das gegen uns mit der glühenden Wuth aufsteht, die der Fanatismus in der Brust des Menschen entzündet. Tief versunken in mystischen Aberglauben, in unterwürfige Demuth gegen ihre Götter wie gegen ihre Herrscher, wird es unmöglich werden, sie irgend einer Ueberredung, einer vernünftigen Ueberzeugung zugänglich zu machen, die sie belehren kann, daß wir nicht gekommen sind, um ihre Altäre zu vernichten, ihre Kirchen zu plündern, ihre Städte zu verbrennen. Hier wird kein Krieg mehr zwischen zweien Mächten geführt werden, wo die Entscheidung auf dem Wahlsplatz oder im Rathe der Minister fällt, sondern ein ganzes Geschlecht waffnet sich gegen uns, das uns verflucht wie den Abschaum der Hölle. Der Einzelne ist der Feind des Einzelnen; der Haß entflammt sich in der Brust des Knaben und des Weibes. Da gibt es keinen edeln, großmüthigen Kampf der Gedanken, der Ehre, des Ruhmes mehr, sondern Alles artet aus in ein gräßliches Morden, Schlachten und Würgen, wo Sieg und Niederlagen gleich eusehlich sind."

Ein düsteres Feuer leuchtete aus seinen Augen, während er sprach; er hatte die hohe Stirn in finstere Falten gerunzelt und ein tiefer Schmerz umzog seine Lippen. Bernhard betrachtete ihn mit unverwandten Augen. Ueber der Schönheit, der erhabenen Würde seines männlichen Antlitzes vergaß er einen Augenblick, weshalb diese Gewitterwolken in so ernster Majestät darüber hingogen. „Wahrlich," dachte er bei sich selbst, „der Mensch ist am schändlichsten, wenn ein edler Gram aus der Tiefe des Herzens herauf durch die leichten Hüllen des Auges und des Angesichts schimmert. Darum bildeten die Alten ihre Helden so tief ernst; darum selbst in ihren Götterbildern der erhabene Auszug eines leisen Grams, der die Züge so veredelt und verklärt."

Doch der schnelle Wechsel der Gegenstände und der Betrachtungen, die sie erzeugten, bildete kein lauges Verweilen der Gedanken auf einer Stelle; zumal da, wo sie so fern aus dem Kreise der nächsten, mächtigen Wirklichkeit lagen.

Die Straßen, durch welche man zog, machten einen seltsamen Eindruck; sie waren belebt durch das Getümmel des Kriegs, und doch zugleich todtentill, weil die Häuser an beiden Seiten wie stumme Gräber standen, aus denen keine Spur, kein Hauch des Lebens heraufwehte. Nicht einmal der Rauch eines Scherenteins war zu entdecken. Die Kuppeln der Kathedralen glänzten in strahlendem Gold, von grünen Kränzen umzogen; die Säulen der Paläste stiegen prachtvoll empor. Doch schien der Schmuck dieser edlen Architektur der einer statlich herausgekleideten, zur letzten öffentlichen Schau aufgestellten Leiche zu sein, so farr, so stumm blieb Alles. Diese Mischung der üppigsten Pracht des Lebens mit der stillen, tiefen Ginde des Todes war so peinlich, daß sie selbst in die Brust des rohesten Kriegers eindrang, der noch keine Ahnung von der furchtbaren Wahrheit hatte.

Schon zwei Stunden zog man durch diese steinerne Wüste und schien sich immer tiefer und tiefer in den labyrinthischen Vergängen derselben zu verwickeln. Denn nur langsam rückte man vor, da der König, der noch immer nicht an die Wahrheit glauben wollte, jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig war und die Befolgung noch nicht verbannen konnte, daß man ihn listig in dieses frägerische Netz verwickeln sich kreuzender Gassen locken wolle, um plötzlich von allen Seiten überfallend hereinzubrechen. Darum sandte er in jede Seitenstraße starke Trupps hinein, die erkunden mußten, ob der Feind nicht irgendwo lauere. Aber man fand Niemand. Eine grause Stille herrschte in der umgebenen Stadt, wo sonst das Geräusch des Verkehrs das Ohr betäuben mußte. Nur den dampfenden Hufschlag der Pferde, das Klirren der Waffen vernahm man, wie es die stummen, hohen Mauern schauerlich zurückwarfen. Sowie der Zug einen Augenblick stockte und hielt, breitete sich die Stille wie ein Leidentuch über die Schaaren aus. Denn auch der Soldat war von dem unheimlichen Gefühl tief durchdrungen, und obwohl er in die Hauptstadt des Feindes einrückte, ertönte doch kein Ruf des Sieges, kein Laut der Freude oder des Jubels; sondern ernst, schweigend, indem er nur das erkannte Auge an den hohen Gebäuden auf- und abwärts schweifen ließ, um eine Spur des Lebens darin zu entdecken, zog er in die Herrscherstadt der alten Czaren ein.

Jetzt stiegen die Mauern und Zinnen des Kreml düster über den Häuptern der Krieger empor. Da zum Erstenmal vernahm man, als sei es ein erquickender Laut, ein verworrenes Gemisch von Stimmen und kriegerisches Getümmel. Es war ein Trupp zusammengekauften Volks, das sich im schwarzen Gewimmel um einen Zug Wagen drängte, auf denen Lebensmittel und einige Verwundete lagen, die man nicht eilig genug hatte aus der Stadt schaffen kön-

nen. Etliche Kosaken, zu ihrer Deckung zurückgelassen, flüchteten auf ihren kleinen behenden Rossen und waren bald in den ihnen wohlbekannten Gassen verschwunden, ohne von den nachgejagenden Augen verletzt zu sein. Doch vom Kreml her, an dessen Thoren man in diesen Augenblicke ansah, tönte urplötzlich ein gräßliches Gebrüll heulender Stimmen. Rasniski war, nur von Bernhard begleitet, bei dem Schall der ersten Schüsse vorwärts gesprungen, um zu sehen, was es gab; selbst seine männliche Brust, der Drohungen jeder Gefahr längst gewohnt, erbebt bei diesem grauenvollen Laut. Sein Auge folgt der Richtung, die sein Ohr ihm angibt. Da sieht er auf den Mauern des Kreml eine Anzahl entsetzlicher Gestalten, Männer und Weiber, mit wüthenden Geberden, die den Eingang in die heilige Burg der Czaren verteidigen wollen. Das verworrene, zerzaute Haar der Weiber, der wilde, struppige Bart der Männer, Schmutz, Lumpen, Geheul, gräßliche Verzerrung des Gesichtes, plumpe barbarische Waffen, Alles dies vollendet das Grauenhafte des Anblicks. „Was? Sendet uns die Hölle ihre scheußlichsten Dämonen entgegen, um uns zu schrecken,“ ruft Rasniski aus und stutzt. „Sind das Weissen oder Wehrwölfe?“ fragt Bernhard, gleichfalls schauernd. Die entsetzliche Schaar erhebt auf's Neue ihr wildes Geschrei, und Flintenschüsse fallen von der Mauer in den dichten Haufen. Der König von Neapel schwingt ein weißes Tuch als Zeichen der friedlichen Unterhandlung und ruft Rasniski heran, um ihnen zu sagen, daß sie den tosenden, vergeblichen Kampf aufgeben sollen, daß man ihnen kein Uebel zuzufügen will. Rasniski reitet vor; in ihrer Landessprache ruft er ihnen zu: „Hört, vernehmt Worte des Friedens!“ Doch ein gräßliches Geheul, wobei die Weiber ihre Brüste schlagen und das Haar rauen, theilt statt der Antwort die Rüste. Rasniski ruft ihnen noch einmal zu, sich zu ergeben. Da springt ein Weib, kolossal von Gestalt, der das wilde Haar weit über die Schultern herabfällt, auf die Rinne der Mauer: „Hund! Zerleissen will ich dich mit meinen Zähnen wie eine hungerige Wölfin! Männer, du sollst zerrissen werden wie der Fänger, der der Wäin das Junge aus der Höhle trägt! Fluch euch Mördern unserer Kinder und Gatten! Fluch euch Verräthern unserer Städte! Und dreimal Fluch euch ruchloser Brut, die ihr die heiligen Altäre schändet und den Allmächtigen mit verfluchter Junge lästert. Wehe soll über euch kommen, mehr als über die Verdammten im Schwefelpuhl. Fluch, Fluch, ewiger Fluch!“

Rasniski schauderte. Diese drohende Gestalt war furchtbar, aber sie erregte keinen Abscheu! Weiße, schwarz und graue Gewänder umhüllten sie; ein blutig rothes Tuch, halb einer Mähne, halb einem Turban ähnlich, war um das Haupt gewunden. Das ergraute Haar flatterte im Winde um ihre Schultern, ihr Auge klickte

und rollte wild in seinen Kreisen, der Mund hatte sich zum lauten Fluch geöffnet, sie erhob die Hände beschwörend zum Himmel.

Alle männliche Kraft zusammenfassend, rief Rasniski noch einmal mit seiner Vorentsinnung: „Wollt ihr Gnade verschmähen, Rasende?“

Ein wildes Gebrüll, mit drohenden Geberden begleitet, überlief seine Worte, noch bevor er geendet hatte. Durch einen Wink bedeutete er dem König, daß Alles vergeblich sei; dieser gab ein Zeichen das Thor zu sprengen. Die bereits aufgefahrene Artillerie gab Feuer. Drei Schüsse, deren Donner furchtbar in der oden Stadt widerdröhnte, krachten gegen das Thor. Es stürzte zerplittert zusammen. Solwie es sich öffnete, drang der verworrne Anäuel jener Wüthenden aus der Pforte hervor und stürmte in die Reihen der Krieger ein. Man hatte ihrer schonen wollen, da es zu wenige waren, um einen überlegenen Feind zu nutzlosem Widervergießen zu veranlassen; der fanatische Patriotismus der Unglücklichen aber machte es unmöglich. Gleich wilden Thieren brachen sie grimmig in die dichte Schaar der Gegner ein, um wenigstens deren so viele zu vertilgen, als sie vermochten. Ein Wüthender schlug mit einem Baumast, der einer Keule glich, zwei Franzosen zu Boden und hatte in einigen gewaltigen Sprüngen schon den König, der, wie immer, einer der Vordern bei der Gefahr, erreicht, als Rasniski noch eilig herbeisprang und einen Säbelhieb gegen den Rasenden führte. Doch er fiel schwach, und mit der Wuth eines gekickten Hundes packte ihn jetzt der halb Geroffene an, riß ihn mit überlegenen Kräften vom Pferde herab, schleuderte ihn zu Boden und warf sich über ihn her. Bernhard war schnell wie eine heranschließende Schlange vom Pferde zu, und riß den Wüthenden, der Rasniski zu erdrosseln veruchte, zurück. Ein französischer Offizier sprang ihm bei. Mit Mühe brachen sie die Arme des Russen auseinander, mit denen er Rasniski gepackt hatte; als er dieser nicht mehr mächtig war, stießte er die Zähne egrimmig und drohte den Unterliegenden damit zu packen. Doch jetzt hatte auch Rasniski wieder einen freien Arm gewonnen, und indem der Wüthende nach ihm biß, schlug er ihn, eine andere Abwehr war unmöglich, mit der geballten Faust so gewaltig in den Mund, daß ein dicker Strom schwarzen Blutes daraus hervor und ihm über Brust und Hüften stürzte. Dennoch ließ der Barbar nicht ab, sondern trogte den drei Männern mit der ungeheuren Kraft seines muskulösen Körpers, bis ihn die Kugel aus der Pistole eines Chasseurs, der ihn kalt mit auf die Brust gelestem Feuerrohr mitten durch's Herz schoß, leblos zu Boden stredte.

Rasniski und Bernhard schauderten über diesen Kampf; er glich zu sehr dem Mord, dem wahren Mischachten der Barbaren, um ein

edles männliches Herz nicht mit dem tiefsten Abscheu zu erfüllen. Indessen waren die Uebri gen, welche noch Widerstand leisteten, theils niedergebauten worden, theils hatten sie mit verzweiflungsvollem Gehel die Flucht ergriffen. Es schien nicht der Mühe werth, sie zu verfolgen; man ließ sie daher sich in den öden Gassen der Stadt gestreuen, und der König von Neapel setzte den Marsch mit den Seinigen weiter fort.

Doch mehr als jemals wurde es jetzt nothwendig, sich nicht ohne die größte Vorsicht in das labyrinthische Gewinde der Gassen zu vertiefen. Der Soldat, der alle diese reichen Häuser und Paläste von den Einwohnern verlassen sah, richtete seine Gedanken auf die Beute, die er an dem zurückgelassenen Gute zu machen hoffte. Einzelne versuchten hier und da sich von dem Zuge zu entfernen, um sich plündernd in den Häusern zu zerstreuen; doch der strengste Befehl unterlagte es ihnen, und als Beweis, daß er befolgt werden würde, schob ein General mit eigener Hand einen Dragoon nieder, der sich in eine Seitengasse fliehen wollte. Dies wirkte; die Menge gehorchte dem Gebote pünktlich. Doch hielten die Führer Vorsicht für nöthig und sandten daher, wo sie an ein bedeutendes Gebäude, das öffentlichen Zwecken gewidmet schien, oder an eine Gruppe ansehnlicher Häuser kamen, immer starke Abtheilungen seitwärts, um dieselben unter deren Schutze zu stellen.

So erhielt auch Rastinski den Auftrag, einen großen, vom Reichthum des Besitzers zeugenden Palast, der in einer breiten Querstraße, wo sonst nur kleine Häuser befindlich waren, lag, zu besetzen. Mit seinen wenigen noch übrigen Leuten und einem Bataillon leichter Infanterie, das ihm beigegeben wurde, trennte er sich von dem Corps des Königs von Neapel und bezog mitten in der Stadt ein eigenes Feldlager. Er nahm von dem Palast und den umliegenden Häusern förmlich Besitz. Keine lebende Seele machte ihm denselben freitig. Boleslaw beauftragte er, mit einer Anzahl von Leuten diejenigen Gegenstände, welche zur Kleidung und Nahrung der Soldaten dienen und sich etwa vorfinden sollten, aus den Gebäuden zu entnehmen, um eine billige Vertheilung derselben nach Bedürfnis vorzunehmen. Bis er selbst sich von der Sicherheit der Häuser überzeugt habe, verbietet er auf's Strengste, sich darin einzukuartieren; vor ein jedes derselben ließ er eine Schildwache stellen, die mit ihrem Leben verantwortlich für Plünderung oder mutzuwillige Zerstörungen wurde.

So schlugen denn die Truppen einstweilen einen geordneten Bivoual in der breiten, einem Plaze ähnlichen Straße auf, die dem Palaste gegenüberlag. In diesem nahm Rastinski sein Hauptquartier und richtete sogleich ein Bureau ein, das ihm für die genauere Ordnung des Dienstes und mancher übrigen Geschäfte nothwendig

war. Wie bisher erhielten Ludwig und Bernhard den Auftrag, die Arbeiten in denselben zu übernehmen.

— — — Langsam ging Ludwig zurück in sein Gemach. Er lehnte sich in's Fenster und blickte hinaus, ob Jaromir oder Bernhard nicht zurückkehren würde. Eine volle Stunde verging; es blieb Alles still. Die Feuer waren fast zusammengebrannt; nur noch eine düstere, rauchende Glut glimmte inmitten der schwarzen, auf den Boden gelagerten Gefallen. Man hörte jetzt ihre tiefen, schweren Athemzüge bis hier herauf; selbst die Feuerwachen nickten müde ein. Todtenstille lag über der ganzen ungeheuern Stadt.

Endlich wurde auch Ludwig von der Müdigkeit übermannt; er schloß das Fenster, hüllte sich dicht in den Mantel und warf sich auf das in der Ecke stehende Ruhebett nieder. Die Sorge um Bernhard und Jaromir hielt ihn noch eine Zeit lang wach. Doch mehr und mehr verlor sie sich in dem Nebel des Schlummers, der ihn übersüßte; bald klangen ihm die unruhigen Gedanken nur noch wie ein fernes Brausen des Meeres, wie dumpfer, sich verlierender Donner in die Seele; sie verschleierten sich immer tiefer, verloren sich immer mehr in die Leere des weiten dunkeln Raumes. Endlich sanken ihm die Augenlider matt herab, und er lag im tiefsten Schlofe. Doch die Seele arbeitete unruhig fort in dem ermatteten Körper und führte die bunten, gaukelnden Traumbilder auf dem schwarz aufgespannten Hintergrunde der Nacht vorüber.

Bald sah sich Ludwig im Getümmel der Schlacht, rings von Feinden bedrängt, zu Boden stürzend. Dann schwebte eine freundliche Gestalt aus der Heimat heran, seine Mutter trat vor ihn und bat ihn, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ihr trautes Wohnzimmer und fragte: Wo bist du nur so lange gewesen? Eine milde Nührung drang in sein Herz; er empfand im Traum die Freude des Wiedersehens, welche die Wirklichkeit ihm graulich geraubt hatte. Er sah sich auf dem Spaziergange nach Billnig; seine freundlichen Jugendgespielin nen begleiteten ihn. Plötzlich schreckte er freudig zusammen, denn Marie kam ihm aus einem Laubgang entgegen und ging Arm in Arm mit Bianca, vertraut an ihre Seite gelehnt, als wenn beide Schwestern wären. „So, liebt euch, ihr Geliebtesten, die ich auf der Erde habe,“ sprach er im Traume, und ein Lächeln schwebte um seine Lippen. Er wollte ihnen näher treten, ihnen die Hand reichen; doch ein Fremder hielt ihn zurück. Es war Rastinski, der ihn aufforderte, rasch zu Werke zu steigen. Die lieben Gestalten verschwanden, er sah sich wieder mitten in dem unruhigen Verkehr des Feldzugs; lange, unendliche Reiten von

Kriegern zogen an ihm vorüber; er schloß sich den Schaaren an, aber doch quollen unaussprechlich neue Gestalten neben ihm hervor und schwebten an ihm hin. Verweilen und Vorwärtsdringen geschah zugleich, wie so oft das Doppelte und Widersprechende im Traume. Jetzt glaubte er in Moskau einzutreten; er ritt mit Bernhard und Rafinski durch die Straßen, die sich in unabsehbare Ferne vor ihm hinzogen. Die Häuser und Paläste ringsumher verirrten sich vor seinen Blicken; er sah stets den vor sich, den er bewachte, doch drängten sich immer neue Gassen dazwischen, ehe er ihn erreichen konnte. Mit jedem Schritt schien der Weg sich zu verlängern. Endlich hielt er mit Rafinski und Bernhard vor dem Thor; sie saßen ab und gingen die Stiegen hinauf. Grischöpf legte er sich im Traum in denselben Zimmer, auf denselben Bett zur Ruhe nieder, wo er eben wirklich schlief. Traum und Wirklichkeit begannen sich verworren zu mischen. Er hörte den Anruf einer Schildwache von der Straße herauf und erwachte dadurch. Da aber sein geöffneter Auge dieselben Bilder sah wie das schlummernde, nämlich das vom düstern Glanz der Wachsfeuer matt beleuchtete Gemach; da sein wachendes Ohr dieselben Töne vernahm wie sein schlummerndes, so floß ihm in der Betäubung, die noch auf seinen Gliedern lastete, Wahrheit und Schein untrennbar durcheinander. So sah er, halb träumend, halb wachend, die Thür des Gemachs sich langsam öffnen und eine schwarz gekleidete, verschleierte Gestalt, die eine düster brennende Ampel in der Hand trug, eintreten. Sie schwankte geisterhaft, langsam näher; jetzt stand sie dicht an Ludwigs Lager still und schlug mit der Rechten die Hülle zurück, welche das Antlitz verbarg; der Schimmer ihrer Leuchte fiel darauf. Es war Bianca, aber bleich und mit grauwollen Zügen. „Wo ist Marie?“ fragte Ludwig das Traumbild, „und weshalb kommst du in Trauerkleidern, Geliebte? Ach, du beweinst wohl auch meine Mutter!“ Mit schmerzlichem Verlangen streckte er der Geliebten die Hand entgegen; stumm, lebend stand sie vor ihm. Es schien, als wolle sie sich über ihn neigen; doch plötzlich beugte sie zurück, hielt die Hand abwendend, wie zum Zeichen, daß er sie nicht berühren dürfe, vor sich hin und bewegte langsam verneinend das edle Haupt.

„Du fliehst schon wieder? Warum höbst ihr mich so, ihr holden Traumbilder!“ sprach Ludwig in dämmender Verwirrenheit des Traumes. „Zeigt euch nicht, wenn ihr stets von mir entfliehen wollt.“ Er schauerte, wie durch einen Nachtfrost berührt, zusammen und hüllte sich tiefer in den Mantel.

Das Gesicht war verschwunden. Doch aus der Dunkelheit der Nacht hörte der Träumende die Worte: „Fliehe, fliehe! Deinem

Leben droht Gefahr unter diesem Dache! Nimm dies zum Andenken!“

Wie leise Geisterberührung streifte es über seine Wangen. Er erwachte; mühsam hob er die zurückgesunkenen Augenlider empor. Doch alle Bilder seines Traumes lagen wie ein Nebeldämmerung um ihn her. Bianca's Gestalt verschwand wie ein Schatten; der Feuerglanz an der Decke war trübe umnachtet; alle Gegenstände, selbst die beleuchteten Fenster, schienen ihm von einem schwarzen Gespinnste bedeckt. Mühsam suchte er die noch ganz verirrten Sinne zu sammeln; da schallte ein Schuß aus dem Nebengemach in sein Ohr. Dieser kriegerische Ton riß ihn gewaltsam aus den Banden des Schlafes auf; er war munter, raffte sich empor. Doch blieben ihm die Gegenstände wie vom Rauche umnebelt, und jetzt war es nicht mehr Täuschung des Traumes, sondern sein Auge mußte auf unbegreifliche Weise geblendet sein. Da fühlte er wieder, wie zuvor im Halbschlummer, ein ähnliches geisterhaftes Berühren auf Stirn und Angesicht, als ob ein zarter Flügel darüber hinschwebte. Wie durch Zauberkraft war plötzlich das düstere Gespinnst verschwunden, welches ihm alles einzuhüllen schien, und er erblickte die Gegenstände umher wieder in ihrer vollen Schärfe. Noch hatte er sich von seinem Staunen nicht erholt, als er Rafinski's laute Stimme im Nebengemach vernahm, die ihn und Bernhard aufrief; er eilte daher in den Saal, der außer dem Feuer-Schimmer von der Strage herauf durch eine Nachtlampe matt erhellte war. Rafinski trat ihm schon mit hastigen Schritten entgegen, und fast zu gleicher Zeit stürzten die durch den Schuß geweckten Leute vom Vortrage herein. „Eicht! Mehr Licht!“ befahl Rafinski. Sie eilten, den Befehl zu erfüllen.

„Was gibst? Was ist geschehen?“ fragte Ludwig.

„Wir sind in unheimlicher Umgebung; hast du nichts gesehen?“

„Nicht das Mindeste, jedoch —“

„Durch mein Zimmer ging soeben eine schwarze Gestalt, allem Anschein nach ein Frauenzimmer,“ unterbrach ihn Rafinski.

„Wie?“ rief Ludwig außer sich, als ob ein Blitzstrahl ihn heiß und kalt zugleich durchzuckte, „eine schwarze, verschleierte Gestalt —“

„Ganz recht!“

„Und diese sahst du wirklich? Es war kein Traumbild?“ rief Ludwig und stand wie versteinert vor dem Freunde.

„Nein, beim Himmel, denn ich war so wach wie in diesem Augenblicke,“ entgegnete Rafinski, der noch zu sehr mit seinem eigenen Erlebnis beschäftigt war, als daß der Eindruck, den es auf Ludwig machte, ihn hätte auffallen können. „Vor fünf Minuten wußte ich freilich selbst nicht, ob ich geträumt hatte oder wirkliche Dinge

sah. Ich glaubte, ein leises Vorüberrauschen an meinem Lager zu hören, und erwachte, denn du weißt, wie leicht mein Schlaf ist. Da sah ich es wie einen Schatten über die Wand gleiten, und ein trüber Lichtschimmer schien mir aus der offenen Saalthür in's Gemach zu fallen. Doch glaubte ich, es sei der Schein der Feuer von der Strake herauf, die mich täuschte. Indessen war ich wach geworden und lag, noch über die Erscheinung nachsinmend, auf meinem Lager. Geht hatte ich mich wieder eingehüllt und die Augen geschlossen, als ich dasselbe leise Rauschen wie zuvor höre. Ich fahre auf; da schwebt eine schwarze verschleierte Gestalt dicht an meinem Lager vorüber. „Wer da!“ ruf' ich sie an; sie schreut sichtlich zusammen, gibt mir jedoch keine Antwort, sondern eilt mit raschen Schritten durch's Gemach. „Antworte, oder ich schieße!“ rufe ich und greife nach meinen Pistolen —

„Allmächtiger Gott!“ rief Ludwig und fiel Rasinski unwillkürlich, als ob er den Schuß verhindern wollte, in den Arm, den dieser in der Lebhaftigkeit der Erzählung ausgestreckt hatte. „Du hast also auf sie geschossen?“

„Allerdings; und gleich darauf hörte ich den Ausruf einer weiblichen Stimme.“

„Sie ist getroffen? Wo?“

Mit diesen Worten wollte Ludwig in das Gemach Rasinski's eilen; doch dieser, der erst jetzt die ganz außerordentliche Bewegung des Freundes wahrnahm, hielt ihn zurück und fuhr rasch fort: „Es war nur ein Ausruf des Schreckens. Gleich danach klang es wie eine schnell geöffnete und in's Schloß geworfene Thür; ich hatte mich rasch emporgerafft und war auf die geheimnißvolle Erscheinung zugerückt. Doch, sei es nun, daß mich der Blick und Rauch des Schusses geblendet hatte, oder daß das Halbdunkel des Gemachs die Muth des unbekannten Wesens begünstigte, sie war verschwunden, als ob sie in den Boden versunken wäre. Sogleich sprang ich daher in den Saal und rief dich und die Leute auf. Hier hindurch kam sie nicht gestrichelt sein, denn sie hätte die Thür noch nicht erreichen können, so schnell war ich ihr gefolgt.“

Während dieser Erzählung waren die Diener mit Licht eingetreten, und Rasinski eilte in sein Schlafzimmer, um dasselbe genau zu durchsuchen. Ludwig begleitete ihn mit einem unaussprechlichen Gefühl. Doch das Zimmer war leer. Nur zwei Thüren befanden sich in demselben: die eine, welche nach dem Saale führte, die andere, durch welche man in die weiter fortlaufende Reihe der Gemächer gelangte. Diese letztere aber war durch zwei Sessel, die noch ganz so standen wie am Abend zuvor, gesperrt; unmöglich konnte Jemand dort hinausgegangen sein, ohne die Sessel umzuwälzen oder auf die Seite zu schieben. Die Diener betheuereten

dagegen, daß Niemand durch die Saalthür in den Vorjaal gekommen sei, indem sie quer vor derselben ihre Lagerstätte aufgeschlagen hatten, so daß man nur über sie hinweg hinaus und hinein konnte. An der Stelle, wo Rasinski auf die Gestalt geschossen hatte, befand sich keine Thür; es war diejenige Ecke der Wand- und Seitenwand des Kabinetts, welche nicht an die Seite des Saals, sondern an die der übrigen Gemächer stieß. Aufmerksam beleuchtete Rasinski die Tapeten. „Da bist mein Schuß!“ rief er und zeigte auf eine verletzte Stelle, wo die Kugel eingedrungen war und noch in der Mauer steckte. „Also habe ich mich nicht getäuscht! Hier muß eine geheime Thür befindlich sein.“ Neugierig traten die Leute umher; Ludwigs Herz schlug in schnelthätiger Erwartung. Da fiel es ihm plötzlich wieder ein, daß nun Alles Wahrheit sein konnte, was er zu träumen geglaubt hatte. „Nimm dies zum Andenken!“ waren die Worte der Erscheinung gewesen. Schnell erraff er ein Licht und eilte in sein Gemach zurück. Sein erster Blick fiel auf das Kusbett; er entdeckte nichts; doch als er sich jetzt auch in den übrigen Theilen des Zimmers umsah, erblickte er am Boden in der Nähe des Fensters ein weißes Tuch. Er hob es empor; es war ein Schleier. Wie das Gewebe leicht über seine Hand hinstrifte, erkannte er plötzlich dieselbe Empfindung wieder, die ihn zuvor so seltsam getroffen hatte; der Schleier mußte sein Antlitz bedeckt haben. Er entfaltete ihn; das Ende war durch eine Art von Ring geschlossen; hastig streifte er das Gewebe los, glänzendes Gold wurde sichtbar, ein grüner Stein schimmerte ihm entgegen. „Gnadenreicher Gott, ist es möglich!“ rief er aus, und heiße Thränen stürzten ihm über das Antlitz. Er hielt dasselbe Armband in den Händen, welches die Geliebte am Fuße des St. Bernhard verloren hatte; dasselbe theuere Kleinod, dem er zuerst verdankte, ihr in das heilselige Antlitz zu blicken. Außer sich wollte er eben zu Rasinski hinüberhurzen, als er ein in den Falten des Schleiers festgeklebtes Blatt bemerkte. Mit zitternder Hand zog er die goldene Nadel, die es befestigte, heraus und entfaltete es. Unter gewaltigem hervordringenden Thränen las er die Worte: „Sie waren einst mein Retter aus dringender Gefahr! Sie beschirmten mich mit brüderlicher Treue. Wer vermag die wunderbaren Hingungen der Vorsehung zu berechnen, die uns damals zusammenführten und trennten, und jetzt wieder nahe drängen und für ewig scheiden! Doch die Minuten drängen. Verlassen Sie dieses Haus, schnell, Augenblicklich! Es droht Ihnen die ärmste Gefahr! Der Schlund des Verderbens gähnt unter Ihren Füßen auf, der Boden, auf den Sie treten, ist nur die leichte Decke eines furchtbaren Abgrundes. Ein Augenblick zu spät, und Sie bricht ein! — Mehr darf ich nicht entbüllen. — Ach, schon das gilt für ein schweres Verbrechen! Doch

ein höheres Gesetz der Dankbarkeit gebot mir, es zu begeben. Die Zukunft ist düster verhüllt, die Bogen meines Lebens in Sturm gehoben. Welches auch mein Schicksal sei, mit schwesternlicher Treue wird mein Herz das Andenken des edeln Freundes bewahren!

Bianca."

Ludwig stand, seiner Sinne kaum noch mächtig, und bestete das Auge auf das Blatt, als Rastinski eintrat. „Wo bleibst du?“ fragte er. „Wir haben eine Thür entdeckt; eben lasse ich eine Art holen, sie zu öffnen, denn wir müssen nothwendig Licht in der Sache haben. Ist aber Bernhard noch nicht zurückgekehrt? — Was hast du? Was ist die?“ fragte er erspäunt, als Ludwig bewegungslos vor ihm stand und ihm nur das Blatt hinreichte. Rastinski durchsah es mit raschen Blicken. „Ich glaube, hier sind höhere Mächte im Spiel,“ rief er aus, als er gelesen; „nie ist mir ein wunderbarer Ereigniß begegnet. Aber Gefahr? Welche Gefahr droht uns? Wörtlich ist doch die Stelle nicht zu verstehen? Wir müssen der Geheimnisköhlen nachdringen. Kommt und laßt uns das Abenteuer gemeinsam wagen!“

Ludwig ließ sich von Rastinski fortziehen. In seinem Zimmer fanden sich schon die Keitknechte mit einer Art beschäftigt, die entdeckte Thür zu öffnen. Nach wenigen Schlägen war es geschehen. „Jetzt entschlossen, doch vorläufig,“ sprach Rastinski; er ergriff mit der Linken ein Licht, mit der Rechten ein Pistol und schritt voran.

Man befand sich in einem schmalen, niedrigen Korridor, der nur eben Breite und Höhe für einen einzigen Mann hatte. Es schien, als sei derselbe in der Mauer selbst angebracht und laufe parallel mit dem breiten äußern Korridor; doch konnte er sich merkwürdig, ja an einigen Stellen fast steil. „Mir dünkt, es riecht hier so brandig und nach Schwefel,“ sprach Rastinski, nachdem sie etwa dreißig Schritte vorwärts gethan hatten. „Bemerkst ihr nichts?“

„Freilich!“ erwiderte der Keitknecht. „Es muß hier nothwendig in der Nähe etwas glimmen.“

Sie gingen noch etwa zehn Schritte vor. Da drang ihnen ein dichter, schwefeliger Dampf entgegen, so daß das Licht plötzlich ganz blauweiß brannte.

Sollte die Warnung doch vielleicht wörtlich gemeint sein?“ fragte Rastinski leise, indem er sich zu Ludwig umwandte. „Ich halte es für bedenklich, hier weiter vorzudringen!“

Ludwig, dessen Herz in der Hoffnung anghewollt schlug, die Spuren der Geliebten aufzufinden, erwiderte: „Noch dürfen wir uns gewiß weiter wagen, denn die Rückkehr ist uns ja nicht verschlossen. Ich will voran.“

„Nein, es ist besser, daß ich der Vordere bin,“ erwiderte Ra-

stinski; „dich könnte der Eifer verleiten, die nothwendige Vorsicht zu versäumen.“

Sie schritten abermals etwa zwanzig Schritte vorwärts; der schwefelige Dampf wurde dichter und ließ sich kaum noch einathmen. Da fuhr ihnen plötzlich ein Windstoß entgegen, als ob eine Thür irgendwo geöffnet worden wäre, und im gleichen Augenblick erloschen die drei Lichter, die sie bei sich trugen. Unmittelbar darauf vernahm sie einen dumpfen Knall, und das ganze Gebäude bebte erschütter.

„Das war eine Mine!“ rief Rastinski; „wir müssen zurück!“

Selbst Ludwig sah ein, daß ein weiteres Vordringen unmöglich sei. Man wandte daher um und suchte sich im Finstern zurückzutappen. Aber schon nach wenigen Augenblicken verhällte ein entsetzlicher Qualm und eine erstickende Hitze den Raum um sie her, so daß sie fast die Besinnung verloren. „Rasch vorwärts,“ rief Rastinski und trieb Ludwig an, während dieser auch die Begleiter drängte. Hastig stürzend, mit beklemmtem Athem, Lächer vor den Mund haltend, suchten sie Rastinski's Zimmer zu gewinnen. Athemlos erreichten sie es endlich; doch war auch dieses schon ganz mit Rauch gefüllt. Rastinski sprang gegen das Fenster an und schlug mit dem umgekehrten Pistol die Scheiben ein, daß sie klirrend in die Sträße stürzten. Durch dieses Mittel erhielt man Luft und konnte einige frische Athemzüge thun. Ludwig war durch die Saalthür geübt; allein kaum hatte er dieselbe geöffnet, als ihm aus schon von dort Rauch und Dampf entgegenzuschlug, der aus dem Boden zu quellen schien. Doch brannte die Lampe noch und er konnte sein Zimmer erreichen, um in aller Eile Waffen, Mantel und Mantelsack zu ergreifen. Bianca's Schleier, Armband und Tuch trug er schon auf der Brust. So eilte er wieder zu Rastinski zurück, der ihm aber schon auf dem Saale entgegentrat. Jetzt erscholl durch die Stille der Nacht plötzlich von außen her der Ruf: „Feuer, Feuer!“ und fast zu gleicher Zeit dröhnten die Trommelwirbel aus dem Bivoual unten herauf, und gellende Trompetensätze schmetterten darein. Hastig stürzten Rastinski, Ludwig und die Keitknechte die großen Treppen hinunter auf die Gasse hinaus. In der Hausflur kam ihnen Bernhard in vollem Laufe von der Hinterseite her entgegen.

„Gott sei Dank, daß ihr gerettet seid!“ rief dieser; „ich fürchtete schon, zu spät zu kommen. Aber macht, daß ihr das Freie erreicht, denn die Flammen schlagen schon von allen Seiten aus dem Erdgeschloß und durch das Dach hinaus. Hier treibt der Teufel sein Spiel!“

Schmerz und Seligkeit der Liebe, Befürzung, Staunen, Schrecken, dankbare Freude brachen in vollen Strömen zugleich in

Ludwigs Herz ein; doch die mächtige Flut der Ereignisse riß alles in ihre fortbrauenden Bogen hinein und gönnte der Brust nicht die Ruhe, sich selbst zu beschauen und zu empfinden. Der Augenblick forderte die That; die betäubte Betrachtung wurde gewaltiam von den Gegenständen hinweggerissen, an die sie sich heften wollte.

Jetzt erst konnte man die Gefahr übersehen. Eine schwarze undurchdringliche Wolke lag über dem Palast; nur einzelne roth züngelnde Blitze zuckten hindurch. Der Qualm drang schon fast aus allen Fenstern des Hauses hervor; er wirbelte aus dem Erdgeschloß heraus, er quoll in dichten Strömen aus dem Dachstuhl. Ein einziger Blitz reichte hin, um die Ueberzeugung zu schöpfen, daß das Feuer angelegt, daß der Brandstoff in allen Theilen des Gebäudes ausgebreitet und durch ein plötzliches Mittel überall zugleich in Flammen gesetzt sein mußte. Welcher Art dasselbe gewesen, darüber konnte Rasinski keinen Zweifel mehr hegen.

Mit grauendem Erschauern erwartete man, wie das majestätische Schauspiel sich entwickeln werde. An Rettung war bei dem gänzlichen Mangel an Hilfsmitteln nicht zu denken. Man hatte genug zu thun gehabt, um so schnell als möglich einige Vorräthe und die Pferde, welche in dem Hofe des Schlosses untergebracht waren, zu retten.

Rasinski ließ seine Leute unter Waffen treten und überzählte, ob Jemand fehle. Sie waren Alle zugegen.

„Noch ist es fast windstill,“ sprach er; „der Rauch zieht ein wenig abwärts; wenn die Flammen ebenso gelagt werden, dürfen wir ohne Gefahr hier verweilen. Wo nicht, so ziehen wir uns nach der Gegend des Kreml. Einstweilen wollen wir das Ereigniß dort hin melden.“

Er rief Jaromir hervor und gab ihm den Auftrag, sofort nach dem Kreml zu reiten und die Meldung bei dem Generaladjutanten des Kaisers zu machen.

Jaromir sprengte wie ein Pfeil davon.

Mit gespannter Erwartung betrachteten die versammelten Leute jetzt das in Dampf gefüllte Gebäude vor ihnen, jeden Augenblick gewärtig, daß die Flammen durch das Dach brechen sollten. Da hel unvermutet ein heller Schein über den ganzen Palast, als wenn derselbe durch eine plötzlich aufgehende Sonne beleuchtet würde. Verwundert sah man sich um; da stand der ganze Himmel in dunkelrothem Glanz, als ob er über ein Feuermeer gewölbt sei. Rasinski sprengte die Gasse entlang bis zu der Gartenmauer, wo er einen freien Blick über den Horizont hatte. „Heiliger Gott!“ rief er entsetzt aus, als er hier ein zweites, großes Gebäude, das in der Nähe des Kreml liegen mußte, wahrnahm, aus dessen hohem, unförmlichem Dache eben die Flammen mit voller Gewalt heraus-

schlugen, während eine schwarze Rauchwolke sich düster über die Sterne, die noch im Zenith glänzten, hinwegwälzte. „Das ist kein Zufall!“ rief er unwillkürlich aus; „hier werden furchtbare Katastrophen ausgeführt.“ Er wollte eben zurückspringen, als ihn Bernhard mit der Nachricht entgegenkam, am Ende der Gasse brenne ein Magazin.

Jetzt sah Rasinski deutlich, worauf es abgesehen sei; nunmehr galt es, entschlossen zu handeln. „Woher kommt der Wind?“ fragte er und sah sich rings um. — „Ich glaube, aus Südwest!“ erwiderte Bernhard. — „Richtig! Doch er scheint umst! Indessen wollen wir uns einstweilen zurückziehen, es könnte uns sonst der Weg abgeschnitten werden.“

Von der Flucht Rasinski's aus dem geheimen Gange bis zu diesem Augenblicke waren kaum zehn Minuten verfloßen. Bis dahin hatte man in der Stadt auch noch keinen Lärm gehört, sondern die Ausbrüche des Feuers schienen von den übrigen Bivouaks noch nicht bemerkt worden zu sein und es herrschte während des furchtbar schönen Schauspiels die schauerliche Stille der Nacht. Jetzt aber hörte man aus der Ferne von allen Seiten die Trommeln rühren und Signalthörner und Trompeten schmettern. Es entstand ein Getöse, als ob ein großes Lager überfallen werde. Die Kavallerie sah auf, die Infanterie griff zu den Waffen und trat an. Noch wußte man nicht, ob man nur ein entsetzliches Element, oder vielleicht auch einen verborgenen Feind, der unter dem Schutze desselben seinen Angriff machen wolle, zu bekämpfen habe. Die Ungewißheit vermehrte daher den ersten Schrecken. Indessen gingen von allen Seiten die hohen Gebäude in Flammen auf; der Wind wurde stärker und jagte das Feuer wie ein flutendes Meer über die Stadt hin. Bald war man in ein düsteres Dunkel undurchdringlichen Rauchs gehüllt, der, in die engen Gassen zusammengepreßt, nicht sogleich einen Ausweg fand; bald leuchtete es ringsumher wie am hellen Tage, und in allen Wassen glänzte der Widerschein der Flammen, als wären sie in frischem Feindesblut getaucht.

Rasinski gewann mit den Seinigen eine Straße, wo noch keine Feuersbrunst ausgebrochen war. Die Höhe der Häuser von beiden Seiten hinderte auch den Widerschein der entfernter brennenden Gebäude so blendend einzufallen wie zuvor, bisweilen; man befand sich in einem dämmernden Halbdunkel, doch war der Himmel durch ziehende Rauchwolken und Funtenfröhne bedeckt. Das Ende der Gasse stieß auf eine Brücke, welche jedoch für den Augenblick durch die Artillerie gesperrt war, die ihren eiligen Rückzug nahm, um die Munitionswagen und Wroklaffen, die man unvorsichtigerweise in der Stadt aufgeföhren hatte, zu retten. Rasinski mußte daher mit den Seinigen hier halten, bis die Bahn frei wurde.

„Seht ihr, Fremde,“ sprach Rastinski zu Bernhard und Ludwig, „meine Ahnungen werden wahr! Jetzt sehe ich des Unheils kein Ende. Ich wünschte, Jacomir stiege wieder zu uns,“ sprach er nach einiger Zeit; „am Ende findet er uns nicht auf.“

„Ich will ihn aufsuchen,“ rief Bernhard lebhaft, und Ludwig war ebenfalls sogleich dazu bereit.

„Das würde ihm nichts helfen und ich wäre nur auch eueretwegen in Verborgnis. Du hast uns so gestern Abend Sorge genug durch dein Verschwinden gemacht, Bernhard. Wo steckst du denn?“

„Im Garten ging ich auf und ab! Es wäre mir unmöglich gewesen zu schlafen. Ueberdies habe ich daselbst eine Entdeckung gemacht, die uns zwar jetzt schwerlich noch etwas helfen kann, aber doch wohl mit den Feuersbrüsten im Zusammenhang steht.“

Man horchte auf, vorzüglich war Ludwig gespannt.

„Ich wollte eben in's Schloß zurückkehren,“ fuhr Bernhard fort, „denn es hatte bereits Mitternacht geschlagen; als ich aber den großen Laubgang hinuntergehe, der auf das Portal zuführt, sehe ich plötzlich aus dem Seitengebäude einen Lichtschimmer durch das Laub fallen. Es war eine Gestalt im Mantel mit einer Laterne. Im ersten Augenblick glaubte ich, man suche mich auf; doch hielt ich es für gut, mich hinter einer dicken Kastanie zu verbergen, bis ich wußte, wer mir nahe komme; denn ich hatte im Schloße schon am Tage gewisse Entdeckungen gemacht.“

„Ich weiß das,“ unterbrach Rastinski.

„So lauerst du denn auf dem Anstande und sah, daß der Gestalt mit der Laterne einige andere folgten. Sie bogen aus dem Seitenspfad in den Hauptgang ein und kamen gerade auf mich zu. Es waren ihrer zehn. Ein Kerl mit der Blendlaterne ging voran; dann folgte ein Mann, dicht in einen Mantel gewickelt, der eine schwarz verleierte Dame führte.“

Ludwig seufzte aus tiefer Brust auf, sprach aber kein Wort.

„Die übrigen sahenen Diener zu sein; es waren auch zwei Weibsbilder dabei, die eine jung und zierlich, die andere aber, groß, abenteuerlich gekleidet, gleich in Tracht und Haltung der wüthenden Frau, die wir auf der Mauer des Kreml gesehen hatten; ich möchte schwören, sie wäre es selbst gewesen, wenn ich mehr von ihr gesehen hätte, als ein flüchtiger Schimmer der Blendlaterne, der über sie hinstreifte, während der Führer sich einmal nach seiner Gesellschaft umsah, wahrnehmen ließ. Die letzten vier Kerle trugen etwas auf den Schultern, das ich nicht zu erkennen vermochte; ich würde es für einen eingewickelten Leichnam gehalten haben. Ich stand unerschrocken, ob ich dem verdächtigen Zug in den Weg treten sollte; in dessen muß ich gestehen, es waren mir doch zu viele, zumal da ich keine Pistolen bei mir hatte; auch dachte ich, es sind am Ende doch

wohl friedliche Leute, die sich bei Nacht vor uns flüchten und froh sind, wenn wir sie nicht aufhalten. So ließ ich sie denn ziehen, und als sie vorbei waren, nahm ich meinen Weg nach dem Schloße zurück. Auf haltem Wege roch es mir schon so nach Rauch und Schwefel. Hm! dachte ich, sollte dies schwarze Gefindel zu Satans Bande gehört haben? Die Witterung wurde immer ärger. Plötzlich schüttelte die Erde unter mir, und es scholl wie ein dumpfer, ferner Hall durch die stille Nacht. Jetzt schoß mir's auf! Ich eile wie der Wind durch den Park nach dem Schloße. Endlich bin ich aus dem Buschwerth heraus und sehe die Gebäude vor mir, zugleich aber auch den Rauch, der von allen Seiten heraussinkt, und rothe Flammen, die aus den Kellersöchern hervorleuchten wie Drachenzungen. Ich will hinauf, euch zu wecken, da kommt ihr mir die Treppe herab entgegen. Euch muß der Rauch geweckt haben.“

„O Bernhard,“ begann Ludwig, „uns war eine wunderbare Hülfe nahe. Ich —“

„Vorwärts!“ rief Rastinski und unterbrach Ludwigs Erzählung, denn eben wurde die Passage frei und man mußte eilen, daß sie nicht zum zweitemal abgeschnitten wurde. Auf der Brücke angelangt, sah man wieder freier um sich. Das Feuer braunte von der Westseite herauf. Der Widerschein spiegelte sich prächtig in dem düstern Fluß.

„Der Wind dreht sich!“ sprach Rastinski und sah nach dem Zuge des Rauchs und der Flammen. „Seht, wie die Fumengarben nach dem Kreml hinüberprühen! — Wir werden unsere Richtung ändern müssen!“

Ein Adjutant sprengte in Galopp heran und rief mit lauter Stimme: „Die Kavallerie und Artillerie soll sich vor das Thor auf die Straße nach Petersburg ziehen.“ Hierauf wandte er sein Pferd, vermutlich um den Befehl irgend einer andern Truppenabtheilung, die er in den Gassen der Stadt umherirrend antreffen würde, zu überbringen.

„Gut, so kennen wir wenigstens unsere Bestimmung,“ sprach Rastinski; „ich gestehe, ich wußte nicht, wie ich in diesem ungeordneten Falle handeln sollte.“

Sie schlugen eine Straße ein, welche nach der angegebenen Richtung führte. Bald aber sahen sie sich in einem dichten Gedränge und Geklimmel, denn Infanterieelementen, mit den bärtigen Säbren an der Spitze, kamen ihnen im Sturmtritt entgegen, weil sie befehligt waren, dem Brande Einhalt zu thun. „Blas! Blas!“ schrie der Führer und drängte mit den Keuten vorwärts. So konnte die Kavallerie, auf die rechte Seite der Straße gedrängt, nur Schritt vor Schritt vorrücken. Indessen wütheten in ihrem Rücken die Flammen; der Rauch wälzte sich, ein Gemisch glühender und schwar-

zer Wolken, hoch über die Thürme und Paläste hin und verbarg den Himmel und seine Gestirne.

Doch waren die Strahlen nicht verdunkelt, sondern Häuser und Boden glühten, wie von Fackeln der Furien beleuchtet, im blutrothen Widerschein.

Der Sturm, durch das Flammenmeer gelockt, warf sich heulend, mit grimmiger Lust auf die wogende Flut, riß sie in hohen Wirbeln empor und jagte Funken, Feuerflocken und Asche vor sich hin, die in einem dichten Regen herabstürzten.

Das ungeheuerere Ereigniß stellte sich im riesenhafter Majestät vor den Menschen in seiner Ohnmacht hin.

Jedes vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Brust ging unter in dem eiskalten Ausbruch eines starren Grauens, das mitten aus dem Blutmeer hervorbrach und sich in das Herz, auch des Kühnsten, ergoß. Die Stunde des Weltgerichts schien angebrochen, das flammende Verhängniß ereilte Völker und Throne; nicht Wälle, nicht Mauern von Erz hätten dem Verderben mehr gewehrt. Wenn jetzt das Loos gefallen war, den packten die Arme des glühenden Stroms und rissen ihn brausend fort in das Meer der Vernichtung und gruben ihn in Nacht, Staub und Asche!

III. Auf dem Rückzug.

Ein rauher, eifriger Wind erhob sich gegen Abend. So dicht sich die ermüdeten Krieger um die Feuer lagerten, dennoch erstarrten ihnen fast die Glieder da, wo sie nicht der Flamme zugewandt waren. Mit Sehnsucht wurde die Morgenröthe als das Ende dieser Qual erwartet. Endlich erkante der Ruf der Trompeten und Trommeln zum Aufbruch. Doch grade jetzt erst halte der Schlaf angefangen, die Uebermacht über Kälte und Hunger zu gewinnen, und jetzt mußten sich die durch Marsch und Wachen Uebermüdeten mit Gewalt emporreißen. Viele waren selbst durch starkes Mütteln und Anrufen nicht in Bewegung zu setzen, so lähmten ihnen Kälte und Ermüdung die Glieder. Als sie endlich auf den Füßen standen, schwankten sie mit verjagenden Knieen einige Schritte, fielen aber, bei der geringsten Unebenheit des Bodens tannelnd, wie betäubt wieder zu Boden. Rasinski trat auf eine Erhöhung, wo er die Feuer seines Bivouaks über sah. „Hierher, Freunde, ruf er mit fester Stimme, hier versammelt euch um mich! Auf, auf, zu Pferde!“ Zu spät hatte selbst noch der Nachtfrost, doch er bezwang

die Natur mit seiner festen Willenskraft, um den Muth der Leute zu beleben.

Als die Stelle des Antretens genugsam durch viele Herankommene bezeichnet war, ging er an den einzelnen Lagerfeuern umher, wo einige Säunige und Schwächere noch verweilten, und sprach ihnen Muth zu. „Rastet euch zusammen, Kinder! Die Nacht war rau, aber der Tag wird besser sein. Wenn ihr erst in Bewegung seid, werdet ihr euch auch erwärmen. Das Frühlück war mager, aber ich habe es ohne Verzug mit euch getheilt, und ihr seht, ich bin wohl auf. Verliert nur den Muth nicht. Wir haben ja schon manchen bösen Tag zusammen überdauert, wie sollte euch heute der Muth sinken! Ein Pole verzagt nicht!“

So ausprechend ging er durch die Reihen; sein Wort, ja schon sein bloßer Blick belebte den gesunkenen Muth der Leute. Bald sahen sie Alle zu Pferde und begannen den Marsch.

„Es wird heute spät Tag werden,“ sprach Bernhard zu Ludwig; „der Himmel muß dicht in graue Wolken gehüllt sein, denn es ist kein Stern zu sehen.“

„Der Wind ist übrigens verunselt rau. Ich wittere so etwas, als feste Schnee in der Luft.“

In der That wehte ein scharfer, eifriger Wind aus Nordwest her den Marschirenden entgegen. Nach einer Stunde hatte er schon das Angesicht bis zum Schmerz erkaltet, doch schien er noch an Heftigkeit zuzunehmen.

Endlich dämmerte der Tag; aber was er enthüllte, konnte das stille Gränen der Nacht nur erhöhen. Dichtes schweres Gewölk zog über den Himmel dahin und schien mit jedem Augenblick sich tiefer zu sammeln. Ueber den Spitzen der die Straße begleitenden Fichtenzwälder streifte der Nebel schon ganz nahe hin, so daß er die Gipfel der höchsten Bäume fast berührte. Er senkte sich mehr und mehr.

„Es ist noch Hoffnung, daß wir einen klaren Tag bekommen,“ sprach Ludwig zu Rasinski.

„D ja,“ antwortete dieser rasch und zuversichtlich, glaubte aber das Gegentheil, weil er den Unterschied des russischen und des Deutschen Winters kannte.

Die Dünste fielen nicht in Tropfen nieder; sie sanken nicht vor der steigenden Sonne herab, um einen heitern Himmel zu enthüllen, sondern sie verdichteten sich mehr und mehr und schwebten, in langsamen Kreisen ziehend, in der Luft. Es wurde einige Zeit windstill; in diesen wenigen Augenblicken aber stieg die Kälte auffallend, und darauf erhob sich der Wind wieder mit erneuerter Kraft und streifte mit eiskalten Flügeln überhin. Wölblich schienen die schwebenden Dünste gleichsam zu zerrißen und sanken als dichter Neif herab. Aus höhern Lustregionen fielen einzelne große Schneeflocken nieder,

und ehe man noch Zeit gehabt hatte, über die schnelle, seltsame Veränderung zu erstaunen, schien der ganze Dunstkreis in Schneeflocken aufgelöst, die, vom Winde getrieben, wirbelnd und stäubend die Atmospäre erfüllten.

Mit Entsetzen sah der Soldat sich plötzlich vom Winter ringsum überfallen. Als habe er arglistig einen Hinterhalt gelegt, so schnob er von allen Seiten heran und warf das unermessliche Heu über seine Beute hin. Der Schnee fiel so dicht und scharf, daß man ihn wie stehend auf der Wange empfand, bis diese in verklammernder Erstarrung süßlos wurde.

Mit einem stummen Grauen zogen die Schaaren der Krieger dahin. Das feste Land schien in wenigen Minuten in ein starres, psadlozes, unbegrenztes Meer verwandelt. Wie sollte sich der Ausweg aus dieser Wüste zeigen, wo man keine Sonne, keinen Stern, keine fernen Berggipfel oder Thürme mehr entdecken, keine Straße gewahren konnte? Die Krieger, welche seit zwanzig Jahren von den Pyramiden Aegyptens und der syrischen Wüste bis an die Mündung des Tajo, von den Gebirgen Kalabriens bis zu dem brausenden Welt, von den Pyrenäen bis an den Fuß des Ural die Erde kämpfend durchzogen waren und der Gefahr überall ein trotziges Auge gezeigt hatten, sie empfanden jetzt zum erstenmale das kalte Gespenst des Entgegens in ihrer Brust und starrten mit abnungsvollem Erbeben in das wirbelnde Chaos über ihrem Haupte hinauf, woher die flodigen Gewölke aus unabhäufbarer Höhe wie ein schwärzlicher Zustensdunnen herniederstäubten. Das mit Schnee bedeckte und mit unheimlicher Schnelle gewebte Leichentuch deckte rings die Erde; es hüllte Flur und Wald in seine kalte Umarmung ein, und was es berührte, schien der Tod mit ewiger Erstarrung zu lähmen.

Wie ein sich immer erneuendes Zaubergespinnst spannte es sich zugleich vor die Füße und webte jeden Schritt in die arglistigen Schlingen seiner leeren Fäden ein. Nicht eherne, unzerstörbare Ketten legte es um den Fuß, aber es erschöpfte in der tausendfach wiederholten Anstrengung, das leichte Band zu sprengen. Langsam war die Koller, aber das Opfer gewiß; es stürzte nicht unter einem zermalenden Keulenschlage, sondern es sank allmählig unter einer Bürde zusammen, die von Sekunde zu Sekunde nur um Atome wachsend, endlich aber doch jedes Maß der Kräfte weit überstieg.

Bernhard suchte das stumme Grauen, welches er in seiner eignen Brust empfand und in den Hügel aller seiner Kameraden las, wegzuscherzen. „Ich wollte, die Fabel im Herodot hätte Recht,“ sprach er, „wo es heißt, in Scythien verdichte sich die Luft häufig durch herabfallende Federn so, daß ein Reiter die Ohren seines Pferdes nicht mehr sehen könne. Nicht übel wär's für den Divonak,

wenn wir Eiderdunen genug vorfänden, um uns ein warmes Nest zu machen.“

Rasinski, der ernst blieb, aber die mutige Haltung seiner Züge nicht verlor, freute sich, daß Bernhard seinem Bestreben, eine ruhige Stimmung aufrecht zu erhalten, entgegenkam. „Haben die Alten das wirklich geglaubt?“ fragte er lächelnd.

„Herodot nicht so ganz; wenigstens hat der alte Graubart etwas von der Wahrheit gewittert,“ antwortete Bernhard. „Er konjekturet, es möge wohl Schnee sein, wovon die Thracier fabelten, denn er habe es auch einmal schneien sehen!“

„Einmal! Der glückliche Jentier!“ rief Ludwig fast unwillkürlich aus.

„Es ist mir auch so lieber,“ antwortete Rasinski abschätlich laut, „ich würde schlechte Soldaten haben, wenn es Eiderdunen schneite. Sie wären unser Capua. Mit den Kriegern, die sich durch den Schnee der Alpen die Bahn gebrochen hatten, schlug der alte Afritaner die Römer vom Ticius bis Canais!“

„Nun, das Capua haben wir vor der Hand nicht zu fürchten,“ warf Bernhard hin, „hier sieht's nicht nach Drangenhainen aus.“

Indessen verdichteten sich die Schneemassen mit jeder Minute. Nicht zufrieden mit denen, die er aus den Gewölkern herabschüttelte, jagte der Sturm sie auch von dem Boden empor und stäubte sie so den Kriegern in's Angesicht. Von allen Feldern und Hügeln trieb er die wirbelnden Säulen heran und füllte die Schluchten und gesenkten Stellen aus, durch die sich die Straße zog.

„Man sollte glauben, so viel Tausende würden sich bald eine feste Bahn treten,“ sprach Ludwig, „aber wir finden vor uns fast keine Spur und hinter uns lassen wir auch keine zurück, so schnell verweht sie der Sturmwind und bedeckt sie der neu fallende Schnee.“

Der Zug stockte. Anfangs glaubte Rasinski, es sei nur ein Aufenthalt von einigen Augenblicken, wie dies bei langen Marchkolonnen öfter eintritt. Doch bald merkte er, daß ein ernsthaftes Hinderniß obwalten müsse, denn die Stockung dauerte länger und länger. Ein Adjutant kam endlich auf seinem ermatteten Pferde mühselig durch den Schnee herangaleppert und rebete Rasinski an. „Ich bringe Ihnen den Befehl, mein Oberst, sofort die Hälfte Ihrer Pferde zu stellen, um sie vor die Geschütze zu spannen. Sie können nicht mehr vorwärts in dem tiefen Schnee. Vor uns liegt ein Delfis, wo der Sturm ihn mannshoch zusammengekehrt hat. Die Sappeure müssen uns erst Bahn machen.“

„Die Kavallerie soll abhigen?“ fragte Rasinski mit betroffenem Erstaunen.

„Es ist eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl geht durch alle Regimenter. Sogar die Garde du Corps müssen anspannen

und zu Fuß geben. Sättel und Gepäck bleiben auf den Pferden; die Leute können sie begleiten.“

Rasinski sah ein, daß er sich nicht weigern könne, doch kostete es ihn eine schwere Ueberwindung, seine des Gehens ungewohnten Leute ihrer Pferde zu berauben. Allein er ließ nichts von diesen Empfindungen merken, sondern behandelte diesen Fall, wie alle, mit Ernst, aber als etwas Gewöhnliches. Ohne Zögern kommandirte er daher: „Erste und zweite Schwadron! In Sektionen, rechts schwenkt! Marsch!“ und ließ sie aus dem Regiment hinaus in die Straße reiten. Jetzt schwenkten sie in halben Sektionen ein und folgten nun unter Rasinski's Führung dem vorreitenden Abthutanten. Sie mußten ihre Pferde je zu zwölft und zwölft an die Kanonen der nächsten Batterie spannen, was freilich in der Noth nur mit Seilen und schlechten Brustriemen geschehen konnte. Die Leute gingen zu Fuß nebenher. „Ihr thut heut die Arbeit,“ sprach Rasinski, „morgen werden eure Kameraden sie thun.“

Nur diese Weise wurde es möglich, die Artillerie fortzuschaffen. Aber dennoch nur mit der größten Mühe; denn die Räder schnitten bis an die Achsen in den Schnee ein, der sich in einen, mit dem Sande des Bodens gemischten, zähen Malm verwandelte, ohne sich festzufahren. Reitschlenbebe und Klöße schallten durch die Lüste. Vor manchem Geschütz sah man zwanzig, dreißig Pferde! Und dennoch mußte die Kraft der Menschen den erschöpften Thieren zu Hülfe kommen.

Neuherf langsam rückte die schwere unbewegliche Masse vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, sondern Pferde und Menschen er mühten gleich in dem immer höher steigenden Schnee. Nach wenigen Stunden trat schon die ärmste Erschöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentsern löste sich auf, je nachdem die Leute mit geschwächten Kräften zurückblieben. Bald marschirten Viele nicht mehr auf der Straße fort, theils weil man sie in dem Gesträuch und in den verwehten Spuren verlor, theils weil Jeder einen bessern Pfad auszufinden suchte. So oft sich daher eine höher gelegene Stelle zeigte, an welcher der Sturm das Feld vom Schnee gereinigt hatte, drängten die Massen darauf zu, um nur eine kürzere Zeit der Geleiderung zu haben. Aber sie wurde von Vielen durchbohrt gebüßt; denn hinter der Erhöhung folgten oft tiefe Gräbten, oder doch helle Einsenkungen, die, durch den Schnee trügerisch gefüllt, dem ebenen Boden gleich zu sein schienen. Die Krieger stürzten plötzlich bis an den Leib, bis an die Schultern hinab; Andere folgten, weil das kalte Schäumen der Flocken, die ihnen der Sturm ins Gesicht trieb, sie blendete, unwillkürlich nach und stürzten über den Kameraden hin, oder drückten ihn noch tiefer in das kalte Grab hinein. So sah man oft Drei, Vier plötzlich

übereinander hinstürzen und im Schnee verschwinden. Wenige arbeiteten sich empor; den Meisten versagte die Kraft; das Gewehr oder die Waffe, mit der sie sich zu helfen suchten, entfiel den erstarrten Händen; sie wollten einige Augenblicke rasten, um Athem zu schöpfen. Dann lächelte die Kälte ihnen die Glieder, sie riefen wohl mit erstickender Stimme um Hülfe, aber Niemand hörte sie im Geheul des Sturms, oder das eigene Elend der Meisten war schon so hoch gestiegen, daß sie, wie in einem allgemeinen Schiffsbruch, nur an die eigene Rettung dachten. Die ersten Opfer, die auf diese Weise fielen, erfüllten die Brust mit schneidendem Jammer. Als aber die Zahl sich mehrte, als sie mit der eindringenden Dunkelheit in die Hunderte, die Tausende stieg, da stummte sich der scharfe Schmerz ab und nur noch ein mitleidiger Seufzer galt denen, welche in der kalten, grausen Umarmung erstarrten, und vergeblich die Hände nach Rettung ausstreckten. Sterbend wandte sich ihr Blick dem Vaterlande, den vorüberziehenden Kameraden zu, noch ein leises Achzen entquoll der erschöpften Brust, dann hüllte die Nacht ihr Auge ein, und die Qual war von ihnen genommen. Andere sanken vor Ermattung und Erstarrung zu Boden, auch ohne in jene trügerischen Tiefen zu stürzen. Eine leichte Hülle wurde ihre Gruft, der fortwährend fallende Schnee überdeckte sie mit seinem Leichentuch. Aufzangs bezeichnete noch eine leise Erhöhung die Stelle, wo der Todte lag, aber bald stellte sich die unterschiedlose Wüste wieder her und jede Spur seines Daseins war verschwunden.

Jetzt wurde es völlig Nacht; aber kein leuchtendes Sternbild erhobte sie. Nur düsterrer umwölkte sich der Himmel und schüttete fortwährend das eisse Verderben über die Erde aus. Der Sturm erhob sich rauher, kälter. Das Auge unterschied kaum noch die Bahn für die nächsten Schritte; wer sich zur Seite entfernte, war zurückgeblieben, der verschwand in der Tiefe der Finsterniß. Stranchelte sein Fuß, so verschlang ihn die unabsehbare Schneewüste, und sein sterbendes Auge starrte nur in die dunkle Sturmnacht hinein. Kein Freund, kein treuer Kamerad ruft ihm ein Beibehalten zu; keine Hand reicht sich ihm zum Abschiede. Vergebens seht sich die brechende Brust zu den Lieben, zu der Heimat hinüber! Nicht um sie glücklich zu erreichen, denn zu dieser übersehenswerthen Entfernung das Herz nicht mehr die Kraft; nur einen letzten Gruf der Liebe möchte es empfangen, nur nicht so süßlicher allein in der schauerlichen Umarmung des Todes erstarren!

Vergebens! Dem brechenden Auge starrt umsonst hinaus zum Himmel, das krampfhaftes Beben deiner sterbenden Brust trübt ihn nicht mehr! Taub ist er dem Jammer der Verzweiflung, taub dem Flehen der Todesangst. Klöße und Gebete schlagen gleich machtlos von seiner ebenen Wölbung zurück. Geschlossen sind die Pforten

der Gnade; das gigantische Rad der Vergeltung rollt zermalmend über die Erde.

Endlich lag Smolensk, das viel verheißene, ersehnte Ziel der Mähen, vor den Blicken der Krieger, und krieg mit seinen schwarzen Mauerzinnen und Thürmen finster über dem Schneefeld empor. Dort sollt ihr Obdach finden gegen die Winterstürme; dort wird der gierige Hunger, der in euren Eingeweiden nagt, gestillt werden; dort sollen die erscharrten Glieder Wärme, die überspannten, schmerzenden Muskeln Ruhe, todematte, erschöpfte Kraft des Geistes Stärkung finden.

Nicht die zehntausend wandernden Griechen sahen so freudig den Spiegel des heimischen Meeres vom Gebirge her glänzen, nicht Columbus verzagende Mannschafft begrüßte die Küste des neuen Welttheils mit solchem Freudenruf gegen den Allmächtigen, als die vom Grimm des Winters, des Hungers und der Todesermattung verfolgte Krieger die Mauerzinnen der Stadt erblickten, wo ihnen das Ende der Mühel verheißen war. Ein Schimmer der Freude überflog die bleichen, blassen Gestalten, ein letzter Anflug des Muthes und der Kraft kehrte in die entkräfteten Körper zurück.

Schon war man auf eine Stunde Weges den Mauern dieser Feste nahe gekommen, als man von beiden Seiten der Straße, anfangs einzeln, dann in größeren Trupps, die verbungerten gepanzenen Gestalten Derjenigen wahrnahm, die ihre Waffen verloren oder weggeworfen hatten und, weil schon die Bande der Ordnung und des Gehorsams überall zerrissen waren, die Hoffnung begien, sie würden einzeln, willkürliche Wege wählend, sicherer durch die Wästen des Schnees und der Wälder dringen, als wenn sie bei der Waffe blieben, für die niemals das ausreichte, was man auf einem Fied vernahmen konnte. So waren denn Tausende wie Räuberhorben dem Heere bald vor, bald nachgezogen, bald hatten sie es zur Seite umschwenkt. Die Wuth des Hungers in dem gierigen, von Entzündung glühenden Auge, schwarz von Rauch und Erde, in Lumpen gefüllt, waren sich diese Schaaren gleich den Harpunen über Alles her, was sie berührten. Keine vernünftige Stimme zögerte ihre bis zum Wahnsinn gesteigerte Begierde. Fanden sie irgendwo eine Speise, so fielen sie mit der Wuth des Raubthiers darüber her und beschlangen sie mit so rasender Eist, daß die Weisten, wie an giftigem Gift, gleich darauf unter wilden Analein zuckend zu Boden stürzten und den Geist aufgaben. Doch kein Beispiel schreckte die später Herandrängenden ab; wie von blindem Wahnsinn getrieben, stürzten sie sich in dasselbe Verderben, das ihre

Kameraden vor ihren Blicken getödtet hatte. Ja, selbst das Geheul und das Wehnen der noch zuckenden Sterbenden schreckte sie so wenig zurück, als es ihnen auch nur noch einen Blick des Mitleids abgewann. Das Glend hatte die menschliche Natur in diesen Unglückseligen zur entseghlichen Entartung geführt; Jeder kannte nur sich selbst, nur den nächsten Augenblick; denn die Qualen der Gegenwart waren zu fürchterlich, und Alles, was die stillte, erschien als ein nicht zu fassendes Glück, weingleich in der nächsten Minute das doppelte Glend dafür hereinbrach. Tiefe grauenhaften Gestalten erschienen plötzlich, zu dunklen Schwärmen zusammengedröht, wie sie aus den nächsten Wäldern, durch die sie ihren Weg genommen hatten, zufällig früher oder später auf die Straße gerietben. Eine Viertelstunde vor der Stadt häuften sich die Andrängenden so, daß die noch geordneten Corps der alten und der jungen Garde sich nur mit Mühe die Straße zum Marß freihielten. Jetzt zogen sich die Chalkänder, die die Vier des Dniepr bilden, näher zusammen und beschränkten die Straße. Von beiden Seiten zeigten sich diese entseghlichen Motten auf den Höhen. Sie verdrängten auf den beschnitten, beissen Abhängen hinunteranklimmen, um die Straße zu erreichen, doch die schwache Kraft der Füße lehrte ihnen den Dienst, wozu rüstige Gewandtheit geordert wurde, nicht mehr. Sie stürzten über einander hin, die Abhänge hinab, und röhreten den Schnee mit dem Blut ihrer von den rauhen Eisplittren zerrissenen Hände und Wangen. Unter jammerndem Geheul rollten sie in die Tiefe, vermochten aber nicht mehr, sich von dem Sturz anzurichten, sondern blieben betäubt am Wege liegen. Jetzt sah man die Thore der Stadt. Selbst unter den in dem eisernen Geiß des strengsten Gehorsams fest eingewachsenen Corps der alten Garde ließ sich jetzt die Ordnung nicht mehr erhalten, sondern gleich hungrigen Tigern auf die Beute, wollten die Einzelnen aus den Reihen hervorwürgen, um zuerst den Zufluchtsort zu erreichen; denn schon hatte ein Theil jener Horde Verhungernder, die ohne Führer und Ordnung durch die Wälder gedrungen waren, die Stadtmauern erreicht und drängte sich in schwarzem Gewimmel um dieselben her. Doch bei dem Anblick dieser bohlangigen Gestalten, in den selbstmatten Trachten, wie Noth und Zufall sie erkünd, bei ihrem trampfhaft gierigen Andrängen, hatte man in der Stadt geschreiet, und mit Recht, sie würden wie eine Schaar hungriger Wölfe über die Vorrathsmagazine herfallen und überall plündernd und zerstörend einbrechen. Deshalb wurden ihnen die Thore des verheißenen Hils geschlossen, und ohnmächtig wütheten und jammerten sie vor den unerbittlichen Mauern im Einlaß.

Schon mehrere Stunden hatten viele dieser Unglücklichen, vom Frost erstarrt, vom Hunger gefressen, im Angesicht der Rettung

vergeblich um Hülfe und Erbarmen gerufen. Die Meisten waren in Verzweiflung und Erschöpfung niedergesunken und durch die immer grimmiger werdende Kälte schon getödtet.

Die geordnete heranrückenden Truppen vernahmen das gräßliche wilde Geheul um Speise, welches sich mit herzzerstreichenden Lauten des Jammers mischte. Jetzt überkam auch sie die Angst, daß es ihnen ebenso ergehen möge, daß man hier Gewalt brauchen müsse und nur Derjenige Labung finden werde, der zuerst ranzend eindreche. Darum stürzten sie aus den Reihen hervor und suchten, so viel die erschöpften Kräfte ihnen gestatteten, einander vorauszu-eilen, um den Ort des Heils zu erkünnen, und was er darbieten konnte, mit gewaltsamer Hand zu erbeuten.

Der Marschall Bessières warf sich vergeblich Denen, die den Gehorsam aufkündigten, entgegen, umsonst suchten die Offiziere sie mit Gewalt zurückzuhalten. Das Getümmel drohte schon sich fort durch die ganze lange Kolonne zu verpflanzen, als plötzlich der Kaiser in den vordersten Reihen erschien, und mit einem Wink Halt gebot. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Person des Feldherrn, an den sich in dieser Zeit der Drangsale das letzte Vertrauen hing, seßelte selbst die Verwegenen.

„Soldaten, kehrt in eure Reihen zurück,“ sprach er streng, aber ruhig, und fand augenblicklichen Gehorsam.

Er selbst ritt jetzt an die Spitze der Truppen, und in düsterer Stille, aber streng geordnet, rückten die Krieger in die Festung ein.

Aus der Erzählung:

„Die Steinkohlengruben“.

Eben hatte man den Kübel, welcher mit Steinkohlen angefüllt aus der Tiefe emporgestiegen war, geleert; es war Alles zur Fahrt bereit.

Robert sah der Vorsicht wegen nach, ob der Anschläger, der die vier Ketten einzuhaken hat, an denen das Gefäß befestigt wird, seine Pflicht sorgfältig gethan habe, und sprang dann zuerst hinein, um Marien von Innen beim Einsteigen behülflich zu sein. Sie folgte ihm zunächst, als er sie halb hinein hob, halb leitete, fühlte er, daß sie zittere und ihr Herz heftig schlage; doch wollte sie ruhig scheinen. In diesem Augenblicke überfiel selbst ihn eine seltsame Bangigkeit, und fast hätte er sie gebeten, das Befahren der Grube aufzugeben. Indes siegte der beurtheilende Verstand über dies warnende Gefühl, und er schwieg. Nächst Marien stieg der Graf in das Gefäß, dann folgten Gennuth, Gießfeld, Joseph und ein Knabe von etwa elf Jahren, Gennuths Sohnchen, Andreas, ein Späßling, den der Vater ungemein liebte, und dem er diese Einfahrt als eine Festlichkeit versprochen hatte.

Es hätten noch mehrere Vergleute Platz gefunden, indes wollte man, aus Achtung vor den vornehmen Besuchern, den Raum nicht verengen. Die Grubenlichter wurden angezündet, das Zeichen zum Antreiben der Pferde am Göpel gegeben, das Gefäß begann sich zu senken. In dem Augenblick, wo es sich bewegte, erhoben die oben versammelten Vergleute den lauten Ruf: „Glück auf!“ indem sie die Hüte und die mit Federn geschmückten Barets freudig schwenkten. Marie zitterte ein wenig, als sie das erste Schwancken des Gefäßes fühlte; unwillkürlich sagte sie nach Roberts Arm, der ihr zunächst stand und sie sogleich unterstützte. Der Vergleut grüßte nochmals freundlich mit der Hand hinüber. Auch auf ihn machte es einen eignen Eindruck, die schöne Gestalt Maria's, der

selbst das schwarze Grubenengewand noch reizend stand, allmählig in die Tiefe versinken zu sehen. Sie lächelte dabei; der leichte Anflug von Besorglichkeit ließ ihren Zügen etwas ungemein Liebliches. Jetzt war sie noch als Brustbild über dem Rand des Schachtes sichtbar; jetzt sah man nur noch das holdselige Antlitz; jetzt nur eben noch einen Strahl des schönen Auges — nun war sie ganz verschwunden. — Einige Augenblicke stand der Berggrath sinnend, tief in Gedanken versenkt. Dann trat er rasch an den Rand des Schachtes, beugte sich hinunter und sah den Kiederjünglingen, die sich schon im dunklen Raum befanden, wo die Grubenlichter ihren röthlichen Schein verbreiteten, nach. Maria blickte noch einmal aufwärts, ihr Angesicht wurde von der Lampe beleuchtet, und schimmerte wie ein liebliches Gestirn aus der dunkeln Tiefe heraus. Sie erkannte den Berggrath und winkte ihm mit Blick und lächelndem Gruß zu. Er rief noch einmal, „Glück auf!“ und trat dann zurück. — Dieser einzelne, mit ganzer Seele ausgesprochene Nachruf auf der düstern Bahn, drang mit ganz besonders wohlthätiger Kraft in Mariens Herz. Es war ihr zu Muth, als könne dieser Wunsch eines Vaters sie selbst über schwere Bedrängnisse hinwegführen.

Die Eingehenden sanken tiefer und tiefer; bald erschien ihnen die Oeffnung nur noch als ein leichter bläulicher Punkt. Die warme Luft der Tiefe umfing sie; die Grubenlichter beleuchteten mit ihrer düstern, röthlichen, flackernden Flamme schauerlich die Wände des Schachtes, so daß man genau die Zimmerung desselben erkennen konnte. Plötzlich hörte man aus der Tiefe heraus liebliche Klänge, ganz in der Ferne.

„Was ist das?“ fragte Maria erschauert.

„Ich weiß es wahrlich selbst nicht,“ erwiderte Robert. „Sollte Musik im Schacht sein?“

Der alte Gennuth lächelte, wie einer, der in das Geheimniß eingeweiht ist.

„Eine Ueberraschung sehr angenehmer Art,“ sprach Maria, der die Klänge in dieser finstern Einsamkeit wirklich mit einer Art von beruhigender Kraft in's Herz drangen. Sie wurden stärker und stärker, bald waren sie ganz nahe.

„Ah, jetzt errathe ich,“ rief Robert, „wo das Orchester seinen Sitz hat. Der Einsfall ist wirklich sinnreich.“

Plötzlich wurde vor Seite eine lichte Oeffnung sichtbar, die sich nach wenigen Sekunden als eine in den Berg getriebene, geräumige Strecte entdecte, in welcher die Spielleute sich befanden. Die

Vertiefung war hell mit Grubenlichtern beleuchtet, der Kübel hielt gerade vor der Oeffnung.

„Ist der gnädigen Gräfin und dem gnädigen Herrn Grafen gefällig, hier eine Rast zu halten und dem alten Mann einen Besuch abzustatten?“ fragte Gennuth.

Natürlich nahm man die Einladung an und ließ zu. Man besand sich in einer geräumigen Strecte, die jedoch nicht tief in den Berg hineingetrieben war.

„Sehen Sw. Gnaden hier,“ hob Gennuth an, „die merkwürdige Stelle, auf welcher, im Jahre des Herrn eintausend fünf hundert und zwei, siebenzehn Arbeiter vier Tage und fünf Nächte ohne Speise und Trank zugebracht haben, indem sie durch den Einbruch der Feste und das Nachstürzen des Berges abgeschnitten waren von aller Nüchternheit zur Oberwelt. Damals war der Schacht, in welchem wir so eben eingefahren sind, halb versürzt, so wie jetzt der tiefe Brunnen und Herzog Friedrich; er führte den Namen die dunkle Teufe. Als jedoch das Unglück sich ereignete, da erschien die Mutter Gottes dem damaligen Berghauptmann in der Stunde der Mitternacht, und gebot ihm, die dunkle Teufe zu räumen und hier an dieser Stelle einzuschlagen. Denn zu jener Zeit hatte man noch keine genauen Grubenbilder, und es wäre unmöglich gewesen, die Versicherten aufzufinden, wenn nicht die Mutter Gottes dem Berghauptmann angegeben hätte, wo man vor Ort arbeiten lassen und wie man die Strecte treiben müsse. Was Hände regen konnte, arbeitete man so Tag als Nacht, und am vierten Tage Nachmittags um fünf Uhr schlug man ein in die versürzte Strecte, und die Versicherten waren gerettet. Hier, wo wir jetzt stehen, haben sie ihre Leidensstage zugebracht. Von Sund an nannte man den Schacht Mutter Gottes Gnaden, und trauete ihm in seiner Richtung noch über achtzig Fächer ab, wo man auf ein mächtiges Flöz stieß, das man sofort in Angriff nahm und das wir noch jetzt abbauen.“

So wie Gennuth die Worte vollendet hatte, fielen die Spielleute mit dem Choral ein: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Maria wurde durch die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, zu der sich ihre auf das Aeußerste gereizte Stimmung gesellte, so heftig bewegt, daß sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht an der Brust des Vaters verbergen mußte.

„Warum weint die gnädige Dame, Vater?“ fragte Gennuths Knabe unschuldig, nachdem die Musik schwieg. „Wir sind doch gewiß in keiner Gefahr?“

„Nein, Andres, das nicht,“ antwortete der Vater, „aber sie weint, weil sie fromm und gut ist, und sich das Unglück Anderer zu Herzen nehmen kann.“

„Das ist recht brav von ihr.“
 Maria mußte über die kindliche Offenheit lächeln. Sie streichelte dem Knaben die Wange und fragte ihn: „Willst du auch ein Bergmann werden?“

„Gi freilich. Und zu Michaelis fange ich die Arbeit an.“

Robert, der Marien gern so schnell als möglich von diesem Orte der beängstigenden Erinnerungen hinwegzuführen beabsichtigte, fragte sie, ob sie den Weg nicht fortsetzen wollte. Sie bejahte es. Doch fiel ihr noch eine Frage ein: „Was sollte es heißen, daß wir dem alten Mann einen Besuch machen würden?“

„In der Bergmannssprache heißt ein versallener, mit Berg versetzter oder zugestützter Bau ein alter Mann. Der Querschlag, in dem wir uns befinden, führt diesen Namen noch ganz besonders; denn wenige Lachter tiefer einwärts ist er wirklich verschüttet, und durch einen hölzernen Damm oder Spund, wie der Bergmann sagt, abgesperrt, der die Wasser zurück hält, welche sich in alten Bauen zu sammeln pflegen.“

Walzenböb und Maria sagten dem alten Schichtmeister viel Freundliches wegen seiner Ueberraschung. Alle stiegen dann wieder in ihr Aufschiff ein.

Gennuth rief mit lauter Stimme „aufwärts,“ und alsbald begannen die Räder sich wieder zu drehen und der Kübel erreichte bald die Tiefe des Schachtes.

Von diesem Punkte aus breitete sich der unterirdische Bau in vielfachen Gängen und Windungen, die theils in's Hangende und Liegende getrieben waren, zumeist aber dem Streichen und dem Einfall des Klüfies folgten, einem weiten Irzgarten ähnlich, aus. Robert übernahm es jetzt, die Besuchenden in den wichtigsten Theilen desselben umherzuführen, wobei die mit eingetragenen Steiger ihm hilfreiche Hand leisteten.

„Zuerst erreichte der Kunstschacht, welcher von dem Förderungs-schacht nur durch eine Zimmerung getrennt war, ihre Aufmerksamkeit. Sie betrachteten die Pumpen, durch welche das Wasser aus dieser Tiefe bis zu Tage gehoben wurde. Nachdem Robert die Einrichtung desselben genau erklärt hatte, folgte man seiner Führung in die Strecken hinein, um zu denselben Punkten zu gelangen, wo die Hauerarbeiten verrichtet wurden. Aus dem Wege dahin traf man die fördernden Arbeiter, meist Knaben, die den Hund schlepten.“

Maria konnte nicht genug über die Mühseligkeit dieses unterirdischen Tagewerkes erkennen. Zumal aber, wenn sie sich dachte, daß in den Goldbergwerken der Arbeiter das Erz fast noch mühseliger zu Tage fördern muß, und, eben so kümmerlich belohnt, im Schweiß seines Angesichts, mit der Anspannung der äußersten

Kräfte, den Großen dieser Erde die Mittel ihrer wollüstigen Begierlichkeit, oft ihrer blutigen Tyrannei, gewinnt.

Die Besucher der Gruben mußten bisweilen tief gebüßt gehen, weil die Höhe der Strecken von der Sohle bis zur Kierle oft noch nicht fünf Fuß betrug.

Die Klammern der Grubenlichter glitzerten rathlich auf den schwarzen, aber feucht schimmernden Wänden des ausgebaunten Kohls. Die Strecken stiegen meist aufwärts, häufig waren Querschläge getrieben; es schien fast unmöglich, daß man sich in diesem verworrenen Irzgarten selbst zurecht finden könnte. Meist herrschte die tiefste Stille unter den Wandelnden. Robert ging Marien voran, und hatte ihre rechte Hand leitend gefaßt, in der linken trug sie jetzt selbst, über den Daumen gehalten, ein Grubenlicht. Der Grai folgte von Gennuth geführt. Gewissermaßen als Ehrenwache schlossen die übrigen Steiger, welche mit eingetragenen waren, sich an. Neben den stumm Wandenden klüfferten schauerlich leise die in schmaler Rinne abfließenden Wasser der Tiefe.

Robert dachte fragend bei sich: „Und solltest du niemals wieder das schöne Licht des Tages erblicken, würdest du nicht selbst hier in den unterirdischen Finsternissen an der Seite dieses holden Wesens glücklich sein?“

Ähnliche Gedanken beschäftigten Mariens Seele; sie legte sich innerlich die Frage vor, ob sie dem Geisid, das ihrer auf der Erde barte, mit leichterem Herzen entgegehe, als sie eine Verurtheilung ertragen würde, in diesen Kammern ihr Dasein zu beschließen. Durch welches Glück sie ein so schauervolles Geisid verlassen wollte, das freilich wagte sie sich selbst nicht zu gestehen.

Mögen Vorstellungen dieser Art schwächerlich, überspannt erscheinen; mögen sie niemals der strengen Prüfung der Wirklichkeit, der alle Entschlüsse erschütternden langen Dauer der Zeit widerstehen: in dem Augenblick, wo eine reine, heilige Glut das jugendliche Herz ganz erfüllt, ist es dennoch freudig zu der heldenmüthigen Aufopferung bereit, um das eine, unendliche Glück zu erreichen. Und diese seltenen, geheiligten Momente des Lebens sind die, wo der Adel der menschlichen Seele seine höchste Höhe erreicht: sie find in ihrer Seltenheit, trotz ihrer Unwirklichkeit dennoch die wahrhaftesten.

Nach einer langen Wanderung hatte man eine sogenannte Weitung erreicht, wo viele Häuser in einem großen Raume, in einer schwarzen Halle, die Steinböhlen durch die Gewalt der Keilhau aus ihrem harten Lager losarbeiteten. Die verkrüppelten Gestalten, mit ihren nackten, verwunden Armen, schwarz von dem Ruß des Kohls, dem Dampf der Grubenlichter, glühten den Arbeitern in der Werkstätte der Geklophen. Der Schweiß rann ihnen von der Stirn

über das gebräunte Antlitz; die Anstrengung der Muskeln war bei jedem Hieb mit der Haut sichtbar. Die meisten arbeiteten stehend, viele aber lagen auf den Knien, wodurch die Last des mühseligen Geschäfts noch erschwert wurde.

„Wird hier niemals gesprengt?“ fragte der Graf.

„Hier sieht es nicht aus,“ erwiderte Gennuth und verbesserte den unbergmännischen Ausdruck des Grafen. „Aber wir haben Verker, wo wir das Kohl auch schiefen. Hier ist es nicht so hart, daß wir dazu schreiten müßten.“

„Der Donner einer Explosion muß fürchterlich in diesen unterirdischen Gewölben klingen,“ sprach Maria.

„Und sie ist auch nicht ohne Gefahr,“ bemerkte Robert. „Vorzüglich jedoch deshalb, weil die Arbeiter durch die lange Gewohnheit unvorsichtig werden. Es ist eine der ersten, aber auch der schwierigsten Pflichten der höheren Bergbeamten, fortwährend darüber zu wachen, daß sich die Leute nicht durch ihre eigene unbesonnene Neugier schaden; um so schwieriger, als dieselbe bisweilen sogar eine Art Ehrensache ist.“

„Dennoch gestehe ich,“ begann der Graf, „daß es mir Freude machen würde, die Wirkung des Sprengens oder Schießens hier unten zu beobachten.“

„Wenn gerade ein Bohrloch vollendet ist, so können wir es selbst sehen. Wir dürfen nur einen Weg von höchstens zehn Minuten machen. Sollte jedoch keiner der Arbeiter so weit sein, so möchte es zu lange dauern.“

Robert sah bei diesen Worten die Gräfin an, und glaubte in ihren Zügen zu lesen, daß sie dem Versuch nicht ganz ohne Furcht beivoohnen würde.

„Gefahr ist bei der gehörigen Vorsicht durchaus nicht vorhanden,“ sprach er beruhigend, „allein wenn Ihnen der heftige Knall zuwider ist, so unterlassen wir es wohl lieber.“

„O nein,“ entgegnete Maria, „welche schnell zu beurtheilen mußte, wie lebhaft ihr Vater auf diesen Versuch gespannt war, ich fürchte mich durchaus nicht. Gehen wir!“

„Damit ist denn auch unsere unterirdische Wanderung beendigt,“ entgegnete Robert, „und wir können zu Tage zurückkehren.“

Er bot hierauf der Gräfin wieder die leitende Hand, und man ging noch tiefer in den Höhlenbau hinein.

Gennuth jedoch, der bei der Ausfahrt abermals auf eine Ueberraschung gewacht hatte, überließ es Joseph, den Führer des Grafen zu machen, und schlug nebst seinem Söhnchen den Rückweg nach dem Fährschacht ein.

Er mochte etwa noch ein hundert Lachter davon entfernt sein, als ein Grubenjunge ihm entgegen kam und sprach: „Meister Gennuth,

der schwarze Hannes schickt mich her, ihr müchtet doch eilig einmal an den Fährschacht kommen; es träufelt Wasser nieder. Hannes meint, es könne Bedenken haben, ihr müchtet doch zu schauen.“

„Hannes ist ein Faselhannes. Alle drei Tage will er das Bergmännchen gesehen haben. Er sollte seine Kübel anschlagen und die Wasser ruhig träufeln lassen. Es wird eine Röhre in den Pumpen verstopft sein.“

„Der Märtens aus Friedenthal hat's auch gesagt. Doch der Hannes will's nicht glauben, er meint, es habe Bedenken.“

„Ich sage dir, Soppel,“ so hieß der Bursch, „es ist nichts.“

Sie gingen indeß doch rascheren Schrittes vorwärts, als vorher. Gennuth sprach, um seine voreilige Besorgniß zu erregen, nicht ganz wie er dachte; denn obwohl er vermutete, das Wasser komme aus dem Fährschacht, so fiel ihm doch bei, daß es freilich auch aus dem alten Mann kommen könne. Indes war ihm das unwahrscheinlich, da der Spund sehr fest und sorgfältig gearbeitet war, sich auch zuvor keine Spur von Wasser gezeigt hatte.

In wenigen Minuten hatte man den Schacht erreicht. Er sah schon von weitem, daß etwa acht bis zehn Grubenjungen und zwei Häuer daselbst versammelt waren, die das herabrieselnde Wasser beobachteten.

So wie er herangekommen war und einen Blick nach oben geworfen hatte, wurde er gleich wie der Tod. „Gott sei uns gnädig,“ rief er, „das ist nimmermehr Wasser aus den Pumpen! Das sind die gesammelten Wasser aus dem alten Mann, die durch den Spund brechen. Schlagt gleich Lärmen, daß alle Arbeiter herbeikommen, denn hier gilt es sich zu retten, ehe die Wasser zu mächtig werden.“

Zwei Grubenjungen trammelten hierauf sogleich mit hölzernen Schlageln auf eine ungefügte Tenne, wodurch ein dumpfes, weit schallendes Getöse erregt wurde.

Der Kübel schwebte eben leer herab. Er war höchstens noch zwölf Lachter entfernt. So wie er sich niederlenkte, sprangen die Arbeiter, aus dem natürlichen Instinkt, ihr Leben zu retten, mit großer Hast hinein; auch Gennuth mit seinem Söhnchen folgte fast unwillkürlich diesem ersten Antriebe des Schreckens. Aber schon rückte der Kübel aufwärts, als er rief: „Nein, ich bleibe! Wenn ich stünde, so find die Arbeiter ohne allen Rath! Andreß, leh wohl, mein Sohn, du läßt's aus und grüßest deine Mutter.“

Mit diesen Worten sprang der wackre Greis rasch wieder aus dem Kübel, der schon einige Zoll über der Erde schwebte, hinaus. Der Knabe aber rief: „Vater, ich bleibe bei dir,“ und bevor einer der Bergleute ihn halten konnte, sprang auch er hinaus und unklammerte den Vater ängstlich mit beiden Armen. Die Maschine arbei-

tete unaushaltbar fort; schon war es zu spät, das Kind wider seinen Willen zu retten.

Jetzt fühlte Gennuth erst die Schrecken der Gefahren, die ihnen droheten, jetzt erst empfand er den Schmerz, die Angst des Vaters. Er presste den Knaben festig an die Brust, küßte ihn, überströmte ihn mit Thränen und rief: „Andres, mein Kind, was hast du gethan! Wenn wir hier unten fürchterlich umkommen müßten!“

„Vater, ich fürchte mich nicht, so lange du bei mir bist,“ rief der Kleine, der im kindlichen Vertrauen wußte, die schützende Kraft eines Vaters sei unschlagbar.

„Nun, so wollen wir wenigstens versuchen, was möglich ist. Laufe eiligst hier die Strecken zu Berg hinauf, bis zur Leitung, und rufe an jedem Querschlag die Arbeiter und heiße sie weiter rufen; vielleicht hält der Spind noch eine Zeit lang und wir retten uns noch alle. Ich will indeß hier in der Tiefe alles herbeirufen. Komm mir aber schnell zurück, Andres, hörst du? dann kannst du noch mit dem zweiten Küber zu Tage.“

Der bedende Knabe flog wie ein Pfeil davon, so daß er die letzten Worte des Vaters kaum hörte. Dieser stürzte nach der andern Seite. Der Ruf: „Herbei, herbei! Rettet euch! Fahrt aus!“ hallte durch die unterirdischen Gewölbe. Zugleich schrien die Arbeiter, welche eben aufwärts gezogen wurden, aus allen Kräften „Heran!“ damit der Gabelheiber die Pferde peitsche, um den Gang der Maschine zu beschleunigen.

In wenigen Minuten versammelte sich eine große Zahl von Bergleuten an dem Fahrloch. Die Wasser, die anfangs nur trübselnd herabgefallen waren, strömten jetzt schon mächtiger. Jeder Augenblick erhöhte die Gefahr. Gennuth hatte wieder Ruhe und Fassung gewonnen, und warnte die Leute, nicht zu hastig in den Küber zu stürzen, damit ihnen kein Unglück geschehe. Doch die meisten waren durch die grauenhafte Vorstellung, hier unten dem Hungertode preisgegeben zu werden, schon um alle Besinnung und Ueberlegung gekommen; denn der Schacht war der einzige Ausweg zu Tage. Füllte er sich so mit Wasser, daß der Küber nicht mehr herabgelassen werden konnte, so war jeder Rettungsweg gesperrt. Das Geränge, was zuerst in den Küber springen sollte, war daher schon sehr festig, noch ehe er sich wieder herabsenkte. Gennuth mußte sein ganzes Ansehen gebrauchen, um nur einige Ordnung zu erhalten. „Seid menschlich,“ rief er, „laßt uns erst die Knaben retten. Ich will der letzte sein, aber seid auch ihr nicht rasend und verperrt einander selbst den Weg.“

Diese Vorstellung des wackeren Greises fand Gehör. Der Küber kam herab. Alles drängte darnach, doch wurden zuerst die Knaben, zum Theil kaum dreizehn oder vierzehn Jahre alt, hineinge-

schafft; dann stürzten der Bergleute so viele nach, als das Gefäß nur irgend fassen wollte. Diejenigen, welche schon darin waren, schrien aus aller Kraft: „Aufwärts!“ und ruckten an der Kette, welches das Zeichen war. Denn das Gefäß drohte überfüllt zu werden. Es schwebte empor jetzt mit steigender Schnelle, da die eben zu Tage Geretteten die Gefahr schon oben verkindet hatten, und man daher die Pferde im Gängel antrieb, was nur irgend ihre Kräfte vermochten. Die Todesangst der Zurückbleibenden war groß, daß mehrere das aufschwebende Gefäß noch mit den Händen packten, um sich so empor ziehen zu lassen.

Vergeßlich rief ihnen Gennuth zu, abzulassen, ihre Kräfte würden es nicht ertragen, sich so lange fest zu halten. Es wurde keine Warnung mehr gehört!

Andres war der einzige Knabe gewesen, der sich durchaus nicht mit den übrigen retten wollte. Er hatte sich flehentlich vor dem Vater niedergeworfen und dessen Knie umfaßt, um bei ihm bleiben zu dürfen. „Wenn du hier unten allein bleibst, lieber Vater,“ rief er weinend, „so ängstige ich mich todt um dich. Hier bei dir habe ich keine Furcht.“

„Gott muß uns schützen!“ rief Gennuth erschüttert und deutete nach oben.

Da erscholl plötzlich ein lauter Schrei in der Höhe des Schachtes, und zugleich hörte man das dumpfe Geräusch herabstürzender schwerer Körper.

Gleich darauf fielen die Leichname mehrerer Arbeiter zerschmettert zu den Füßen der Zurückgebliebenen nieder. Ein kaltes Grausen durchzuckte dieselben, als ihre Gefährten auf diese Art zu ihnen zurückkehrten. Ein dumpfes Stöhnen und Gemurmel ließ sich aus dem Haufen der über einander gestürzten Körper vernehmen; denn nicht alle hatten augenblicklich den Tod gefunden.

„Ich sagte es wohl,“ sprach Gennuth düster, indem man die Leichen, nicht ohne Besorgniß, daß noch mehrere von oben herabstürzen könnten, eiligst unter der Schachtköffnung hinwegschaffte; „ich sagte es wohl, sie möchten nicht zu eilig sein. Gewiß war der Küber nicht gut angelagert und es haben sich zwei Ketten gelöst! Gott stehe nur den anderen bei, daß sie es aushalten mögen, so angstvoll angeklammert, wie sie jetzt schweben müssen, bis zu Tage auszu-dauern!“

Und kaum hatte er die Worte gesprochen, als abermals ein Schrei sich hören ließ; gleich darauf wieder einer; ein dritter. In derselben Folge stürzten ein, zwei, drei Arbeiter in die ungeborene Tiefe hinab. Da ihr Fall schon weit über eine Thurmhöhe betrug, so zerschmetterten sich die Körper so fürchterlich, daß sie als eine völlig

regungslose Masse da liegen blieben, wo sie die Sohle des Schachtes erreichten. Gennuth ließ auch diese auf die Seite reifen.

„Heilige Mutter Gottes, das ist mein Kübel!“ rief einer der Bergleute, indem er mit dem Grubenlicht die Leichen der zuletzt herabgestürzten beleuchtete, und brach in laute Klagen des Jammers aus.

„Siehst du, Vater,“ rief Andres, „wenn ich nun ausgefahren wäre, da läge ich vielleicht jenseit auch todt zu deinen Füßen.“

Gennuth schloß den Knaben mit der Angst der Vaterliebe an's Herz, ohne ein Wort zu sprechen. Innerlich aber mußte er denken: „Wer weiß, ob es nicht besser wäre! Wo soll ich den Muth hernehmen, mein liebes Kind vor meinen Augen Hungers sterben zu sehen!“

Es vergingen mehrere Minuten in eisernenoller Todesstille. Die Wasser strömten immer gewaltiger hernieder und wogten in die geknickten Straßen hinab, die, da sie sich nicht weit ausdehnten, bald gefüllt sein mußten. Bis auf die Arbeiter in den beiden entferntesten Weitungen, waren nun alle, die sich in der Grube befanden, beisammen.

Jetzt näherte sich der herabsinkende Kübel zum drittenmale. Aber schon brüllten die immer wilder durchbrechenden Wasser so mächtig nieder, daß es ungewiß war, welche Gefahr nunmehr die größere sei, die des Ausfahrens oder des Verweilens.

„Sagt uns, Vater Gennuth,“ fragte ein junger Mensch, „ist noch Rettung möglich, wenn wir nicht durch Mutter Gottes Gnaden zu Tage gefördert werden?“

„Ja,“ erwiderte Gennuth, nach einigem Besinnen, „möglich ist's, daß sie uns durch den Schacht Herzog Friedrich herausheilen.“

„Wenn sie gleich an der rechten Stelle anfangen, ja, dann ist es möglich! Werden die Wasser zu mächtig, so will ich euch schon dahin führen, wo man uns suchen muß.“

Dieser schwache Trost bewirkte wenigstens, daß die Bergleute sich nicht so ungerath nach dem Kübel drängten, der sie auch jetzt bei weitem noch nicht alle fassen konnte, und überdies auch nur ein sehr zweifelhaftes Rettungsmittel bot.

Er erreichte zum dritten Male die Sohle des Schachtes, wo die Wasser den Arbeitern schon bis über die Knie standen. Ein furchtbare Strom schloß dommernd und schäumend in den Schacht hinab; jeden, den er packte, mußte er mit hinwegreißen. Gennuth rief: „Versucht es nicht mehr, Freunde, das Wasser hat die Obmacht! Ihr seid gewiß verloren!“

Doch hatten noch einige Vertrauen und sprangen rasch hinein. Zu ruhen oder ein Zeichen mit der Kette zu geben, war nicht mehr möglich, da der Wassersturz zu laut tobte, und die Kette in einem so

heftigen Schwanke war, daß ein Zerren mit der Hand daran nicht mehr bemerkt werden konnte. Nachdem daher der Kübel etwa eine halbe Minute still gelegen hatte, wurde er rasch wieder empor gewunden.

„Gott nehme sie in seinen Schutz,“ sprach Gennuth, „und führe sie glücklich zu Tage! Laßt uns für sie beten!“ Dabei faltete er fromm die Hände und betete, die Bergleute mit ihm.

Nicht zwei Minuten mochte es gedauert haben, als die Wasser plötzlich mit so verstärkter Macht herabschlürzten, daß Gennuth ausrief: „Wehe den Unglücklichen, jetzt sind sie verloren.“ Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, da schloß ein furchtbares Krachen, als ob der ganze Schacht zusammenstürzte, an das Ohr der entsetzten Bergleute, und gleich darauf prasselte der ganze Kübel, mit allen, die darin waren, hernunter. Die ungeheure Gewalt des Wassersturzes hatte die Kette gesprengt, welche grausenvoll klirrend, hinter den Körpern der Bergleute und den Trümmern des Kübels nieder-rasselte.

Andres, bis dahin vielleicht der Muthigste von allen, wurde jenseit gleich wie ein Steinbild, und verbarg das kleine Angeicht gegen die Brust des Vaters, der ihn an sein Herz empor hob. Wie in der Todesangst umschlang er ihn krampfhaft mit beiden Armen. Die ältesten, an jede Gefahr des Berges gewöhnten Arbeiter standen betäubt da. Kein Wort, nicht einmal ein Laut des Schreckens ließ sich vernehmen. Starres Entsetzen hielt sie alle mit grausenhaften Bänden gefesselt.

Der Bergvater Eichen hatte, nachdem seine Gäste eingefahren waren, oben noch einige Geschäfte besorgt, und namentlich mit dem zweiten Schichtmeister Hellsried die Rechnungen über die Kohlenlieferungen durchgesehen.

Eichen hatte eben seine Geschäfte, die etwa eine Stunde gedauert haben mochten, beendet, und nahm nun seinen Weg nach der Hefenstuppe, um dort die Anordnungen zu dem Frühstück in Angenehm zu nehmen. Kaum aber hatte er den Saum des Waldes, etwa vierhundert Schritt von der Einfahrt, erreicht, als ein Grubenjunge ihm außer Athem nach kam und rief:

„Herr Oberbergvater, kehren Sie eiligst um. Es gibt ein Unglück!“

Eichen wandte sich betroffen um, und wollte eben fragen, was es sei, als er schon einen dunklen Schwarm von Arbeitern um den Schacht versammelt sah. Er glaubte, es sei vielleicht Jemand hinabgestürzt, oder man habe einen verunglückten Arbeiter im Kübel herausgefunden. Eilig kehrte er daher nach dem Schacht.

Auf halbem Wege aber stürzte ihm schon der Schichtmeister Hellfried entgegen und rief: „Die Wasser aus dem alten Mann sind durch den Spind gebrochen! Es wird ein entsetzliches Unglück geben.“

Bei diesen Worten stand der würdige Greis erstarrt da; es war ihm als ob plötzlich der Blig vor ihm in die Erde geschlagen wäre. Er zitterte heftig, sagte nach seiner Stimm, — fast wäre er ohnmächtig niedergelunken. Denn auf einen Blick überfah er die ganze Gefahr derjenigen, die sich in der unterirdischen Tiefe befanden. Schnell jedoch gab ihm der Gedanke, daß er hier nicht als Vater, sondern als der erste Bergbeamte, höchst wichtige, heilige Pflichten zu erfüllen habe, seine Kräfte, seine Bestimmung wieder.

So rasch er vermochte, eilte er nach dem Schacht hin, wo er die ersten aus der Tiefe heraufgezogenen Knaben und Hauer fand, die ihm Bericht über das Unglück abstatteten.

„Vielleicht,“ rief er, „sind die Wasser durch die Pumpen noch zu gewaltigen; die Dampfmaschine muß sofort mit ganzer Kraft arbeiten. Sie hebt über sechs tausend Kubitfuß Wasser in der Stunde; sind die Einstürmungen nicht zu mächtig, so dürfen wir von diesem Mittel viel erwarten. — Schafft sogleich alle Pferde herbei, die zu haben sind. Spannt sie von den Krachtwagen ab. Die Pferde im Hövel müssen im Galopp geben. Wenn sie stürzen, gleich die Ersatzpferde heran. Wenn der Riß fünfmal nieder gelassen werden kann, sind alle Arbeiter gerettet, die unten verweilen.“ Diesen rasch ausgesprochenen Befehlen wurde unverzüglich Folge geleistet. Indessen sandte Eichen einen reitenden Boten nach seinem Hause ab, um sofort die Grubenbilder, das heißt die Grundrisse von den unterirdischen Bauen älterer und neuerer Zeiten herbeizubohlen.

Mit pochendem Herzen erwartete er jetzt die Wiederkehr des auf's neue hingelassenen Rißes. Am Rande des Schachts stehend, lauschte er ängstlich auf den Sturz des Wassers, verfolgte die Bewegung der Kette. Ein plötzlicher Ruck an derselben, das aus der Tiefe heraufdringende Wehgeschrei, das dumpfe Geräusch der Herabstürzenden gab das unverkennbare Zeichen von dem Unglück, welches sich bei der zweiten Fahrt ereignete. Mit angstvoller Spannung saßen alle versammelte Arbeiter dem höher und höher steigenden Gefäß entgegen, um zu wissen, wer von den Ihrigen gerettet sein würde, wer noch unten verweilen mußte, oder gar hinabgestürzt sei. Eichen mußte seine ganze männliche Kraft zusammennehmen, um die Folter der Angst nicht zu unterliegen. Jetzt konnte man die einzelnen Gestalten in der dunklen Tiefe schon unterscheiden; jetzt erkannte man, daß es nur Männer waren, Maria befand sich nicht unter ihnen; gewiß also auch nicht Robert! Oder waren beide mit jenen Unglücklichen hinabgestürzt? Die Häupter

der Aufgewundenen wurden über der Umzäunung des Schachtes sichtbar.

„Helft, helft uns!“ riefen verworrne Stimmen. Nun erst entdeckte man, daß der Riß nur noch an zwei Ketten hing, und daß die darin befindlichen Unglücklichen theils an den ausgehagten Ketten, theils an den Ringen des Rißes, theils aneinander festgeklammert, in der furchtbarsten Gefahr über den Abgrund schwebten. Schnell griff zu, was Hände hatte, um das Gefäß über den Schlund hinweg nach dem sicheren Erdboden hinzuwuchten, und so die angstvoll aneinander Geklammerten, die der Erschöpfung nahe waren, aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien. Es glückte. Allein Mehrere fielen bewußtlos nieder, so wie sie den Boden unter ihren Füßen fühlten, Andere saßen auf die Kniee und beteten und thaten schwere Gebitte.

Angstvoll durchsah Eichens Vaterblick die Zahl der Versammelten. Robert war nicht unter ihnen. Lebend wagte er eine Krage nach ihm, denn er zitterte davor, die Antwort zu hören, daß er unter den Hinabgestürzten sei.

„Wißt ihr nichts von meinem Sohn, von der Gräfin, dem Grafen?“

„Sie waren noch nicht unten am Schacht, als wir ausfuhren,“ sprach einer der Hauer.

„Sie konnten auch noch nicht dort sein,“ fügte ein Anderer hinzu, „denn sie sind von der ersten Weitung weiter gegangen, um schliefen zu sehen! — Eben mußten sie dort angelangt sein, als wir gerufen wurden.“

„Gütiger Himmel! So befinden sie sich an dem äußersten Ende der Gruben, und sind die letzten, die der Rettung entgegen eilen.“ Während dessen hatte man den Riß zwar eiligt, aber sorgfältig angeschlagen, und er stieg wieder hinab. Da beständig zwei Gefäße im Gange waren, von denen das eine gerade in dem Augenblicke die Sohle des Schachtes erreichte, wo das andere zu Tage erscheint, so mußte eben jetzt wiederum ein mit Menschen erfülltes Gefäß emporsteigen. Eichen beugte sich über den Schacht hinab und hörte den Donner der stürzenden Wasser bis oben heran. — Da entsank ihm der Muth. „Mächtiger Gott des Himmels,“ dachte er, „nur diesmal sei gnädig und behüte die Unglücklichen. Wenn du diese brandenden Wassertröme nicht bändigst, was vermag unsere menschliche Kraft wider sie?“ Fast flegte er innerlich darum, daß Robert und Maria sich diesem zweifelhaften Rettungsmittel nicht anvertraut haben möchten. Denn obgleich die Schreden des längeren Verweilens in der Tiefe fürchterlicher waren, so näherte er doch jetzt die Hoffnung, sie auf einem anderen Wege aus dieser Grube sicherer zu befreien, als es durch die Ausfahrt geschehen konnte.

Wir wissen leider schon, wie sich seine schreckenvollen Abhängen beftigten.

Die Pferde am Göpel wurden jetzt fast mit Grausamkeit angetrieben; sie leuchteten, zwei derselben stürzten. Die Last wurde immer schwerer durch den Sturz der Wasser. Plötzlich schnellte die Kette gewaltsam in die Höhe, die Pferde stürzten alle übereinander zu Boden, ein herzzerstndendes Angstgeschrei schallte aus dem Schacht heraus. Man hörte das donnernde Gerausch, mit welchem der mit Menschen angefüllte Kübel in die Tiefe prasselte. Dieser Augenblick ergrieff alle Anwesenden mit dem Schauer des eiligen Entsetzens. Die menschliche Ohnmacht trat gegen die Mieskrfte der Natur in einen zu schreckenvollen Gegensatz. Jede Brust empfand, daß man sich hier nur der Gnade eines Größeren anvertrauen müsse.

Unwillkürlich warfen sich die Versammelten auf die Kniee und jedes Herz betete stumm. Eine Stille des Todes herrschte rings umher. Nur das dumpfe, brausende Donnern der Wasser könte schnerlich aus der Tiefe heraus. — Die männliche Kraft des alten, fürchtbar erschütterten Vaters unterlag jetzt einem Augenblick. Sein Haupt sank ermattet gegen die Schulter eines neben ihm knieenden alten Bergmannes; mde, kraftlos, legte er den Arm um den Nacken desselben, und kalte Tropfen der Todesangst drängten sich auf seine Stirn.

„Haltet Muth, Herr,“ sprach der Alte, fromm tröstend. „Gott ist allmächtig und gnädig. Er hat uns behütet in großer Gefahr, er wird die dort unten nicht verlassen. Und die sein Arm geschlagen, die wird er zu sich nehmen in sein himmlisches Reich.“

Der einfache Zupruch aus reichem Herzen lkte eine wunderbare Kraft. Die kalten Schauer des Entsetzens entflohen aus der Brust, und eine milde Wärme des Trostes drang ein. Gleichstehende Thränen flossen aus den Augen des jrtlichen Vaters. Ausgleich aber lebte ihm Kraft, Einsicht und Entschlossenheit zurück. Er richtete sich auf, trat mit Würde unter die Knieenden hin und sprach: „Freunde! Ihr habt euch zu Gott gewendet. Er verlässt Keinen, der sich selbst nicht verlässt. Auf denn! Laßt uns nun arbeiten, was wir vermögen, um das Unheil, wenn nicht abzuwenden, doch zu mildern!“

Alle richteten sich gestärkt und getröstet auf. Gottes Sonne stand so hell und rein am dem blauen Himmel, seine Lster wehten so milde, es rauschte so hebr und frlich in den Wipfeln des Waldes; der Gott der Gnade, der diese Erde so schön schmückte, konnte nicht wollen, daß seine schuldlosen Geschöpfe in dsserer, frchtbarer Tiefe jammervoll verschmachteten sollten. Nein, nein, sie werden ge-

rettet werden, sie werden das Licht wieder schauen, den reinen Strom des Lebens wieder atmen!

Dieses Gefühl durchdrang die Brust der frommen Leute, und rstig beschloßen sie, gleich aus Vert zu gehen.

„Wir haben noch einen Kübel,“ rief Eichen, „er muß nochmals hinunter.“

Durch das plbliche Stocken der Maschine war er in halber Höhe schwebend hängen geblieben, in einem Raum, wo die durchgebrochenen Wasser noch unter ihm tobten, ihm also kein Hinderniß in den Weg stellten. Die Kesse, welche auf der Stelle liegen geblieben waren, wo sie stürzten, wurden wieder aufgelegt; Alles, was Hände hatte, faßte mit an den Querbumen an, um die Kraft zu verstärken. Das Gefäß erreichte nach einigen Minuten glücklich die Tiefe. Zwei bis drei Minuten lag man es ruhig hängen, um Denen, die hinauf wollten, Zeit zu geben, hineinzusteigen; hierauf wurde es mit verdoppelter Schnelligkeit, denn man hatte in der Pause frische Pferde vorgegangen, wieder aufgerunden. — Es stieg zwar, ohne von den Wassern zerschmettert zu werden (denn die Heftigkeit des Sturzes hatte jetzt etwas nachgelassen), wieder zu Tage, allein Niemand befand sich darin.

„Sie haben den Muth verloren sich so zu retten,“ rief Eichen, „allein wir müssen noch einen Versuch machen.“

Uebermals, ein zweites, ein drittes Mal senkte man das Gefäß hinunter; aber Niemand versuchte die Rettung aus diesem Wege. Schon bei dem zweiten Versuch konnte man sehen, daß es fast unmöglich sei, in dem Frderungskbel aufwärts zu kommen, da man aus der nicht ganz abgewickelten Kette urtheilen mußte, daß das Wasser im Schacht schon zu hoch gestiegen war, um ein Verweilen auf der Sohle desselben ohne die äußerste Gefahr zu gestatten; der dritte Versuch zeigte, daß die Flut wenigstens schon anderthalb Lachter hoch in der Röhre des Schachtes stiee, die unteren Räume und die von der Sohle abwärts gelegenen Strecken also bereits vollständig erfüllt haben mußte. Es war jetzt für gewiß anzunehmen, daß die noch unten Verweilenden sich in die schwebenden Strecken geführt haben würden, um die höchsten Stellen derselben aufzusuchen, wohin das Wasser erst spät, vielleicht gar nicht dringen konnte.

Mit besttiger Ungeduld erwartete der Bergkath mannebr die Risse von den Gräben, um genau zu bestimmen, von wo aus man am ersten Hlle schaffen konnte. Ungefähr war ihm der Punkt wohl bekannt; der halberstrzte Schacht, der tiefe Brunnen genannt, war es, durch den man den Strecken, wo jetzt der Betrieb des Baues statt fand, am nächsten kam. Jedoch genauer die Richtung anzugeben, in welcher von dort aus gearbeitet werden mußte,

das war erst dann möglich, wenn man die Zeichnungen verglichen hatte. — Indessen ließ man alle Vergleute zusammentreten, um zu erfahren, wer gerettet sei, wer noch unten in der Grube verweilen müsse. Es war ein trauriges Geschäft! Im Ganzen hatten sich 127 Personen in der Grube befunden. Es waren davon nur 21 zu Tage gefördert worden; wenigstens eben so viele mußte man durch den Sturz in den Schacht für verunglückt halten. Ueber achtzig Unglückliche schmachteten also in der Tiefe nach Erlösung!

Schredenvolle Gewissheit, aber desto stärkerer Sporn, kein Mittel der Rettung untersucht zu lassen.

„Sofort muß die Räumung des tiefen Brunnens beginnen,“ sprach Eichen. „Obersteiger Herrmann nehmen Sie zwanzig Arbeiter und gehen Sie auf der Stelle an's Werk. Aber sein Sie vorsichtig wegen der bösen Wetter, Sie werden bald in die Tiefe dringen, da der Schacht nur im unteren Theile mit leichtem Geröll verschüttet ist. — Ein Grubenjunge muß hinunter nach Friedenthal, ein anderer nach Mariengrund. Die Sturmlocke soll geläutet werden, damit sogleich alle Vergleute und Bauern zusammen kommen; denn wir müssen die Arbeit mit Kraft beginnen. — Dagegen müssen auf der Ghauffee, so wie auf allen Fußsteigen, die hier herauf und nach dem tiefen Brunnen führen, Wächter ausgestellt werden, um die Wittwen, Kinder, Verwandte und Freunde der Unglücklichen abzuhalten, hierher zu kommen. Ihr Jammer würde unseren Muth zur Arbeit lähmen, und die Kraft der Hoffnung, die uns allein aufrecht erhalten kann, schwächen; auch wäre der Andrang so vieler Menschen sogar dem Fortgang der Arbeiten hinderlich.“

Die Boten machten sich eiligst auf den Weg. — Der Obersteiger Herrmann hatte schon seine Leute ausgewählt, um die Arbeit sofort zu beginnen, und ging mit denselben ab. — Die Dampfmaschine zur Auspumpung der Wasser arbeitete in voller Thätigkeit.

So waren die ersten Schritte geschehen, die vielleicht zur Rettung der Unglücklichen führen konnten. Bis die Grubenbilder anlangten, war für den Augenblick nichts mehr zu unternehmen.

Erschöpft, tief erschüttelt und mit einem Herzen voll bangen Trauer setzte sich Eichen auf eine Bank, die im Schatten eines Eichengebüschs, dicht an der Straße, angebracht war, und harrete der Rückkehr seines Boten, den er auf diesem Wege kommen sehen mußte.

Die Unglücklichen entschlossen sich auch ihrerseits, nichts unversucht zu lassen, sich aus dieser trostlosen Lage zu erretten. Robert

bewog die Arbeiter, ihren Kameraden entgegen zu arbeiten. Auf Genuths Rath wählte man die siebente Strecte und trieb von da einen Ort nach der Grube Herzog Friedrich. Robert machte sich, um ein gutes Beispiel zu geben, selbst mit an die Arbeit. Am andern Tage lang es immer höher und das wackte von Neuem den Muth, welcher Vielen schon gesunken war, da man Mangel an Lebensmitteln litt. Doch diese Hoffnung auf baldige Erlösung ward auf eine schreckliche Weise vernichtet. Der leere Raum, dessen Nähe man durch den hohlen Klang der Hauerarbeit ahnte, war ein alter halbverfallener Bau gewesen. So wie daher durch den Schlag der Reithaue ein Loch in die Wand gebrochen wurde, durch welches die Luft aus beiden Räumen sich in Verbindung setzte, ertönte ein dumpfer Knall, der den erfahrenen Genuth sogleich von der Beschaffenheit der in jenen alten Räumen eingeschlossenen Dünste belehrte. Ein Augenblick des Verzugs, und das brennbare Gas wäre in solcher Menge in die Strecte, wo man arbeitete, eingedrungen, daß es eine Explosion gegeben hätte, die Allen das Leben gelöst haben würde. Mit Entschlossenheit sprang er daher hervor, riß den Hauer bei den Schultern zurück, stopfte die Oeffnung mit seinem Tuch zu und rettete so das Leben Aller. Die Hoffnung, in die Grube Herzog Friedrich zu gelangen, war jedoch vernichtet und vier und zwanzig Stunden hatte man mit der größten Anstrengung vergeblich gearbeitet. — Trug der allgemeinen Muthlosigkeit vermochte Robert die Arbeiter, das Werk von Neuem nach dem tiefen Brunnen zu beginnen. Es geschah und endlich vernahm man auch den arbeitenden Erdböhler von der andern Seite, man strengte auf's Neue die hingestreckten Kräfte an, bis die Gemüthung durch die lange Entbehrung der Speise so zunahm, daß Niemand mehr die Werkzeuge zu führen vermochte. Den Grafen und die Gräfin erhielt Robert nur dadurch am Leben, daß er, sich selbst Alles versagend, von Zeit zu Zeit ihnen, als sich das Bedürfnis am fühlbarsten machte, einzelne Bissen Gebäckes reichte, die mit Wein befeuchtet waren, was beides er der Vorsehung seines Vaters beim Befahren der Grube zu danken hatte. Zur Qual des Hungers gestellte sich noch die trübe, schwere, verdorbene Luft. Das Del von den Grubenlichtern mußte als eine tödtliche Gekümdung ertölet werden; Mehrere starben, Andere ergriff ein schauerlicher Wahnwitz; immer näher hörte man die Arbeit der rettenden Freunde, aber Niemand sprach mehr; die Grubenlampe beleuchtete kaum noch eine matte, trübe Dunstugel, die sich erstreckend um die Flamme legte; bis auch sie erlosch. Dummpe Betäubung unnützte alle Sinne. Still erwarteten auch Robert und Maria den Tod.

Die Rettung.

„Heiliger Gott, was soll das bedeuten,“ rief plötzlich die alte Gertrud, „da kommt ja ein Reiter die Straße im vollen Jagen herab! Er schwenkt das Tuch. Er hat grüne Zweige auf dem Hut! Gott der Barmherzigkeit, wenn es wahr wäre, wenn sie gerettet wären!“

In voller Hast eilte sie hinunter, dem Boten entgegen. Die Hausgenossen waren ebenfalls schon zusammengelaufen und stürzten vor die Thür; in demselben Augenblick sprengte aber auch der Reiter schon den Hügel hinauf, und rief fortwährend, indem er sein Tuch schwenkte: „Sie leben, sie sind gerettet!“

Es war Niemand anders als Ehrenfried, der hinauf gefandt war zum Schacht. Er hielt, und schwang sich von dem schaumbedeckten Pferde. Gertrud, der Bergschreiber, der Kutscher, die Köchin, Alles umringte ihn; Jeder fragte, Jeder wollte zuerst Antwort haben.

„Das heißt reiten!“ rief er, „der Gaul hat gehalten müssen!“ „Ist der junge Herr gerettet? Lebt Joseph? Lebt die Gräfin? Hast du sie gesehen?“ — So schallten die Fragen alle zugleich durcheinander.

„Geduld, nur einen Augenblick Geduld,“ rief Ehrenfried, „laßt mich nur Athem schöpfen. — Ich will in der Ordnung erzählen. Als ich um fünf Uhr oben an den Schacht kam, an den tiefen Brunnen nämlich, da rief mir schon der Steiger Herrmann zu: „Glück auf, Ehrenfried, jetzt wirst du bald gute Botenschaft bringen. Gestern Abend um 6 Uhr haben wir die Gewißheit bekommen, daß die Versätketen noch leben, denn sie antworteten durch Klopfen. Hatten wir vorher wader gearbeitet, so ging's jetzt erst recht an. Der Erdböhrer hat jetzt keine anderthalb Fuß mehr, willst du eine Stunde warten, so kannst du gute Botenschaft hinunter bringen!“ — Ich fuhr mit ein in den Schacht; unten waren der Herr Bergroth, der Doktor, der Herr Pfarrer, und gerade so viel Arbeiter als nothwendig waren. Mit dem Schlag halb sieben Uhr kam der Böhrer durch. — Das war euch ein Jubel! der Herr, der Doktor, der Herr Pfarrer, alle weinten vor Freude. Dem auf die erste Frage: „Lebt ihr noch?“ da antwortete das alte Gennuths Stimmchen: „„Ja! Alle!““ „Lebt mein Sohn?“ fragte der Herr — „„Er lebt!““ war die Antwort. — Nun könnt ihr euch denken, was das für eine Freude war. Der Herr stürzte auf seine Kniee und betete, und die Freudentränen liefen ihm über die Wangen, und wir sanken Alle auf die Kniee und beteten mit. Jetzt wurde gearbeitet, um durchzubrechen; das hättet ihr sehen müssen, um es

zu glauben. Das Bohrloch mußte sogleich verstopft werden, weil die Luft zu scharf eindrang. Gennuths rief: „Man könnte es nicht aushalten.“ So wurde nach und nach frische Luft zugelassen. Auch haben sie warmen Wein durch eine Blechröhre eingetröpfelt, und wollen gequollene Erbsen durchrollen lassen zu der ersten Erquickung. — Ich konnte es nicht abwarten. Jetzt fort, rief der Herr, und bringe die Botenschaft in's Dorf. — Sehe dich auf meinen Fuchsch, rief der Doktor, und reite ihn, daß er hinführt. — Ich hinauf, zu Pferd, und da bin ich. Unterweges habe ich es wohl hundert Menschen zugegeschrien. Wo ich an einem Hause vorbeikam, rief ich's in die Thür, wo ich Leute in den Gärten sah, schrie ich's ihnen von Weitem zu. Sie warfen Alles aus der Hand und stürzten heraus, um mehr zu wissen. Ich aber war vorbei wie der Wind. Sie strömen auch schon hinauf. In ganz Marienthal und Friedenthal bleibt nicht ein Mütterchen an der Krüde daheim!“ —

Es war ein schöner, sonniger Tag, Jung und Alt strömte zusammen. Man hatte sich mit Blumenkränzen geschmückt, die Mädchen trugen Sträuße am Nieder, die Bursche grüne Zweige auf dem Hut. Auf allen Gesichtern glänzte die Freude; — nein, nicht auf allen! Viele weinten und bittere Thränen; aber doch nahmen sie Theil an dem Fest, doch hatten sie sich geschmückt und festlich gekleidet.

Zwölf Wagen, ganz mit Laub umwunden und mit Kränzen behangen, von zahllosem Volke begleitet, fuhren langsam die große Straße nach dem Schacht hinauf. Sie sollten die Geretteten zurück in's Dorf, in die Arme der Ihrigen führen. — Denn noch hatte Niemand die Einigen begrüßt, da die Erschöpften fünf Tage der sorgsamsten Pflege bedurften, um ihre verschwundenen Kräfte nur ein Weniges wieder zu gewinnen.



König.

Heinrich König.

~~~~~



## Heinrich König.

(Geboren 19. März 1790.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, etwa 1797—1798, sah man vor dem Lyceum in Jülda fast Tag für Tag zu gewisser Stunde einen armen Knaben aus dem Volke stehen, sehnfüchtig nach der Thür schauend, und wenn die Erlösungstunde für die Studenten geschlagen hatte, Einem derselben, einem grossen, schlanken, hübschen Jüngling, rasch entgegengehen, ehrerbietig ihm die schweren Bücher abnehmen und hinter ihn hertragen, unter der Last sich mühend, doch mit glücklichen Blicken, mit freudestrahlendem Gesicht; der Student kümmerte sich um den armen Knaben nicht anders, als daß er ihm an seinem Hause die Bücher stumm abnahm und ihn mit stolzgleichgültigem Blicke entließ; der Jüngling war aber nur stolz auf seine Wissenschaft, denn auch er gehörte mehr dem Volke als der höheren Gesellschaft an; er war der Sohn eines wohlhabenden Bäckers. — Dreißig Jahre später: — und dieser Jüngling ist Fürstbischof und der Knabe hat die erste Stufe seines Ruhmes als einer der ersten deutschen Romandichter seiner Zeit erstiegen, und jener Fürstbischof schleudert gegen diesen Dichter den Bannstrahl seiner Kirche!

Heinrich Königs historische Romane: „Die hohe Braut“, — „Die Waldenjer“, — „Williams (Shakespeare's) Dichten und Trachten“, — „Die Klubbisten in Mainz“, — und neuester Zeit: „König Jérôme's Karneval“, seine größeren Romane: „Regina“, — „Veronika“, — „Spiel und Liebe“, sein Memoiren-Werk über Georg Forster: „Haus und Welt“ und die Selbstbekenntnisse aus seinem ersten Leben: „Auch eine Jugend“, welcher Gebildete im Vaterlande würde sie nicht kennen, würde sich nicht wenigstens an Einem oder dem Andern derselben erfreut und erweitert, oder doch den Namen ihres Vaters mit Liebe und Achtung haben nennen hören?

Aber der arme Knabe aus dem Volke hat eine schwere Schule des Lebens durchlaufen und durchleiden müssen, ehe er zur Höhe seiner Stellung gelangte.

Heinrich König wurde am 19. März 1790 in Fulda geboren; sein Vater war als Bauernsohn aus dem Dorfe Schwaben in das fürstbischöfliche Militär eingetreten, und starb als Unteroffizier in dem von den Franzosen belagerten Mainz, zwei Jahre nach der Geburt seines Sohnes. Die Mutter war eine tüchtige Schneiderin, namentlich in Mägen und Kappen für die Bäuerinnen, und sie zog nach dem Tode ihres Mannes zu ihrem Bruder Belten, der früher weltlicher dienender Bruder im Kapuzinerkloster gewesen war, dann aber statt der Kutte ein Weiß genommen hatte, und nun als Lohnarbeiter, Handlanger und Kommissionär mannigfache Dienste für Kloster und Stadt that. Die ganze Familie war fromm, streng-rechtshafter, sparsam, sauber, und dies Alles bis zur penibelsten Gewissenhaftigkeit; diese ersten Eindrücke und Anschauungen haben sich durch das ganze Leben des Dichters hingezogen. Heinrich wuchs in diesem Kreise als fleißiger Schüler der Bürgerschule auf, unendlich zufrieden und still vergnügt; seine Hauptfreude war, dem Studenten die Bücher nachzutragen, und als er einst einen hölzernen Pallast geschenkt bekam, ruhte er nicht eher, als bis er ihn an einer Mauer zer schlagen hatte, um auf leere Faust wieder ver-

gnügt sein zu können. Daß die Studenten dann und wann in den Weiskessel Tinte gossen, und Manche, die sich daraus mit schwarzen Tupfen besprenzt hatten, dies für Wirkung des Teufels hielten, brachte wohl den ersten Konflikt in seine fromme Anschauung des kirchlichen Kultus. Aber mit Nüchternheit und Interesse wohnte er den weihnachtlichen Theatervorstellungen der Kapuziner bei, dem „Krippchen“, dem letzten Rest mittelalterlicher Mystiken. In der Schule waren es die altbiblischen Geschichten und die Anfänge der Geschichte seines engeren Vaterlandes, die Geschichte der Heidenkehrer, die besonders auf ihn wirkten. Seine guten Anlagen bewegten Mutter und Oheim, ihm in Gemeinschaft anderer Knaben noch besondern Unterricht erteilen zu lassen, bei einem „Präceptor“, d. h. bei einem armen Studenten, der sich dessen für sehr kleine Gaben, vorwiegend auch Viktualien, unterzog. In den Freistunden trug er die Arbeiten seiner Mutter herum oder hütete die Ziege; bald aber sollte er — durch Vermittelung seines Oheims — das Leitseil der Ziege mit dem Mehlglocklein im Stifte der englischen Fräulein vertauschen; er wurde ein gar niedlicher, geliebter und Vertrauter erweckender Ministrante. Die lateinischen Worte seines Dienstes als Ministrante hatte er rasch und sicher aufgenommen, und der Oheim verschaffte ihm deshalb von einem Vater Hilarius eine alte, lateinische Grammatik; sie sollte die erste Sprosse zur Leiter höherer Wissenschaft werden. Sicheren Fuß auf dieser Sprosse gefaßt, sprang er dann auch schon bald von der Bürgerschule in das Gymnasium, just zu derselben Zeit, als des Fürstenthums Fulda geistliches Regiment überging an das weltliche Regiment des Prinzen von Oranien.

Der als Erbschaft zurückgelassene lange Mantel eines reichen Gymnasialisten wurde nun durch Dekret des Gymnasialdirektors unserm Heinrich umgeworfen, und er that ihm treffliche Dienste, wenn er mit seinen Mitschülern auf der Straße gingen und dann die milden Gaben dafür einsammeln mußte. Bald hatte er den ersten Platz und schon zwei Prämien in seiner Schule gewonnen.



In diese Zeit fällt eine seiner nachhaltigsten Erinnerungen: er bekam von den Eltern eines Mitschülers das erste Billet für das Theater, das unter dem neuen weltlichen Regimente fleißig kultiviert wurde; „Die Hussiten vor Naumburg“ machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und er fühlte sich selig, als er eines Abends einen der Knaben mitspielen durfte, die zu rufen hatten: „Jah!“ — Er brachte dieses „Jah“ aber so jämmerlich und konterniert heraus, daß er beschämt davon lief. — Ein anderes Davonlaufen hatte ernstere Folgen: einmal in der Woche genoß er mit zwei Mitschülern einen Freitisch im Kloster; da wurde nun eines Tags ein Schweinskopf von unbeschreibbar üblen Geruch vorgelegt; Heinrich nimmt ein Stückchen Papier, schreibt darauf:

„Die Suppe essen wir; die andern guten Gaben  
Hebt uns gefällig auf bis wir den Schnupfen haben.“

steckt das Bettelchen dem Schweinskopf in den Mund und läuft davon. Er verlor damit natürlich seinen Freitisch, hatte auch wohl noch manche Hälbleien auszusiechen, und seit der Zeit schon kamen die Klöster bei ihm in einen üblen Geruch; den verlorenen Mittagsisch ersetzte er mit angestrengterem Erwerb durch Privatstunden. — Nun erfolgte die große Schulreform; die langen Mäntel der Schüler fielen ab und damit auch manche Köpfe, Fesseln für die jungen Geister, die sich nun immer freier bewegen und neue, erweiterte Anschauungen in sich aufnehmen konnten. Dies geschah bei Heinrich immer mehr, als er, mit drei Prämien belohnt, das Gymnasium verlassen und das Lyceum betreten hatte, und zwar zur Zeit, als Hulda durch Moritz für die Franzosen besetzt wurde. Diese neue Richtung seines Denkens und Anschauens bewahrte ihn auch wohl vor der Gefahr, Mönch zu werden, wie Oheim und Mutter ihm das nach Beendigung seiner Gymnasial-Studien vorschlugen und wozu auch einige geschickte Mönche den talentvollen und vielversprechenden Jüngling bereden wollten; vielleicht mochte auch jener Schweinskopf dazu beitragen, denn in demselben Zimmer, wo dieser ihn in die Flucht getrieben, sollte er seine entscheidende Erklärung ablegen; da, — ehe dieser Moment kam, lief er zum zweiten Male davon, und rettete in diesem Augenblick dem deutschen Vaterlande einen seiner tüchtigsten Dichter. Man trug ihm das aber nicht nach, und Oheim und Mutter gaben sich gern mit seinem höheren Studium auf dem Lyceum zufrieden. Drei Jahre dauerte dasselbe, und jedes dieser Jahre hatte nach drei Richtungen hin einen entschiedenen Einfluß auf die spätere Richtung, auf das ganze Leben des jungen Mannes. Zuerst in kirchlicher Beziehung, in immer größerer Ableitung vom Dogma auf den Weg eigener Forschung; sodann in schriftstellerischer Beziehung durch Anfertigung einer prosaisch-poetischen Arbeit, der Beschreibung eines Sommerabends in den Gegenden Nizza's und Turins; sie wurde, als die beste Arbeit von Allen, öffentlich vorgelesen, und machte einen so bedeutenden Eindruck, daß Viele an ein Plagiat dachten, wo der Verfasser durchaus Original gegeben hatte. Diese Arbeit war der Keim zu des Verfassers erstem Roman: „Die hohe Braut“. Das dritte Jahr brachte dem Jüngling seine „erste Liebe“, deren ernste Folgen ihn schon bald an Gründung eines Ehelebens denken lassen mußten.

Am 9. September 1809 beschloß er seine Lyceums-Studien mit einer lateinischen Rede in so freistündiger Weise, daß sie ihm die Pforten der Theologie, die er anfangs beabsichtigt hatte, verschloß, und er stand nun am ersten großen Scheidewege seines späteren Lebens. Gern hätte er Jura studirt, aber dazu hätte er nach Weipharz's Reichskammergericht gemußt, und dazu war kein Geld vorhanden. Was nun zu thun? Er beschloß endlich, die Vorstudien zur Anatomie bei dem neu errichteten Krankenhause zu machen und widmete sich derselben auch mit allem Eifer; seine später so fruchtbar gewordenen tiefen Blicke in die Physiologie des Menschen gewannen hier wohl ihre ersten Grundzüge. Als Endresultat dieser Studien schaute aber doch nur ein gewöhnlicher Chirurg vor, der zugleich Bartschreier sein mußte, und dieser Gedanke machte namentlich dem Oheim Entsetzen, wenn er ihn mit den reichen Anlagen





Inzwischen hatte das Treiben der Jesuiten und Ultramontanen auch den besseren Theil der katholischen Geistlichkeit des Landes aufgeregt; wie viel mehr erst unsern wackern König. So schrieb er denn in dem vom Pfarrer Friedrich zu Frankfurt gegründeten Journal „Der Protestant“ viele gegen jenes Treiben gerichtete Artikel und gab dieselben im Jahre 1829 bei Sauerländer in Frankfurt, unter dem Titel: „Kreuzkranz eines Katholiken“ heraus. Das Domkapitel in Fulda verlangte Widerruf, und als Antwort darauf veröffentlichte König das Werk: „Christbaum des Lebens“, worin er die Nothwendigkeit der Reformation darlegte und mit dem Katholicismus brach. Bald darauf, 1830, wurde er exkommunicirt; unter dem Schutze seiner Regierung zwar nicht öffentlich von der Kanzel herab, aber doch geheim und durch Dekret. König blieb nun ohne Kirche, in religiöser Selbständigkeit; auch der Uebertritt des früheren Chefs und Freundes, Graf Bentzel-Sternau, zum Protestantismus, konnte ihn nicht zu demselben Akt bewegen; er bemühte sich als freier Einzelner, durch sittliche und geistige Reinheit seinen Baustein zum großen Bau des Christenthums darzubringen.

Kaum hatte er ruhig diese kirchlichen Kämpfe abgeschlossen, als ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in staatliche Kämpfe warf, indem er als Landtagsdeputirter nach Kassel gesendet wurde. Mit derselben Offenheit und Freisinnigkeit, bei aller Ruhe und Festigkeit, womit er dort gekämpft, kämpfte er nun auch hier, und vergeblich wendete das Ministerium Haspenpflug zweimalige Auflösung des Landtags und Einschüchterungssystem gegen die Beamten an. Es erschien Königs Schrift: „Leibrecht und Verfassungsrecht, oder über die Bürgergarden“, und er resignirte auf Beförderung im Staatsdienst. Niemand aber war, der nicht seinem Charakter und seiner Gesinnung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ; Niemand, der ihn Nebeninteressen und Rücksichte vorwerfen konnte und wollte.

Und inmitten all dieser Kämpfe, doch schon in die Vierziger eingetreten, sollte seine eigentliche Hauptkraft erst zum Durchbruch kommen, sollte er seine Lebens- und Dichteraufgabe beginnen; er schrieb seinen ersten Roman: „Die hohe Braut“. Das Buch zündete sofort; Raabe, damals Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“, war der Erste, der es mit Posaumentönen der Literatur verkündete; damals fand die Kritik noch Ansehen und Glauben — das Buch wurde als „Ereigniß“ bezeichnet und ausgenommen, und Heinrich König war auf einmal ein berühmter Schriftsteller, Buchhändler, Redakteur, Almanachsherausgeber, junge Dichter und Kritiker drängten sich um ihn. Er aber blieb der ruhige, stille, anspruchslose Mann; immer ernster, immer tiefer, mit immer größerer Pietät seiner hohen Aufgabe nachstrebend, und so denn auch immer bedeutender schaffend, was wir im Eingang dieser Skizze als seine Werke nannten.

Was daran schon gleich zu Anfang überraschte, war die männlich-feste Abgeschlossenheit, die klare, objektive Ruhe, die hohe ethische Würde, wie man das Alles bei einem ersten Werke solcher Art unendlich selten findet; hier nun zeigte sich, was wir oben andeuteten, wie die bedeutame Charakterentwicklung des Mannes dem Dichter glücklich vorgearbeitet, ihn zu seinen Schöpfungen sicheren Grund und Boden vorbereitet hatte. Und jene seltenen Dichtergaben wurden nun stets klarer, freier und schöner, und die Anfangs damit verbunden gewesene Herbheit und Sprödigkeit wurde verschmelzende, rein menschliche Harmonie. Darin erinnert König bedeutend an Böhme, nur daß König größeren historischen Geist besitzt; in der Lebenswürdigkeit und Einfachheit seines Erzählens steht er Hauff am nächsten, nur daß er diesen an Tiefe und Gehalt übertrifft; Spindler's Erfindungskraft, Leidenschaft und frappante Charakteristik erscheint bei König solider und künstlerisch sittlicher, und nur W. Alexis könnte ihn in gesunder, unmittelbarer Naturkraft übertreffen, wenn derselbe nicht nach der andern Seite hin so tief in altpreußischem Geiste steckte.

Die Romandichter der specifisch modernen Gegenwart gehen eben in dieser Richtung zu weit ab von Königs historischem Schaffen, um ihn auch noch mit diesen parallelisiren zu können.

Und eben dieser weite, klar und fest fixirte Hintergrund und Boden des historischen Schaffens bei König ist es, der dasselbe stets so resolut, koncis und gesund, und, unbeschadet des absichtlosen Kunstwerks, so fruchtbar, nützlich anwendbar erscheinen läßt; denn König ist nicht nur historischer Romandichter in dem Sinne wie Walter Scott, der mehr Sittengemälde gab, als er zeitbewegende Gegenstände wählte; er faßt Beides zusammen, er wählt seine Stoffe meist aus großen Uebergängen in der Entwicklung eines Landes, eines Volkes, die dann wieder ein helles Schlaglicht auf die eigene Zeit werfen; dabei malt er mit feinstem Pinsel das ganze Wesen, die tiefste Charakteristik jener Zeit nach und mit dem Instinkte der naiven Dichterkraft, weiß er auch überall das Stete im Menschen, das Reimenschliche, was an keine Zeit gebunden ist, hervortreten zu lassen. Am bedeutendsten treten gerade diese ange deuteten Vorzüge in seinem Roman: „Die Kubiſten in Mainz“ hervor.

Schließen wir ab, indem wir sein äußeres Leben noch von da an verfolgen, wo wir vorhin es verlassen, wo er auf einmal der berühmte Schriftsteller geworden war. In dieses Glück trat auch das Glück, daß die 25jährigen Leiden seiner Frau durch den Tod beendet wurden. Es war zu Anfang 1835, die Unglückliche starb unter erschütternden Umständen, und eine Sektion erwies Verbitdung der inneren Hirnschale, die stets mehr auf das Gehirn gedrückt hatte. Trauernd, doch glücklich, frei von banger Sorge und Qualen, gehoben von Ruhm, ging nun das Schaffen frisch weiter: „Die Waldenser“ und „Williams Dichten und Trachten“ wurden vorbereitet, geschrieben, in die Welt gesendet; aber bei den vielen amtlichen Pflichten mit solcher körperlichen Anstrengung, daß der Grund zu späteren ernstern chronischen Leiden gelegt wurde. Sehnsucht nach Liebe, Mittheilung, nach häuslicher Freude und

kaum genossenem Eheglück, führten nun den Dichter zum Zweitemale in die Ehe und zwar in eine innig glückliche, wohlthend ausfüllende und anregende, mit einer gebildeten Frau aus dem Kreise des höhern Fabrikstandes; bald darauf heiratete auch seine Tochter einen braven, gebildeten Schulmann.

Langdauernde Bekanntschaft mit einem geistvollen Kuffen gaben Veranlassung zu dem vortreflichen Werke: „Literarische Bilder aus Rußland“. Im Jahre 1839 wählte ihn Hanau noch einmal zum Landtag. Der Mißliebige wurde dafür 1840 nach Fulda versetzt, als Obergerichts-Sekretär; dem Klerus zum Verdruß, den katholischen Bürgern zur Schen, doch herzlich aufgenommen in einem gebildeten protestantischen Kreise, zu dem Anfangs auch Dingelstedt gehörte. Ein Jahr darauf verloren die Eltern ihren prächtigen, vierjährigen Knaben. Nun erschienen „Regina“ und „Veronika“; zwei Jahre im Seebad brachten das Buch: „Eine Fahrt nach Ostende“. Die Jahre 1846 und 1847 schufen „Die Kubiſten in Mainz“. Anhaltende Leiden hatten den Allzuheißigen schon auf eigene Kosten einen Mitarbeiter in seinen Amtspflichten aufstellen lassen; jetzt, im Sommer 1847, bat er um Entlassung aus dem Staatsdienst; er erhielt sie mit Pension.

Der welthistorische März 1848 zog den Dichter zurück nach Hanau, um im Kreise alter Freunde und theurer Verwandten der Frau, die Entwicklung der Ereignisse zu verfolgen. Er hinterließ in seiner Vaterstadt die Liebe eines gebildeten Kreises, eine auch den Kircheneifrigen abgenöthigte Achtung, die Zufriedenheit der katholischen Geistlichkeit mit seinem Rückzug und ein kleines Grab mit Immergrün. Der Bauernstand des Kreises Hanau wählte den würdigen Kämpfer früherer Zeit auf's Neue; er ging im April zu dem vom Märzministerium benannten Landtag nach Kassell. Kämpfe, Stürme, Arbeit aller Art vollauf! Dabei Unachtsamkeit auf sich selbst — so steigerte sich sein krampfhaftes Asthma auf's Höchste, doch hielt er tapfer aus bis zum November, wo er dann bedenklich krank nach Hanau zurückkehrte. Ruhe und Pflege machten ihn aber bald



genesen; er besorgte die neue Ausgabe von „William's Dichten und Trachten“, das er jetzt „Shakespeare“ nannte, und „Regina“; er schrieb „Haus und Welt“ und „König Jerôme's Karneval“. Leider können wir die bisher gegebene hohe Anerkennung des Dichters nicht auch auf seine, von da ab bis jetzt erschienenen Werke ausdehnen, weil dieselben nicht allein einen Rückschritt, sondern auch eine Abirrung nach dem Sinnlichen, oder was noch schlimmer, nach dem Faunischen hin, so wie nach geschwätzigen Wizen und Wortspielen andeuten. Die besondere Aufmerksamkeit, die wir seinem innern und äußern Leben und die Liebe und Hochachtung, die wir seinen Werken widmeten, wird ihm am besten sagen, daß wir gewiß nur mit innigen Bedauern also von ihm scheiden müssen.

Nus:

### „William's Dichten und Trachten.“

#### Shakespeare als verlornen Sohn.

Die Antertaverne galt damals eine Zeit lang für die besuchteste Wirthschaft in London. In der Nähe der Themse und des Hauptlandungsplatzes gelegen, war sie besonders für Schiffsleute sehr bequem, und diesen zog sich dann Alles nach, was nur irgend mit Handelsangelegenheiten zu thun hatte. Das Haus war vielfach geräumig und auf's Anständigste eingerichtet, so daß man hier Geschäfte verabreden und abschließen konnte. Jeder fand hier zu bestimmten Stunden, wen er von Handels- oder Schiffahrts-Verwandten brauchte, — Schiffer, Rheder, Matler, Handlanger, Lastträger und dergleichen. Diese Geschäfte wußte der Hausbesitzer auch als Wirth auszubenten; indem er eine gute Küche und einen ausgewählten Keller hielt, und sich auf kluge Behandlung seiner Gäste verstand. So kam es, daß auch Geschäftsleute, die nur auf Ledersbissen und Neuigkeiten ausgingen, sich hier, nach einem scherzhaften Ausbruche des Wirthes, — gern vor Anker legten. Zu Schiff ankommende Fremdekehrten gewöhnlich hier ein, um sich in die Stadt führen zu lassen, oder von hier aus ihre Einrichtungen zu machen.

Ein so vielfältiger Verkehr brachte freilich auch manchen Seesrum mit in die Wirthschaft; allein Dumbleton, der Wirth, war ein geschickter Steuermann. Mit so viel Ruhe im Blick, als Beweglichkeit in den Beinen fand er seine Lust an der kleinen tollen Welt, die er mit Laune überfah, und mit Artigkeit beherrschte. Er ließ Jeden gelten und behandelte ihn, wofür er gelten mochte; die Geschelten schätzte er, und ergötzte sich an den Narren. Er konnte

sich über ernsthafte Dinge mit Verstand unterhalten, und wendete sich dabei einem Ocken zu, um eine Albernheit zu beantworten. Gegen Alle war Dumbleton zuvorkommend, bequeme sich Allen an, und doch ließ er am Ende Keinen auf eine oder die andere Weise ungenect. Denn — sagte er zu Vertrauten — Niemand, wenn er nicht zur Niederträchtigkeit geboren ist, kann immer und überall unterwürdig sein, ohne sich auch irgendwo einmal zu erheben. Ich muß Allen dienen, das ist mein Geschäft, Jedem den Durst löschen, Vieles ohne mich ergeben lassen; dafür zapfe ich denn auch einmal die Thorheit meiner Gäste an, und nippe an ihren Albernheiten, um nicht zuletzt ganz zu verrecknen. —

Das bunte Treiben im Anker, die geschmackvolle Wirthschaft, der humoristische Wirth zogen noch eine andere Gesellschaft herbei, die mit Schiffsabst und Handel nichts zu thun hatte, — junge Männer voll dichterischen Uebermuths und Künstlerlaunen, die in ihrem ungebundenen Wandel täglich etwas wilden Zeitvertreib und neue Aufregung suchten. — Ein Theil dieser lustigen Gesellen, — Dichter, Schauspieler und Kunstfreunde, hatten auf heut' ein feines Abendessen bestellt, da es gerade den ganzen Tag über im Anker wild durcheinander ging. Es war nämlich die erste englische Expedition nach Ostindien glücklich heimgekehrt, und brachte kostbare Ladung mit, die man theils an den reichen Küsten friedlich einkaufte, theils den Portugiesen feindlich abgenommen hatte. Diese Waaren und Beuten sollten nun ausgeschifft und vertheilt werden. Was gab es da nicht ausstaunen! Einige farbige Sklaven, seltsame Thiere, sonderbare Gewächse, befremdliche Kunstfachen und kostbare Güter. Der ganze Handel, alles Schiffswelt und jede Neugierde von London war in Bewegung, eilte nach den Schiffen und drängte sich in den Anker. Kaufleute und Lords vergaßen ihre Standesunterschiede über dem gemeinsamen Verlangen nach indischen Schätzen. Dazwischen war ein Fragen und Berwundern. Der schmutzigste Schifferjunge dieser indischen Expedition wurde hoch angesehen, und unter den zurückgekehrten Matrosen war keiner, der sich nicht als einen Mittelpunkt von Wundern und Abenteuern gefühlt hätte, die er alten Bekannten und neuen Zuhörern anspendete. Die ungemessenen Fragen der Umstehenden nöthigten die Erzähler, sich selbst zu überbieten. Denn die Meinung, die man von dem märchenhaften Indien hegte, war nicht so leicht zu befriedigen; so daß die Erzähler, um doch nicht unter der Erwartung zu bleiben, sich mit den abenteuerlichsten Erfindungen aufwinden mußten. Dies setzte den wildesten Lärm in der untern Wirthschaftshalle ab, ein Getöse, das von Zeit zu Zeit bei neuem Wein und Willkomm in lauter Jubel aufschlammte.

Unter diesem Wirrwarr vergaß aber Dumbleton jene Künstler,

seine Lieblingsgäste, nicht. Für sie hielt er ein oberes Sälchen abgeschlossen, aus welchem die Freunde über einen Balkon herab die untere weite und hohe Wirthschaftshalle überblicken konnten. Diese Gelegenheit war eben zu ihrer Unterhaltung mit berechnet; indem es die Schauspieler und Dichter vernünftige, zur Abwechslung nun auch einmal Zuschauer eines Spektakels zu sein, das ihnen so bunt gemischte Gäste, ohne es selbst zu wissen, aus dem Stegreife hielte. — „Se, ihr Burche!“ rief der Wirth einigen seiner Aufwärter zu, die in leinenen Hosen, offenen Füßen und grünen Schürzen umherprangen. „Vergeßt mir den Barnasius nicht!“ Bei diesen Worten klangte er nach dem Altane an der hintern Wand. — „Seht zu, wie weit der Dönsenrücken gebraten ist. Meine Athener werden bald da sein. Der König Johann agirt schon seit drei Stunden.“

Es war mithin vier Uhr Nachmittags; da zu jener Zeit das Schauspiel von ein Uhr an bei hellem Tageslichte gegeben wurde.

„Der König Johann ist ein großes Stüd und spielt lange!“ bemerkte ein stiller Gast im Eckchen, mit welchem der Wirth sich eben unterhalten hatte. „Ich habe das Stüd letzten Winter in Blat Jhrars gesehen. Nicht wahr, sie spielen ja schon in Southwark?“

„Ja“, versetzte der Wirth, „in der Kofe; das Sommertheater ist seit dem ersten dieses Monats angegangen. Es wird aber heute nicht sehr besucht sein: das Volk spielt ja selbst hier und draußen am Flus das neue indische Maulosfenstüd.“

„Ich bin sonst nicht so wie die londoner Welt in das Schauspiel vernarrt“, fuhr der Gast fort: „Der König Johann aber scheint mir doch ein vortreffliches Stüd Arbeit, und rühret gewis von einem guten Kopfe her.“

„Den Kopf könnt ihr hernach sehen, Meister!“ versetzte Dumbleton. „Er kommt auch mit den Andern, und speist droben auf dem Barnas.“

„Was nennt ihr: par Ras?“ fragte der Bürger. „Droben sitzt man ja nirgends im Anker, weder oben noch unten, dafür ist das Haus bekannt.“

„Gut gesagt!“ lachte Dumbleton. „Kommt also mir immer hierher, wenn euch die Rußen auf dem Trocknen sitzen lassen. Wisst, da oben hinter dem Balkon heißt es der Barnas, wo die Müsenöhne sitzen. Dort ist doch der Rahm, der Schmant meiner Gäste, und setzt sich mit Recht oben auf — ganz oben der vortreffliche Kopf, von dem wir sprachen. Das ist mein nobler Epheffer, das ist der wahre Imperator. Heut' sitzt er wieder auf Nummer Eins, — mit parfümirter Serviette. Ja, das ist ein außerordentlicher Kopf für die Welt und was über der Welt hinaus liegt;



mit einem Munde, der lauter Perlen und Diamanten spricht, der sich jedoch auch für Stodfish mit Baskinaten, für Böckelsteich mit Rüben aufbunt."

"Ja, das ist es eben, Master Dumbleton," sagte der Gast, "daß diese außerordentlichen Köpfe doch auch nicht ohne den Vetzelsack des Magens durch das Leben kommen. Und sie sind vielleicht noch erpöchter, als Andere, auf die Lebensgenüsse. Da kommen Einem doch die Piratauer viel respektabler vor. Ich war neulich in einer ihrer Versammlungen, — der Lord-Major und mehrere Aldermänner waren auch da, — und ich gebe diesen glänzigen Brüdern nicht Unrecht, daß sie wider die gottlose Poesie und das sittenlose Schauspiel eifern. Es ist doch keine Kleinigkeit um einen sauberen christlichen Wandel! —" "Ja wohl!" sagte Dumbleton. "Ich will auch jetzt ein christlich Schild an meinen Untersehn: „Kommt alle zu mir, und ich will euch erquickten.“" Ich will ganz nach der Bibel wirtschaften!" —

Unterdessen hatten sich mehrere Freunde, die heut' nicht in's Theater gegangen waren, voraus im obern Säulchen eingefunden, und traten auf der Altan heraus, um dem lärmenden Treiben in der Halle zuzusehen. Dumbleton grüßte sie von unten, und deutete lachend auf das tolle Gewühl. Da sie ihn aber nicht verstanden, ging er hinauf. —

"Heut' werdet ihr edeln Athener euer eigenes Wort nicht verstehen," sagte er. "Seht, da unten umsegeln sie eben das Kap Comorin; dort links liegen die Nilobar-Inseln, und wenn ihr euer Auge redt anstrengt, so seht ihr da hinten nach dem Schentische zu Malakka hervortreten. Hört ihr den langen Matrosen dort von den Seeungeheuern Indiens erzählen? Und seht, wie ihn alles gaffend zuhört! Ist es nicht merkwürdig, — seht nur! — daß eilig zührende Menschen nach dem Maße ihrer Verwunderung die Mäuler aufsperrn?"

"Et, nun," versetzte Rask, "vor erstaunlichen Dingen werden wir immer wieder zu Kindern, und wollen die Sachen in's Maul stecken."

"Aber was die nicht erzählen können!" fuhr Dumbleton fort. "Heut' ist mein Haus voller Dichter, oben und unten. Ihr, meine edeln Athenenser, zieht heute den Kürzern, ich wette: die da unten bringen Meerwunder, und all eure Spektakel-Stücke in Black-fenars, in der „Rose," in der „Hoffnung" und wo nur Bretter aufgeschlagen sind oder eine Travese herabhängt, werden abständig werden, wie zu alte Fische."

"Wer sind denn aber die genannten Schreier jenseits des Pfeilers?" fragte Thomas Deklar.

"Die dort?" erwiderte der Wirth. "Wie soll ich sie in eurer

gelehrten Sprache nennen? Das sind die Participien der zukünftigen Zeit."

"Solche gibt's im Englischen nicht!" rief Rask.

"Aber in England!" überbot ihn der Wirth. "Jene gehören nämlich zu Walther Raleighs Gefchwader, das nach den Wildnissen von Guiana segelfertig liegt. Dort soll nach allen Reiseberichten die Stadt Eldorado anzutreffen sein. Alle die lumpigen Kerle, die kein ganzes Stück Kamelt auf dem Leibe haben, hoffen dort vergoldet zu werden, und als Goldkäser zurück zu schwärmen. Hof- und Handelsleute haben das Gefchwader ausgerüstet, und theilen demnächst die ungeheuren Schätze. Die dort trinken eintweilen drauf."

"Haha!" lachte Rask, — "nun verstehe ich dich, Dumbleton: die participiren also an der Zukunft. Gut gesagt! Aber vergiß du über dem Latein die Küche nicht; sondern schaffe dein bestes Küchenlatein herbei, und mach' uns bald zu Particpanten der gegenwärtigen Zeit. Verstehst du?" —

"Ohne Randglosse, ihr Herren! Ihr sprecht einen derben Text, besonders wenn ihr kritizirt," antwortete der Wirth. "Sobald ihr beisammen seid, kann's losgehen. Aber es fehlen noch Etliche. Wo bleibt denn heut' unser edler Ephefier, Master William? Das ist noch ein Mann! der bessert an seinen Werthen, nicht an seinen Wirthen."

"Auch Burbadge fehlt noch!" riefen Einige. "Wie kommt denn das? Beide sind doch sonst viel zu artig gegen einen guten Braten, um ihn warten zu lassen."

"Geduldet euch ein wenig — es wird da unten gleich zu einer herrlichen Vorkost kommen," lachte Dumbleton. "Hört nur! die heimgelehrten Indiensfahrer übertreiben ihre Erzählungen, um jene zu ärgern, die nach Guiana wollen, und diese spannen dafür ihre Erwartungen, um jene zu überbieten. Aus Eifersucht und Mißgunst fallen die bittersten Stichefreden; ehe wir uns dessen versehen, werden sie handgemein sein, und diese, was sie erdichten, jene, was sie erwarten, mit Häuften gegen einander abwägen."

Wirklich hörten die Freunde nicht lange dem Wortwechsel zu, als ein Tumult in dem dämmernen Saal aufgetrübte. Erst regnete es Schimpfreden, bald bagelten die Knittel drein, die man damals immer in der Nähe hatte. Der Wirth eilte hinab; doch blieb den Freunden keine Zeit, den Friedenschluß abzuwarten, weil hinter ihnen selbst im eignen Speisefächeln Lärm entstand. William war eben eingetreten, und Burbadge erreichte ihn mit heftigen Antworten.

Beide Bühnengenossen waren wenigstens für den gewöhnlichen Umgang ganz gute Freunde, bis auf ein wenig Reid, mit welchem

Burbadge, der Heldenspieler, auf Williams zunehmenden Dichterruf blickte; indem er gern sein bedeutenderes Schauspieltalent gegen Williams Dichtergaben hervor zu heben suchte. Darüber hatte man sie wohl schon im Wortwechsel gesehen; diesmal aber schien der Zwist doch mehr auf sich zu haben.

„Solche Tüde und Treulosigkeit hebt alle Gebühr edler Kameradschaft auf!“ sprach Burbadge mit lebhaften Geberden. „So handelt Menschen, die sich des Bartsgefühls entleert haben, und ohne den Schmutz edler Freundschaft leben. — Selbstlinge, elende Habichtlinge! Ha, ich verachte das! Aber ich trage darauf an, Sharper aus unsern vertraulichen Abenden auszustossen. Jeder von euch hat sich gleicher Hinterlist zu versehen, wie ich sie eben von ihm erfahren habe. Ich spreche im Interesse unseres Abendvereins. Hier muß volles Vertrauen walten. Hier muß ungebundene Lust keine hinterlistliche Falschheit zu fürchten haben. Schon bisher hat der da (er deutete auf Sharper) den Pokal unserer nächtlichen Feite selten bis auf die Heien mitgetrunken; theils aus Geiz, denn es ist ja bekant, wie er die Engel und die Sovereigns unter'n Daumen hält; vorzüglich aber aus Hochmuth, denn ihr seht ja, wie er sich über dem unwerdenden Glück seiner zusammengeflüchten Schauspieler täglich mehr streckt, und seinen Hohn über uns ausläßt. Sollen wir uns das gefallen lassen? Ich frage, warum? Schrempft etwa unser gedegneter Werth ein, wenn seine Einbildung sich aufbauscht? Und wenn nun sein Dünkel auch nicht einmal mit Bartsgefühl gestiftet ist, so schließe sich unsere Gesellschaft um ein Glied enger, — um ein angestricheltes. Ist hier mein Platz gedekt? Ich esse nicht mit; ich werde zu gehen wissen, wo dieser bleiben darf.“

Die Freunde hörten dieser übertriehene Worte mit Verwunderung an. — „So redet doch deutlicher! Was ist denn vorgelassen?“ riefen Mehrere, und sahen abwechselnd von dem hin und her rennenden Burbadge nach William, der in einer Ede mit gefalteten Händen auf dem Knie seines übergeschlagenen Beines ruhend lächelte. — „Unser tragischer Freund versteht keinen Spaß!“ sagte er, „und ihr versteht unsern erhabenen Burbadge nicht. Er hat einmal den edlen Schwung, Alles hoch aufzunehmen; wobei uns aber die treffsicheren Reden und die wohlgemessenen Geberden zu gut kommen.“

„Hüte dich vor diesen Geberden!“ rief Burbadge, „wenn ich dich züchtige, werden sie ungemessen.“

„Seht ihr!“ versetzte, ein wenig gereizt, William, „seht ihr den Verschweider! So geht er mit den erparten und erborgten Redensarten seiner Hellen um! Kein Dichter kann ihm mehr mit Ehren so fühne Worte selhen; er bringt sie in den Kneipen durch,

So soll er schon den ganzen „Hieronymus“ dreimal verpugt haben.“

Bei dieser Anspielung auf die sogenannte spanische Tragödie, ein damals verspottetes Nachwerk, brach ein allgemeines Gelächter aus. —

„Gleider!“ schrie Burbadge, und rannte mit zwei gehobenen Häufen um den gebetteten Tisch auf William los. Dieser aber stand schon, den Beleidiger mit gegogenem Degen zu empfangen und abzuhalten. Die Freunde sprangen dazwischen.

„Ist das Anstund und Betragen?“ rief Goudel. „Haben dich die Matrosen drunten angestekt, Burbadge? Was auch William gegen dich gefehlt haben mag; du hast eben zwei unzünlliche Häufte dagegen in die Wagschale gelegt, und ihr müßt euch entweder auslöschen, oder die Beleidigung ausfechten, wie es Künstlern geziemt.“

„Ausfechten, ja, ausfechten!“ rief Burbadge. —

„Ich rathe lieber zum Frieden.“ fiel Nash ein, „und beschwöre euch bei dem gebratenen Ochsenrücken mit scharter Brüh, den hier unser ehrer Dumbleton heranschiebt: verpöcht euch und bedenk, wie nach dieser Motion die köstlichen Bissen schmecken werden!“

„Mit diesem kostbaren Botargo!“ rief der Wirth, dem die Kellner mit den Schüsseln folgten. „Botargo, ihr Athenienser! der Vater des Turkes, der Kuppler weissen und rothen Bastardes!“

Er stellte die Flaschen umher, die mit den damals so benannten Weinsorten gefüllt waren.

„Hat euch der König Johann noch Kräfte gelassen,“ fuhr Dumbleton fort, „so zeigt es jetzt. Auf! ihr Kämpfer am Parassus, und laßt die Schlacht beginnen. Sagt mir nichts von den dreihundert Spartanern bei Thermopyla; meine zwölf Athenienser will ich fallen sehen. Legitime Künstler sollen hier von Bastarden geschlagen werden: solch eine Tragödie soll hier auf dem Parassus in Aktion kommen, oder vielmehr in Passion. — Nun, was gibt's? Master William, mein nobler Ephesier, hier oben ist euer Platz.“

„Dein nobler Ephesier ist angelagert!“ lachte Armin. „Doch, wie war's, Brüder, wenn wir unsern Wirth zum Richter setzten? Er soll den Zwist dieser beiden Streithähne schlichten. Unser weiser Dumbleton, unser Salomo spreche Recht!“

Viele riefen Beifall, und der Wirth setzte sich sogleich mit gravitätischer Miene auf den obersten Platz, indem er seine Schürze als Mantel über die Schultern nahm. — „Lobs!“ rief er dem aufwartenden Kellner zu, „geh und gläse einen Sekt mit Zucker und Gewürz, und richte dort in der Ecke ein Bankeit an für zwölf Mann, für ein Duzend Ephesier. Einer der Streitenden ist gewiß schuldig, und den verurtheilen wir in die Kosten des Bankeits.“



Oder wenn der Fall überalemonisch verwickelt wäre, so vertheilen wir die Kosten unter beide Streitende. Ich werde mir als ein guter Richter zu helfen wissen. Und jetzt fragt mir den Fall vor. Nash, unser Kritiker, zerlegt einseitigen den Dönsenruden, bis er wieder einen Dichter unter's Messer kriegt. Ihr werdet den Braten ganz nach euerm Geschmack finden, ganz wie eure Kritiken, — inwendig noch ein wenig roh. Nun zur Sache! Sprich, William, mein Hefter!"

Dieser, so aufgefordert, versetzte: „Wollt ihr einen Vortrag im großen, pathetischen Styl, so laßt Master Burbadge reden; wollt ihr aber einen Spaß spöthhaft vernehmen, so will ich das Wort behalten.“

„Ich halte es mit einem guten Spaß, ernsthaft behandelt, —“ entschied der Wirth.

„Nun, so hört!“ begann eben William, als der bis jetzt unruhig hin und her gewandelte Burbadge mit den Worten stehen blieb: „Ich erwarte euch um Mitternacht vor dem Hause, in welchem ihr euch vorhin schurkischer Weise eingedrängt habt. An jener Schwelle fordere ich meine Gemüthsruhe. Kommt und du, Dönsler, kommt als meine Sekundanten mit. Meinen Tischplatz lasse ich gern euerm weisen Salomon. Lebt wohl! Auf Wiedersehen um Mitternacht, — wer kein Schuft ist!“

„Ghrner Rasen!“ rief ihm der Wirth, an die Stubenthüre eilend, nach, — „ihr habt das Bankett zu bestreiten und den gebrannten Sekt!“

Das Beifallsgelächter der Freunde erscholl. „Ein zweiter Daniel, unser Wirth!“ rief Nash; „er hat, denke ich, den Nagel auf den Kopf getroffen.“

„Und doch reißt er a us!“ schmunzelte Dumbleton.

Sobald das Hauptgericht verzehrt war, mußte William erzählen.

„Vor Anfang des fünften Aktes,“ sagte er, „bemerkte ich einen zerlumpten Burschen mit langen, leisen Schritten auf der Bühne umher spähen, und erkannte ihn für einen der Gauner, wie sie vor und in dem Theater aufwarten, und sich zu Bestellungen und Aufträgen anbieten. Erst glaubte ich, er sehe sich nach einem der vornehmen Schmelz-Jassen um, die uns auf der Bühne den Platz verscharren; da er aber nach dem Hintergrunde suchte, wo wir uns aufhalten, trat ich ihm mit der Frage in den Weg, zu wem er wolle. — Zum großen Burbadge, zum Master Burbadge! sagte er, und nahm in demselben Augenblicke den Gefaschten wahr, der am Duervorhange stand. Die Neugier reizte mich; es galt offenbar eine Bestellung. Eufich! war ich hinter der Traverse und horchte. Der Gauner beschrieb unsern Burbadge ein Haus

am Dowgate, wo man quer nach der Cornhillstraße geht, und wenn es dem Master gefällig wäre, eine halbe Stunde nach dem Theater dort anzuklopfen, so würde ihm auf das Lösungswort: „Johann ohne Land“ aufgemacht werden. Ein reizend Weibchen und der Mann verzeift! sicherte der Liebeshete. Dort in der zweiten Loge rechts über dem Yard könnt ihr sie sehen; sie hat aber freilich die Maske vor. — Burbadge sagte zu und reichte ein Tintgeld. Ich verlor mich hinter der Traverse. Meine Rolle war zu Ende, ich eile am Schlusse des Stückes voraus nach dem Dowgate. Ich hatte keine Absicht, als zu sehen, ob wirklich eine Frau nach Hause fehre und Burbadge folge, denn dieser war, wenn nicht bei seiner Ehre, doch bei seiner Rolle angegriffen. Höchstens dachte ich mir den Spaß, den Freund mit meinen Auspielungen zu verblüffen, wenn er später zu Tische käme. Kaum stehe ich in eine Ecke gedrückt, so kommt wirklich eine junge Frau und eilt munter in das bezeichnete Haus. Sie hatte zwar ihre Theatermaske abgenommen, aber einen seidnen Schleier vor. Augenblicklich erinnert sie mich durch Gang und Gestalt an jene wunderbare Schöne, von der ich dir erzählt habe, Korwin; — weißt du, vor etlichen Wochen, als du mich gegen Abend nach meinem Streit mit ihrem Verfolger, Mann oder Liebhaber, auf der Straße triffst. Seitdem gehe ich auf allen Wegen der verschwundenen Unbekannten zu Gefallen. Keinen Tag ist sie mir aus dem Sinne gekommen. Denkt euch also meinen freudigen Schreck! Mein Herz schlägt heftig, meine Gedanken verweirren sich. Endlich ist sie gefunden! rufe ich laut aus, und stürze ohne Ueberlegung, in meinen Mantel gehüllt, nach dem Hause, klopfte; — wer drängt? ruft eine sanfte Stimme. Johann ohne Land! brumme ich. Der Kiesel geht auf, ein weibliches Weien rauscht in die nächste Stubenthüre; ich folge. Es ist wegen der geschlossnen Fensterläden ziemlich finster; ich werfe mich der Schönen — dafür halte ich sie, — in die Arme, und preise mich glücklich, sie endlich nach jenem Abende wieder zu finden. — Nach welchem Abende? flüsterte sie betroffen. Wir suchen einander mit den Augen an, die sich inzwischen an die Dämmerung gewöhnt haben, und erkennen unsern wechselseitigen Irrthum. Ich stehe um Verzeihung; sie lacht, ich lache, und das heitere Mißverständnis knüpft rasch ein neues Verständniß. Ich kann euch nur sagen, — sie hatte keine abgelegnen Lippen der mondächtigen Diana gekauft, sondern verband sich auf das Klüßsen. — Da klopf's an die Stubenthüre. Gott's Augenlid! ruft meine Schöne in brennender Verlegenheit. Ich hatte nämlich in der Hast die Hausthüre hinter mir offen gelassen, und so klopfte denn der bestellte Gast immer lauter an die Stubenthüre. — Holtet euch ruhig! flüsterte sie. — Aber es wird Burbadge sein, sage ich

lächelnd. — Wer? fragte sie höchst verlegen. — Der bestellte Bursch, der verspätete Held! lache ich. — Es war recht dumm und undankbar von mir; ich mußte der guten Frau in ganz falschem Licht erscheinen. — Nun klopp's ungesühnt. — Wer da? fragte ich. — Johann ohne Land! heißt es draußen. — Befehl! rufe ich. — Zum Teufel! Ich sage Johann ohne Land, und aufgemacht! schreit Bursch. — Die Frau zittert und bebt über den Lärm. — Ich öffne also dem zitternden Freunde mit den Worten: Guten Abend, Herr Johann ohne Land! Müdig! Ich bin Wilhelm der Eroberer. — Damit eile ich lachend aus dem Hause.

Der wichtige Ausgang eines lustigen Abenteurers setzte die Freunde in die beste Laune, die nicht ohne Rückwirkung auf die starken Getränke blieb. Diese jungen Männer kamen eben zusammen, um mit ihren Gedanken und Genüssen über alles Maß hinaus zu gehen. Es genügte ihnen nicht, die Tage hindurch ungebunden zu leben: sie wollten auch, wo möglich, keine Nacht an den „eingezogenen“ Schlaf verlieren. Daher schlemmten und zechten sie fast jeden Abend, schwätzten und sangen, und wenn ihr Uebermuth auf's Höchste stieg, verließen sie das Haus, durchzogen die Stadt, führten entweder gemeinsam einen tollen Streich aus, oder verloren sich einzeln in jene zahlreichen Häuser, wo Glücksspiel und Liebespiel ihre zusammengeschmolzene Baarheit vollends aufzog. Die ungemessenen Begierden, die unregelmäßigen Gedanken fanden bei solchen Zusammenkünften am meisten Beifall, und keinem aus der Verbündung fehlte es an Geist und gutem Humor, um dies rohe Treiben zu überschmelzen. Als Schauspieler vor ehrendem Umgang ausgeholfen, von den Bahnen eines hohen Ehrgeizes abgewiesen, faulen sie, so zu sagen, nur noch die Abwege der Gesellschaft für sich offen. Ihr Leben war antierlos und ohne Kompas; so flüchteten sie wie Vögel auf das Ungefähr eines jeden Tages los; das Leben war vielleicht der Einge, der aus dem Uebermuth leicht in den Ernst fiel. Dann ergriff ihn wohl eine Wehmuth oder eine Schwärmerci, und oft, wenn er dem Hohn und Gelächter der Uebrigen nicht wehren konnte, verließ er ihre Versammlung.

Sein eben erzähltes Abenteuer führte das Gespräch auf die Liebe und die Frauen.

„Es ist zu verwundern,“ rief Vass, „daß man sich hinsichtlich der Krauenliebe noch nicht zu einem völlerrechtlichen Grundsatze des Gemeinguts und des friedlichen Genußes vereinigt hat. Jedem ohne Meid und Streit zu gönnen, was ihm an Liebe irgend zu Theil wird, was er sich erobert. Denn nur in ihren Naturbezügen ist die Liebe wahr und zuverlässig; ihre sittlichen Rathsfel

lösen sich meist in Trug oder Täuschung auf. Mein Gott, — wie man sich nur um einer Geliebten willen schlagen mag! Eine Tollheit, der nun heute gar Einer unserer Brüder verfällt, an dem mithin alle unsere andächtigen Anternächte ohne Erleuchtung vorüber gegangen sind. Liebe und Wasser sind Lebenselemente, und dienen zur freien Verbindung der Wesen, sind nothwendig für den allgemeinen Durst. Krauenherzen und Trintquellen sind mithin Gemeingut. Wo ein Bräunlein springt, ein Bädlein rieselt, mag jeder schöpfen, der d'ran kommen kann. Die Sonne saugt aus dem Meer der Liebe, und läßt es über alle Steppen regnen. Ich bringe einen Toast aus: Wilhelm der Eroberer! Aber in doppelter Bedeutung, in persönlicher für unsern Freund, und in symbolischer, als Lösungswort für unser Leben. Wilhelm der Eroberer für immer! —“

„Wir müssen den Bursch zur Vernunft bringen,“ erklärte Lowin. „Welche Thorheit, um Eurer willen unser Blut vergießen, wodurch wir uns für die Andern schwächen. Den Weibern wollen wir ihre Schwäche lassen, und das Lachen für uns behalten.“

Man gab ihm Recht, und stimmte ein Lied auf die Schwachheit des weiblichen Geschlechtes an. William sprach: „Wohl sind die Frauen schwach, wir sollen es aber nicht mit Verachtung sagen. Sie sind, wie ihr Spiegel, gerbrechlich und wandelbar in den Gestalten, die sie aufnehmen und zeigen; aber wir Männer entehren uns, indem wir sie mißbrauchen. Jart, wie von Bau, sind die Frauen auch von Seele, — weich für jeden Eindruck, für den falschen, wie für den edeln. Liegt es nicht in ihrer Naturbestimmung, empfänglich zu sein? Wir sind die Ständer, wenn wir das Unedle an ihnen ausprägen. Wie dürfen wir das Wachs weich stellen, da es ja bestimmt ist, das Siegel der Ehre in sich aufzunehmen? Wir sollten sie nicht täuschen, sondern die Seele schäben, die sich hingibt, um Liebe, nicht um Schmach zu empfangen.“

Ein schallendes Gelächter der Freunde folgte auf diese mit einer gewissen Nüchternung ausgesprochenen Worte Williams. — „Er ist wieder aufgeweicht, er ist beträchtlich gerührt!“ rief es.

„Er hat mit ein paar Bechern eingefeuert, und nun löst schon sein Herz Wehmuth.“

„Gi William!“ rief ein Dritter, „du hast ja das Sprichwort, — Ein Feuer brennt das andere nieder: kenntst, laßt uns zusammen gehn! Ein Tellerchen gekochter Pflaumen wird unserm Willy gut thun.“

Diese Anspielung auf die lichterlichen Häuser, wo man den Besuchenden gekochte Pflaumen vorzusetzen pflegte, verdross unsern Freund auf das Tiefste.



„Still, Freunde,“ rief Nash, der Kritiker, in seiner trocknen bitteren Weise. „Wir haben auch unsern William sehr getränkt. Er ist nicht, wie wir sind: er schägt die Treue, er hält sich gern an Eine, die sich auch ihm allein widmen soll; er concentrirt sich und findet, was wir bei Hunderten suchen. Er besitzt also Weisheit. Aber noch mehr, — er besitzt auch Tugend, ja er besitzt die drei Kardinaltugenden; denn neben der Liebe hat er bekanntlich einen unbedingten Glauben an die Geliebte, hat die feste Hoffnung, seine jedesmalige Eine zu bessern und zu bilden. So nimmt er sich jetzt eines jungen Dings an, das er unterrichten läßt, mit der Nadel umzugehen. Das treue Schächgen hat es mir selber lachend erzählt. Denn durch eine gewisse Sympathie der Freundschaft gerathe ich immer auf Williams Tugendwege und stoße mich an seine Glaubensartikel. Doch erkenne ich auch hier meinen Ver-  
rath nicht, und wo er edle Liebe dichtet, recensire ich sie.“

Ein abermaliges Gelächter brach aus. William erhob sich mit einem verachtenden Blicke. Aber man hielt ihn fest, und bat ihn, Spaß zu verschieben.

Der Neckerei machte ein Halbduzend neu ankommender Gesellen ein Ende, die sich ohne Weiteres mit zum Bankett und zum dankenden Wirzjetze niederließen. Um dieses einmal bereiteten Nachtisches willen gab man es für heut' auf, noch anders wohin zu ziehen, und der Vorschlag zu einem Spiele fand Zustimmung. — „Was aber spielen wir?“ wurde gefragt. „Primavista oder Treskal?“

„Mit oder ohne Tiddy?“ —

„Mit, mit!“

„Nichts da, wir würfeln.“ —

Es wurde gewürfelt und zwar um hohen Einsatz. Auch William, um seine Unruhe und Verstimmung los zu werden, nahm Platz am Spieltische. Allein diese Unzufriedenheit mit sich selbst lockte das Glück nicht herbei: er verlor seine ganze Baarschaft und einige Stücke von Werth, die er an sich hatte.

Wie Mitternacht heranabte, tranken die Sekundanten heimlich zum Ausbruch. An der Luft im Freien empfanden erst die Fortgeschrittenen, wie sehr sie sich übernommen hatten. Auch William schritt etwas schwanfend. So langten sie am Vorgate an, als es eben von Sanct Pauls zwölf schlug. Burbadge stand schon an der Haustreppe, ein Fensterladen war halb geöffnet, der Mondschein fiel schräg in die enge Gasse, und gab ausreichendes Licht.

William, verstimmt durch den Wirrwarr des Abends, ärgerlich durch seinen Verlust, und von dem gewohnten Wein und Sekt schweren Kopfes, gab dem beleidigten Freunde eine Erklärung, die ihn hätte befriedigen können. Auch die Sekundanten ließen es nicht

an vernünftigen Vorstellungen fehlen. Allein Burbadge gab nicht nach. Er hatte der leichtfertigen Frau, wie sie sich über Williams Zudringlichkeit höchst gestellt, den feigen Flüchtling an der Hauschwelle zu rüchtigen gelobt, und bestand nun, der am halb-offenen Fenster Laufenden zu Gehör, mit prahlenden, beleidigenden Worten auf dem Kampfe. William abnte nichts von der Tüde des Freundes. Als er aber, von dem ziemlich gewandten Fechter Burbadge hart nach der Schwelle des Hauses gedrängt, eine weibliche Stimme ängstlich kläffern hörte: „Schont ihn, guter Burbadge!“ begriff er die ihm zuge dachte Beschämung. — „Ja, ist es so gemeint?“ rief er empört aus. „Willst du hier eine Heldenrolle spielen?“ — Mit den kühnsten Wendungen ging er nun dem Burbadge zu Leibe. Dieser gab in seiner Verlegenheit eine Blöße, und William stieß im Ähzhorn heftig und mit den Worten: „Da, Brähler!“ nach der Brust des Gegners. Mit einem Schrei sank Burbadge auf die Treppe. —

Mehrere Nachbarn der engen Gasse, durch das Klirren der De-gen geweckt, entriegelten ihre Thüren, und schrien: „Stöde her!“ William eilte nach der Thomsenstraße hinab, auf das Blackfriars-quartier los, in welchem seine Wohnung lag.

Als William aus kurzen, unruhigem Schlaf erwachte, fand er sich nur halb entkleidet, quer auf seinem Lager hingestreckt. Er erhob sich mit trübem Kopfe; seine Stimmung war wüth, und nicht ohne Anstrengung besann er sich auf die verschiedenen Vorfälle des gestrigen Abends. Er hatte Burbadge verwundet, vielleicht lebensgefährlich getroffen, und wenn die Kampfzeugen sich unklug oder unvorsichtig benahmen, so fiel er in gerichtliche Untersuchung und in die harte Strafe, die auf Zweikampf gesetzt war. Zu dieser Angst um seine Freiheit kam die Besorgnis um Burbadge. William stand auf, um den Freund zu besuchen, ihn zu versöhnen und für ihn sorgen zu helfen, zugleich aber auch zu hören, was er etwa zu seiner eigenen Sicherheit thun könne.

Das Licht brannte noch, obgleich der Tag durch die Fenster schimmerte. Spensers „Freukönigin“ lag aufgeschlagen und daneben der „Schäferkalender“ desselben Dichters. William pflegte vor Schlafengehen in einer oder der andern Schrift seines Lieblings, wenn auch nur wenige Verse zu lesen, und sich in zaubervolle Regionen, oder noch lieber in den Frieden des ländlichen Lebens, zu träumen. Er zählte die Tage zu den guten, die mit diesem Abendrotze der Empfindung geschieden waren. Der gestrige Tag gehörte zu solchen nicht. Er hatte, ohne sich darauf besinnen zu können, aus angewöhntem Bedürfnis das eine und das andere Buch aufgeschlagen, aber vergebens zu lesen versucht. Nun fiel ihm auch ein, daß Nelly, seine Hauswirthin, nicht wie sonst auf seine Heimkehr wach

geblieben war. William schloß einen bitteren Vorwurf darin, wie ungern er sich auch in dem Zustande hätte sehen lassen mögen, in welchem er heimgekehrt und auf's Bett gesunken war. Er erinnerte sich auch der leichtfertigen jungen Frau am Dörsbühl, der schweizerischen Mählgart, der verwegenen Neden und unsanftem Scherze, und wie er sich nach dem Gehen in der Schulade umjah, wohin er Abends seine Barschaft abzulegen pflegte, hatte er nichts mitgebracht. Dies Alles ballte sich zu einer trostlosen Verstimmung zusammen.

Nelly, wie es schien, mit verweinten Augen, brachte das Frühstück. William hielt sich still. Sie räunte schweigend auf. Endlich konnte sie doch nicht weggehen, ohne mit schmerzvollem Blicke und weicher Stimme zu fragen: „Wie geht es euch denn, William? Seid ihr wohl?“

„So, so, liebe Nelly!“ antwortete er mit erzwungenem Gleichmuth. „Nicht so gut, als wenn ich mit deinem freundlichen Gute Nacht! schlafen gegangen wäre.“

„Ach!“ seufzte sie, „was helfen denn meine Wünsche? Ihr habt euch wieder einmal einen unglücklichen Tag gemacht.“

„Freilich, gute Nelly! Wenn's bei einem bleibt!“

„Wie übel ihr aussieht! Und wie wird euch erst zu Muthe sein!“

„Schändlich, Nelly. Verfluchtes Gestern! Könnte ich es mit diesen Nägeln wegstichn!“

„O daß ihr euch niemals zu halten und zu mäßigen wißt, und euch so viel Leid und wirre Stunden macht! Aber was das Schlimmste ist, — diese bösen Tage wiederholen sich jetzt öfter, als vormals.“

„Ich wollte, du löst, Nelly!“ rief der Freund schmerzlich aus, und warf sich in einen Sessel. „Ich verlor mich selbst. Narren leuchten meine Tage heim, meine Abende verlöschen, wie qualmende Lampen. Ich vermiss' mein Leben. Wie ein Schatten streicht es vorüber. Gleich mir selber ist es ein elender Gauller, der ein Stündchen rast, ein Stündchen jammert, und von Niemandem mehr beachtet wird; es ist eine Hete, die ein Narr erzählt, — es ist ein Schall, ein Bombast, der nichts bedeutet.“

„Thut euch nicht Unrecht, guter William!“ fiel Nelly ängstlich ein. „Ihr habt viel Bactres geschaffen, und euer edler Geist könnte noch Herrliches thun.“

„Thun? Was ist dies Thun?“ rief William bitter aus. „Was bedeutet diese alberne Gabe der Poesie? Die Welle, die einer schumigen Wucht des Lebens Schamm schlägt und an der hingerigen Düne naht, — das ist der Dichter. Habe ich Liebe, habe ich Ehre davon? Nur draußen auf hoher See des Lebens bringt man diese Güter und Beuten heim.“

„Wenn euch Poesie und Kunst so wenig froh machen,“ sagte Nelly, „so ergreift doch etwas Anderes; ein Geist wie eurer kann ja das Leben an hundert Seiten fassen.“

„Wie schlecht verträgt sich mein Geist mit diesem tollen Leben!“ versetzte William. „Was will diese Glut in mir, diese Begier zu schaffen, die, noch ehe sie sich bethätigt, um Rinde wird, unabhängig, wild, treulos, mordfüchtig, schmachvoll! Freuden bietet dieses Leben aus, und wenn unser Geist sie erringt, muß er sie verachten. Verunsinnlos jagt er hinter des Lebens Beute her, und haßt sie, sobald er sie gewonnen. Alles wird zu einem giftigen Köder, der uns toll zu machen hingelegt ist. Wild werden wir im Verfolgen, rasend im Genuß des Lebens. Was ich anstrebe, was ich erringe und umfasse, reißt in's Ungemessene fort, und laßt mit Unfrieden. Nach Segen und Heil ringe ich, und erstarkt entwidelt sich ein Fluch daraus. Was ein Glück schien, wird ein Traum; was als Wahrheit leuchtete, zerrinnt in Täuschung; denn die Welt selbst, aus Nichts erschaffen, spielt nur den Schöpfungsfluch ab, auch wieder zu Nichts zu werden. Doch, wenn ist das etwas Neues? Wer aber lehrt uns jenen Himmel meiden, der uns in eine Hölle wirft?“

„Ach!“ seufzte Nelly, „daß ich euch so muthlos und in solchem Zerwürfniß mit euch selber sehe, nützen in euerm schönsten Lebensjimmer! Und mich dünkt doch, es müßte für euch etwas so Leichtes sein, glücklich oder doch vergnügt zu werden. Wenn ich es euch nur recht deutlich machen könnte! Kennt doch nur einmal euren Geist und eure Lust auf Dinge, die euer Herz nicht verwerten muß, und ihr werdet bald einig mit euch selber sein. Vor Allem solltet ihr euch von euren jetzigen Freunden und Gefährten weglassen, und dann eure herrlichen Gaben anbauen. Warum laßt ihr denn euer schönes Gedicht vom Adonis wieder liegen? Erst baltet ihr so viel Lust daran.“

„Ach, wenn ich keine andern Sorgen hätte!“ rief William. „Wo soll ich denn ein dichterisches Gebogen bemerken?“

„Sorgen habt ihr?“ fragte Nelly betrübt. „Ich habe ja doch noch eine hübsche Summe von euch in Verwahrung, und anzuschaffen ist jetzt nichts. Oder mache ich euch noch nicht Alles recht? So sagt doch nur, was euch fehlt, um bequemen und sorgenlos zu sein! Oder seid ihr nicht zufrieden damit, wie ich euer Geld verwalte, eure Anschaffungen mache, euer Geräth besorge und Alles, William?“

„O, du gute Seele,“ rief der Freund aus. „Nein, das ist es nicht. Du machst Alles und Alles recht, du bist verständig und trenn. Ich bin gehalten wie ein Kord. Aber kommt du auch so für mein Herz sorgen? Ja, du kümmerst wohl, Nelly; du bist reizend und anmuthig; aber eigensinnig und kalt. Liebe, Liebe suche ich.“



„O dies Leben, das nicht einmal ein Herz für mich hat! Das ist ein Leben für Polypen, nicht für Poeten, für Sequappen, für kaltes Gestrüpp, das sich im Moder nährt. O Kelly, und du hast ein so treues Herz!“ setzte er hinzu, indem er sie ärmlich umarmte.

„Nicht so, William!“ rief sie, und entzog sich ihm. „Nennst du das nicht Liebe, wonach ihr mit solchem Ungestüm trachtet. Was ihr unter diesem mißbrauchten Namen sucht, wird euch niemals befriedigen, und was euch beglücken könnte — Nein! Laßt uns nicht vergessen, wie wir zusammen stehen wollen. Ein heiteres Wort, ein freundlicher Blick von euch machen mich recht froh. Und könnte ich euch zufrieden und glücklich sehen; so hätte ich in aller Welt keinen Wunsch mehr, außer daß mein kleiner Hammeth gedeihen und ein berühmter Mann werden möchte, — so begabt wie ihr, nur nicht so unglücklich.“

„Ho, ho!“ lachte William. „Wenn man Eius ohne das Andere sein könnte!“

„Ach, das wäre ja traurig!“ seufzte sie. —

Nachdem Kelly Einiges bei Seite geräumt, fragte sie ängstlich, ob William nun gestimmt sei, einen Besuch anzunehmen.

„Was?“ rief William, „sind die Gerichtsdiener da?“

Kelly schrie vor Schreck auf. „Was ist geschehen?“ fragte sie. „Um Gott, was habt ihr begangen, William?“

„Wir wollen zu Burbadge senden,“ versetzte der Freund. „Wo bleibt mein Burck? Wir haben einen Zweikampf gehabt, um Rindereien. Und wenn er nicht in seiner Wohnung ist, zu Worwin. Ich muß wissen, wie's um ihn steht; ich habe ihn in die Brust gestossen, oder — ich weiß nicht wohin.“ —

Kelly rang die Hände. Sie wollte selber mit dem Burckchen gehen und nachfragen, erklärte sie. „Hast auch nur, William,“ bat sie, „eure Mutter kommt. Um Gott, laßt die ängstliche Alte nichts merken.“

William erschrak, war verlegen und — ward gerührt.

„Alles kommt auch heu! zusammen,“ seufzte Kelly. „Ich habe sie absichtlich nicht beherbergt, sondern bei meiner Schwester untergebracht. Ich merkte wohl, daß es eine betrübte Angelegenheit ist, in der sie kommt. Ich wollte euch vorbereiten, und auch die Mutter nicht wahrnehmen lassen, wie spät ihr etwa nach Hause kämt.“ —

Eben lag sich ein Husten vor der Thüre hören und die Mutter trat herein, — bürgerlich gut gekleidet, den Rock mit silbernen Schnüren umsäumt, und eine Silbernadel mit einem Perlenknoten auf der Brust. William empfing sie mit tiefer, stummer Kühlung, brachte sie auf den Polsterhock, umarmte sie wiederholt, küßte und hielt ihre weissen Hände fest, während er sein Gesicht an ihrer Brust verbarg. — Die Mutter weinte; Kelly entfernte sich still.

„Nicht wahr, ich habe euch lange nicht besucht?“ rief William, so bald seine Kühlung zu Wort kam. „Und habe auch eine Weile nichts geschickt?“ — Er warf sich abermal an ihre Brust. —

„Das nicht!“ erwiderte die Mutter. „So bedürftig find wir nicht mehr; unser Geschäft hat sich mit deinen Mitteln gehoben. Der Vollenhandel zieht; es ist ein ängstlicher Segen, den dein unseliges Geld trägt.“ —

„Unselig, Mutter? Unseliges Geld?“ —

„O mein armer Billy!“ schluchzte sie. „Ich kann es nicht lang auf dem Herzen behalten. Ich habe mich auf den weiten Weg gemacht, den ich seit fünfzehn Jahren nicht betreten: ich muß deine Seele retten. Warum hast du uns so getäuscht? Wir haben dich die fünf Jahre, seit du von Stratford weggegangen, für einen wohlstehenden Schreiber gehalten, und müssen nun hören, daß du bei dem sündhaften Schauspiel bist, und sogar Sachen erdichtest und schreibst, die so viel christliche Seelen bethören. Dein Vater ist außer sich; du kennst seine Festigkeit. Und ist er auch sehr zurückgekommen, so kann er doch nicht vergessen, welche Ehrenämter er einst bei der Stadt bekleidet hat, und daß er noch immer das ihm vom Heroldsamte bewilligte Wappen führt. Und nun ist sein verlausener Sohn, solch ehrenwerther Abkunft vergessend, ein Komödiant geworden. Mein Alter hat in der Wuth selber hierher gewollt; ich fürchtete aber, er würde ganz London in Aufruhr bringen, und bin selbst gekommen, um dich zu beschwören und zu bewegen. Verlaß diesen gottlosen Weg! Komm mit zurück und genieße mit uns, was wir ja dir verdanken. Mit dem Squire Lucy ist dein toller Streich im Park ausgefallen, und die Wölle ernährt uns alle. O mein guter Billy, — nicht wahr, du ehrest noch Vater und Mutter, und hast dich noch nicht über das vierte Gebot hinaus gedichtet?“ —

„O meine geliebte Mutter!“ rief William. „Was soll ich auf solche Bekümmernisse erwidern, in denen mich die Mutterliebe, wenn auch in so fremder Sprache auffucht? Mutter und Sohn, von einerlei Adern durchweht, von demselben Blute durchwärmte, und Herz an Herz gedrückt, stehen doch in diesem trübseligen Augenblicke so weit aus einander, um sich zu verstehen. Sie umfassen sich mit Liebe, und begreifen sich nicht. Also auch diesen Zwiespalt meines Lebens noch, daß Glück und Ruhm, wenn ich sie erringe, und wie Sonnenschein auf mein väterliches Dach fallen laße, verwünscht und angestrichen werden! Auf der Schwelle, wo der Knabe sein Spielgeräth zerbrochen, dachte ich als Mann, wie gering ich auch die Beute des Lebens anschlage, mit meinem Glück und Ruhm noch einmal zu spielen. Ja, Mutter, ihr kommt, nur die schönste Hoffnung zu vernichten. Einst wollte ich nach Stratford zurückkehren,

die Knabenforheiten mit meinem Ruhm übergrünen, und die Armseligkeiten der Jugend mit Glorie überkleiden. Soll denn aber mein Verdienst der Muth meines Vaters begegnen, und mein Ruhm die Augen meiner Mutter in Flut setzen? Ja wohl, ich bin der verlaufsene Sohn! Ein gemeines Weib, ein ungerechter Vater haben mich von Thorheit zu Thorheit bis in die Verzweiflung hinein getrieben. Doch — wenn erzähle ich das? Liebe Mutter, — wir haben uns ja niemals mißverstanden. Ihr habt mir ewen letzten goldenen Rathensessel mit dem Apfelselbe auf dem Stiele zur Begleiterin angeheftet, als ich bei grauem Tage über die nebelsteuende Schwelle floh: sollten wir uns mit der alten Liebe nicht auch jetzt verständigen? Ich habe bei meinen Besuchen niemals über die Sache mit euch reden können. Hört mich jetzt an, und da ihr mich nun als Schauspielmacher kennt, so betrachtet einmal meine Lage von meiner Seite. Ich kam damals hierher nach London. Wie anders ward mir an der Demise zu Muth, als am Moon! Dohem ängstigten mich Stiefbürger und Erbärmlichkeiten der engsten Gassen; hier erhob mich der Anblick eines großen Lebens, kühne Unternehmungen, glänzende Feste, fürstliche Männer, herrliche Frauen, ein brauendes Volk, das aus den Tiefen des Lebens hervorprudelte, in die Abgründe des Lebens hineinschaute. Und mich kannte Niemand: kein Nachbar blinzte über die Schulter auf mich, keine Gvatterin zuckte mit den Mundwinkel. Ich durfte meine Outfiter so hoch tragen, als ich reichste. Eine Weile war ich in der That ein Wüchseiler, und schwamm so in diesen Wogen mit, wie ein Seestern, hin- und hergeschauelt. Bald aber mußte ich mir einen bedeutungsvollen Antheil dieses großen Lebens aneignen. Nun sagt selber, Mutter, — welchen sollte ich nehmen, welchen konnte ich? Freunde hatte ich nicht gleich, keine Familie, kein Gewerbe; ich hatte nur Sinn für Alles, ich begriff oder fühlte Alles: ich gehörte dem Ganzen an, und mußte mich dem Ganzen widmen. In diesem Volksstrome hatte das sonntige Leben eine glänzende Abspiegelung in den großartigen Volkstheater. Hier sollten sich die Freuden und Schmerzen, die Tiefen und Thorheiten der Menschheit in bedeutenden Gestalten zeigen. Machen wir sie denn, diese Tollheiten oder auch Tugenden des menschlichen Lebens? Nein, wir spiegeln sie ab, der Menschheit zur Selbstbejaunung: wir schaffen das Leben nach, wie es Gott geschaffen. Ich sah dies für einen großen Beruf an, und ergriff ihn. Nichts ist gering in der Welt, theure Mutter: es kommt auf den Sinn an, mit dem man es treibt. — Bald sollte ich mich nicht mehr als bloßen Mitgenossen des Lebens, sondern auch als einen Sohn Englands fühlen. Damals nämlich, als das ganze Reich über dem Anzug der spanischen Armada in Bewegung kam, und unsere Königin das Meer zu

mustern in das Lager bei Tilbury ritt. Auf einem edlen Streifrosse, mit einem Marshallstabe in der Rechten, jagte sie dahin; der Stahlharnisch glänzte auf ihrer königlichen Brust und dem prachtvollen Anzuge; ihr blondes Haar flatterte, und hinter ihr trug ein Page den Helm mit dem weißen Busche. Das englische Heer und Volk jauchzte einen Sturmwind über die See, und die umherwindliche Flotte zerfloh. Damals, o meine Mutter, dufteten alle feindseligen Rosen, die weißen und die rothen, zusammen, und Albion war von Begeisterung durchwürgt. Die alten Geschichten, die ihr selbst mir als Knaben erzählt hattet, Mutter, knospieten bei solcher vaterländischen Witterung aus dem Herzen und blühten auf; die alten Kämpfe und Leidenschaften schlugen an das einmüthige Herz des Vaterlandes. Ihr wißt, ich machte den kurzen Feldzug freiwillig mit, und trage den Degen jetzt mit Ehren. Ich war dann zurück gelehrt; — ich hatte England verstanden: ich dichtete, und England verstand mich. — Nur meine Mutter verwirft meine Schauspiele und mein Vater den verlaufenen Sohn!

Die Mutter war von diesen letzten schmerzlich herausgestellten Worten Williams sehr ergriffen, ohne daß sie doch den Sohn für gerechtfertigt hielt. — „Ach, mein Willy,“ sagte sie, „du dauerst mich, und doch muß ich deinen sündhaften Irrthum bejammern. Aber ich entschuldige dich: es ist ein gar verlockender Schein, mit welchem dein bewegliches Herz versucht worden ist. So siehst du mit verblendeten Augen nicht, wie du dem Mißgange eines leichtsinnigen Fabels dienbar geworden bist, dich auf schmäbliche Weise verkleidest, dein ehrliches, von Gott gemachtes Angesicht mit Bart und Schminke entstellst, und dich zum Erhöhen der Thoren und Sünder auf einem bemalten und behängenen Pranger geberdest und erniedrigst. Gott hat die thöne Gaben verliehen, ein ehrbares Gewerbe zu treiben, dir und Andern zu nützen, und betend und arbeitend ein frohes Leben zur Ehre deines Schöpfers zu führen. Statt dessen verbrauchst du diese Gaben, um Narrheiten auszuspinnen, und Spott und Späße zusammen zu weben zur Belustigung unreiner Herzen. Als Komödientreiber pugest du, so zu sagen, die Leiden der Geschichte auf, und hantierst sie wie wirkliche Gestalten; als Komödiant machst du aus deinem eigenen lebenden Leib einen bemalten und aufgeputzten Leichnam zur Einkehr verstorbenen oder erdichteter Wesen. Wie? Und mit diesem frevelhaften Treiben, mit diesen Gespenstern des Mißganges, verdienst du dein Brod, und suchst Ehre und Achtung unter christlichen Menschen?“

William schwieg aus Unmuth und um sich nicht gegen seine Mutter durch Spreden zu erheben. Er fühlte sich durch diese, der Mutter beigebrachten puritanischen Ansichten auf's Empfindlichste



gekränkt, und doch dauerte ihn dabei die bekümmerte Alte, die es auch in ihrem Mißverstande treu mit ihm meinte. Er mußte sich überzeugen, daß er das befangene Auge der Greisin nicht lösen könne: wie sollte er ihr Herz beruhigen? Am bittersten war es ihm, daß er sich in seinem mit Eifer vertheidigten Stand in der That nicht wohl fühlte. Eine ungeschickte Hand, die er abwehren mußte, hatte doch ganz richtig die wunde Stelle gefunden; die Berührung war wahr und doch der Griff falsch. Und nun fuhr mit neuem Mißverstande die Mutter fort:

„Siehst du, daß du mir selber stillschweigend Recht geben mußt! Und nicht ohne Grund hast du bei deinen Besuchen in Strafrod deine wahren Verhältnisse verschwiegen und uns in dem guten Glauben gelassen, du seiest immer noch ein Schreiber.“

„Laß das jetzt, Mutter!“ versetzte er etwas ungeduldig. „Ich hatte andere Gründe, heimlich zu thun. Auch hoffte ich auf Glück und Gelingen als beste Vermittler, um einstens meinen Namen bei der Welt, mein Herz bei euch zu rechtfertigen. Laßt das jetzt; es durchkreuzt mich zu vielerlei Verdruß heute, und — warum, liebe gute Mutter, soll ich mich durch Widerspruch um die Freude eures Besuchs bringen? Nein, sehen wir das jetzt bei Seite; bleibt eine Weile bei mir, seht euch London an, — ein anderes Mal verstehen wir uns besser.“

Nelly stürzte athemlos herein; wie sie aber die alte Mutter erblickte, suchte sie sich zu fassen. — „Es kommen Leute,“ sagte sie mit dem sorgenvollen Blick; „es wollen Männer zu euch. Ob sie euch jetzt auch recht kommen, Meister? Wir wollen einstweilen hinüber gehen, Mutter, kommt!“

Sie führte mit ängstlichem Zwang die Alte fort, und kaum waren Beide in das Seitengemach entfernt, als der Sherif mit Gerichtsdienern eintrat.

Der in Scharlach Gekleidete setzte mit feierlicher Miene und pedantischen Umschweifen auseinander, warum Master William vor Gericht und in Haft folgen müsse. Der Fremde blieb während dessen ganz verblüht. In andern Fällen nicht ohne Verwegenheit, sah er sich doch jetzt einer Gewalt gegenüber, von der ihn kein persönlicher Muth befreien konnte. Er suchte Auskünfte, that ungehörige Fragen, schickte sich an, zu folgen, und schüßte dann wieder bald dringende Geschäfte, bald Unwohlsein vor; kurz, er benahm sich wie ein Mann, der nicht ohne Schuld, aber ohne Rechtskünste, unwillig, aber ungewandt in seiner augenblicklichen Lage ist. Es half nichts, er mußte sich antreiben, um dem Sherif zu folgen, und so sehr er dabei zögerte, fiel ihm doch keine Ausflucht vor solcher widerwärtiger Gewalt ein. Der Sherif suchte ihn zu beruhigen: Newgate sei ja ganz in der Nähe. — „Was!“

rief William, „das Kriminalgefängniß!“ — „Es übertief ihn kalt und heiß. Eine Erschöpfung wandelte ihn an; er warf sich auf den Polsterstuhl. Vor seinen Augen dunkelte es; er fühlte seine Zukunft als eine schauervolle Nacht, die des Sherifs Scharlachanzug wie ein Hölle Feuer durchleuchtete. Er erklärte fest, er würde nicht folgen.“

Der Sherif winkte den Dienern, Gewalt zu brauchen; da stürzte Nelly herein.

„Graf Southampton ist in's Haus getreten,“ sagte sie. „Wartet noch, Sherif, Master William bekommt Besuch von seiner Herrlichkeit!“ — Und dem Freunde flüsterte sie zu, er möchte doch des Grafen Schutz und Einfluß anprechen. — William stand auf, und fühlte sich erboben.

Der Graf trat herein, maß mit flüchtigen Blicke den Sherif, und sagte mit freundlichem Gruße Williams Hand. — „Ich komme,“ hob er an, sah sich aber gleich wieder nach dem Sherif um, und sagte: „Ihr habt da einen Scharlachhandel?“

„Ein Streit mit Burbadge, Mylord,“ erwiderte William, „hat meinem Degen einen unglücklichen Sieg verschafft und die Masters wollen mit nun einen eben so leidigen Siegeszug nach Newgate bereiten.“

„Ein Zweikampf?“ lächelte Southampton.

„Ja wohl, Eure Herrlichkeit!“ fiel Nelly ein, „und Lowin mit den andern falschen Freunden haben die Anzeige gemacht. Ich war eben aus, und habe alle die Schlechtigkeiten vernommen. Und mit Burbadge ist es gar nicht einmal der Waise weh. Er ist noch am Leben.“

„Sherif,“ sagte der Graf, „ich leiste Bürgschaft für den Master, ich stehe für ihn ein. Ich bürgе, daß er das Haus nicht verläßt. Ich werde hernach Burbadge besuchen, und in Person vor das Gericht kommen. Ich werde darthun, daß es gar kein eigentlicher Zweikampf gewesen ist, sondern bloß eine im Dunkel bezogene Unvorsichtigkeit mit dem Degen. Gebt nur, ich werde Alles in's Klare bringen. Das Gesetz paßt nicht auf den Fall!“

Der Sherif verlangte nur eine schriftliche Erklärung des Grafen, erhielt sie, und verließ nun, zu Williams Freude und von Nelly geleitet, das Haus.

„Ich komme, euch für die köstlichen Sonette zu danken, die ihr mir gewidmet habt,“ fuhr nun der Graf fort.

„Eure Herrlichkeit!“ rief William aus, — „es wäre genug, daß ihr mir meine Kühnheit verzeiht.“

„Nicht also!“ versetzte Southampton. „Ihr habt mir wohl früher angemerkt, wie sehr ich eure Dichtungen schätze. Darum dürft ihr voraussetzen, daß ich es für keine poetische Freiheit, son-

dem für Dichtergunst ansehe, wenn ihr mir nicht bloß so süße Verse widmet, sondern mich selbst, so zu sagen, in Poesie kleidet. — „Allerdings hat mich eure freundliche Huld aufgemuntert,“ erklärte William. „Wie ihr in jedem meiner Stücke vorn auf der Bühne sahet, war mir euer huldvolles Auge der Polarstern, nach dem ich mich richtete. Das Klatschen der Menge galt mir nur, um mich an die vielen Hände zu erinnern, die bezahlt hatten. Für meine Stücke war Euer Herrlichkeit mein Publikum. So war es früher. Nun ihr aber, seit ich euch meine Sonette überreichen ließ, fast gar nicht mehr in's Theater gekommen seid, glaubte ich, ihr zürnet mir.“

„Bewahre!“ lächelte der Graf mit einer wehmüthigen Erinnerung. „In der letzten Zeit habe ich meine Abende verändelt. Ich könnte sagen, ich hätte ebenfalls ein Schauspiel gesehen; freilich von anderer, als poetischer Taufung. Nun werde ich aber wieder zu euren Dichtungen eilen. Bei allem dem, daß ich auf der Bühne euch oft genug so nahe sah, bin ich doch niemals dazu gekommen, euch auch nur zu sagen, wie sehr ich euch schätze. Ich unterließ es absichtlich. Ein solches Lob ist bei unsern jungen Edel-leuten zu sehr zur bloßen Floskel geworden: ich fürchte, es möchte euch aus meinem Munde eben so wohlfeil erscheinen, als es von Anderen an Andere gependet wird. Mir aber war es sehr ernst mit meinem verheimlichten Beifall, von welchem euch nur meine Augen etwas verrathen haben. Ich wollte euch kein Gnadengeschenk des Lobes, sondern einen reinen Tribut entrichten. Darum komme ich jetzt ausdrücklich in eure Wohnung, wo ich das Wort allein habe. Damit soll es aber nicht abgethan sein; wir wollen uns künftig näher bleiben. Meine Mutter wünscht euch kennen zu lernen; da ihr aber des Ehrenhandels wegen, bis ich die Sache ausgeglichen, in häuslicher Haft seid; so will ich eueren Besuch in Southamptonhouse auf ein anderes Mal einrichten. Wenn euch meine Verbindungen, mein geringes Vermögen in irgend etwas förderlich sein können, so laßt ihr die Schuld, wenn ihr schweigt.“

„Herr meiner Liebel!“ rief William aus bewegtem Herzen, — „euer hoher Werth, euer Verdienst hat mich mit Allem, was ich bin, euch dienstbar gemacht. Ich habe euch die kleinen Gedichte gesendet, um euch meine Ergebenheit, nicht das Ergebniß meiner Dichtkunst zu zeigen. Zu groß ist meine verehrungsvolle Neigung für euch, als daß meine Poesie reich genug wäre, sie mit würdigen Worten zu kleiden; vielmehr hoffe ich von eurer edlen Gesinnung, daß ihr meinen guten Willen in seiner Nacktheit nicht für verwerflich achtet. Mein einst der Stern, der mich durch's Leben führt, heiterer, huldreicher auf mich niederlächelt, und meiner Neigung, die jetzt noch wie eine Bettlerin ansieht, einige Zier verleiht; dann

erscheine ich vielleicht eurer wohlthätigen Achtung werther, als jetzt, und darf eher mit meiner Liebe für euch groß thun; wenn mir auch bis dahin nur mein Haupt vor euch zu neigen ziemt.“

Der Graf faßte den Dichter herzlich bei der Hand. „Rein,“ sagte er, „die Schranken, die zwischen uns Geburt und Beruf aufgestellt haben, sollen so freie, fliegende Seelen, wie wir sind, nicht hindern, Freunde zu werden. Ich bemerke einen edeln Stolz, ein höheres Trachten an euch, William. Laßt mich mit der edelsten Freundschaft, die man haben kann, euch in Regionen bringen, in denen solche Gefühle eher fließ werden, als im Gebege eures Handwerks. Wenn ihr, werther Freund,“ setzte er lächelnd hinzu, „etwas dichten wolltet, in der Art, wie es unsern Edmund Spenser berühmt gemacht hat: dergleichen erzählende und lyrische Poesien gelten in der höheren Gesellschaft: sie werden gedruckt und gelesen; sie stempeln eigentlich den Dichter, und machen ihn bei dem Adel gesellschaftsfähig; während die dramatischen Sachen nur als Belustigung des großen Hausens gelten. Versteht sich, — ich denke anders darüber.“

„Es ist etwas dergleichen, wie ihr meint, schon angefangen, Milord!“ erwiderte William. „Nach diesem ermunternden Besuche Eurer Herrlichkeit werde ich gute Stunden finden, es zu vollenden. Ich schweige noch über den Gegenstand; demnächst aber mag er euch beweisen, mit welcher Gesinnung ich euch schon vor eurem freundlichen Besuche zugethan gewesen bin.“

„Ich sehe hier Spensers Feiertönigen aufgeschlagen,“ bemerkte der Graf. „Ihr großt also diesem alternden Dichter nicht, der in seinen Thränen der Muse —“

„Nun, sagt es nur heraus,“ fiel William ein; „ihr meint, — der sich über das junge England und über meine Ungelehrtheit so sehr ereifert? Rein, ich grolle ihm nicht. Könnte ich ihn nur persönlich kennen lernen. Lebt er wohl noch auf seinem Gut in Ireland? Er war eben dahin gezogen, als ich vor fünf Jahren dierher kam.“

„Rein,“ versetzte Southampton. „Die Insurgenten haben ihn von dem schönen Eigenthum vertrieben, sein Schloß verbrannt. Er hatte eben erst ein junges, reizendes Landmädchen geheiratet, um an ihrem einfachen Herzen die treulose Rosalinde seiner Jugend zu vergessen.“

„Wie jammert er mich!“ rief William. „Daß gerade die Dichter in der Liebe so unglücklich sind! Also vertrieben der glückliche Hirt, — der oft die kühlen Schatten der grünen Erlen an Willas Gestad besuchte.“

„Er soll jetzt in London leben,“ sagte Southampton. „Wir haben aber noch nicht ausforschen können, in welchem Winkel er



sich verborgen hält. Ich fürchte, sein Unglück hat ihn menschenscheu gemacht; sonst würde er sich wenigstens seinen Männern zeigen. — Ihr habt den Triumph, mit dem Schauspiel in der Gunst des Volks zu segeln; indeß jener mit der Vorliebe der Großen — wer weiß in welcher Bucht auf dem Sande des Glücks liegt.

Nach manchen lebhaften Gesprächen schied der Graf herzlich, und William geleitete ihn vor das Haus.

Den übrigen Tag brachte William in einer aufgeregten Stimmung zu, wie sie bei begabten, aber unbefriedigten Menschen nicht selten einklebt, wenn auf körperliche Verstimmung, auf Reue und Mismuth, auf eigene Vorwürfe und fremde Engherzigkeit irgend ein erhebender Gedanke oder ein spannendes Ereigniß folgt, und das gedrückte Selbstbewußtsein erweckt. Ein einziger guter Einfall zückt oft wie ein Blitz durch das dumpfe, schwüle Gemüth, reinigt es, und verküßt die trübsten Stunden. Jene bitteren Mordgefühle Williams schlugen sich immer mehr wieder, und seine Zufriedenheit bestärkte sich.

In dieser Stimmung durchwühlte er eine kleine Lade mit Handschriften. Wo er seinen bisher in des Vaters Weise geschriebenen Namen „Sharper“ fand, durchstrich er ihn, und schrieb ihn bedeutend und prunkender in — „Shakespeare“, um. Endlich fand er das gesuchte Heft mit dem angefangenen Gedichte „Venus und Adonis“, auf einzelne Blätter hingeworfen, wie sie ihm beim Niederschreiben gerade zur Hand gelegen waren.

Er wollte das Gedicht nun schnell fertigen, feilen und als Einstand in die vornehme Welt drucken lassen, dazwischen aber sich nach neuen Fabeln zu Schauspielen umsehen. Er fühlte einen Drang in sich, neue, ungemeine Gestalten und Lebensschicksale darzustellen. Tiefere Schmerzen, eine edlere Lust, als in seinen bisherigen Studien, sollten Worte finden. Sein Leben schien nach einer stürmischen Nacht wie durch einen Ruck unerwartet in eine höhere Region gehoben; — er fühlte lebhaft, daß er auch Höheres zu leisten habe. Die Vorurtheile seiner Mutter, seines Vaters Entrüstung durften ihn nicht länger bestimmen und aufhalten; er war allem Engen, wie allem Niedern entrückt.

## Georg Forsters Schule.

Im Jahre 1753 am 26. November wurde zu Rassenhuben, einem ärmlichen Dorke in der Nähe von Danzig, dem dasigen Pfarrer Reinhold Forster ein Knabe, sein erstes Kind, geboren und auf den Namen Johann Georg getauft.

Ein erster Erbkling, der auf die Zukunft hinwies, mußte dem Vater die Vergangenheit des Stammes lebhafter in Erinnerung bringen. Diese Erinnerung hing, wie das nahe Meer, ebbend und flutend mit dem fernen Schottland zusammen. Die nun deutsche Familie Forster, ihrem Siegel nach mit den dortigen Forsters verwandt, hatte einst zu den Anhängern der königlichen Stuarts gehört. Das Ansehen und die damalige Bedeutung derselben läßt sich schon aus ihrem Mißgeschick ersehen; indem sie nach dem Tode Karls I. geächtet das Land verlassen mußte. Eine solche Verfolgung konnte nur frühern Einfluß zu rächen oder künftigen vorzubeugen abgewogen sein. In Folge jener Aht hatte die Familie Forster, gleich andern schottischen Flüchtlingen, in polnisch Preußen eine neue Heimat genommen.

Auf diesem Boden ging aber dem englischen Stamme das polnische Leben ab; die Stürme schlen, in denen er groß geworden war. Am besten bot noch das Staatsleben einigen Ersatz in der Ausübung des bürgerlichen Rechts, besonders im Verufe der Anwaltschaft. Die Forster wurden tüchtige Juristen; aber sie vererbten auch etwas von jenem Geiste starrer Opposition, den der Vorfahr in den bürgerlichen Unruhen betbätigt hatte, auf die Nachkommen. Sie hielten am Recht, und entwickelten oft genug einen rechtshaberischen Troß und Eigenwillen, bis in unserm Reinhold diese Familien-Eigenheit gegen die hervorgebrachte Familienrichtung selbst Front machte. Reinhold verließ nämlich auf der Universität Halle die Rechtswissenschaft, auf die er angewiesen war, und wrid

mete sich der Heilkunde. Hier begegnete aber sein Eigenwille dem entschiedenen Widerspruch seines Vaters; so daß ihm nichts übrig blieb, als nach dem zwischen beiden Häusern gelegenen Felde der Theologie auszuweichen.

Es war eine Lebenswidmung ohne innern Verlaß, eine antheologische Trosthaftigkeit, als Reinhold in seinem 24. Jahre die kleine Patronatspfarre in Rastenhoben antrat. Und als wollte er gleich noch einen zweiten Trost üben, nahm er zu dem ihm fremden Amt eine Blutsverwandte zur Frau, ein Geschwisterkind — glücklicherweise von sanften, hingebendem Wesen.

Reinhold war von Natur und von seinem Vater auf das Praktische gerichtet. Praktisch, durch bloßes Sprechen, hatte er schon als Kind vom Vater die lateinische Sprache gefaßt, und lernte gleichzeitig — da die Eltern in Dirschau nahe an der polnischen Grenze wohnten — nach des Vaters Willen von der Mutter und einer Amme die polnische Mundart. Als Knabe eignete er sich dann von seinen Gespielen das Deutsche an, und erwarb später noch eine Anzahl Sprachen dazu. Ein günstiges Bewußtsein auch von seiner äußern Begabung trieb ihn zur Geselligkeit, wo er durch geistige Lebhaftigkeit, angenehme Redegabe, artige Manieren bei ansehnlicher Gestalt, lebhaften Augen und einnehmenden Zügen sich geltend zu machen verstand. Dies Bestreben und seine wissenschaftlichen Neigungen lassen keinen eifrigen Seelsorger, keinen erbanlichen Pfarrer erwarten. Er studirte lieber den Büßten als die Bibel, und verkehrte fleißiger mit seinem Lüne unter blühenden Gewächsen, als mit dem Katechismus unter seinen Pfarrkindern. So ward er als gleichgültiger Theolog da — wie sein Sohn selbst in spätern Jahren über ihn urtheilte — „ein mäßlicher, brauchbarer Mann für die Wissenschaft, der gründliche Gelehrsamkeit, ausersessene Literatur- und Bücherkenntnis besaß, dabei ein guter Naturkundiger und Antiquar.“

Mit all' diesen Vorzügen aber brachten ihm seine Hise, Festigkeit und jähe Verwerfung seiner Meinungen nur Verdruß und Schaden zuwege. Selten verließ ihn seine leidenschaftliche Unruhe; denn nie, wie es schien, konnten sein Stolz mit seiner stets bedrängten Lage und seine Talente mit seinen Erwartungen in's Gleichgewicht kommen. Dies um so weniger, als er zu seinem Nachtheil auch die Menschen nicht kannte, noch kennen lernte, bald mißtrauisch, bald leichtgläubig war, und immer wo das Eine oder das Andere nicht am Platze.

Unter dieser Festigkeit litt denn besonders auch der kleine Georg, nicht bloß zuerst, weil er der Älteste — sondern auch mehr als die nachfolgenden Geschwister, weil er des Vaters Liebling war. Das Kind zeigte früh eine auffallende Begabung. In des Vaters Stu-

diurne, auf allen Vieren kriechend, arbeitete es sich an den großen Foliobänden, von der goldenen Titelschrift angeleitet, empor und ward mithin zuerst an Büchern ein zweibeiniges Geschöpf. Dies bewog den vergnügten Vater, dem Knaben, vielleicht auszurufen, einigen Unterricht im Lateinischen, Französischen und Rechnen zu ertheilen. Freilich gab diese Zuthätigkeit auch mehr Anlaß zu aufbrausender Unzufriedenheit, die oft in harte Züchtigung ausbrach, meistens dem väterlichen Zorne mehr als dem kindlichen Fehler angemessen. Wie viel von dieser Uebereilung des Mannes und Vaters der lebhaftere Eifer für das Rechte und Gute, sowie seine heitere Milde in besseren Stunden wieder gut machte, läßt sich einigermaßen an der Liebe und Abhängigkeit erkennen, die der so oft mißhandelte junge Forster doch in tiefstem Herzen bewahrte und noch in späteren Jahren durch Mähen und Dyen bethätigte. Indes blieb ihm auch aus der harten väterlichen Zucht für immer eine gewisse Abhängigkeit von den Begegnissen des Lebens anhaften.

Bei solchen Eigenschaften und Eigenheiten des Pfarrers Forster ist kaum zu erwarten, daß es mit seinem Hause besonders gut bestellt gewesen sei. Die Pfarreinkünfte waren gering, und sieben Kinder vermehrten nach und nach die Bedürfnisse der Familie. Wie viel blieb da der Hausfrau zu leisten neben der unermüdlichen Geduld, ohne die sie mit dem heftigen Wesen des Mannes nicht auskommen wäre! Glücklicherweise begte sie eine hohe Meinung von ihm, und sah seinen wissenschaftlichen Verdiensten von Andern alle Achtung erweisen; dies und die Güte, die er doch in freundlichen Stimmungen zeigte, sowie die Herzlichkeit, mit der er ihre Sorgen theilte, mögen viel von diesen Unebenheiten ausgeglichen haben.

So verlebte der junge Georg Forster die ersten zehn Jahre. Ehe er noch die Enge und Bedrängnis des elterlichen Hauses recht erkennen konnte, war das nahe Danzig ganz gemacht, seine kindliche Neubegierde frühzeitig auf eine ferne Welt zu richten und ihm Anschauungen von weitreichender Thätigkeit der Menschen zu geben. Hinter hohen Wällen und besetzten Hügelu genosß die Stadt in amnuthiger Umgebung einer ausgezeichneten und begünstigten Lage. Sie gehörte damals noch zu Polen, sah sich aber von dem anwachsenden preussischen Gebiete mehr und mehr beengt und bedröht. Ihr schöner Hafen und die Mündung der Weichsel förderten den Welthandel. Auf den Inseln des Stromes, in großen Vorrathshäusern, speicherten sich die Ernten der polnischen Ähren auf, und hinter der großen Thätigkeit der Gegenwart verlor sich eine ruhmvolle-Geschichte in graue Zellen. Dreihundert Jahre früher, lust in demselben 54er Jahre, in welchem Georg geboren war, hatte Danzig seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Polen er-



hört. Die Stadt mit ihrem Gebiete hatte sich ein eigenes Gesetzbuch geschrieben, seltsam oder kühn — die „Danziger Willkür“ genannt, gleichsam Bestimmungen, nach ihrem Willen gewählt. Die Stadt schlug ihre eigene Münze, nur mit dem Brustbilde des Königs von Polen zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Ein Mitglied des Stadtrathes repräsentierte den König, und zu den Reichstagen, zu den Königsräthen sendete Danzig seine eigenen Abgeordneten.

Eine so mächtige Seestadt schlingt, wie eine drehende Spule, hundert und hundert Fäden des Familienlebens zu Tausen des Weltverkehrs zusammen. Ihre Nähe sollte nicht ohne Einfluß auf Forsters Leben bleiben. In einem Alter, da der Knabe an solchen Plänen nur lebhaft Anschauungen, vielfache Begriffe, vielleicht Erzählungen von fernen Ländern und, wenn er Phantasie hat, Träume von Meerwundern empfängt, kam für Georg aus Danzig eine Bestimmung, die seiner ganzen Zukunft eine verhängnisvolle Richtung gab.

Der russische Resident in Danzig, Herr von Rehbinder, muß die schiefe Stellung und wissenschaftliche Brauchbarkeit des nassenhuber Pfarrers gekannt haben, als er ihm 1765 den Auftrag that, die neu angelegten russischen Kolonien an der Wolga zu bereisen. Dem Pfarrer Forster lag seine christliche Herde nicht so sehr am Herzen, daß er die Schäferschülpe nicht bereitwillig mit dem Wanderstabe des weltlichen Apostels vertauscht hätte. Er nahm den Vorschlag an und seinen elstischen Georg nach Petersburg mit. Hier empfing er die Gesichtspunkte und Anweisungen, nach denen er die neuen Besiehungen bis nach Saratoff und an der See Veltow zu bereisen hatte. Er untersuchte Boden, Lage, und die Bedürfnisse derselben, nahm eine Karte auf, und that in einer Denkschrift seine Beobachtungen und Vorschläge zu Verbesserung und Hebung der Kolonien nebst Andeutungen zu einem diesen Abzügen entsprechenden Gesetzbuche zusammen.

Welch eine Schullasse für den Knaben, der zwar noch nicht kirchlich konfirmirt war, dem es aber nicht an erstem Sinn und guter Fassungsgabe fehlte, um Geographie, Naturgeschichte, Völkertunde und was man Leben überhaupt nennt, in großen, abmündenden Schriftzügen in sich aufzunehmen! Da gab es andre Gelirgsfortsantien mit brennenden Ansichten, an denen der Knabe sich früh zur Reise des Geistes erhob. Besonders bildete Georg schon so früh sein Auge und sein Gedächtniß für die Pflanzenwelt, sein Ohr und seinen Sinn für fremde Sprachen aus. Schwerer zu errathen wäre wohl der Einfluß dieser frühen Reise auf die Seelenstimmung des Knaben und auf die erste Ausbreitung seines Gemüthes. Dem männlichen Forster finden wir allerdings immer auf großartige An-

schauung, auf umfassende, edle Gesichtspunkte des Lebens gerichtet, aber auch in engen Verhältnissen nur allzuleicht beunruhigt, daher zu jeder neuen Unternehmung aufgelegt, und zwischen Haus und Welt nie zu heimathlichem Glück gelangt. Und wie leicht geröthet sich überdies der wissenschaftliche Sinn eines Reisenden durch die Ausgaben auf öffentliche Kosten an einen für die Mittel kleinbürgerlichen Alltagslebens zu großen Maßstab?

In diesem Betracht sollte denn auch ein Rückschlag der russischen Weltfahrt auf das deutsche Haus nicht ausbleiben. Welchen Lohn oder welches Loos der alte Forster sich als Ergebniß seiner Reise im voraus versprochen habe, steht dahin. Gewiß wäre seine kenntnißreiche Denkschrift auch nicht ohne gute Folgen für ihn selbst wie für die Kolonien in die Hände der Kaiserin Katharina gelangt, hätte es nur dem Verfasser nicht wieder an der gehörigen Menschenkenntniß gefehlt. Indem er aber auch gleich das den Kolonien zugefügte Unrecht darzulegen suchte, verdaß er es mit dem Urheber desselben, dem habgüchtigen Gouverneur zu Saratoff, und hatte nun begreiflicher Weise dessen ganzen Anhang und Einfluß bei Hofe gegen sich. Vergebens härtete er in Petersburg auf Erfolg und Belohnung seiner Bemühungen. Statt dessen erhielt er weitere Aufträge, die ebenfalls unbeachtet blieben. Dazwischen lag ihm doch ob, für die dringendsten Bedürfnisse seiner verarmten Familie in Nassenhuben zu sorgen. Er vermochte dies nur durch literarische Arbeiten, bei welchen dem Knaben Georg, für den Mithgenus der Weltfahrt, auch sein Theil häuslichen Erwerbs zugemessen ward. Er lieferte Uebersetzungen aus dem Französischen — ob ins Russische, das er freilich später nicht verstand, vielmehr aber vergessen hatte, oder in welche andre Sprache, bleibt unermittelt. Jedenfalls war es eine neue Schullasse für Lektionen der erwerbenden Nothdurft, und Georg lernte, gewiß abermals allzuleist, nicht sowohl häusliche Verdrängung, als die leichtesten Waffen kennen, sie zu betreten. Zuletzt ward doch der alte Forster seines Harrens auf Belohnung überdrüssig, benahm sich mit wiederholten Forderungen wohl auch ein wenig barsch und keinesfalls weltlich, und — wurde ohne alle Bescheidung ziehen gelassen. Seine Predigerstelle war durch die lange Entfernung verödet, er konnte in Nassenhuben nicht auf dem Trocknen sitzen, und da auch das übrige Deutschland weniger Wege praktischen Erwerbs als England versprach: so schiffte sich der unruhige Mann, ohne nur seine Familie zu besuchen, mit seinem Sohne Georg nach London ein.

Wahrscheinlich kam Forster, wenn auch ohne kaiserliche Silbermünzel, doch nicht ohne einige Empfehlungsbriefe nach London. Wenigstens gewann er in dieser großen Stadt ungewöhnlich leicht die Theilnahme angesehener Männer, die sich um sein Fortkommen

bemühten. Unter mehreren ihm gemachten Anträgen entschied er sich für die Annahme eines Lehrstuhls der Naturgeschichte und Sprachen an dem zur Bildung junger dissidentirender Geistlichen bestimmten Kolleg zu Warrington in Lancaster. Nun ließ er auch seine Familie kommen, der wohl das Glück des Wiedersehens bald genug dadurch verflümmelt ward, daß sie für ihre Sorgen eine trauliche Heimat gegen eine kalte Fremde vertauscht sah. Denn Förster, unfähig, Widerspruch zu ertragen und Vorzusehen, die er zu übersehen glaubte, sich zu fügen, hielt es in dem ruhigen Amt nicht lange aus. Als es nicht in allen Stücken nach seinem Kopf ging, erklärte er sich für verfolgt und in seiner Denkart nicht geduldet, gab die Stelle auf und widmete sich dem Privat-Unterrichte. Sein Einkommen suchte er daneben, unter abermaliger Beihilfe seines Sohnes, durch Uebersetzung, besonders von Reisebeschreibungen in's Englische, zu verbessern. Georg gab überdies noch in einer außerhalb Warrington gelegenen Erziehungsanstalt Unterricht im Französischen an Schüler, die älter und stärker ausfielen, als er selbst, der, ohne eine gewöhnliche Schule besucht zu haben, Lehrer einer gewöhnlichen Schule geworden war!

Aus dieser Zeit rührt ein kleines, aber um deswillen bedeutames Erlebnis, weil es den jungen Förster nicht bloß in seiner damaligen Stimmung, sondern in den Elementen seiner ganzen Lebensentwicklung charakterisirt. — Der Weg nach der Erziehungsanstalt führte an einem Bäderladen vorüber, der mit seinen kleinen Basketchen den knabenhaft-lüsterlichen Lehrer nur allzuoft verlockte. Unvermerkt war er seinem Taschengelde weit voraus, sah sich in Räthselschulden verstrickt und mußte sich auf dem unvermeidlichen Weg an der Bäderfrau vorüber wieder und wieder mahnen lassen. Dies war ihm endlich so peinigend geworden, daß er eines Tags in der Seelenangst, wie er aus der Verfassung zurückkehrend an den Bäderladen dachte, sich von seiner leeren Tasche mit einem brünstigen Gebet an den Himmel um Beistand wendete. Da nöthigt ihn doch der Wall eines Geldschuldes, den er überschreiten muß, die stehenden Blicke wieder zu Boden zu wenden, und siehe da! — eine Guinee blinkt ihm aus der halbtrocknen Stapse eines Pferdehufes entgegen. Der gläubige Knabe erschrack nicht, daß es vielleicht der Pferdehuf und der Hinstwurf des Verlockers sei: im Gegentheil, dankbar gegen Gott für den goldenen Segen des Gebetes, eilt er, die Bäderfrau zufrieden zu stellen, aber auch, in der Aufwallung seines erleichterten Herzens, vom Lebenssaft des Geldes seiner Schwester Wilhelmine — einen goldenen Fingerhut zu kaufen.

Wir haben hier die Signatur seiner Zukunft; dieser Geldverlegenheit, demselben Glauben an rettende Mächte und dem großen

Maßstabe für häusliche Ausgaben werden wir immer wieder auf dem Lebenswege des Mannes begegnen.

Jenes knappe, aber stätige Auskommen der forstlichen Familie scheiterte an einem Aneerbieten, das die Wirkung einer Verlockung hatte. Der durch seine Kenntniß der indischen Meere und durch Verdienste um die Erdkunde hochgeschätzte Dalrymple warb Förster zu seiner Begleitung nach Ostindien, wohin er als Gouverneur der Ostindischen Gesellschaft zur Begründung einer Niederlassung auf einer kleinen Insel nordöstlich von Vorneo zu gehen sich entschlossen hatte. Kaum aber war Förster, um seine Zurückkunft zu machen, nach London geeilt, als das Unternehmen mit Dalrymple sich zerbrach. Förster, vertrießlich seinen aufgegebenen Erwerb in Warrington wieder zusammen zu lesen, entschloß sich, lieber in London zu bleiben, und nahm seine Familie zu sich. Den Sohn Georg gab er in eine Tuchhandlung, und träumte von einem kaufmännischen Glücksweg des Vursichs zur Rettung des ganzen Hauses.

Gar bald aber gerieth auf den hohen Bogen des londoner Lebens die Familie mit sieben Kindern durch unflüchtigen Erwerb mit ungleichen Einnahmen in bedrückendes Schaufeln. Da wurde denn wieder zur übersehenden Feder gegriffen. Sie war das schwache Nadel, um das schmale Fahrzeug des Hauses über Wasser zu halten, nachdem das stolze Steuer einer Ostindienfahrt gesunken war. Auch Georg, zu schwächlich befunden für den Kadendienste und das Pädelschleppen in der weiten Stadt, wurde wieder an dies Nadel gezogen, und der Vater versprach sich nun doch mehr von den Wissenschaften als von der Krämererwege für den Sohn und die Familie.

Unter diesem Kampf mit Sorgen und Entbehrungen erreichte Georg sein siebenzehntes Jahr. Schon als Knabe zum Ernst höherer Jahre durch Mitternachtsarbeit für die Familie gezogen, hatte er unvermerkt das Alter überschritten, in welchem für andere Kinder die Konfirmation, eine selbstig geknüpfte Stufe des Uebergangs zu einem Lebensberuf zu legen pflegt, und der Pfarrersohn übergiebig sogar das Abendmahl. Der alte Förster, kein eifriger Pfarrer, war doch keineswegs ein gleichgültiger Protestant. Allein sein unruhiges Herz, sein untreibender Sinn und unflüchtiger Aufenthalt veräumten jenen feierlichen Lebensmoment. Die Häuslichkeit, möchte man sagen, war zu satellos, der Boden, worin sie wurzelte, zu wechselnd, um solch' eine Blüthe des Familienlebens zu treiben.

Für den jungen Förster selbst war indess seiner fremde Boden nichts weniger als unfruchtbar. Bei ihm, der seine ganze Geistes- und Gemüthsentwicklung nicht auf den Schulbänken empfangen, sondern unmittelbar aus den Darbietungen, Wechseln und Prüfungen des Lebens nahm, ist der Aufenthalt in England gerade in seiner Zeit und in seinem Alter nicht zu überleben. Er bildete seine höchste



Schulklasse, eine wahre Selecta, deren Verständniß, selbst bei seiner Jugend, ein auf das öffentliche Leben so gespannter Vater vermitteln konnte. Die praktische Richtung jenes Volkes im täglichen Leben, die gesteigerte und schwinghafte Theilnehmung desselben an der Welt verstehen sich in ihrem Einfluß auf die Entwicklung des Verstandes und die Auffassung des Lebens überhaupt, mithin auch bei George, von selbst. Wenn überdies über Horster in seinen männlichen Jahren sich durch politischen Blick, Staatsmännisches Urtheil, durch lebendigen Freiheits Sinn, so wie durch die Denkungsart auszeichnete, die damals in Deutschland so neu war und leider! oft noch ist, wie das dafür von ihm eingeführte Wort „Gemeingeist“: so deutet diese eigenthümliche Bildung auf jene Jahre seiner englischen Jugend zurück, die für England selbst eine Periode der inneren Entwicklung bezeichnen.

Wir dürfen uns nun bestimmen, das Horsters londoner Aufenthalt unter die Regierung Georgs des Dritten fällt. — jenes beschränkten, ehrbaren Mannes, der von angeborener Fürstengewalt, von der so traumlichen Gottesgnadenmacht die allerdeutlichsten Begriffe hatte, — Ueberzeugungen, in denen seine deutsche Mutter ihn bestärkte, unterstützt von seinem Minister, dem schottischen Lord Bute, dem als guten Botaniker die hohe Frau bekanntlich sich nach dem Linne'schen Serialsystem offenbarte. Solche königliche Grundsätze, da sie durch bereitwillige Minister und gewonnene Parlamente in's Leben eingebracht, waren ganz gemacht, die demokratischen Elemente im Volke aufzuregen und die kühnsten Angriffe der Presse hervor zu rufen. Revolutionäre Rüdungen erfolgten, die zwar in England selbst noch längerer Dauer nichts umstürzten, in Amerika aber den Abfall der Kolonien zur Folge hatten. Die Machtvollkommenheit des Königs, die sich durch das Besteuerungsrecht in jenen Kolonien geltend machen wollte, führte durch deren Widerstand den verhängnißvollen Sieg der Volksherrschaft herbei. Der chinesische Thee spielte bekanntlich dabei den Faktor der Vorsehung, — den Agenten der Regierung, der zum Demagogen wurde.

Zwei demokratische Gestalten und ein aristokratisches Geistesleben traten in jenen folgereichen Bewegungen auf, und halfen sie machen. Querst jener Wilkes, Redakteur des „Nordbritters“, mit keckem, boshafter Feder die Minister angreifend, mit denen er einst leichtfertig gelacht und lüderlich geschwärmt hatte. Ein langjähriger Prozeß entspann sich mit Verfolgungen, die nur noch geschlöt hatten, um einem so unverwundlichen und nichtswürdigen Manne, wie Wilkes, in den Augen der Menge Ansehen zu geben und Anhang zu verschaffen. Volk und Ministerium rissen sich um ihn, — jenes, um ihn mit Siegesjubel in's Parlament zu führen, dieses, um ihn in

King's Bench einzufesteten. Die Minister ließen unter die stürmende Masse feuern, das aufgeregte Volk feierte tolle Revolutionsfeste.

Die andere Gestalt war Franklin, als Agent seines amerikanischen Vaterlandes wiederholt und auf Jahre in London erschienen. Zwischen dem Ministerium und dem Volke stand er da, innerlich Diplomat, äußerlich Moralist, von oben als Drafel befragt, von unten als Abgott der Freiheit verehrt. Er war ganz der praktische, aus Armuth und Jugendausweifungen wohlhabend und erbar hervorgegangene Mann, der zur Schwärmerei der Menge lächeln und aus der Verlegenheit der Minister Vortheil ziehen konnte, der für Mittel und Wege zu einem erwünschten Zweck und Ziel die schlauen Augen offen hatte, zur rechten Zeit aber auch eines davon ausdrücken konnte.

Und endlich weisen wir noch auf die dämonische Erscheinung des noch immer unenthüllten „Junius“, der mit seinen in einem Journal seit Januar 1769 während mehrerer Jahre erschienenen Briefen den politischen Brand vollends anzachte und durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitete. Dies Produkt der Presse gilt durch unübertrefflichen Styl, durch Gewalt der Rede, schonungslose Bitterkeit und Schärfe der Wahrheit für unvergleichlich. Der Verfasser, selbst unerathen, vertieft die genaueste Bekanntschaft mit dem Hof und hohen Leben, mit den Verhältnissen der öffentlichen Personen, wie mit der Verfassung und Gesetzgebung Englands. Ohne Zweifel Aristokrat von Geburt, mochte er ernstlich für Recht und Freiheit eifern, oder auch nur die Volksbewegung des Augenblicks gegen den König und die Minister demüthen: jedenfalls legte er in der englischen Verfassung die Grundelemente der Volksherrschaft auf neue schlagende Weise zu Tag. In seinen Briefen weiterleuchtet zwei Jahrzehnte voraus die französische Revolution mit jenen Ideen von Gleichheit vor dem Gesetze, Freiheit des Wortes und Erwerbes, Brüderlichkeit in den Ansprüchen an den Staat und das sociale Leben, Ausgleichung zwischen Armuth und Ueberfluß, zwischen Rechten und Lasten, — Gedanken, die in ihrer Vetterlichkeit auch heute noch, verachtet oder verachtet, unter Wechselstößen von Volksaufständen und Reaktionsniederlagen, unaufhaltam gegen den Thron der Zukunft vordringen.

Wir haben nur flüchtig auf jenes eigenthümlich durchwühlte Stück englischen Lebens hingewiesen, nur um an die öffentlichen Lehren und Lektionen zu erinnern, von denen Horster seine politische Bildung und Gesinnung nachmals mit nach Deutschland gebracht hat. Dabei ist es vielleicht auch nicht ohne Bedeutung für das

ganze Leben Forsters, daß er in seiner glücklichen Familie aufwuchs und kein ungestörtes Familienglück erreichte. Ist ja doch das Haus die Hölle für die Liebe zum Bestehenden. Wo sie vernünftig, gewinnt das Bedürfnis und die Theilnahme am öffentlichen Leben und dessen Wandlungen viel leichter einen auslösenden Einfluß. Die Witterungswechsel der Zukunft werden von gedrückt en Herzen ahnend voraus empfunden. Von der vernünftigen oder leidenschaftlichen Seele des Einzelnen hängt es dann ab, welche Partei des Handelns er unter Umständen ergreife. Und so ist es nicht auffallend, wenn eben das Proletariat stets im Vortrab der Revolutionen gefunden wird.

War nun durch den Anblick so lebhafter Volksbewegungen um die Frage der öffentlichen Freiheit dem jungen Forster das innere Verstandniß so früh erweckt: so sollte demselben auch der Anblick des weitesten Welt- und Naturlebens — jener äußeren Sphäre, worin die Völker sich bethätigen, schon im ersten Jünglingsalter beschieden sein. Auch läßt es sich einigermaßen in der Ordnung finden, daß einem so ungewöhnlichen Vorklinge des Lebens eben so wohl eine außergewöhnliche Wanderschaft als besondere Günst verhängt war. — Oder der junge Forster erscheint auch einer edlen Frucht vergleichbar, die der weiten Ueberfahrt halber, für welche sie bestimmt ist, etwas unreif gebrochen wird. Sein körperliches Wachsthum hatte sich nämlich verspätet, seine Gesundheit nicht befestigt in dem Grade, als seine Geisteskräfte zu früh getrieben, sein Gemüth durch Mißfänge gedrückt worden. So sollte er nun zur See mitgenommen werden, und die Gut des Hauses mit einem mehrjährigen Ocean vertauschen.

Im Jahre 1772 ward dem Vater Forster der Antrag gemacht, den Kapitän Cook auf einer zweiten Entdeckungsreise als Naturforscher zu begleiten. Cook war eben mit dem Schiff „Endeavour“ nach England zurückgekehrt, und erhielt neue Instruktionen zu weitern Erforschungen und Untersuchungen im Südmeere und gegen den Südpol; wozu zwei tüchtige starke Schiffe, die „Resolution“ und die „Adventure“ gerüstet wurden. Der alte Forster, für Vergleich selbst von schneller Resolution, nahm den Antrag auf die Abenteuer dieser Fahrt unter der Bedingung an, seinen Sohn Georg als Gehülfen mitnehmen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet, und seiner übrigen in England zurückbleibenden Familie sicherte er durch Abtretung eines Theils seines eben nicht übermäßigen Gehaltes ein dürftiges Auskommen.

Vater und Sohn rüsteten sich nun in Eile zu dem wichtigen Vorhaben. Sie schickten ihr Reisegeväth innerhalb neun Tagen an Bord der „Resolution“, die damals noch bei Sheerness lag. Georg hatte dabei seinen kleinen Schreibschrank von Nierenbaumholz

(Acacia) nicht vergessen, — ein Geräth, das ihn auf der Fahrt um die Welt und nachher auf seinen wechselnden Lebensstationen bis zu seinem letzten Gang treulich begleitete.

Am 26. Juni 1772 verließen sie London, und kamen in zwei Tagen nach Plymouth, wo in der Nacht vom 2. zum 3. Juli die „Resolution“ vor Anker legte. Cook fand noch manche Vorkehrung zu treffen; so daß erst am 13. das Schiff in Begleitung der „Adventure“ unter Kapitän Furneaux absegelte.

Georg, kehrte einen Abschiedsblick gegen Englands fruchtbare Hügel zurück und ließ dem natürlichen Gefühl der Verbindungen, woran ihn diese Aussicht erinnerte, freien Lauf; bis endlich die Heiterkeit des schönen Morgens und die Neuheit der Fahrt durch die glatte See die Oberhand gewannen, und jene trüben Gedanken zerstreuten.“



Aüs:

## „Die hohe Braut.“

(Bant 1. Kap. 2-4.)

Vor der Kirche zu Drappo war indessen eine Menge Volks im Festschmuck versammelt. Tische standen umher, theils von Verkäufern, größern Theils aber durch des Marchese Fürsorge mit Feigen, getrockneten Trauben, gebackten Kastanien und Wein besetzt. Man aß oder naschte vielmehr unter wechselseitigen Redereien. — Weiber und Mädchen in ihren knappen Korsetten waren heute mit Bändern und Sträußen geschmückt. So züchtig die engen Frauenröcke von Seide, die Mädchenröcke von Baumwolle tief herabgingen, so fest zeigten sich die unruhigen Köpfe unter den breiten wogenden Strohhüten, die mit Bändern und schwebenden Schleifen prunkten. Die Mannspersonen nahmen sich in kleinen Westchen, kurzen Röcken und knappen Beinkleidern, in blauen oder rothen Gürteln und mit ungeschlochten zusammengebandenem Haar unter den Hüften, gewandt und zierlich aus.

Das Fest hatte, selbst bei so unbeständigem Frühlingswetter, vielen Besuch aus der Nachbarschaft herbeigezogen. Auch von Kizza waren Bekannte heraufgekommen. Die Einwohner von Drappo gingen in Fröhlichkeit ermunternd voraus, so daß ihre Lust sich bald auch den Nachbarn mittheilte, die bei einem so merkwürdigen Beispiel von Gunst und Gnade des Marchese Malvo sich auch von ihren Lehnsherrn das Beste versprochen.

Als daher der Marchese und seine Tochter Blanca, von ihrer Dienerschaft begleitet, nach der Kirche schritten, entstand eine große Bewegung unter den Anwesenden. Man ließ sie hoch leben; Bänder und Sträuße wurden ihnen zugeworfen. Alle schlossen sich, als freiwillig dienstbar und angehörig, dem Zuge des Marchese an, und plötzlich waren die Tische umher verlassen, und die vielfachen Quellen und Bächlein der Lust und des Lachens in einem

einzigem Strom von Gesang und Gebet während der Messe zusammengekommen.

Nach der Kirche fand man sich wieder unter den Bäumen ein. Es wurde getaut. Die Gesellschaften vermehrten sich, belebten sich immer mehr. Fremde, unbekannte Männer mischten sich darunter und fanden für seltsame Reden und kühne Behauptungen die Herzen offen und die Einbildungskraft der Fröhlichen im Schwung. Auch Mönche aus den nahen Klöstern stellten sich ein, und nahmen mit dem Ueberfluß an Speise und Trank vorlieb.

Zwei von den Fremdlingen erregten besonders Aufmerksamkeit und Neugier. Der Eine, nach Tracht und Mundart ein Genuese, sah stolz und verwegen aus; der Andere, freundlicher und lebhafter, trat in ungewohntem Anzug eines fremden Geistlichen auf. Wie diese beiden in geheimnißvollem Gespräch an den Tischen hin und her schritten, rückten da und dort die Neugierigsten zusammen, und suchten die Wandelnden an sich zu ziehen. Diese nahmen endlich auch am zahlreichsten Tische Platz und Bewirthung an. Auf den fremden Geistlichen, der ein gebrochenes Italienisch sprach, war man besonders gespannt, und der Genuese hob ihn noch dadurch hervor, daß er Einem oder dem Andern zuflüsterte: „Ha! welch ein merkwürdiger Mann! Ein Irländer, kommt stracks aus Frankreich, ist in die höchsten Geheimnisse eingeweiht und begibt sich geraden Wegs nach Rom zum heiligen Vater. Der könnte was erzählen! Ein erstaunlicher Mann! Was der sagt, wiegt sieben Kardinalö auf. — Wunderbare Dinge stehen uns bevor, so viel weiß ich. Seht zu, was ihr von ihm herausquetscht, und schreibt es euch hinter die Ohren, wenn er euch ein paar Worte gönnt!“

So hatte der Fremdling schon alle Augen auf sich gezogen, und nahm alle Herzen ein, als er von den glücklichen Nizarden, von den fröhlichen Menschen sprach, die hier wie im Paradiese wohnten.

„Das Paradies ist allerwärts, wo man vergnügter Dinge ist,“ erwiderte ein alter Landmann. „Und habt ihr nicht Ursache genug, zufrieden zu sein?“ — „Ist der Genuese in's Wort, der nun überhaupt nachhals, wenn es dem Irländer am rechten Ausdruck fehlt. Er wußte dabei durch geschickte Fragen den sprechenden Geistlichen anzuhalten, wenn den Zuhörern irgend etwas recht eingeprägt werden sollte, oder durch eine passende Erklärung einzulenken, wenn die Zuhörer stugig wurden.“ „Wer?“ rief er aus, „wer mag sich in Italien eines gleichen Glückes rühmen, wie ihr? Seid ihr doch heute alle Rechten und Frohnden los geworden!“ — „Alle?“ rief Einer lachend aus. — „Ihr habt's gut im Sinn, Genuese: wie kann man auch alle Dienste und Leistungen los werden. Nur der Tod befreit von allen Lebensfrohnden, und wer weiß auch das einmal gewiß? Denn die adeligen Herren werden jenseits

auch nicht ohne unsere Zehnten und Dienste leben wollen. Und werden wir wohl auf dem Wege zur Ewigkeit ohne Zoll und Geleit fortkommen? Wenn sie Einen drüben nur nicht gar so sehr schnurrgeln, wie bei uns am Zollhaus zu Scarena geschieht. Das verfluchte Zollhaus! Wenn es nur von einem Erdboden verschlucken würde! —

„Was muß ich hören?“ fragte mit scheinbarem Erstaunen der Irländer. „Bestehen denn auch hier zu Lande Zehnten, Zölle, Frohnden und wie die Abgaben alle heißen, die Plagegeister der Drannei? O betrubtes Paradies Nizza! Nein! Nein! Dann habe ich doch glücklichere Menschen gesehen, als ihr seid, Nizzarden. Landleute adern dort und ernten, ohne mit dem Zehntherrn zu theilen; die Wege sind offen, alle Waaren gehen aus und ein, das Salz ist wohlfeil und schärft keinen Haß und keinen Groll; die Wälder bieten ihr Holz und Wild für Alle, die Fische schwimmen für jedes Netz in Fluß und Bächen, wie denn auch der Erbe die Verlassenheit seiner Vorfahren ungeschmälert überkommt. Denn keine Grundherren drücken das Land, ihre Schleißer und Zwinger sind gebrochen und verkündigen als Ruinen den großen Sieg der allgemeinen Freiheit.“

„Sprecht ihr von Frankreich?“ fragte leise der Landeute Ciner. „Dort sollen sie Alles umgestürzt und abgeschafft haben. Nebst nicht so laut, es ist hier verboten, von drüben zu erzählen, und dort sitzen einige Dominikaner. Erzählt uns leise! Ihr wart in Paris? Ist es denn wirklich wahr und möglich, daß all' dergleichen abgeschafft ist?“

„In Paris und allermwärts,“ antwortete der Irländer; „Alles ist frei und froh.“

„Froh, sagt ihr?“ riefen Mehrere neugierig aus; „wie kann denn das nur sein?“

„Das fragt ihr noch?“ flüsterte der Genuese. „Ihr habt heute den frohen Tag, da ihr einige Seiten los seid, die euch gebunden hielten: denkt, ob ihr froh wart, wenn man euch alle eure schweren Ketten abgenommen hätte!“

„Bei der heiligen Krippe Jesu!“ bemerkte der Kaiser von Drappo — „das ist ein anderer Fall. Denn in Frankreich ist nichts abgenommen worden, sie haben es abgerissen, haben ihren geliebten König ins Gefängniß geworfen, die frommen Priester verjagt, Gott verflucht. Und dafür sind sie mit Pestilenz und Hunger, mit Seuchen und Seufzen bestraft und heimgeschickt worden. Und wenn sie sich für frei halten, sind sie es nur von der Hoffnung der Seligkeit, und wenn sie froh sind, rufen sie nur, und kennen ihr Glend nicht. Schweigt nur still davon!“

Der Irländer lachte laut auf, und der Genuese blickte mis-

trauisch nach den Tischen der Mönche. Doch ruhten noch die Blicke der andächtigen Väter auf den Tischen, ihre Arme noch auf den Bänken. — Das Gespräch ward lauter, und die hordende Gesellschaft vermehrte sich um den Tisch. Indess man der Genuese mit großem Scharfblick die verdächtigen Zuhörer herauslas, und einen oder den andern bei Seite führend zu bearbeiten suchte, widersprach der Irländer immer schreiender, je mehr ihn die italienischen Worte verließen, der hier von Mönchen verbreiteten Meinung, daß Frankreich vom Himmel geschatzt werde. Die Cinnwohner beriefen sich stets und fest auf die Auslagen ihrer Priester, wegen der Irländer auf seine eigne Priesterschaft pochte. „Ich will nichts gegen eure Priester sagen,“ sprach er, „aber ich habe die Wahrheit meinem Wohlergehen vorgezogen. Und was hätte ich auch für Vortheil davon, euch zu hintergehen? Wir Geistliche sind eigentlich kerufen, euch zu himmlischen Dingen zu berathen, und das Irdische geht uns nichts an. In früheren Zeiten aber, wo die Völker noch sehr sinnlich und roh gewesen, haben ihnen die Priester gar Manches entzogen, wie man den unaufmerksamen Kindern, damit sie auf den Katechismus Acht geben, einstweilen ihr Spielzeug aus den Händen nimmt. Jetzt haben die Franzosen nun zurecht erklärt, sie seien keine Kinder mehr und wollten das Jochge zurückhaben. Das finde ich auch ganz recht und billig, es mag uns Priestern nun behagen oder nicht. Ich bin deshalb auch auf dem Wege zum heiligen Vater in Rom, um ihn dahin zu vermögen, daß er den mündigen Völkern das Jochge zurückverfallen lasse. Und wenn ihr nun, brave Nizzarden, ebenfalls keine Kinder mehr sein — und eurer Väter Eigenthum nicht länger entbehren wollt: so müßt ihr euch bald, wie man sagt, an den Laden legen, und eine rechte Haus machen, damit man euch auch für Männer gelten lasse.“

Den frühlichen Nizzarden, den von Wein und Worten Aufgeregten leuchteten diese und andere Reden des Fremdling ein; sie gaben lebhaften Beifall. Dadurch wuchs des Redners Vertrauen dergestalt, daß er bei aller Ungewandtheit in der Landessprache, und des Genuesen verstohlene Winke nicht mehr beachtend, sich auf eine Bant, ja sogar auf den Tisch schwang, um weiter zu sprechen. Und es gelang ihm zum Erstaunen, den größten Jubel über das Glück der Freiheit unter den zudrängenden Landleuten hervorzurufen. Als er aber unvorsichtiger Weise so weit ging, den Wunsch nach den Franzosen anzunehmen und den Vorschlag zu thun, daß man, um ein gleiches Glück für die Grafschaft Nizza zu gewinnen, die Lebens- und Grundherren vertreiben, den gebietenden Drannen in Turin verlassen, und sich an Frankreich anschließen müsse: so stockten mit einmal alle Herzen der Zuhörer, und der Athem der Versammlung schien auszubleiben. Viele schlichen hinweg, indem



sie sich bekrenzten; Andere brummten; Manche wurden auf Zureden der Mönche mit Vorwürfen und Drohungen laut. Der betroffene Sprecher, verwirrt und voll Verlegenheit, stieß einen französischen Ausdruck aus; da hielt sich Keiner mehr zurück. Sie rissen ihn vom Tisch, und Gläser brangen, wiewohl in einheimischer Gutmüthigkeit, mit blauen Häufen auf ihn ein, während er in lebhafter Geistesanstrengung sich zu entfernen suchte. Der Genuese hielt ihn auf sein Anrühren nicht Stand, sondern schlug sich zu den Mißvergünstigten, und half ihn wider einen Unruhstifter und Schürken ausschimpfen. Doch wäre es einem Aufmerksamsten nicht entgangen, daß er bei alle dem die allgemeine Entrüstung von dem verunglückten Redner abzulenken, und diesem Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen bemüht war. Wäre nur in diesem Augenblicke nicht Giuseppe Adrian herbeigekommen! Sobald dieser nämlich das Vorgefallene vernommen, oder vielmehr aus verworrenen Mittheilungen schreiender Nachbarn und Bekannten errathen hatte, entschied er gleich, man müsse den Zäherer vor den Marchese bringen und Abbitte thun lassen. — „Ja, ja, das muß er, der Glende! zum Marchese! Ja, der Marchese soll leben!“ schrien Alle. — „Es ist des Spases wegen,“ fuhr Giuseppe fort, „daß er seine letzte Zuflucht und Rettung nur bei dem Lehnsherrn finde, der doch der Nächste gewesen wäre, verjagt zu werden. Uebrigens schon ihn und thut ihm nichts zu Leid.“

Der Feldner wurde nun von der lachenden Menschenmenge immer mehr nach dem Schloß hingetrieben. Als aber der Marchese auf den Altan bezaunstrat, stahl sich Giuseppe aus dem jubelnden Haufen fort, und suchte den Tanzplatz auf.

Hier hatte die Jugend sich von dem Vorgefallenen wenig ansetzen und kaum unterbrechen lassen. Giuseppe mißte sich in das Gewühl. Er fühlte sich höchst aufgeregt. Unter der Mese und zu Haus, wo er sich ungetrödet und ausgeruht hatte, wollte ihn Bianca's Bild nicht verlassen. Jetzt, nachdem seine Leidenschaft endlich laut geäußert war, schien sie unbeflegbar zu sein.

Wie sich Giuseppe unter den Tanzenden umfah, war er überrascht, in der lieblichsten Tänzerin ein Mädchen aus Nizza wieder zu erkennen, eine jüngere Gespielin, die er einst als Knabe, wenn er sich oft wochenlang bei seiner Großmutter in der Stadt aufhielt, gern gehegt und in Schutz genommen, dann aber seit Jahren nicht gesehen hatte. Nun war, wie sich an einem feuchtwarmen Frühlingstage eine Kusspe zulebens entfaltet, das fünfzehnjährige Mädchen in aller Frische und Anmuth schnell entwickelt hervorgetreten. Klara Biotzi, mit einer kleinen Gesellschaft von Nizza zum Fest heraufgekommen, setzte die jungen Bursche in Eifer und Eifersucht. Giuseppe näherte sich ihr, lähn durch alte Bekanntschaft und

frei in unbefangenen Wohlwollen. Wie es aber wohl diesem Alter eigen ist, war das einst so zuthuliche Mädchen heute sehr schnippisch und übermüthig. Klara erkannte Giuseppe gleich wieder, aber um ihn nur desto schönder zu bezeugen. Es verdroß den Jüngling keineswegs; er lächelte der ungehebrigen Schönheit, die sich zum erstenmal fühlte. Er tanzte mit ihr, verjagte sie mit Erfrischungen, und als ein unvermuthetes Frühaustritt sich an dem hohen grauen Gebirg heftig stürmend mit Regengüssen entlud, machte er sein altes Säugrecht wieder geltend, und brachte sie unter ein Obdach. Hier unter den zusammengebrängten Menschen war auch wieder von dem irländischen Fremdling die Rede. Einige Diener des Marchese hatten sich eingefunden und erzählten, daß ihr gnädiger Herr ihn habe gefesselt nach Turin bringen lassen wollen. Auf Fürbitte des Pfarrers Briani aber, der ihn für einen armen unglugen Menschen erklärt habe, sei er mit einer Tracht Peitschenhiebe unter dem Gelächter der Menge dabongekommen und fortgesetzt worden.

Bald war das Wetter vorüber, frischer schimmerten die Hügel, die Pomeranzenblüthe würzte die Luft, und die Sonne schien glänzend auf die Oelbäume, auf die blakrothe Mandelblüthe und auf die Goldfrucht des Pomeranzenbaums. Von Neuem begann der Tanz; doch die Gesellschaft aus Nizza fand es an der Zeit, nach der Stadt zurückzukehren. Giuseppe nahm seine Rücksicht auf die jungen Bursche, die theils schon zur Gesellschaft gehörten, theils sich um Klara's willen noch dazuschlugen. Er schloß sich als Begleiter an, in der Absicht, bei seiner Großmutter einzufahren, die er lange nicht besucht hatte, und so dem zärtnenden Vater aus dem Wege zu gehen.

Es war ein lieblicher Frühlingabend, nur die Biade waren etwas schlüpfrig. Fröhlich plaudernd schlenderte man hin; unten glänzte das Meer; über ihnen stiegen fruchtbare Hügel zu waldigen Höhen und zu grauen kahlen Gletschern auf, die sich in's Gewölbe verloren. Klara betrug sich ausgelassen munter; sie neckte Giuseppe bei jeder Gelegenheit, und ließ sich das Lächeln der übrigen Bursche gefallen, die des Jünglings Geleit im Stillen verdroß. Indem sie nun in der Nähe der Stadt eine Strecke Wegs am Bergstrom Paglione abwärts zu wandeln hatten, mußten sie die Bemerkung machen, daß wohl im Gebirg ein Vollenbruch gefallen sei, weil das tiefe Riesebett, das gewöhnlich nur von einem heichen Bächlein durchschlichen wird, nun reichend angeschwollen war. Man verwunderte sich über die schnellig schäumende Flut, und deutete einander die mangelnde Sachen an, die von den Wogen ergrißen, auf- und untertaugend, in Klüffelschnelle mit fortgerissen wurden. — „Heute morgen konnten wir noch mit trocknen

Füßen durchwandern, wie die Kinder Jizals durch das rothe Meer; jetzt dürfen wir uns bei der Brücke bedanken, daß sie uns hinüber läßt. Oder willst du jetzt König Pharao sein, Giuseppe, und uns vorangehen?" — So sprach die löse Klara. Man lachte, und sie fuhr fort: "Erinnert ihr euch noch, was mir diesen Morgen die Here von Wäflerin prophezeite? Höre nur einmal, Giuseppe! Als wir heute morgen von Stein zu Stein hüpfend durch den Baglione gingen, tauerte ein altes Weib am rieselnden Wässerchen, und wusch ihre zerrissenen Lumpen. Ich netzte und fragte, ob sie vielleicht ihr Brautknecht wüsche; ich hätte gehört, der heilige Michael wär' es müde, ihren Bräutigam länger auf den Kopf zu treten, um ihn von seiner brennenden Liebe zu ihr abzuhalten. Da rief mir das alte Gesicht nach: Warte nur, unsauberes Maul du! Heute sollst du mir selber noch gewaschen werden, verfluchter Balg!"

"Ei nun, Klärchen —" erwiderten Etlliche aus der Gesellschaft, — "hätte nicht der strömende Gewitterregen die Prophezeiung beinahe in Erfüllung gebracht?" Nun aber begnügte sich Klärchen mit der Erzählung nicht, sondern es fiel ihm ein, die Alte auch noch anschaulich darzustellen, indem es sich tauerte, und das gute Schürzchen rücksichtslos zwischen den Handbällen reißend, die Verwünschungen der Alten nachäselnd wiederholte. Da sollte nun leider jene Vorberlegung sich auf's Traurigste erfüllen. Der nasse Kies gab nämlich nach, die tauernde Klara sank nun, überschlug sich und rutschte unaufhaltsam in den Baglione hinab. Sie würde sofort auch vom Strom hingerissen worden sein, hätte sich ihr Kleid nicht an einer Erdwurzel verfangen. Doch wie sie Hülfe rufend mit den Wogen kämpfte, rang sie sich nur einer neuen Gefahr entgegen, da jeden Augenblick das Kleidchen abreißen konnte.

Die Umstehenden waren noch kaum vom ersten Entsetzen zur Besinnung gekommen, als Giuseppe schon seine Jagdhunte weggelegt, seinen kurzen Mantel ausgezogen hatte, und in den Strom sprang. Sein wilder joggiger Hund setzte nach, und wie er hellend von der Flut immer weiter hinabgeschwemmt wurde, machte das Thier recht anschaulich, wie viel Kraft und Gewandtheit Giuseppe nöthig hatte, um die Halbohnmächtige von der Wurzel zu lösen und mit dem rechten Arm aus den Wogen emporzuschieben, während er sich selbst an der Wurzel mit der Linken festhielt.

Die Gesellschaft schickte Klärchen und dem Retter Glück. Die Dursche beeiferten sich, die Gerettete schnell vorwärts zu bringen, während Giuseppe am Ufer hinstellte, seinen Hund zu locken, dem es erst an der Brücke gelang, in's Trockne zu kommen. Klara selbst wurde der Mühe überlassen, bei welcher sie als Waise lebte. Die gute Jungfer Angelita setzte durch ihr Wehklagen die ganze Nach-

barschaft in Bewegung, und es dauerte lange genug, bis das arme Kind entkleidet und zu Bette gebracht war. —

Als Klara des andern Morgens aus tiefem Schlaf erwachte und die Bettvorhänge halb so zurückzog, ersah sie, daß es schon heller Tag war. Sie hörte wenig auf die besorgten Fragen der Mühe nach ihrem Befinden, sondern eilte in die Kleider zu kommen und sich auch ein wenig zu putzen. "Warum hast du mich nicht geweckt, eh es so spät geworden?" murmelte das heftige Kind. "Wie lange soll ich denn Giuseppe warten lassen, bis ich ihm zu danken komme?"

Die Mühe tröstete, Giuseppe würde wohl auch lange geschlafen haben, wenn er nicht gar krank geworden sei. — Sie half der Kleinen, oder bediente sie vielmehr; wie sie denn, selber unermüdet, das elternlose Schwesterkind auf alle Weise verböhrte. So stimmte sie denn auch Klara's Lobsprüchen über den wackern Giuseppe auf's Eifrigste bei und verzieh ihm alle wilden Streiche, die man ihm nachsagte. — "Schon als Knabe war er dir geneigt," setzte sie hinzu. "Da du noch auf krummen Kindesbeinen schwanktest, hat Giuseppe dich immer geführt und getragen. Wenn ich zu deiner seligen Mutter kam, die doch neben deiner Großmutter an der Jesuiten-Kirche wohnte, hat mich der bengelhafte Junge immer gefreut, wie so stark und verwegen er damals schon ausfiel. Nun, der Himmel fügt die Sachen. Und die heilige Mutter Gottes sei gebenedeit, daß ihm seine Neigung so glücklich ausgefallen ist. Der Himmel hat augenscheinlich die Hand im Spiel, und wir müssen uns darein ergeben. Liebe und Ehe werden von Gottes Finger geknüpft; dieser führt uns blindlings, und wir können nur mit vorgestreckten Händen zutappen. — Giuseppe bist du dein Leben schuldig, Klärchen, und kannst es ihm nun auch widmen. Jetzt geh' mit Gott! Mach' ein Kreuz, und grüß' ihn auch von mir. — War' einen Augenblick, Kind, da kommt ein altes Bettelweib die Straße herab mit einem Zuber auf dem Kopf; laß die erst vorüber, es bedeutet nichts Gutes. — Nun aber geh' geschwind, Vater Borgias begegnet dir, das ist eine gute Vorbedeutung."

Vergnügt laß die Mühe der zierlichen Nichte nach, schüttelte den Kopf, daß das Kind so blaß aussehe und nicht wieder vergnügt, daß es so anmuthig dahin schwebe, wie eine Pomeranzensüßhe, die der Wind wegschleie. Darauf stimmte sie unter häuslichem Aufräumen einen Morgensalm mit gellender Stimme an.

Nicht lange jedoch, so stürzte Klara in's Zimmer und brach mit dem ersten Schritt über die Schwelle in das heftigste Weinen aus.



Sie konnte nicht sprechen, sie glitt aus den Armen der höchst betroffenen Nubme auf den Boden, und ihre Frühlingsbrust tobte, als ob sie unter Schmerzensstößen brechen wollte. — „Er ist fort, schon fort!“ — Leuchte sie endlich auf die ängstlichsten Fragen der Nubme. — „Er hat mich nicht erwartet, er will meinen Dant nicht, er kümmert sich nicht um die Gerechtete. Er will mich nur quälen und wegwerten, darum hat er mich aus dem Wasser gezogen. Er ist auf die Jagd gegangen und nicht erst zu mir gekommen. O, daß ich ertrunken wäre! O, daß ich wieder im Pagliane läge und versänke!“

Die Nubme tröstete und schalt zugleich. Sie drohte, auf der Stelle selber zur Großmutter des bösen Menschen zu gehen, um ihn auszuschelten. Was versprach, was gelobte sie nicht, während sie Alara zu Bette brachte! Unaufhaltsam strömten die Thränen des Kindes, das sein Kneipen der Behandlung der Nubme, sein Herz der Herrschaft des Schmerzes überließ. — — —

Der Urheber so viel kindlichen Leides, Giuseppe, schweifte indes mit seiner Jagdflinte und von seinem Hunde begleitet weit im Gebirge umher, die Hüfe von reichem Thau nach. Seine Gedanken waren auf sein Wild gerichtet; vielmehr schien er selber von einer Meute wilder Empfindungen gehebt zu werden. Bald jauchzte er, daß alle Felsklüfte lebendig wurden, pliff und gurgelte alle Hehlante des Jägers, daß der Raubvogel erschrocken in die Lüfte schoß, und das ruhige Wild aufbrach. Bald warf er sich zu Boden; ein neuer unbekannter Schmerz kesselte in seiner Brust, entflammte sein Innerstes. Ihn war zu Wuth wie einer jungen Wilden sein mag, die vor ihrer ersten Niederkunft nicht weiß, was Unmögliches unter ihrem Herzen vorgeht und sich entwickeln will. Fern auf der Tigerjagd schwärmt ihr Geliebter, um sie her ist noch Alles, wie es immer war; die Harrenkräuter säckeln noch, die Katze schattet noch, wie in jener süßvertraulichen Stunde; nur in ihrem Innern ist es seitdem wunderbar anders geworden. Sie bricht in Thränen aus, ohne daß ihr angstvoller Zustand sich höre.

Gegen Abend kam Giuseppe auf der Höhe von Gimiez aus dem Gebirge hervor und setzte sich in der Nähe des Franziskanerklosters zwischen einer Baumgruppe von Steineichen und Cypressen nieder. — Tief unter den blühenden fruchtbaren Hügeln erblickt man hier das Meer, links das hohe Gebirg, das nach Genua zieht. Man sieht auf die Abtei St. Pans hinauf und in das Thal, welches, vom Pagliane durchströmt, zwischen anmuthigen grünen Hügeln nach Nizza hinabläuft. Nizza selbst zeigt sich von der Landseite um seinen Schloßberg, wie um die Zeiten seines Beschüßers reichumwieg.

Ueber dieser weiten herrlichen Landschaft, die vom Reinen und Treiben des Frühlings lebendig, von vielfachen Menschengeschäften

bewegt war, schwebte in Giuseppe's Brust auf Augenblicke das Ungestüm der Leidenschaft. Wie zwei Ringer, erwidert in ihrem Kampf, einander mit Blicken messen und prüfen, so steht in leidenschaftlichen Augenblicken das Menschenberg der Natur gegenüber. Trozig und verschmähend gekehrt sich meistens das Herz, und ach! wie glücklich ist es am Ende, wenn es von der Natur begünstigt wird, die ja doch immer beruhigt, herstellt und erquickt.

Giuseppe träumte sich in die Vergangenheit zurück. Seine Erinnerung gaulerte durch die friedlichen Jahre einer hellen, heitern Kindheit, wie über einen buntblühenden Wiesengrund. Der flatternde Schmetterling der Erinnerung setzte sich auf die sonnigsten Stunden, die Giuseppe im Schloß des Marchese als Kind, als Knabe und in Gespielschaft mit Bianca verlebte hatte. Gemeinsam hatte sie und er die Muttermilch, gemeinsam das erste, reine Gefühl des Daseins genossen. — Bald mußte jedoch der Knabe, wie er heran wuchs, der Standesverschiedenheit zwischen seinem Vater und dem Marchese inne werden, bald auch die Spannung des Geschlechtsunterschieds zwischen sich und Bianca empfinden. Ein langer innerer Kampf wühlte in der Brust des Jünglings. Damals war er Jäger geworden. Sein rüstiges Naturell widerstand jeder kränklichen Schwermuth und suchte, dem Jüngling selbst unbekannt, einen Ausweg in dem wilden Gebirg. Dies anstete, fähne Umräumen entsprach seinem unruhigen Herzen; diesem Vortritt auf eine unglückliche Beute glich seine verwegene Hoffnung. Und in der That wuchs mit seinem Jägerglück auch die Kuversicht seiner Liebe. Aber dieses Selbstvertrauen war nun plötzlich in einem Sturm gegen Bianca, in einem Streit mit dem Marchese laut geworden. Giuseppe mußte selbst nicht, wie es dazu gekommen war. Die frische Vergeßlichkeit, in der er sich tagelang nach einem seltenen Wild umgetrieben, hatte sein Blut angefaßt; die Freunde des Geliebten, der Verfall des Marchese hatten ihn übermüthig gestimmt, die geschwisterliche Vertraulichkeit hatte ihn hingewissen. — Nun war es geschehen. Was blieb ihm zu hoffen, was zu thun übrig? —

Eine Weile hatte Giuseppe so träumend gelegen, als er zwei Mönche quer durch das Feld auf das Kloster zuwandeln sah. Sie erkannten den grüßenden Jüngling, und der Ältere blieb zurück, indem er sprach: „Eben haben wir, Vater Florian und ich, unsere Berathung darüber angestellt, was euch, Giuseppe, wohl abgehalten habe, Seine Gnaden den Herrn Marchese eine Strecke Wegs zu begleiten. Wir haben es gethan. — Ich muß mich doch ein wenig sehen; denn ich habe euch auch einige Aufträge an euren Vater mitzugeben. Oder nein! es wird sich doch finden, daß ich des Herrn Marchese Befehle selber bestelle. — Wir wollten, um Seiner Gnaden nochmals für hohe Günst zu danken, uns im Auftrage des

Klosters nach seinen Schloſſen verfügen, als wir vernahmen, daß der Herr Marchese bereits nach Turin abgereist ſei. Sind jedoch ſo glücklich geweſen, Seine Gnaden noch unter Wegs zu erreichen und eine Strecke zu begleiten."

Giuseppe forſchte nach Blanca, und der Vater fuhr fort: „Auch die fromme, holdſelige Tochter iſt mitgezogen. Der Herr ſegne ihre Wege! Wie es uns vorkam, hat ſie ſchweremüthig die Reiſe nach Turin angetreten; doch ſchien dies auch bei Seiner Gnaden der Fall zu ſein. In ſeiner verlaſſenen Weiſe hat der gnädige Herr uns ſeine klugen, umſichtigen Reden gegönnt. Ein edler und vorzrefflicher Mann, der Herr Marchese, unſer abſonderlicher Sönnern und Beſchützer! Lange und nicht ſonder Betrübniß hat er von den ſchrecklichen Umwälzungen und blutigen Thaten in Frankreich geſprochen. Seine Gnaden fürchten, auch unſer friedlich Vaterland, die paradiſeiſche Graſſchaft, könne heimgelucht werden von dem Unheil der Zeit. Im Stillen werde unſer Verderben vorbereitet, und ununterläßlich bohre man an den Dämmen, um der wahren Sündflut dieſer Tage die Einſtrömung zu öffnen."

„Ihr erwähntet, Vater Victor," ſprach Giuseppe, „daß Blanca ungern nach Turin reiſe: hat ſie es euch ausdrücklich eingestanden?"

„Das hat ſie juſt nicht, mein Sohn, aber aus ihren betrübten Mienen, aus ihrem ſchweigſamen Weſen habe ich es geſchloſſen, da der Himmel ſie ſomit mit lächelnden Blicken und munterer Geſprächſeligkeit zu ihren vielen andern Vorzrefflichkeiten geſegnet hat. Heute aber blickte ſie nach jedem blühenden Strauch und knospenden Bäumchen, als nach eben ſo viel Geſpielen, denen ſie Lebenswohl ſagen müßte. Offenlich wird ſie in Turin ihres bieſigen ſtilleren Aufenthaltes bald vergeſſen und ſich an den herrlichen Kirchen, an den ruhrenden Vorgängen und feierlichen Gebäuden während der heiligen Woche erbauen. Der Herr Marchese beſtand endlich auf unſerer Rückkehr, ſo gern ich noch ſtundenlang mich an ſeinen bedeutſamen Geſprächen erquickt hätte. Wir leben doch jetzt in einer Zeit, in der wir auch aus unſerer klöſterlichen Einſamkeit gern einen Blick in die merkwige Welt thun, und da ſchaut doch Keiner leicht ſo weit und ſieht ſo richtig, als der Herr Marchese. Was mir Seine Gnaden von einzelnen Vorfällen und Thaten des gottvergeſſenen Frankreichs anvertraut, darüber muß meine Zunge ruhen, wie ein Grabſtein. Aber einen vorzrefflichen Vergleich muß ich euch mittheilen, den der Herr Marchese, als wir ſcheidend ſtill hielten, gegen mich ausſprach. Seht da hinab, Vater Victor, rief er aus, ſeht drunten das Meer, das eilig bewegliche, oft ſtürmende. Es trägt die Schiffe, weil es dienſtbar iſt, es wirft verborgene Schätze an das Ufer, denn es iſt heuerpflichtig. Das bedeutet die große Volksmaſſe: denn auch dieſe iſt unbeſtändig und treuloſ."

Oft roſet das Meer und überſtürmt mit Verwüſtung die niedern Ufer; da herauf aber reicht es nicht, an dieſe unbeweglichen, unſwandelbaren Felsgebirge, die von Ewigkeit her gegründet ſtehen und in ihrem Innern das Eiſen, die koſtbaren Metalle und Edelſteine hegen, wie der hohe Adel die Tapferkeit, die edle Bildung, Kraft und Treue bewahrt. Also ſieht ihr in der Natur ein großes Vorbild des Volkes und des Adels ſchon ſeit der Schöpfung aufgeſtellt. O wie verkehrt und unzureichend handeln die Menſchen, die ſolchen Urbeſtand nur umzuſtehren trachten, Freiheit und Gleichheit rufen, die Gebirge ſtürzen, und über Alles herein das in ſich ſelbſt ſchwankende Volk vollen herrſchen laſſen! Volksherrſchaft iſt Sündflut. Und nur von einer einzigen ſelchen Empörung und Umkehrung in der Natur erzählen unſere heiligen Schriften; da nämlich die Gewäſſer ellenhoch über die höchſten Berge geſtiegen ſind. Es war aber auch von der Gottheit nur dazu veranlaßt, um ein frevelhaftes Menſchengelächſt zu erreichen und zu verſchlingen; bald traten wieder die Gewäſſer in ihre Grenzen zurück, und ſeit Jahrtauſenden iſt nun das Urecht der Gebirge über das dienſtbare Meer beſteht und herrſchend."

Giuseppe ließ das hingekelt ſein, und fragte nur haſtig, was Blanca dazu geſagt habe.

„Blanca?" erwiderte der Mönch, „ich weiß nicht, ob ich es mittheilen darf, denn der Vater ſchien, was ſie erwiderte, nicht zu billigen. Je mehr ich aber unter Wegs darüber nachgedacht, ſcheint es doch nicht ohne Sinn. So hört denn! — Keine Ueberſchreunung, ſagte ſie, war allerdings eine Sündflut durch Empörung der Meere; wenn ſie nun aber, wie ſo Vieles in den älteſten Zeiten, bloß ein Vorbild geweſen wäre, daß ſpättere Sünden der Hohen durch Empörung der Völker heimgelacht würden? Uebrigens iſt es auch in der Abſicht des Himmels geweſen, daß nicht immer Gebirg und Meer ſo getrennt bleiben ſollten; denn Antonio Beſani, mein alter Lehrer, hat mich oft aufmerkſam darauf gemacht, wie nur da, wo das ſchroffe Geſtein ſich bricht und bröckelt, von ſeiner kalten Höhe herabrieſelt und mit Waſſer ſich miſcht, — Moos, Gräſer, Sträucher und Palmen wachſen und ein Reich der Lebendigen erwacht."

„Sagte ſie das, Vater? Sind das Blanca's Worte?" — fragte lebhaft Giuseppe, indem er voll Unruhe den Klotenkriech, den der Mönch über der Hütte trug, in Gedanken ergriff und um die Fingerringe wickelte. — Worauf der Mönch, den Kopf ſchüttelnd, fragte: „Was habt ihr nur? Was treibt euch, Herr Giuseppe?" — Dieſer erwiderte etwas zerſtreut: „Nichts, gar nichts, was mich angeht; aber Blanca's wegen behaupte ich, was ſie da geſagt, ſei wohl geſprochen, und iſt wahr! Ach meine nur, — und es freut mich nur, daß eine Marchesentochter ſo vernünftig ſpricht."



Giuseppe begleitete heiter und zuthulich den Mönch bis an das Kloster. Als der Bruder Pförtner geöffnet hatte, küßte der Jüngling des Vaters Hand, mit den Worten: „Vater Vector, ihr habt mich eures freundlichen Gesprächs gewürdigt und mir einen angenehmen Abend gemacht: ich darf doch eures Klosters gedenken, wenn mir einmal ein hübsches Stüd' Wild über den Weg läuft? — Gute Nacht, frommer Vater! Betet für Giuseppe's Glück! Gott segne euch! Und könnte ich nur einst eurem Kloster die andere Hälfte des Pomeranzentheens schenken.“

Er schuf wie ein Falk den klüppigen Pfad hinab. Bald aber von innerem Nachdenken angehalten, schlenderte er träumend hin.

Er sahn den beiden Naturbildern, des Felsen und der Flut, und ihrer Bedeutung im bürgerlichen Leben nach. Es war bisher weder sein Gang noch seine Stärke gewesen, über die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens nachzudenken; aber scharf und mit gesundem Sinn auf die Außenwelt gerichtet, kannte er aus eigener Anschauung den starren Hochmuth, die finstere Verschlossenheit, die trostige Selbstflucht des felsenartigen Adels, und hatte noch genauer das unruhige Treiben, das hohle Aufstahren und treidende Unsicherheit, das eigenmüthige und diebische Wesen des gemeinen Volks beobachtet, das, gleich dem Wasser, überall abfließt, aufsteht und weghewimmt.

Die Dämmerung war rasch hereingebrochen, und ohne daß der träumerische Jüngling es gleich gewahrte, tauchten aus den Büschen und hinter den Felsen hier und da Gestalten hervor, die wie graue Nebelstreifen hin und herschwebten, von kurzen grellen Blitzen gelockt. Der vorausschobende und zurück suchende Hund Giuseppe's schlug an; aber schon sah der Jüngling sich von einem Rudel verdächtiger Gesellen umringt. Sie geboten ihm Halt, und er blieb gefaßt stehen, das ungeladene Gewehr in der Hand, und seinen unruhigen Venno dicht an sich heranziehend. Eine ihm nicht unbekannte Stimme tobte und fluchte, sprach von Genugthuung, und forderte ihn auf, mit zurückzuleben. Giuseppe erkannte fest in dem lumpigen Schifferansage den irländischen Geistlichen wieder, den er gestern dem Marsche, einer Abbitte halber, hatte zutreiben lassen.

So wenig Giuseppe aufgelegt war, dem heftigen Menschen heftig zu erwidern, wollte doch eine Verständigung mit dem leidenschaftlichen Fremdling nicht auskommen. Der Irländer, wenn es einer war, mochte wohl aus einer Art von Scham die erhaltenen Peitschenhiebe nicht beim rechten Namen nennen, sondern sprach nur von unwürdiger Behandlung, die ihm Giuseppe zugezogen habe. In seiner Lebhaftigkeit suchte er dabei mit den Schultern und Hüften, als ob er eben noch den fallenden Streichen ausweichen müßte. Zugleich stieß er die heftigsten Verwünschungen gegen den Marsche

aus und drohte, der Spikbube von Aristokrat sollte auf seiner Reise nach Turin nicht lebendig nach Tende kommen. — Bei dem Angriff auf den Marsche ward Giuseppe nun auch heftig, verteidigte denselben und erklärte, daß des Irländers aufmerksame Ideen an das Volk die Hundspeißerei gar wohl verdient hätten. Darüber packte Jener wüthend den Jüngling an der Brust. Aber ein Kolbenstoß auf die Schulter und ein Biß des Hundes in die Lende warfen den Irländer zurück. Giuseppe sprang sehr gewandt bei Seite, als jetzt die Gesellen des Fremdlings mit gebohlenen Mitteln auf ihn herein brachen. Verschließend und zurückweichend kämpfte der heulende Venno. —

Da stürzte der Genuese herbei, riß den Irländer zurück und machte ihm in französischer Sprache lebhaftest Vorwürfe, wie es schien. Er sprang auch zwischen die Uebigen hinein und brachte sie durch sein Ansehen zur Ruhe. — „Versammeln wir uns zu Spikbubenstreichen?“ schrie er zürnend. „Kommt ihr unsere Bestimmung nicht besser? Ist euer Eifer nicht höhern Dingen geweiht? Geht zum Teufel, wenn ihr nur Hundsfötter sein wollt, um euch an Freiheit und Vaterland zu versündigen!“

Er trat hierauf mit Artigkeit und mit einer Ruhe, als wenn er eben kein Wort gesprochen hätte, zu Giuseppe, bat ihn in Aller Namen um Verzeihung und setzte hinzu: „Stoßt euch nicht, Herr Giuseppe Abrian, an das verdächtige Aussehen dieser Leute und an den dummen Streich, zu dem sie sich durch den Groll des Franzosen da haben verleiten lassen. Es stießen lauter Gereunnen in diesen Lumpen. Die Freiheit steht aber in so übelm Ruf, daß sie sich in die Länder hinein betteln muß, die sie beglücken und segnen will. Es geht ja dieser Tochter des Himmels, wenn sie als Braut eines mündig gewordenen Volkes herabsteigt, nicht besser, als es den Söhnen Gottes ergangen ist, die von Zeit zu Zeit auf die Erde gekommen und mißhandelt worden sind. Aber sie ließen ihre Erlösung zurück, und die Anbetung blieb für sie nicht aus. — Solch ein erhabenes Werk ist es, zu dem wir uns jetzt noch insgeheim versammeln müssen, wie die ersten Christen unter heidnischer Tyrannei sich Nachts und verflohen bei ihren Liebesmahlen vereinigten. — Ich kenne euch lange her, Herr Giuseppe, und weiß viel Gutes von euch. Ja diese Rasenden hier haben selbst schon hundertmal den lebhaftesten Wunsch ausgesprochen, euch wahren Jüngling in unserer Mitte zu haben. Ihr wäret der Würdigste, nicht bloß unter uns zu sein, sondern uns vorzusetzen in unserm kühnen Werk. Aber zur Strafe für diese Thöridten da will ich euch heute nicht in unsere Versammlung einladen. Ich weiß doch, daß ihr bald wieder einmal hier vorüber oder absichtlich hierher kommt.“

Er sagte hierauf den Jüngling vertraulich unterm Arm, und

indem er ein Strecken Weges mit ihm abwärts schlenderte, küßte er ihn zu: „Ich weiß, ihr steht euch mit dem Marchese Malvi nicht mehr so grün, wie vormal. Aber nehmt euch das nicht zu Herzen! Vertritt mir, und haltet euch versichert, daß der Alte gar bald wollen soll, wie die Tochter will. O du glücklicher Mensch du!“

Er umarmte Giuseppe mit Heftigkeit. Dieser stand verblüfft und neugierig, und hielt, um mehr zu vernehmen, den Genuer am Armel. — „Du siehst, lieber Freund,“ sagte dieser, „daß wir in unsern heimlichen Zusammenkünften nicht ohne Geheimnisse sind. Ein sehr ehrenwerthes habe ich dir eben angedeutet, dir gleichsam einen Bürgen unserer Tüchtigkeit gestellt. Hinde dich bald bei uns ein! Was du auch von uns denken magst: dein eigenes Glück liegt in unsern Händen. Dies genüge dir für heute! Auf Wiedersehen in der Feenkufe.“

Er eilte zurück und war, ehe Giuseppe einen Entschluß fassen konnte, in die Dämmerung verschwunden. Unruhig, gespannt, mißtraulich und unwillig eilte der Jüngling weiter, und entschloß sich, nicht nach Nizza, sondern in das väterliche Haus zurückzukehren.

Aus:

## „Die Klubisten in Mainz.“

### Das Lustlager vor Mainz.

Die Rückkehr der mainzer Truppen aus den Niederlanden brachte neues Leben in die Stadt, oder zog vielmehr alles Leben nach jener Seite von Mainz, wo ein Lustlager aufgestellt war, — vor dem Raimundthor, am Ende der Kur-Allee. So hieß damals die schöne Allee am Rhein; weil man hier zur Frühlingszeit den Brunnen zu trinken pflegte, — lohnsteiner Wasser, rheingauer Stahlaelle oder weißbacher Schwefelbrunnen. Jetzt war die neue Anlage mehr, als selbst zur Kurzeit besucht. Die Bürgerlichen drängten sich um den Tanzsaal im Baurhallgarten; für den Adel stand auf dem Rundplatze, den vier Reihen Pappelbäume bildeten, ein Carroussel zu spielender Erinnerung an alte ritterliche Uebungen. Hier fanden auch Damen am Pfeilwerfen nach Türkenköpfen, am Schießen, Ringelstechen u. dgl. Unterhaltung und Spaß. Im Baurball wurde gewalzt, gezecht. Der Wirth hatte für diese Tage bedeckte Sitze aufgeschlagen, damit auch die Bürgerlichen einen Aufenthalt wie unter Zelten haben möchten. Für die Jugend war eine Schaufel zwischen zwei hohen Balken aufgehängt.

Aus dem Baurhall und dem Rondel hatte man den Blick auf das Lager und auf das lustige Treiben darin. Daß die Truppen vor ihrem Einzug in die Stadt eine Woche lagern sollten, war ursprünglich ein vergnügungssüchtiger Einfall der Gräfin Condohove, den aber der Kurfürst lebhaft ergriff, und zu einer politischen Bedeutung, zu einer kriegerischen Demonstration belebte, da der alte Herr mit seinem preussischen Verbündeten so gern von einem



Feldzuge gegen Frankreich träumte. Das heiterste Septemberswetter begünstigte das lustige Spiel.

In Mitte des Lagers stand ein weites Feld für den besuchenden Hof. Die große Fahne mit dem mainzer Wappen wehte über dem runden, buntstreifigen Dache. Stühle, Tische, gepolsterte Bänke waren aus dem kurfürstlichen Lustschloß auf der Petersau an das Ufer geschifft und in's Feld gebracht worden. Vormittags, oder wenn die adeligen Offiziere nach dem Residenzschloß des Kurfürsten zur Tafel geladen waren, wurden auch Bürgerliche im Lager zugelassen. Bauern und Bäuerinnen drängten sich heran, und brachten ihren aus der Hofküche bewirtheten Söhnen Schwarzbrot und Handläse mit, an denen die juchzenden Bursche die liebe Heimat wieder anblicken. Dabei schwuren Manche mit einem derben Schlag auf ihres Vaters Schulter, es müsse bald wieder in's Feld gehen. Andere aber flüsternten der unter Thränen lachenden Mutter in's Ohr: „Ach geh' nicht mehr mit, Mutter!“

Nachmittags war der Eintritt nur Adeligen gestattet. Es gehörte zum guten Ton, alle Tage in's Lager zu fahren; denn der Kurfürst sah es gern und nahm es als Einsicht in seine Politik und als Eifer für seine kriegerischen Absichten auf. Heut' gaben die adeligen Offiziere ein — wie sie es nannten — *Dejeuner dinatoire*. Für die bürgerliche Einwohnerschaft, die nichts so sehr anstaunte, als Hoffeste, und zugleich über nichts lieber loszog, als über adelige Lustbarkeiten, war dies, wie sich der mainzer Böbel ausdrückt — ein „Allerweltschloß.“ Man aß ja schon um elf Uhr zu Mittag und gegen zwölf war daher Alles auf den Beinen. Die lange Allee wogte von Menschen. Der Nebel war spät gesunken, und hatte den staubigen Boden angefeuchtet. Nur an den schönen Berggipfeln hinter Bieberich walkten noch einzelne Nebelschöbe und verzogen sich in die waldigen Thäler und in die duffige Ferne des Rheingaus. Der meergleiche Strom schimmerte; ein blauer Himmel glänzte über den weißen Zelteln; die Fahnen und Wimpel des Lagers flatterten vom lebhaften Schwinde. Der Fluß war mit Booten bedeckt, die vom andern Ufer abholten oder Schaulustige aufgenommen hatten.

Bald kamen von der Stadt die zahlreichen Equipagen vorüber. Alle Dienerschaft in Gala. Die Fußgänger riefen einander die Namen der Demobren, der Minister, der fremden Gesandten und der höheren Beamten zu, die eben heraufzogen. Alles machte dann Front; die Männer verneigten tief ihre entblößten Köpfe, die Bürgerfrauen stiegen dreimal ihre kurzen Röcke auf den Boden. Hintennach theilte Einer oder der Andere eine lustige Bemerkung mit, die allgemein belacht wurde.

Dies wunderliche, widersprechende Benehmen der guten Bür-

ger war noch nicht gar alt in Mainz. Seit langen Zeiten lebte der Gewerbsmann, der Kunstbürger und Kleinbändler im gewohnten Gefühl seiner Nichtigkeit unter dem privilegierten und hochmüthigen Adel. Sein Recht und sein Recht traten selbst hinter die Hofivree unter dem Hofmarschallsgerichte zurück. Es fehlte nicht an wohlhabenden Leuten unter diesen Krämer und Professionisten; aber auch solche mußten sich begnügen, gemächlicher als Andere zu leben und des Rheinweins, der rheingauer Luft und Sonne froh zu werden, ohne jedoch irgend etwas von Selbstgefühl und Bürgerholz blicken zu lassen.

Nun regte sich seit Kurzem unter den revolutionären Stofwinden aus Paris ein neues Bewußtsein, ein frischer Muth, der von einzelnen hellsehenden, geistig gebildeten Männern aus dem Kreise der sogenannten Emmerzianer angefaßt und unterhalten wurde. Man hing an, sich der alten Unterwürfigkeit, der Selbsterniedrigung unter brutale Vireen zu schämen. Man streckte sich an den neuen Gedanken der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit. Aber noch knickte von langer Gewohnheit der Rüden vor jedem gepuderten Coupet, vor jedem Degen und buntem Rodtragen, der Fuß scharrte vor jedem Wagen und Schilderhaus. So lagen die alten Gebruden und die neuen Gedanken mit einander im Zwist, und man entschädigte sich für die nutzlosen Gewohnheiten durch verwegene Worte, durch Spott und Späße.

So machte sich hinter dem Wagen des Oberhofmeisters von Erthal her der Hofstapezirer Körper die eigenthümliche Bewegung nach, mit welcher der Vorübergahrende die Bürgerlichen zu grüßen pflegte; indem er nämlich niemals den frischen Kopf neigte, sondern nur die buschigen Augenbrauen zweimal stark auf- und niederzog.

Die geschmackvollste Equipage, die vorüberrollte, war die des Domsängers von Hohenek, eines ältlichen Prälaten, der sehr freundlich grüßte. Man bewunderte die brausenden ukrainischen Pferde an seinem Wagen.

„Schade!“ rief der Hofstapezirer, „daß der Graf von Sickingen nicht mehr da ist. Der war doch der wahre Maitre de Plaisir an unserm Hofe. Was wir von geschmackvollen Vireen, Wagen und Pferden in Mainz haben, ist doch erst durch ihn aufgenommen. Keiner verstand sich so auf Möbel, Tapeten und Verzierungswerk. Der hätt' einmal so ein Lagerfrühstückchen arrangiren sollen, so ein geschmackvolles Dinatoirechen!“

„Wo ist er nur hingekommen?“ fragte man.  
„Er nun, der Kurfürst hat ihn abgeschafft,“ versetzte Körper.  
„Als Minister war doch nichts mit ihm anzufangen. In Staatsgeschäften war er wie „geflappt mit der Reiztappe.“

Eben fuhr die Gräfin Goudenbove vorüber. Neben ihr saß der Dieu de la Force; den Rücksiß hatte der Herr von Montleveau eingenommen. — „Wieder zwei neue vertratete Franzosen!“ rief der Zimmermann Nidel. „Wie viel Geschos Emigrirter haben wir nur jetzt in Mainz! Hochmüthiges und schlechtes Volk, anmaßlich und voll Eitelkeit. Nun ja, sie lassen jetzt Manches arbeiten, so lang' es dauert; aber wie viele werden auch wieder bei Hof gefüttert? Und welches Verdienst haben sie, daß man sie so vorzieht? Nun ja, sie haben ihr Vaterland verlassen, als die Noth an den Mann ging. Und nun hört sich unser Kurfürst doch lieber „Her Papa“ von dem Gesindel nennen, als von uns, „gütlicher Landesvater.“

„Ich denke, wir Bürgerlichen sollen auch noch unsere Franzosen bekommen,“ bemerkte eine noch rüßige Wittwe. „Es geht ja doch in jetziger Zeit Alles auf Gleichheit hinaus.“

„Gott behüt uns Alle vor den Franzosen und unsere Kinder vor den Plattern!“ rief schallhaft lachend der Hefapezire.

„Der auf der Rückseite war ein hübscher, stattlicher Mann!“ erinnerte dieselbe Wittwe, worauf der Tapezire mit der Miene des Wissenden versetzte: „Das ist ein gewisser Herr von Montleveau.“

„Was?“ schrie die Frau, „war das der Musée Voulez-Vous, von dem man so viel spricht, auf den die Goudenbove ein Auge haben soll? Ei, das glaubs ich!“

„Je nun, Frau Gläubin Klinging,“ scherzte der Tapezire, „sie hat ja auch frühzeitig ihren guten Mann verloren, und muß am besten wissen, wie's einer jungen Wittwe zu Muth ist.“

„Das will ich meinen,“ war die Antwort. „Die Jahre thun auch etwas; der Musée Voulez-Vous wird ein Vierziger sein, und der Kurfürst ist siebenzig.“

Noch ledere Scherze folgten, bis ein Kanonenschuß aus dem Lager Schweigen gebot. Alles blieb stehen und blickte rückwärts. Der Hoflauer Jakob Gut in rother Livree mit einem Stab trabte mit kurzem Schritt vorüber. Nach einer Weile folgte eine Schaar der Leibgarde zu Pferd unter Anführung des General-Feldmarschall-Lieutenants von Pfirdt als Chef-Kapitän. — Sechs Herminienferde mit silberbeschlagenem Kiemenzeug und Quasten auf den Köpfen zogen die vergoldete schwere Staatskutsche, in welcher der Kurfürst mit runder Perrücke, in schwarzem weltlichen Kleid mit Stern saß, Kutscher und Lakaien in Roth. Eine Reiter-schaar derselben Leibgarde, vom Stabskapitän Freiherrn von Redwitz geführt, beschloß den Zug. Schuß auf Schuß fiel im Lager. Die Volksmenge drängte sich hinter dem Zug an der Einfahrt zusammen.

Im Lager ging es feierlich zu. Die Musik spielte rauschende Märsche, die Trommeln wirbelten, von Zeit zu Zeit fiel ein Kanonenschuß. Das erhöhte Zeit des Kurfürsten stand in Mitte aufgezogener kleiner Zelte für Diejenigen, die durch ihren zweiten Rang und ihre Anzahl von der Tafel des Fürsten ausgeschlossen waren. Eine Kompagnie war als Ehrenwacht aufgezogen. Die anderen Truppen lochten und wirthschafteten, um das Lagerleben zu veranschaulichen; nur daß sie es heut in Gala thaten. Gefesselt und gewischt, vom wollenen Kopfband und den gepuderten Ohrlöden bis zur breiten Kamahengunge auf den Stumpfschuhen, hielten sich Alle puppenartig heil, im damaligen Styl der Reichs-armee. Man bewegte sich im Dienst und führte die Waffen mit langsamen theatralischen Handgriffen. Die Waffenführung und das Reichstags-Ceremoniel waren nach gleichem Geschmack gebildet. Der Hauptmann der Ehrenwacht, ein Bürgerlicher, blieb im Dienste zurück, während seine beiden Lieutenants als Adelige auf ein gegebenes Zeichen austraten und ihre Plätze an einem der kleinen Zeltnische einnahmen.

Der Kurfürst erschien ungemein munter und geistreich. Man unterbielt sich, der zahlreich eingeladenen Emigrirten wegen, in französischer Sprache. Der Kurfürst lobte das Aussehen und die vortreffliche Haltung der Truppen. — „Die Offiziere,“ sagte er scherzhaft zur Herzogin von Grandmont und zu dem Marquis d'Antichamp, „unsere Herren Wirthe, haben heute keine verdeckte Schüssel, wie es sonst gebräuchlich ist, aber eine offene, die Schüssel ihrer tapfern Leistungen, die für unsere lieben französischen Gäste mit einer Hoffnungsauce angerichtet ist.“

„Und, Monseigneur,“ antwortete der Marquis, „wenn eine solche verdeckte Schüssel käme, ich wette, es wären keine Krebse darin.“

„Schön gesagt, Herr Marquis,“ versetzte Frau von Goudenbove. „Unsere Truppen sind immer lebhaft vorwärts gegangen.“

„Lieber General Haxfeld,“ rief der Kurfürst seinem Generale zu, einem Bruder der Gräfin Goudenbove, „Sie haben Ihren ersten ruhmvollen Feldzug gemacht. Ich danke Ihnen für die Bürgschaften, die Sie unserer münzer Zukunft gegeben haben. Und nun lasse ich Alle leben, die bei Willen und Haxfeld so tapfer gekochten haben. Unsere Helden hoch!“

Wie das Geschick angedenkt hatte, erhielt Graf Haxfeld die Erlaubniß, den Dank des Heeres auszusprechen. — „Wir kehren von einem Vorspiel großer Thaten zurück,“ sagte er französisch, „von einer Vorübung der deutschen Waffen. Wir sehen nun gepüßt und entflammt dem Augenblick entgegen, wo es gelte, diese Jakobiner zu vernichten, wenn nicht etwa das warnende Unglück



der lästlicher Patrioten den jakobinischen Freiheitschwindel erblasen macht. Mögen diese Vorbeere, die wir an den reizenden Ufern des Wesdres errungen, dem König und dem Adel Frankreichs zu gut kommen! Die weise und mutige Politik unseres erlauchtesten Fürsten, von unseren Bajonetten getragen, wird die alte Ordnung Frankreichs wieder herstellen und ihr neue Stützen geben."

Der Kurfürst nicht vernünftig unter lebhaftem Rauhen und das spöttische Lächeln der Franzosen nicht bemerkend, Fabel und Märchen vermischten sich an den reich besetzten Tischen; denn einige ältere Damen ließen es bei so stolzen Reden auch nicht an Thränen fehlen. Die hohen Ansprüche dieser ahnenreichen Familien traten, wie mittelst eines neuen Feuers, auf ihrem dunkelnden Hintergrunde wieder deutlich hervor. Die Erwartungen waren berauschend; alle Besorgnisse verschwanden, und die Gefahren, die eine verhängnisvolle Zeit ausspielte, wurden von süßlichen Redensarten einer fremden Sprache übertrumpft. Stolz, stolze Worte, wilde Wirbel der Trommeln, Kanonenschläge, die keinen Widerspruch feindlicher Batterien erlitten, zerstreuten, wie es schien, all' das schwer und schwarz lastende Gewölk der Zukunft.

Unter dem besten Tamel erhob sich der Kurfürst und verließ mit seinem nächsten Gefolge das Lager. Die Zurückbleibenden wurden jetzt lauter und lärmender, bis man gegen Abend das Geräusch besuchte, wo sich nach und nach Damen aus der Stadt eingefunden hatten. — Hier herrschte, wie in der höheren Gesellschaft überhaupt, der damalige Ton gesuchter Aufmerksamkeit und gezielter Galanterie, mit dem man leichtfertige Verhältnisse verdeckte oder die lockere Gesinnung im Ägel hielt. Der freie Umgang, der zwischen den stillen Wänden des Hauses nicht blühte war, tändelte öffentlich mit spöttischen Versen Voltaire's, mit muthwilligen Reimen Grecoeur's, die man mit graziöser Handbewegung und herzlich gelesenen Auf wie ernste, schwärmerische Empfindungen vortrug.

Vom Baurhall her vernahm man lustige Musik, und einzelne Herren, jüngere und ältere, vom Wein angeregt, stahlen sich vom Caroussel hinweg, um drüben die bürgerlichen Mäuzerinnen zu lognetzieren und sich mehr Freiheiten zu gestatten. Auch Herr von Montleveau, der die Gräfin mit dem Die allein hatte zurückfahren lassen, nahm diesen Weg. Er sagte den Baron Franz Karl unter'm Arm, der eben mit dem heimlichen Räthsel, ob vielleicht die schöne Fides, die unbekannte Gräfin, drüben zu finden sei, die Gesellschaft verließ. — „Es gibt reizende Mädchen in Mainz," sagte Montleveau. „Ich weiß nicht, wie Sie davon denken, Herr Baron; aber ein naives Bürgermädchen hat für mich etwas Viantes. Ich gehe in der That auf eine angenehme Bekanntschaft aus."

„Sie? Ein Mann, der so viel Glück bei unseren ersten Damen macht?"

„Nah!" erwiderte Montleveau. „Französische Kopien von großen Ansprüchen. Ich studire das Deutsche. Diese Bürgermädchen haben Originalität und Frische, und verlangen keine Dienfbarkeit. Diese Mainzgerinnen, hübsch wie sie sind, verbinden französische Lebhaftigkeit mit deutscher Treuezeitigkeit. Aber ist es wahr, Baron, sind die Bürger in Mainz uns Emigrierten wirklich so abgeneigt? Wir sehen sie doch in Arbeit."

Bestimmt über den Franzosen antwortete Franz Karl:

„Wenigstens hat das brutale Benehmen einzelner Emigrierten eine große Verstimmung gegen Alle hervorgerufen. Sie können vorsichtig sein, Herr von Montleveau, damit bei der Wahl Ihrer Studien Ihr Geschmach nicht mit dem Geschmach unserer Schiffsleute und Handwerker in Widerspruch komme."

Der Emigrant äußerte sich wegwierend, eingenommen, wie es schien, von seiner Lebenswürdigkeit und seinem Muth. Sie hatten den Garten betreten und stießen im frühlichen Treiben des Volkes auf einen stattlichen Mann, der den Baron mit eberbietigem Gruß anredete. „Et sich! da, mein lieber Herr Lennig!" rief Franz Karl, und blieb, um sich von dem Franzosen los zu machen, stehen.

„Sie kennen mich noch, Herr Baron? Sehr gnädig! —"

„Ich habe Sie freilich seit Jahren nicht gesehen, seit mein Vater todt ist und früher schon, als ich auf der Ritter-Academie studirte und wenig zu Hause war. Früher waren Sie oft beim Vater." „Der hochselige Herr Baron waren mir immer ungemein gnädig," versetzte Lennig. „Ich war so glücklich, in Vielem mit den Meinungen und dem Geschmach Ihres Herrn Vaters übereinzustimmen, und das ließ der himane Herr Vicedom für einige Ausgleichung des Standesunterschiedes gelten. Wir plauderten bei manchem Glase Wein —"

„Mein Gott, Sie waren ja auch bei ihm, als meinen armen Vater der unglückliche Schlaganfall —"

„Ja wohl, Herr Baron! Ich kug den starken Mann mit den Armen auf, als er in lebhafter Mittheilung plötzlich schweigend, mit starrtem Blick aus dem Lehnstuhle sich aufrichtete und beim zweiten Schritt in's Zimmer zusammenbrach."

„Es sind schon über drei Jahre her," erwiderte mit bekämpter Nährung der junge Baron, — „ich war eben abwesend."

„Anno 87 war's, Herr Baron, bei der Wahl unseres Herrn Roadjutors von Dalberg. Ihr Herr Vater war eben von Hofe gekommen, vom großen Festmahl, — ich hatte ihn im Geschäft notwendig zu sprechen. — Es ist mir immer noch ein qualender Gedanke, daß ich einigermassen Anlaß gab. — Der gnädige Herr

war so vergnügt über jenen glücklichen mainzer Tag, daß er durchaus noch ein Glas Wein mit mir trinken wollte, weil er wußte, wie viel Freude auch mir jene Wahl machte. Er befahl Öber. Der Wein war noch jung und sehr heiß. Ich hätte es durchaus ablehnen sollen: aber — wer konnte denken —!

„Es war ein entsetzlicher Tag für uns!“ erwiderte Franz Karl, indem er mit drei Fingern Lemnig's Hand drückte. „Uns fiel das schwere Opfer eines unerbittlichen Festes an. Wir verloren das Haupt der Familie an dem Tage, der für Mainz und für Deutschland die schönste Zukunft begründete.“

Beide schwiegen einen Augenblick, in Erinnerungen versunken, über die eine fröhliche Mufst und ein lustiges Getöse hinbrausen. Endlich sagte Lemnig:

„Ich glaubte eben Ihres Herrn Vaters Stimme zu hören, als Sie das Wort „Deutschland“ aussprachen. Wie oft haben wir über Deutschland politisiert, auch schon in einer Zeit, da man in Mainz nur Lust und Leichtsinns kannte. Denn hier politisiert man ja erst seit dem Ausbruch der französischen Revolution. Wie oft beklagten wir, der Herr Vicedom und meine Wenigkeit, unser einst so herrliches, jetzt so zerrissenes, von hundertsföpiger Willkür und Selbstsucht zerrissenes Vaterland!“

„Ja doch! dieselben Worte meines Vaters!“ lächelte Franz Karl. „Wie ich mich erinnere, ereiferte er sich auch gern gegen Preußen. Er war noch nicht klar über den vor fünf Jahren gestifteten Fünftenbund. Jetzt würde er besser einsehen, von welcher Bedeutung jener Bund für Deutschland ist, den unser Kurfürst in seiner politischen Weisheit durch seinen Beitritt mächtig verstärkt hat.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Lemnig mit bescheidenem Widerspruch, „ob Ihr Herr Vater selig sich darüber freuen würde, den Sohn auf der entgegengesetzten Seite stehen zu sehen. Wie oft beklagten wir, daß unser schönes Mainz in zwei einander entgegenarbeitende Parteien getheilt ist. Wir hielten es mit den Ansichten, die der volkreundliche Kurfürst Emmerich Joseph befolgte. Es waren die Grundsätze des edeln Kaisers Joseph, dieses katholischen Reformators, — die aufgeklärten Bestrebungen der so verfolgten Illuminaten. — Sie wissen nicht, Herr Baron, wie sehr die Jesuiten dem guten Emmerich Joseph abhold waren und ihm entgegenarbeiteten, seit er zur Aufklärung des Landes die vortrefflichen Volksschulen einrichtete. Als er auf sehr bedenkliche Weise starb, waren zwar die Jesuiten eben aufgehoben worden; aber ihr heimlicher Anhang blieb immer noch wirksam genug, und unser jetziger Kurfürst mußte bekanntlich, um gewählt zu werden, vor Allen die guten Volksschulen opfern. Seitdem haben wir die Spaltung und den heimlichen Kampf zwischen den Emmerizianern und den Jesuiti-

schen. Diese Letzteren haben sich zum Theil an Preußen angegeschlossen, und das eben ist recht jesuitisch, da sie ein ihnen doch im Stillen verhasstes Mittel zu ihrem Zwecke brauchen. Doch — ich sehe, Sie werden ungeduldig, Herr Baron. Auch ist es sehr Unrecht von mir, daß ich uns den herrlichen Blick über Strom und Gebirge und diesen Lebenswein von Lust und Gesang umher durch Politik verderbe.“

„Sie sind ein ehrlicher, aufrechter Mann, Herr Verwalter, und haben viel Zutrauen zu mir!“ versetzte Franz Karl empfindlich. Doch seinen Ton schnell bereuend, fragte er, zum Gehen gewandt:

„Haben Sie Kinder, lieber Herr Lemnig?“

„Eine Tochter, Eure Gnaden!“ antwortete Erasmus.

„Schon erwachsen?“

„Ja, denken Sie! sie wird schon bald zwanzig.“

„Ah! hören Sie die schöne Melodie aus König Arur?“

Hiermit grüßte der Baron höflich und schlenderte in's Gedränge. Lemnig suchte den Tisch der Seinigen auf. — „Dieser junge Baron zwitschert doch anders, als der alte gesungen!“ sagte er vor sich hin. Die Gesellschaft mischte sich aus Kaufleuten, den besseren Handwerkern, Soldaten, Officanten des Adels, Professoren und Beamten, Schauspielern und Hofsängern, fremden und einheimischen Schiffleuten. Alles trieb sich hier mit rheinländischer Fröhlichkeit durcheinander, und hielt sich doch wieder nach Stand und Bekanntschaft zusammen.

Auch der junge Schiffer Jean Baptiste fand sich an Lemnig's Tische ein. — „Gi guten Tag, Jean Baptiste selig!“ rief ihm ein Nachbar zu.

„Nun? Warum selig, Herr Sympathe?“ fragte Jean Baptiste.

„Ich hab' dich lange nicht gesehn; ich dacht, du wäirst gestorben.“

„Gi was! Man muß halt dem lieben Brod nachgehen, Herr Pathe.“

„Gi nun! Bist du doch einmal auf den Weinen nach Brod.“ lachte der Pathe, „so kannst du auch gleich dem Wein nachgehen. Komm herüber, und thu' uns Bescheid! Das ist ein Weindchen, wenn man's einem Esel ins Ohr gießt, schreit er ein ganz halb Jahr darnach.“

„Oiegt ihr ihn denn in's Ohr, Pathe?“ lachte der Schiffer, und setzte, als er getrunken, hinzu: „Der Wein ist immer noch besser, als die Zeiten. Es geht flau mit dem mainzer Handel. Mein Vater hätt' mich sollen einen frankfurter Kaufmann werden lassen, oder einen mainzer Domherrn.“

„Zum Domherrn, lieber Jean Baptiste, hätten dir sechzehn Abnen gefehlt,“ erinnerte Lemnig.



„Die hätt' ich nachgeliefert, Herr Onkel,“ antwortete der Schiffer. „Als Donherr hätt' ich hübsch Zeit dazu gehabt, und gute Gelegenheit.“

Ein Gelächter belohnte den leeren Schiffer. Fides, die den Spaß nicht verstand, sagte neckend:

„Dann hättest du ja auch noch Knirfirs werden können, Vetter?“

„Warum nicht?“ war die Antwort. „So 'ne Schuhpuerrade hätt' mir auch nicht übel zu Gesicht gestanden; und ein paar Augen hätt' ich schneiden wollen, wie unser Alter. Dich, schönes Väschen, hätte ich zu meiner Gräfin Condenshove gemacht. Wir sind ja auch Schwesternkinder. Und da hättest du ganz hübsche Einnahmen gehabt, hättest den Hals bloß getragen bis an die Herzgrub', und französisch parliert, wie 'ne Ägel.“

Immer mehr Lacher zogen sich um Jean Baptiste, der einer leeren Zunge und eines verwegenen Munders berufen war. Auf einen Wink des Vaters entfernte sich Fides aus dem Kreis unverzüglicher Scherze, und suchte die Freundinnen wieder auf, die sich mit der Schaufel ergöhten.

Hier zeigte sich Fides ganz in ihrem gesunden und frischen Naturel. Ihr konnte die Schaufel nicht hoch genug gestoßen werden. Im Fluge fühlte sich ihr muthiges Herz freier von den frommen Angewohnungen der Mutter, von der Aengstlichkeit des Hauses. An solchen Gegenständen verräth sich leicht der Anfang eines Naturels, das man vielleicht, wie die Stimme einer Sängerin, darnach schätzen kann, wie weit es über — und wie weit es unter den Mitweltönen des gesellschaftlichen Umgangs stark und rein bleibt. Wirklich mochte man Fides in der Messe kneien oder in der Tanzstunde schweben sehen, jedesmal schien sie in dem ihr angehörigsten Kreise zu sein.

In ihrem hellen Kleide vor zwei dunkelgrünen Aufbäumen emporhobend, ward Fides vom Baron Franz Karl erblickt. Er kam heran, und Fides erschrak, ihn mit den Füssen entgegenzuschweben, so sehr, daß sie aus der niedergehenden Schaufel sprang. Der Baron trat grüßend heran. Die Mädchen, blöde vor dem schönen und vornehmen Herrn, zogen sich, eine hinter die andere, nach dem Tische zurück, der mit Gerischnungen besetzt und von den umherwandelnden Müttern eben verlassen war. Der Baron setzte sich mit der Zuversicht seines Standes zu ihnen, und unterhielt ein Gespräch mit heiterem Anstand. Fides ergriff einen zinnernen Teller und bot ihm als Gast Trauben zur Gerischnung. Er sagte und küßte dankend ihre Hand, worüber sie hoch erröthete. Seine artigen Worte, die mädchenhaften Erwiderungen wurden bald unfangener.

Der damalige Gesellschaftston, geziert in den höheren Kreisen,

war in den bürgerlichen naiv und frei. Dort, wo die inneren sittlichen Verhältnisse, besonders auch an den geistlichen Höfen, durchsaut waren, hielt man viel auf äußeren Anstand. Im Volke aber, soweit sich die Gesinnung tüchtig und gesund erhielt, nahm man einen derben Scherz nicht übel. So war es auch diesen fröhlichen Mädchen, besonders von einem vornehmen Herrn nicht auffallend, daß er gleich bei der ersten Bekanntschaft, indem er von der schönsten rothen Traube mit seinem Finger Beere um Beere pflückte, — reizende Jungfrauen mit schlanken Reben verglich, und von süßen rothen Beeren auf Küsse anspielte, die von Mädchenlippen gepflückt würden.

Er blickte dabei mit vertraulichem Lächeln auf Fides, die in ihrer Aufregung eines der Schaufelheile ergriffen hatte, und sich lebend daran wiegte. — „Nun ja,“ antwortete sie rasch, „wir wollen immerhin für Reben gelten, wenn Sie den Fuchs in der Fabel vorstellen wollen, Herr von Wallbrunn.“

„So?“ lachte Franz Karl. „Sie meinen den Fuchs, der die Trauben sauer fand, die er nicht erhaschen konnte? Ont! Ich will mir auch den Fuchs gefallen lassen, — ich war ja schon einmal Fuchs in Göttingen! — aber ich darf doch die reizenden reifen Beeren nicht sauer finden, ehe ich einen Sprung darnach verlucht habe.“

Er stand auf und näherte sich ihr mit Anstand. Rasch schwang sie sich in die Schaufel, indem sie ängstlich rief: „Versuchen Sie nichts! Sie sehen, die Rebe ist hoch gezogen.“

„Und wächst immer höher!“ rief der Baron, indem er die Schaufel in Bewegung setzte. Nach einigen Schwingungen sagte er: „Ich bin übel daran, reizende Spötterin: Sie kennen und treffen mich mit Ihren schallhaften Worten; ich aber kann mich nicht wehren, da ich Sie nicht ebenso bei Namen fassen kann.“

„Ich heiße Fides!“ war die rasche Antwort.

„Fides? Ein schöner und bedeutender Name! Fides bedeutet — Vertrauen, Aussage, Treue. Wahrscheinlich, seit ich Ihnen begegnet bin, wenn Sie sich erinnern, habe ich die Bedeutung Ihres schönen Namens empfunden und getragen.“

„Wie ich von Lateinern höre, bedeutet mein Name so viel als Glauben, antwortete Fides mit Nachdruck, indem sie aus der Schaufel sprang. „Vor Allem Glauben!“

„Auch Glauben, ja, — Hingebung und Treue in allen Gestalten. Gewiß! Aber dieser künigle Name weist immer auf ein Zweites, Selbständiges, Unerschütterliches, dem er seinen Inhalt schenkt. An welchen Zunamen ist diese zarte Raute geknüpft?“

„Ach!“ versetzte Fides mit einem schwärmerischen Feuer des Blickes, „mein Vername ist schon zu reich, zu schwer von Inhalt für

einen so vornehmen Baron. Mein Zuname ist dagegen von gar wenig Bedeutung."

"Ganz recht so! Es ist ja der Name, der bestimmt bleibt verloren zu gehen, aufgegeben zu werden, wenn die Bedeutung des Vornamens erwacht. Nennen Sie mir doch diesen — Taufsch-artikel, liebe Fides!"

Die Mädchen lächelten einander an, als ob sie sagen wollten: Ist das auf Handel und Wandel abgesehen? Ist der ein ehrlicher Käufer? So empfand es wenigstens Fides, und ihr Mädchenstolz erwachte. — "Dieser Artikel," erwiderte sie, "hat keinen hohen Preis in Mainz für einen Herrn Baron. Es fehlt ihm das Würdchen 'von', und dies, sagt mein Vater, wiege schwerer, als der längste Name. Fides, Fides ist mein Räthsel!"

Sie sprach dies mit einem gesunkenen Ton der Stimme, und schwebte wie eine weisliche Fee davon.

"Fides, Fides!" riefen hinter ihr her die ängstlichen, bedlegenen Mädchen.

Franz Karl blieb allein zurück. Etwas Empfindlichkeit mischte sich anfangs in sein Wohlgefallen an der reizenden Erscheinung. Bald aber war er noch mehr erkaunt über das feurige Nativiel eines so jungen Mädchens, das er nach Garzweilers Anrede beim ersten Begegnen für eine schöne, fromme Einsalt gehalten hatte. Etwas vorlaut erschie sie ihm, ein verwöhntes Kind geheimer, wohlhabender Eltern, wie er glaubte. Ein lebendes Räthsel hatte ihn mit jarten Fäden umgarn!

### Forsters Haus.

In einem der Häuser, die gegenüber der langen Gartenmauer des Schönbornschen Palastes von der Universität neu erbaut waren, eine Treppe hoch, sah Frau Therese Forster in einem Lehnstuhl am Fenster. Diese schlanken Fenster des mittleren Stocks warfen reichliches Licht in die Tiefe des Zimmers, das einfach, aber geschmackvoll möblirt und ohne ängstliche Anordnung höchst reinlich gehalten war. Die Einrichtung hatte etwas von den gewöhnlichen mainzer Wohnungen Abweichendes, — etwas Norddeutsches, wenn man es nicht bestimmter bezeichnen konnte, was zum Theil in den Gegenständen des täglichen Bedürfnisses und Gebrauchs lag. Unter Anderen sah man auf allen Möbeln umher Bücher, Flugblätter, Hefte und Zeitblätter ziemlich ungeordnet liegen, — Gegenstände, die in den

Wohnungen der eingeborenen Mainzer spärlich oder gar nicht vorkommen pflegten.

Einiges von diesen umherfahrenden Sachen hatte sich auch auf dem kleinen Arbeitstische versammelt, vor welchem Frau Therese saß. Ihr Strickzeug lag darauf, ein Kinderstreulumpchen von der Farbe "Kimmel und Salz", wie die Strickerinnen den aus weiß und schwarz gedrehten Faden zu nennen pflegen. Sie saß noch in einem Morgenüberleide, obgleich es Nachmittag war. Freilich saß der Arzt Wedekind vor ihr, seine Hand um ihre pulsirende Handwurzel geschlagen. Dann verschrieb er; dann gab er mündliche Vorschriften, unter anderen, daß sie morgen wieder ausgehen und damit täglich fortfahren sollte, um ihre reizbare Brust an der noch so milden Oktoberluft zum Winter übergewöhnen.

Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und einem Blick durch das Fenster nach dem großen Garten gegenüber verfehte Frau Forster: "Brande ich denn der freien Luft so absolut nachzulaufen, lieber Hofrath? Der Graf Schönborn ist so gnädig, mir die beste Gartensluft im Heberkuffe zu überlassen."

"So? Wobei Sie denn auch hübsch lesen können, nicht wahr?" fuhr Wedekind etwas unzufrieden heraus. "Mit einem ewigen Lesen und Lesen! Bedenkt denn aber unsere kluge Frau nicht, welch großen Unterschied es macht, ob eine schwache Brust leidet, oder ob sie laufend ihre Portion Luft schöpft? All' dies Lebewerk da umher und Ihre leidenschaftliche Theilnahme an Allem und Jedem — beste Frau —!"

Er hob den drohenden Zeigefinger und wendete sich zu gehen. — "Verhüten Sie sich, Hofrath!" lächelte Therese. "Ich will nun oft und viel in's Freie laufen und auch mir — Lustiges lesen, z. B. Deklamationen über Freiheit und Gleichheit, die man jetzt so gut und wohlfeil haben kann. Nicht wahr, better Hofrath, gegen solches Lesen haben Sie nichts? Ich weiß schon, die Aerzte verbieten ihren Patienten nicht leicht, was sie selber gern essen und trinken!"

"Sie sind eine allerliebste lose Frau!" verfehte Wedekind mit einem sanften Schlag auf ihre Schulter, worauf er nach seinem Gute ging.

"Sind Sie nicht so, Hofrath!" rief sie ihm zu, "ich habe nun auch erst ein wenig zu schelten. Wo bleibt denn noch immer Ihre Rechnung vom ersten halben Jahr?"

Wedekind schüttelte lachend den Kopf, und verneigte sich zu gehen. "Nein, better Herr Hofrath, so geht es nicht!" erklärte Therese sehr ernsthaft. — "Ich weiß, Sie sind der uneigennützigste Arzt von der Welt: aber in unseren knappen Verhältnissen muß ich sehr pünktlich sein. Erleichtern Sie mir das!"



„Was? Uneigennützig?“ versetzte er. „Glauben Sie etwa, ich wisse das Geld nicht zu schätzen? Im Gegentheil! Die Kunst mit dem Geld umzugehen ist mir höchst wichtig. Ich halte sie für das erste Hauptstück einer wahren Aufklärung. Sie lächeln? Das soll kein Witz sein. Das Wort macht Sie irre: Sie verstehen was Anderes unter diesem Ausdruck. Aber das nenne ich nicht Aufklärung, wenn man sich aus der öffentlichen Religion nichts macht, oder sich nach Lust und Vortheil über die allgemeine Moral des gemeinen Volkes hinaussetzt. Wissen Sie, was ich unter Aufklärung verstehe? Die vernünftige Erkenntniß all' derjenigen Dinge, welche ohne Rücksicht auf unseren besonderen Beruf oder Metier zu unserer Glückseligkeit unentbehrlich sind! Und dazu ist richtige Geldwirtschaft Hammer Eins. Geld ist das Scepter der Herrschaft im Staat wie im Hause. Aber das Scepter wird unser Tyrann, sobald wir es nicht zu behandeln wissen. Was hat in Frankreich die Revolution herbeigeführt? Nicht die Freigekerei der Schriftsteller, nicht die scharfe Spottlust der oberen Regionen der Gesellschaft; nein, die entsetzlichen Verschwendungen der herrschenden Macht, wodurch das Volksleben zerstört ward. Geld ist das Blut des Staates; Revolution das Fieber aus zu starkem Blutverlust auf der einen — und Entzündung auf der anderen Seite. Was macht das Unglück von Mainz? Daß unser alter Kurfürst nicht mit dem Geld umzugehen wußt. Mit der einen Hand gibt er den Unterthanen seinen Segen, mit der anderen legt er ihre Taschen. Wir Beide wollen richtig wirtschaften, Frau Hofrath Forster, und ich schätze Ihnen meine Rechnung!“

Lachend eilte er fort, ohne Ahnung des erschütternden Eindrucks, den seine Worte zurückließen. Theresie sank nachdenklich in ihren Armstuhl, den Kopf in die Hand gestützt. Ihr kränkliches Wäbchen weinte drüben in der Kinderstube; aber sie war so bestürzt, daß sie es diesmal überhörte. Trübe Betrachtungen, eine bittere Unzufriedenheit mit sich selbst regten sich in ihrer leidenden Brust. Sie dachte an ihren Mann und an seine großartigen Bedürfnisse, an sich und ihre königliche Hauswirtschaft. Ein unaussprechlicher Nimmer beschlich ihr Herz.

Da klopfte es hart an die Hausthüre. Sie erschrak; sie dachte an ihren Freund Huber und sprang auf. Sie wollte ihn abweisen lassen, und eilte nach der Stubenthüre. Aber — er war so lange nicht dagewesen? Nun wollte sie hinauseilen zu ihrem Manne und ihn dort empfangen. Sie trante, wie es schien, der Aufwallung ihres Herzens nicht. Da trat Baron Franz Karl herein.

„Sie wären krank, beste Frau?“ rief er, und bemaß ihr Ansehen.

„Ach nun,“ sagte sie, „man kann krank und wieder gesund werden oder auch sterben, ehe Sie kommen, Herr Baron.“

„O nein doch!“ erwiderte er und reichte, wie um Vergebung, seine Hand.

„Diesmal ist es bei einem Fieberanfall geblieben,“ lächelte sie, und wies, sich segnend, nach einem Stuhl. „Sie scheinen sehr aufgeräumt?“

„Nun ja, rathen Sie einmal, wo ich zu Mittag gegessen?“ fragte er, mit beiden Armen auf die Kniee vorgebückt, und ihr zufräulich in die Augen blickend.

Erheitert von dem frischen, fröhlichen Wesen des glücklichen jungen Mannes ließ Frau Theresie sich auf den Söcher ein, und rieth vom Hofe abwärts durch eine Reihe der ersten Häuser.

„Alles nichts!“ lachte er. „Sie müssen auf eine zinnerne Suppenkühel rathen.“

„O ihr Götter!“ rief sie. „Da sehen Sie wieder meine Kurzsichtigkeit! Ich hätte Ihnen gleich ansehen können, daß Sie mit Kiedersgeist: denn so fabel habe ich Sie noch nicht gesehen. Also stehen Sie schon mit ihr beim Suppenkühel?“

„Gi nun!“ antwortete er mit einem Erröthen der Verlegenheit. „Ich weiß keinahe selbst nicht, wie ich zu dieser Einladung gekommen bin. Meine Mutter ist eben auf unserer rheingauer Besingung bei Destrach —“

„So? Die Frau Baronin ist verreist?“

„Ja, es ist ihre Liebhaberei, dort einige Herbstwochen zuzubringen. Sie glaubt, die Früchte seien reichlicher, wenn unter ihren Augen geerbtet wird. Diesmal will sie auch einige neue Einrichtungen treffen, ein etwas entlegenes Stück Weinberg verkaufen, Banereien für nächstes Frühjahr verankordiren u. dgl. Dann soll ich das Besighum übernehmen, — ein Rathengesand meines geistlichen Oheims in Trier.“

„Und da wollten Sie es einmal an einem bürgerlichen Tische versuchen?“ versetzte schallhaft Frau Forster.

„Eigentlich halt Herrn Keimig's Suppe dem Sohn meines seligen Vaters!“ lachte der Baron.

„Aber — das Dessert?“

„O, alle Süßigkeit der Welt liegt in solchen Augenblicken!“ rief Franz Karl. „Welche Zufriedenheit empfindet man in diesen Momenten, — welche unbegreifliche Genüge! Erklären Sie mir doch, theure Frau, das Geheimniß solcher Augenblicke, da man nichts verlangt und doch nichts begehrt, — eine Seligkeit empfindet, indem man der Minuten vergißt, — eine Seligkeit empfängt, ohne zu wissen, woher man sie schöpft.“

„D fragen Sie das auch nicht, mein edler Freund!“ sagte Theresie. „Rathen Sie auch nicht darnach! Die erste Liebe fällt wie ein unsichtbarer Thau mit leisen Schauern vom reinen Himmel,

Das ist eben diese unmennebare Seligkeit. Aber der Hauch gerinnt leicht auf der kalten Erde, und man weiß nicht, ob die Tröpfchen in einen Becher des Glücks zusammenfließen, oder als Thränen zerrinnen."

Eine Stille entstand; denn Therese hatte im Ton eines eigenen tiefen Leides gesprochen und dadurch den Baron ein wenig befremdet, da er ihr Leid nicht begriff, und sich doch zu fragen scheute. Sie ward dessen auch bald inne, und fuhr, sich selbst und den jungen Freund ermunternd, fort:

"Erzählen Sie nicht, lieber Baron! Sie haben mich zu Ihrer Vertrauten gemacht, und müssen nun auch meine trübten Stimmungen mit hinnehmen. Es ist aber nur eine trübselige Betrübniß, nichts weiter, durchaus nichts Tiefes. Sagen Sie mir lieber, wie bestimmt sich denn Papa Ludwig bei Ihren Besuchen?"

"Ach der gute Mann nimmt mich immer etwas feierlich als den Sohn seines alten gnädigen Freundes auf. Von meinen Begegnungen mit Fides scheint er nichts zu wissen. Sollte sie ihm wirklich nichts davon erzählt haben?"

"Ich glaub's!" sagte Frau Therese.

"Sie glauben's? Fides schien doch nicht so gleichgültig dabei —?"

"Nein, lieber Baron, für Gleichgültigkeit dürfen Sie dies Schweigen auch nicht nehmen. Im Gegentheil! Das verstehen wir Frauen besser! Neue Begegnungen sind eben die ersten wunderthätigen Bilder im Herzensheiligthum des Mädchens, und werden als hohe Geheimnisse verschleiert gehalten. O wie gern möchte man davon reden! Aber indem man den Mund öffnet und Worte sucht, erschrickt man, daß es für unsere hohen Empfindungen keine aparten Ausdrücke gibt, und sie nicht besser gesagt erscheinen können, als das andere Alltägliche. Nun verschließt man sie, um sie unentweiblicher zu halten. Aber, nicht wahr, ich habe heut meinen schwärmerischen Tag? Und die Mutter kennig?"

"It eine sehr fromme, aber ganz verständige Frau," antwortete der Baron. "Wenn sie nur nicht so unterwürfige Manieren hätte! In Gegenwart von Fides ist es mir recht unangenehm. Ich weiß nicht gerade warum. Aber es ist mir zuweilen, als könnte Fides vor meinem Stand erschrecken, oder — ich selber. Bei Tische hat die gute Frau fast nichts gesehn. Ich glaube, sie hält es für eine Bürgerfrau zu revolutionär, vor einem Baron ein Stück Braten in den Mund zu stecken. Dafür bezieht sie desto mehr Zeit übrig, mich mit ihrem Zupf und den vielen Schüsseln zu drängen und zu besorgen, daß die Sachen mir nicht gut genug schienen. Der Vater ist schon umfangener; wir sprachen von Geschäften, von Deutschland —"

"Da, ha! Sie Schall!" lachte Frau Forster, mit dem Finger drohend.

"Nein, nein, liebe Frau! Diesmal meine ich es ernstlich. Von der Politik hat er wunderliche Begriffe; ich weiß auch nicht recht, was er unter deutscher Nation versteht? Wir haben, wie Sie wissen, einen Kaiser, der vom Reiche 13,884 Gulden bezieht, was seine Macht ungefähr werth ist; haben acht Kurfürsten, hundert geistliche und weltliche Fürsten, neunzig Matronegebiete und bei anderthalbtausend Rittergüter mit landesherrlicher Gewalt. Wo ist da die deutsche Nation? Doch über Mainz höre ich den Allen gern: er weiß Manches von meinem Vater und erklärt mir Vieles aus der Vergangenheit, was an unserm Hofe allerdings bald in's Gelbe, bald in's Blaue schillert."

"Ganz recht!" rief Frau Forster. "Blau und gelb, — geistliche und weltliche Macht, ineinander gewebt! Das ist der Schillerstoff solcher Höfe."

Eben klopfte es wieder an die Hausthüre. Therese stand unruhig auf. — "Vergessen wir meinen Mann nicht!" sagte sie. "Geben Sie doch hinaus, Herr Baron, in die Studierstube, und bringen George mit herab!"

Der Baron eilte hinaus.

Therese lauschte gespannt nach der Thüre, als ob sie den Ankommenden an seinen Schritten ertasten wollte. Sie errieth ihn auch, und ging ihm bis in die Mitte des Zimmers entgegen. Ein junger Mann trat ein, sorgfältig gekleidet, aber gewöhnlichen Aussehens und von der Stubenbläse des Fleisches angehaucht.

"Ferdinand!" begrüßte sie ihn, mit einem Anstöße, der weniger laut, als innig war.

Ferdinand sagte die dargereichte Hand, er blickte der Lächelnden in's Auge, sie ihm. So standen sie ein Weile, und schienen Eines das Andere ohne Worte zu verstehen.

"Therese ist doch noch ein wenig bläß!" flüsterte er.

"Sieht Ferdinand nicht etwas kummervoll aus?" lispelte sie.

Bei dieser wechselseitigen Besorgniß legten Beide in die Armen alle Zärtlichkeit und Theilnahme, für welche sie, wie es schien, sich das vertrauliche Du nicht erlaubten.

"Ich fühle mich aber wieder recht wohl!" antwortete Frau Forster.

"Mein Kummer ist nur noch wie ein Nebel, der eben vor der Sonne sinkt und sich in Perlen des Thaus verwandelt," rief Fides, wobei er, Theresens heiße Hand an seine Stirne pressend, niederkniete, entweder um den sinkenden Nebel anschaulich zu machen, oder wahrscheinlich, um ein inneres Ungeheim zu bekämpfen, indem er sich selbst niederwarf.



Therese zog ihn sanft empor. Da sprang er auf, seine Arme gegen sie ausbreitend: aber rauch, mit abweichender Bezeichnung der Hand, wendete sie sich, und nahm ihren Sitz am Fenster wieder ein. Der Freund setzte sich zu ihr.

Beide eilten über die Ergebnisse der letzten acht Tage, die Frau Förster im Bette zugebracht hatte, mit lebhaften Worten hin.

„Ich habe recht empfunden,“ sagte Huber, „wie wesentlich Therese in meinen Lebensstufen gehört. Ich war so zerstört in diesen Fasttagen meines Herzens, in dieser stillen Woche meines Kammerers, daß mir keine Arbeit von Statten gehen wollte. Und doch lag so Wichtiges zu thun vor mir. Die pillnitzer Konvention, Mißverständnisse zwischen Oesterreich und Preußen, die Relationen mit dem französischen Cabinet bringen einen außerordentlichen Notenwechsel. Mein Minister erhielt Depesche aus Dresden, und konnte seinen Gesandtschaftssekretär nicht begreifen, der keinen Sinn für wichtige Staatsmienen und für so erstaunliche Weltgeheimnisse hatte.“

Therese dankte mit Hand und Blicke für solche Theilnahme, wobei sie lächelnd sagte:

„Der gute Herr von Bünaul! Ich sehe ihn lebhaft vor mir, wie er in seiner durchwühlten Kreistr mit unruhigem Finger Gedanten sucht, die der Freire einzuwandern vergessen hat.“

Ein tief inniges Verhältniß dieser Beiden war in ihrem ganzen Thun und Lassen unverkennbar. Das Wort Freundschaft erschöpfte vielleicht solche Sympathie nicht, oder war auch zu entweicht dafür. Wenigstens lag diese Verlebe zweier edeln und hochgebildeten Menschen dem Kreis jener Berührungen fern, die im damaligen Mainz zwischen Prälaten und Frauen Freundschaft genannt wurden. Das zarte Bündniß hatte sich leise geknüpft und verflochten.

Angezogen von den ausgezeichneten Persönlichkeiten Försters und seiner Frau, sowie von der geistigen Atmosphäre, die sie um sich gebildet hatten, war der sächsische Gesandtschaftssekretär Huber in kurzer Zeit der eifrigste Hausfreund geworden. Das Vertrauen des jungen Mannes nahm einen sonst nicht gewöhnlichen Weg zu Frau Therese's Herzen. Es war nicht Guldigung des Höflings gegen das, was sich an der ausgezeichneten Frau bewundern ließ, sondern eheliche Theilnahme des verständigen Freundes an dem, was ihr gerade abging, um für sich und ihren Mann ein ganz ungetrübtes Hauswesen zu schaffen. Therese hatte nämlich zu wenig wirtschaftlichen Sinn und dabei zu viel wunderliche Delikatesse, sich darüber mit ihrem Manne zu verständigen, dem eben auch Geld eine zu geringfügige Sache war, um es mit mehr Ueberlegung auszugeben. So entstand bei ganz angemessener

Einnahme eine häusliche Verlegenheit um die andere. Dieser Zustand blieb dem zartfühlenden Hausfreunde nicht lange verborgen, und der Gesandtschaftssekretär hatte diplomatische Gewandtheit genug, einzugreifen ohne zu verlegen. Er erwarb sich das zarteste Vertrauen der Hausfrau, indem er ihr theilnehmend und beratend die fehlende Seite ihres Mannes zulehrte. Mit ökonomischem Sinne, den er als unvernünftiger junger Mann von möglichem Einkommen früher vielfach geübt hatte, stand er nun der geistreichen Freundin bei, um ihr, wie er sich artig ausdrückte, ein Stückchen ihres Werttages abzunehmen, der zu gering und lästig für ihre hohen Geistesgaben sei. So gewann er ohne Absicht und Ueberlegung einen bedeutlichen Sieg über das ökonomische Zartgefühl der Hausfrau gegen den Mann. Hierin begünstigte ihn anfangs sein gleiches Alter mit Therese, in deren Augen er wie ein Bruder erschien, den man oft leichter und lieber als den Mann in manche Schwächen und Verlegenheiten blicken läßt. Huber und Therese waren 27 Jahre alt; Förster zehn Jahre älter. Dabei hatte Frau Therese auch ihren kleinen weiblichen Stolz; es drückte sie, gerade in ihrem häuslichen Berufe so unfernt vor einem Manne von so bedeutender Persönlichkeit wie Förster zu erscheinen. Auch hierin stand Huber zurück. Glücklicherweise war es ein edler Sinn, der hier in das Geheimniß des Hauses als Diakon der Pfieherin desselben eingeweiht wurde. Huber beruhigte Therese, wenn sie sich der eigenen Ungeschicklichkeit für die Wirtschaft anklagte, und ließ es stillschweigend gelten, wenn sie ihren Mann seiner unvernünftigen Ausgaben halber entschuldigte. Eben hatte wieder Försters letzte bis ins vierte Befeldungsquartal gemacht. — „Aber,“ rief Therese aus, „mein Mann bedarf solcher Verschwendung und Erholung, er kann sie nicht entbehren. Wie er sich abarbeitet, muß er doch wieder Erquickung suchen. Was hat er aber in Mainz? Im Amte überall Hemmnis; an der Bibliothek stockt Alles, und was er mit dem besten Willen beginnt, erlahmt unbegreiflicher Weise an der mangelhaften Konfusion. Und außer seinem Amte? Gar wenig! Der Pöbel schafft nichts Großartiges, sondern vergeudet die schönen Einkünfte des Landes an Luxus und begünstigte Familien; die Gesellschaft zerbröckelt sich; der hochmüthige Adel sucht nur erlaubbigen Genuß; das Volk reimt in die Kirchen und in die Weinbäuer; was geht Desenteliches vor? Virtuoshaden und Wallfahrten. Geistige Interessen finden keine Theilnahme, der Mann von Bedeutung keine Anerkennung und der Protestant kein Vertrauen. Das Alles muß George durch Reisen zu erleben, durch Korrespondenzen zu unterhalten suchen, und Beides kostet Geld.“

„Ich werde ihm rathe,“ versetzte Huber, „einen Theil der

Honorare für seine kleinen Arbeiten vor der buchhändlerischen Abrechnung einzuziehen. Wenn mir Theresie die eingelaufenen Rechnungen übergeben wollte, so könnte ich vielleicht Einiges mit George in Ordnung bringen?"

Er versetzte unter diesem Vorschlage die Absicht, einen Theil der häuslichen Verlegenheiten aus kleinen Erparnissen und einem eben fälligen Buchhändlerhonorar zu decken. Es that seinem Herzen wohl, die theure Freundin besser und sorglos zu sehen, und sich zugleich auf stille Weise dankbar gegen das Haus zu zeigen, dessen geistreiche Geselligkeit er so reichlich mit genoss. Forsters großartige Vergesslichkeit und Theresens Zartgefühl gegen ihren Mann begünstigten diese Diplomatie des Hausfreundes, die er mit der Zuversicht übte, daß bezahlte Rechnungen zwischen beiden Eheleuten niemals zur Sprache kamen.

"Wie seltsam es sich doch fñgt, lieber Huber!" sagte Frau Theresie, indem sie dem Freunde einige Rechnungen aus einem Wandschränkchen überreichte. "Einst schwärmte das Mädchen für den Weltumsegler, ehe es ihn kannte. Und als er dann in unseren Kreis trat, dieser berühmte Mann, den damals Alles anstaunte, da fñhlte ich bald, daß ich ihm angehören sollte, bis er wirklich mit der Naivetät, die er selbst an den Südsee-Inulanern so reizend beschreibet, um meine Hand warb. Sehen Sie, lieber Huber, um diese Hand da, die nun so sñdelst in dem stillen Kreise wirthschaftet, den die großen Bedürfnisse des Weltumseglers ein wenig zerstören und verwirren. Und nun bezeichnede mir vorhin mein Arzt gerade was mir fehlt als das Hauptstück wahrer Aufklärung, und rñckte mir so entschuldig nahe an das kleine Gebiet, das meine grñnseidene Vorie bedeckt, das Unglück der Staaten. Es hat mich ganz durchschñutert. Eine Angst ist über mich gekommen, und eben, wie ich Ihnen diese Rechnungen übergebe, wird mir klar und quält es mich, daß es — so nicht gut ist, wie wir's machen, Huber, und was diese elenden Sorgen zu zerstören und anzurichten drohen. Ach, meine Ungeschicklichkeit kann zu einem entsetzlichen Unrecht werden! — Nein, nein, ich bin die Frau nicht, die einen edeln Mann wie Forster beglñcken kann! O Gott, o Gott!"

Leidenschaftlich, wie sie Alles nahm, warf sie sich hñnderingend auf das Kannee.

Huber, betroffen von dieser plötzlichen Wendung, kniete in peinlicher Verlegenheit vor ihr nieder, tastete besangen ihre Hand und suchte die weinende Freundin aufzurichten. Er sprach verständig und mit Wohlwollen, und brachte sie mehr durch Zuspruch als durch Widerlegung ihrer Bedenkllichkeiten dahin, daß sie zu ihrem Fensterstñhe zurückkehrte. Hier saß sie ein Weilschen stumm,

die Augen in ihr weisses Tuch gedrñckt, und Huber, im Vertrauen auf ihr muthiges Herz, stñrte sie nicht.

"Berkennen Sie mich nicht, mein Freund!" rief sie dann aus. "Mißachten Sie mich nicht, lieber Huber! Aber helfen Sie mir unseren George beglñcken!"

Sie reichte ihm, ohne ihn anzusehen, die Hand, und fuhr fort:

"Ach, daß ich gerade darin so ungeschñckt bin, was einer Frau vor allem Anderen zñstelt! Aber bedenken Sie, besser Huber, wie ich auch erwachsen bin! Meine Mutter war viele Jahre leidend und schwermñthig, ich von Kindesbeinen auf mir selbst ùberlassen. Das Gñrtchen unseres kleinen gñttlinger Hauses, mir zum Spielen angewiesen, lag so öde und unbeflekt, daß mich Lust und Himmel mehr anzogen, als die verwilderten Beete, auf denen ich Peterstille und Lattig hñtte studiren sollen. In der Ede des Zimmers aber, wo ich fñr mich allein spielen mußte, vergaß ich der Puppen und kleinen irdenen Kñchengerñthe, laufend, wenn Herder am nahen Tische meiner Mutter Klopstocks Messias vorlas oder Freund Balle ihr den Homer ùberlesete. Die lebhaften Reden beschñtigten mich, die der junge Bñrger, die Grafen Stelberg und Andere mit Vater und Mutter fñhrten. Ich war erst zwñlf Jahre, als die Mutter starb. Der Vater, traurig und niedergeschlagen, lächelte nur, wenn ich mich fest an ihn schmeißelte und ihn Gesñchtchen oder Reiseberichte vorlas. Auch meines Vaters zweite Frau ward mir, wenngleich eine liebevolle Freundin, doch keine Mutter. Ich ging nur nach der Konfirmation mit in die Gesellschasten, und ließ von den jungen Mñnnern meinen unabhñngigen Sinn, meine vorlauten Einfälle und mein rñcksichtsloses Denken und Thun bewundern, statt daß ich hñtte gehorchen und toden lernen sollen. Und als Forster zuletzt das fñr ihn schwärmende, enthusiastische Mñdchen an sein Herz zog und mit in sein Haus nach Polen nahm, da war ich durchglñht von seinem Geist, aber unbedacht, ob er selbst nicht an meinem Herdfeuer frñstete. Nun endlich hier in Mainz —! Lieber Huber, dieser umfassende Geist, dieser erhabene Sinn und goldene Charakter unseres George — mñssen wir ihn nicht bewundern?"

Selbstsam bewegt, wie vor inneren Widersprüchen schen, lehnte sie den Kopf zurñck an den Arm, den Huber neben ihr stehend auf die Stuhllehne gelegt hatte, und sah mit schmerzlichem Lächeln zum Freunde auf.

"O er ist der herrlichste Mensch, unser Forster!" rief Huber mit etwas zerstreutem Ausdruck in Ton und Blick.

"Huber," fuhr Theresie fort, sich aufricht lebend, "Eins geloben Sie mir, Ferdinand, in dieser Stunde unserer Erkenntniß! Es sei



das Weißegeheimt meiner Verehrung! Stehen Sie mir bei, George zu beglücken! Ach! ich fühle mich mehr als je so ohnmächtig, so abwesend an seinem großen, umfassenden Herzen. Stehen Sie mir bei! Geben Sie mir Vertrauen zu mir selbst; vermehren Sie als Freund das Gewicht meines geringen Wertes. Manchmal kommt es mir vor, als ob ich glücklicher sein würde, wenn Forster — wie soll ich sagen? — unbedeutender, untergeordneter wäre. Sein Herz, sein Blick sind eines Weltumseglers: er übersteht mich und meine verzagte Seele; ich kann ihn nicht erfüllen. Ach! ich wäre mit einem engeren, innigeren Manne — Huber, stehen Sie mir bei!"

Sie streckte, wie ein Versprechen fordernd, ihre Hand nach dem Freunde. Huber ergriff sie mit Lebhaftigkeit, und indem er sie feurig an seinen Mund drückte, betheuerte er:

"In dieser Anerkennung aufrichtiger Freunde sind wir von je Eins und einzig, meine theure, edle Therese! Ich weibe mich mit Allem, was ich bin und vermag, Ihrem reinen Dienste. Was Ihnen auch begehre, wohin der Himmel oder Ihr Herz Sie führen mag: ich folge Ihnen, Therese! Es sei die Aufgabe meines Lebens, Ihnen anzugehören! So wahr mir —!"

"Man kommt!" rief Therese, und nahm ohne Ueberlegung ihr Strickzeug auf. Huber kreuzte die Hände über dem Rücken und wandelte das Zimmer entlang.

Forster trat mit Franz Karl ein, im Gespräch über einige Naturkörper von den Südpoleiseln, über die sich eben der junge Freund hatte belehren lassen. Huber sprang rasch in die Unterhaltung, von der sich Therese gegen sonst fast auffallend zurückhielt. Eine Befangenheit vor ihrem Manne, eine ihr selbst unklare Scheu trieb sie an, die Vorbereitungen des Theatralischen mit ausschließender Sorgfalt zu machen, — sie, die sonst ein solches Gespräch nicht ungetheilt gelassen hätte.

Forster war in seiner gehobenen Stimmung. Gewöhnlich schweigsam, oft zurücktritt, schien er nur die Anregung einer Idee oder Persönlichkeit zu erwarten, um leicht, klar und im Zusammenhange zu sprechen. Bedeutende Gedanken strömten ihm zu; er erhob sich leicht auf die höchsten Standpunkte der Betrachtung und führte seine Zuhörer mit sich empor. Manche Lebensfragen und Anliegen fanden an dem geistigstarken Mann noch den alten Schwärmer; so sehr er sich von ehemaligen Männen noch den alten Streibungen losgemacht hatte. Denn einst stand er den Illuminaten

nabe genug, und glaubte an die Zeichen und Schurzelle der Rosenkreuzer; das Geheimniß des Goldmachens, der Stein der Weisen hatten ihn beschäftigt, und eine religiöse Schwärmerei ihn lange beherrschte. Sein Herz, durch Kämpfe mit Sinnlichkeit und Schicksal veredelt, war noch reizbar und empfindsam geblieben. Er entsann sich leicht für hohe Gedanken und edle Gesinnungen, fand gern Bedeutendes, Ungewöhnliches in einer neuen Bekanntschaft und entzückte sich für Freundschaft und Liebe.

Jetzt war die französische Revolution in den Horizont seiner schwärmerischen Theilnahme getreten. Er hatte vorigen Jahres, auf einem Auszuge nach Paris, die ersten begeisterten Bewegungen derselben mitgelebt, und diese Eindrücke siegten bei ihm noch lange über manche spätere, abstoßende Entwicklung.

Freund Huber theilte dies Entzücken nicht. Der diplomatische Kreis, worin der junge Mann verkehrte, hielt ihm das Interesse und die Ansichten der Höfe zu dicht vor das geistige Auge, als daß er über dieselben hinaus den menschlichen Standpunkt für die neu auftauchende Zukunft hätte gewinnen können, aus welchem Forster, reiser an Jahren, viel gereift und weit umschauend, das große Ereigniß betrachtete. Beide vermieden daher gern unter sich diesen Gegenstand und sprachen über Literatur; wo denn, seltsam genug, gerade Huber sich für die von Kant und Lessing angeregte deutsche Revolution entzückte, deren Entwicklung für Forster immer noch etwas Unbegreifliches mit sich führte.

Heut brachte Baron Franz Karl die Unterhaltung doch auf die Politik. Diese zog ihn jetzt nicht weniger lebhaft an, als noch vor Kurzem die Poesie. Er war eben jung und mehr empfänglich als schaffensbegabt. Von Natur zum Edeln getrieben, aber auch durch frische Jugend zum Ausdaweilen geneigt, sobald es nur nicht in abstoßender Gestalt des Gemeinen erschien, durfte Franz Karl sich Glück wünschen, mitten im leichtfertigen Mainz gerade in den verstellten Kreis Forsters gerathen zu sein. Dies war durch die Gräfin Gudenstern getommen. Diese stolze Frau gab, besonders vor ihrer jetzigen politischen Unruhe, kleine literarische Abende, zu denen sich auch der Kurfürst manchmal einfind. Dies war im Glanz ihres fürstlichen Freundes, und sollte zugleich an die berühmten literarischen Kreise erinnern, die einst in Paris eine Frau Geoffrin, eine Desfont, eine L'Épinasse um sich gezogen hatten. Hier interessirte sich der junge Baron besonders für Forster. Die Frau des berühmten Reichenden galt ihm anfangs nur als Tochter Heyne's, den er von Göttingen her kannte; bis sie sich bei wiederholten Besuchen durch ihr geistreiches Wesen persönlich hervorthat. Mann und Frau wirkten bildend auf den jungen Freund; indem sie seine aristokratische Beschauungsweise durch rein menschliche Ge-

sichtspunkte erweiterten. Forster stellte sich ihm als einen bürgerlichen Mann dar, der mit dem feinen und sicheren Benehmen der besten maimyer Gesellschaft eine dort ungewöhnliche geistige und sittliche Bildung verband, und als Gelehrter selbst in seiner Studierstube sich im Aeußern nie vernachlässigte, gegen die Seinigen sich nie fallen ließ, gegen Untergeordnete nie roh und im Verlebe mit Frauen nie unzücht erschien. Wäre der junge Baron zum Helden verhängnisvoller Tage bestimmt gewesen, wie jedes Ereigniß sie herbeiführen konnte: er hätte kein besseres Vorbild finden können, als Forster, sich zu bilden und zu befähigen, um einst das Geschick allein zu tragen, wenn der Muthheld vielleicht den Kampfplatz zu fröhe verlassen müßte.

Einige Freunde fanden sich, wie gewöhnlich, zum Thee ein. Hofrath Sommering, der heftigste Geschäftsträger Harnier, der händverfähre Herr von Hünibler und etliche Professoren. Man kam wieder auf die Vorgänge der Revolution, die heilich einem Jeden auf die Nase traten, ihn zu wecken oder zu ärgern. Harnier brachte eine Besorgniß für Mainz zur Sprache. Daß der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen in ihren Ländern die Werbungen und Rüstungen der Emigranten verböten, fand er den pöllnischen Verabredungen entsprechend; um so bedeutlicher erschien es ihm, daß gerade der Kurfürst von Mainz diesen französischen Flüchtlingen noch immer große Nachsicht schenke, besonders bei der jetzigen Stimmung der gesetzgebenden Versammlung in Paris. Die Erlasse dieser Versammlung gegen die Emigranten und gegen die eidweigernden Priester wurden bitter getadelt. Harnier besonders war stark in scharfen und witzigen Bemerkungen, und wettelerte in artigen Einfällen mit den etwas herben aristokratischen Ausfällen des Herrn von Hünibler. Sommering, ein Mann von angenehmer Gesichtsbildung, äußerlich ungemein lebhaft und fortwährend unruhig, besonders mit den Händen, verließ doch immer den Gelehrten von bedächtigen Geist; und als Naturforscher mit den gelassenen Entwicklungen des Lebens einverstanden, hielt er sich in einer gewissen Mitte des politischen Urtheils, — die Revolution als eine große Erscheinung beobachtend, und nur mit den heftigen Ereignissen derselben unzufrieden. Franz Karl aber war natürlich ganz eingenommen vom politischen Dinstreife seines Kurfürsten. Er, der Jüngste, aber im Bewußtsein des maimyer Kabinetts, sprach zuweilen etwas zu sehr entschieden und anschießend, unbekümmert um die verwunderten Blicke Sommerings. Dies reizte Forsters Eifer, wenn er sich einmal in seiner Ansicht von Allen verlassen sah. — „Soweit bist du mit mir einverstanden, Sommering,“ sagte er, „daß Frankreich höchst merkwürdig für den Beobachter ist und bleibt. Es gewährt einen interessanten Anblick, nicht daß es kämpft,

sondern wie es kämpft. Dieser Strauß des Despotismus mit der Volkskraft ist noch keinem vorigen ähnlich. Die Mimen und Gegenmimen sind von eigener Art und haben das Gepräge des Jahrbunderts der ausgebildeten Vernunft. Nun geb' ich aber zu, daß Schurken in der Nationalversammlung sitzen, daß die Volkspartei viele Schurken zählt. Allein, entweder darf man über die Ereignisse im Großen und Ganzen gar nicht raisonniren, oder diese Basis reicht nicht zu. Kein Fehler, kein Verthum, kein Mißbrauch ist, dessen die gesetzgebende und die Nationalversammlung beschuldigt werden kann, wovon nicht der Fluß auf den vorausgegangenen Despotismus zurückfällt. In der Welt kann nie von absoluter Vollkommenheit die Rede sein, nie zu erwarten, daß Menschen anders, als menschlich handeln; wenn aber die Sachen mit einer gewissen Form auß's Neueste gekommen sind; wenn Mißbrauch, Verderbniß, Inamie, Charakterlosigkeit, kurz die völlige Unsitlichkeit durch diese Form Alles zerrütten: so darf man um der paar Unvollkommenheiten willen, die man an der neuen, jener nachfolgenden Form bemerkt, nicht die Dauer jener Abheuligkeiten wünschen. Man hat die Menschen als freie, unmündige Wesen lehren, erziehen, zu reifen Wesen bilden sollen, und man hat sie schändlich gemißbraucht, sie dumm und blind zu machen gesucht, sich Herrschaft über freie Intelligenzen angemacht, und seine Leidenenschaften dabei befriedigt. Ist es ein Wunder, daß die Ausbrüche des endlich entrüsteten Gefühls und der Empörung gegen die elendesten Despoten und gegen einen alles inneren Werthes beraubten Adel nun nicht ganz rein und ungetrübt sein können?“

Die heftige Rede wurde durch den Eintritt Stadions abgebrochen. — „Ach! hätte ich Sie hier geseht!“ rief er beim Anblicke Franz Karls. „Ich komme von drüben, dem Schönbornischen Hof- Baroness Gæille war dort; wir gingen eine Weile im Garten und sahen hier herauf. Sie hätte gern einmal Ihre Sammlungen gesehen, Herr von Forster. Doch konnte ich sie nicht überreden, mit mir zu kommen. Ich glaube sie fürchtet, die Frau Hofrath.“

„D es ist eine liebenswürdige Dame!“ rief Forster mit Lebhaftigkeit. — „eine Dame voll Seele, liebe Therese. Ich halte sie tiefer, leidenschaftlicher Empfindungen und einer schwärmerischen Umgebung für fähig. Die langen Wimpern, dieser Aufschlag der dunkeln Augen und ein Mund —“

„Franz Therese, was sagen Sie dazu?“ fiel Stadion ein. „Sehen Sie nur, wie seine Miene die Seelen-Illumination widerspricht! Wie schnell er seinen politischen Eifer in Quiescentenstand gesetzt hat!“

„Ich kenne das schon, Herr Graf!“ versetzte Therese heiter lachend, und dem Kapitulär eine Tasse hinreichend. „Ich kenne



schon meines Mannes Glück bei Frauen, und wie gern sein empfängliches Herz ein zartes Verhältniß zu schwärmerischer Freundschaft zu steigern weiß."

"Das ist eine charmante Nachsicht!" rief Sömmering. "Wenn ich nicht verlobt wäre —"

"Sind Sie Bräutigam, Herr Professor?" fragte Stadion.

"Ja, Herr Graf, Sie können gratuliren!" versetzte Therese. "Mit Jungfrau Margaretha Elisabeth Grunelius in Frankfurt. Ist es nicht Zeit mit 36 Jahren?"

"Sehr schön!" rief der Kapitulär. "Nun erst kommen Sie an den schönsten Zweig der Naturforschung. Nehmen Sie den herzlichsten Glückwunsch von meiner Hand, wenn diese auch keine Balaute einer Kuchentorte des Hauses Grunelius ist."

Sömmering dankte, kam aber mit seiner lebenswürdigen Beharlichkeit auf den unterbrochenen Satz zurück. — "Ja, wenn ich nicht verlobt wäre, sagte ich eben —! Allein es sind ja noch angenehme Männer hier. Ich denke, meine Herren, wir dürfen die Frau Hofrätin nicht zu kurz kommen lassen gegen ihren Gemahl, bei dessen Glück mit den Damen. Wie meinen Sie denn, Herr Legationssekretär?"

Das schallhafte Wort galt Hubern. Doch war es etwas zu scharf betont, um für schallhaft aufgenommen zu werden, vielleicht auch aus wirklicher Mißbilligung gesprochen. Kurz, es fand keine Zustimmung. Eine Stille entstand, die Forster mit den warm gesprochenen Worten unterbrach:

"D wir verstehen uns, meine Frau und ich! Gewiß fühlt Therese wie ich. Ich bin nie glücklicher, lieber Sömmering, als wenn ich denke, daß meine Therese sich aufgemuntert fühlt. Alles, was lieb und gut ist, wo sie es immer antreffe, zu lieben. Sie müßte nicht den Sinn für Schönes, Gutes, Edles haben, wenn sie sich nicht interessiert fände, wo sie eines oder alle diese Dinge fände. Ich bin glücklich, so oft sie irgend Jemand, den ich für gut und edel halte, recht herzlich liebt; jede sympathetische Regung ihres Herzens macht mir Freude. Allein ich weiß, daß sie mich mehr als alle Anderen liebt, daß sie Niemand als Mann so lieben könnte, wie mich, und daß sie bei mir überzeugt ist, sie könne mit keinem Anderen in dem Verhältniß, worin wir stehen, so glücklich sein, wie mit mir."

Er schwieg mit dem Ausdruck einer tiefen inneren Bewegung. Seine bedeutenden Gesichtszüge waren belebt; das tiefe Auge, dessen Weiß von dem auf seiner Fahrt nach Daseits überstandenen Storbunt dunkel gefärbt war, ruhte mit dem Ausdruck inniger Liebe auf Therese.

Eine besangene Stille war entstanden. Nur Franz Kael nahm diese Erklärung für reinen, rücksichtslosen Erguß des liebenden Her-

zens; die Anderen suchten eine versteckte Abwehr und Verwahrung des Gatten gegen falschen Verdacht dahinter, woran Forsters unbefangenes Herz nicht gedacht hatte. Therese fühlte diesen Argwohn; daher die Stille peinigend für sie geworden wäre, hätte nicht Huber im rechten Augenblicke und mit großer Unbefangenheit ein Buch unter seinem Hute hervorgeholt und vorgelesen. Es war der erste Band der geheimen Memoiren des bekannten französischen Schriftstellers Daclos, — von Huber selbst übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben. Dieser erste Band war eben von Berlin aus der Presse gekommen. Huber mußte über den Inhalt berichten, und der Abend nahm noch die gewöhnliche heitere Unterhaltung, bei der sich besonders auch Sömmering betheiligte, um die Schuld eines mißlungenen Scherzes oder einer übereilten Absicht in Vergessenheit zu bringen.

## Theodor M ü g g e.



## Theodor Mügge.

(Geb. 8. Nov. 1805. Gest. 18. Febr. 1862.)

Theodor Mügge hat bei einer Unsumme von „Novellen und Skizzen“, „Gesammelten Novellen“, „Neuen Novellen“, bei verschiedenen Reisechriften aus dem Norden, aus Schleswig-Holstein, aus der Schweiz etc., bei verschiedenartigen politischen Broschüren und mannigfachen journalistischen Arbeiten sich doch hauptsächlich durch seine Romane bekannt, beliebt und geschätzt gemacht.

Mügge wurde am 8. November 1805 zu Berlin geboren; früh väterlich verwaist, in einfachen bürgerlichen Verhältnissen erzogen, wurde er dem kleinen Kaufmannsstand bestimmt und nach Potsdam in ein Materialgeschäft gethan. Aber der feurige Knabe suchte sich einen anderen Lebensweg und es gelang ihm, sich in der erfurter Artillerieschule zum Oberfeuerwerker auszubilden. Er hatte schon den Offizierrang vor sich; aber seine schon früh erwachten durchaus freien politischen Gesinnungen ließen ihn die betretene Laufbahn aufgeben und unter den herbsten Entbehrungen studirte er in Berlin Naturwissenschaft und Geschichte, um sich für die Uni-

veritätskarriere vorzubereiten. Indessen trat auch einer solchen Mägge's immer thatkräftiger sich kundgebende politische Gesinnung hindernd in den Weg, und was zuerst dichterische Neigung war, wurde ihm nun äußere Nothwendigkeit: er mußte sich ausschließlich der Schriftstellerei widmen und zwar bei früher Verheirathung und von den Behörden gequält und verfolgt, in bedenklicher Vielschreiberei, die seinem Talent abschwächend gefährlich wurde. Mit „Toussaint“ (1840) hatte sich Mägge bald einen guten Namen erworben. Es gehört dieses Werk zu seinen besten und ist um so merkwürdiger wegen der vortrefflichen Charakteristik der Tropenmatur und ihrer Menschen, die Mägge nie gesehen, sondern früher nur eifrig studirt hatte, in dem Vorhaben, unter Bolivar in Peru zu kämpfen. Mit gleicher Meisterschaft schildert er in seinen letzten Werken „Afraja“ (1854) und „Erich Randal“ (1856) die Natur und Kultur des europäischen Nordens, die er an Ort und Stelle studirte. Mit Ausnahme verschiedener Reisen lebte Mägge fortwährend in Berlin, zum Zweitenmale glücklich verheirathet, immer patriotisch thätig; mit andern ehrenwerthen Kapacitäten die so bedeutungsvoll gewordene Nationalzeitung begründend, vaterländische Vereine in's Leben rufend und mit leitend, bis er plötzlich heftig erkrankte und am 18. Februar 1862 starb.

Mägge's berühmtester Roman ist „Afraja“, der zugleich den ganzen Schriftsteller erkennen läßt. Die Hauptforce desselben besteht in der Kunst der Schilderung. Mit derselben Meisterschaft und Kühnheit, ja wir können wohl sagen Gewalt, womit der Verfasser in seinem „Toussaint“ die Tropenwelt schilderte und sich dabei in Manchem mit Scalsfield messen könnte, schildert er in dem genannten Buche den Norden Europa's und übertrug in diesen allgemeinen und speciellen Schilderungen bei weitem H. Steffens

und vielleicht alle dahin bezüglichen Reiseverke. Die Häfen, Sunde, Fjorde, Klippen, Buchten, Spalten, Felsmassen, Wästen, Schneeberge, die Welten des Schreckens, Schwiegens, Schauderns, die Poesie, Größe und Majestät jenes Schauspielers schildert er in allgemeinen, großen Zügen, wie in getreuester Detailmalerei; ebenso charakteristisch, lebendig und ergreifend das Volksleben auf denselben; das bunte, laute Leben und Treiben des Fischers und das Bagen des Jägers im Kampfe mit Quänen und Lappen; das rauhpatriarchalische Stillleben der Hütte und das einsame Leben auf der Schneecalpe, wo der Waldstümme seine zackiggezeichneten Milchkühe treibt. Nach dieser Seite hin ist das Buch bedeutend. Als Roman, oder als Kunstwerk betrachtet, dürfte es dagegen manche Mängel besitzen. Mögen seine Charaktere auch noch so wahr sein, mögen sie als nationale Schilderung ihr Interesse und ihre Belehrung geben: als Romancharaktere, als Gestalten, die ein Kunstwerk tragen oder von ihm getragen werden sollen, können uns die wenigsten derselben anregen oder interessieren. Die etwas derbe Realistik Mägge's hat sich in jenen, derselben so recht homogenen Zuständen und Menschen zu sehr gehen lassen und da, wo er zu einer idellernen Gestaltung sich emporarbeiten wollte, bei Gula, hatte ihm Cooper, Chateaubriand, sogar Goethe in Wignon schon so glücklich vorgearbeitet, daß es ihm auch hier nicht zu einer durchaus eigenthümlichen Gestaltung glücken wollte. Afraja selbst, der seltsame Held des Romans, dem der Verfasser ein höheres Pathos geben wollte, ist eine etwas unnatürliche, nebelhafte Spukgestalt. Als die eigentlichen Hauptträger des Ganzen erscheinen Helgestad und Johann Marstrand, und namentlich ist der Erstere eine Gestalt, bei der wir die meisterhafte und bis in's Kleinste consequent ausgeführte Charakteristik bewundern müssen, wenn auch der Charakter selbst viel zu nichtsnutzig und gemein ist, als daß er uns dauernd



interessiren könnte. „Erich Randal“ spielt in Finnland und ist ebenfalls reich an trefflichen Schilderungen des finnischen Volkslebens, wie auch der politischen Lage des Landes. Mit vieler Schärfe sind die Gegensätze der Nationalitäten der Finnen und Russen gezeichnet, und das ganze Werk wird von einem sittlichen Grundgedanken getragen, nämlich dem, daß Unerblichkeit und Ruhe des Charakters in allen Kämpfen sich siegreich bewähren.

Ans:

„H i r a j a.“

E i n g a n g.

Hoch im Norden Europa's geht eine Sage, daß Gott, als er die Erde geschaffen und fertig war mit seinem Werke, plötzlich in seinem Nachsinnen gestört wurde durch den Fall eines ungeheuren Körpers, der in die Fluten des Weltmeers stürzte. Der Schöpfer blickte auf und gewahrte den Teufel, welcher ein ungeheures Felsenstück herbeigebracht und in die Tiefe geschleudert hatte, daß die Aere der neuen Schöpfung zitternd unter der Last schwankte und zu brechen drohte, und noch davon schwankt bis auf diese Stunde, ja, bis in alle Ewigkeit. Vor gänzlichem Verderben bewahrte der Herr sein Werk durch seine Macht und Stärke. Er hielt es mit seiner gewaltigen Hand, mit der andern drohte er dem bösen Feind, daß dieser heulend davon sloh; aber überall ragte der furchtbare Felsenblock aus den Wassern. Hoch und finster stieg er aus der Flut bis in die Wolken; schwarz und verbrannt sah er aus; zackig, wild und zerrissen sanken seine nackten Wände in unergründliche Tiefen und füllten das Meer mit zahllosen Klippen und Spitzen auf viele Meilen. Gott der Herr warf einen Blick der Trauer und des Erbarmens auf diese Wüste, dann nahm er, was noch übrig geblieben an fruchtbarer Erde und streute es aus über die schwarzen Felsen. Aber ach! das Wenige reichte dazu nicht hin. Kaum ward in den Spalten und Gründen der Boden bedeckt, und nur an einigen Stellen ließen die Gottesfinger so viel zurück, daß Frucht bäume wachsen und Soaten reifen konnten. Je weiter nach Norden, um so geringer ward die Gabe, bis endlich nichts mehr übrig war; da mußte des Teufels Werk bleiben, wie es gewesen, belastet von dem Fluche ewiger Unfruchtbarkeit. Aber Gott streckte seine allmächt-

tige Hand aus, und segnete den verlassenem Boden. „Soll keine Blume hier blühen, kein Vogel singen, kein Halm gedeihen,“ sprach seine schaffende Stimme, „so soll der böse Geist doch keinen Theil haben an dir. Ich will mich dein erbarmen und Menschen hier wohnen lassen, die mit Liebe und Treue an diesen Felsen hängen und glücklich darauf werden sollen.“ Da befehlt der Herr den Fischen, daß sie das Meer in ungeheuren Schwärmen beleben, und oben in die Felsen und Eisfelder setze er ein wunderbares Geschöpf, halb Auh, halb Hirsch, das mit Milch und Butter, mit Fleisch und Zell und Sehen die Menschen nähren und kleiden mußte.

So, spricht die Sage, sei Norwegen entstanden. Darum wäre das Meer an jenen wilden Küsten so belebt von den schnellen, unermüdeten Scharen schuppiger Geschöpfe, so sei mitten in den Eiswüsten das Rennthier auch geschaffen, ohne dessen Hilfe Niemand dort wohnen könnte. — Aber welche Welt des Schreckens und des Schweigens liegt hier verborgen! Unter welchen Schauern der Schöpfung zittert das Herz des einsamen Wanderers, wenn er durch diese öden Fjorde und Sunde irt, wo das Meer in tausend Labirinth, zwischen düstere schneegetränkte Felsen in ungangbare Klüfte und Höhlen sich verliert. Welch banges Staunen begleitet ihn, wenn sein Schiff durch diese Unermeßlichkeit von Klippen, gigantischen Blöden und schwarzen granitnen Mauern gleitet, die einen mehr als dreihundert Meilen langen, furchtbaren Gürtel um die feinerne Brüste Norwegens schlingen.

Doch, wenn ein Gott einst gesagt hat: „Ich will jene schrecklichen Gindden von Menschen bewohnen lassen,“ so hat er diese doch nur spärlich austreuen können über das vergessene Land. Auf Felsen und Sümpfen müssen sie umherziehen, ewig wandernd mit dem wandernden Renntiere, das sie nährt; nur in Buchten und Spalten am Meeresufer können sie einsam und getrennt wohnen und den Fischen nachstellen, unter tausend Ängsten und Mühen. Das Land aber kann noch immer keines Mannes feste Wohnung sein. Tief liegt es unter Sumpf und Eis, in Nebel und Nacht gehüllt, ohne Baum und Feld, ohne die Hütte des Afermannes, ohne das Brüllen seiner Herden, ohne den milden Segen, der durch den Fluß der Menschen und ihre gemeinsame Gessittung entpringt.

So ist es anzuschauen, wenn das Schiff den Hafen von Trendehjem verläßt und nördlich steuernd durch die Sunde und Fjorde dringt. Hinter ihm steigt die Küste hoch auf: die fruchtbaren Pläße verschwinden darin, immer wildere, nacktere Felsen dehnen sich zu todteln Wüsten aus, bis endlich die unersteiglichen Gletscher

von Helgeland aller Bewohnbarkeit ein Ziel setzen. In die Buchten und Klippen zieht sich dann das Menschenleben zurück. Dort wohnt der Kaufmann und der Fischer von normannischem Geschlecht, und neben ihnen haben Quänen und Lappen sich angeliedelt. Auf den schneeigen Alpen treibt der Waldhüne seine Mühsäße mit zägen Geweiden, und wenn er den Wolf und den Bär jagt, donnert der Knall seiner Büchse aus den düstern Meeresbuchten wieder. Und immer wilder und einsamer wird es mit jedem neuen Morgen. Auf viele Meilen kein Haus, kein Feuerplatz, kein Segel, das uns entgegensteht, kein Boot mit Angeln und Netzen. Seehunde wälzen sich spielend vor dem Schiffe her, der Waldfisch spritzt seine hohen Fontainen in die Lüfte; Mövenschwärme stürzen schreiend auf ziehende Häringsscharen; Taucher und Allen springen von den Klippen, über die schäumigen Wogen flattert der Eidervogel, und hoch oben in den reinen scharfen Lüften umkreist ein Adlerpaar sein Felsennest.

Endlich, um tausend Felsenuden biegend, mitten in den Fregärten der Meeresbeden erblickst du das Haus eines Kaufmannes am Abhange eines von Birken umhüllten Vorgebirges. Da liegen seine Dachhäuser, seine Schiffe, seine Boote; da steigt der Rauch von zehn zerstreuten Fischerhütten über die niedrigen nabigen Felsen und zwischen ihnen blickt das matte Grün eines Weizenfelds, durch den ein brauender Bach eilt. — Wenige Minuten und Alles ist verschwunden. Den Reuen hat die Ginde dich aufgenommen, von Neuem umhüllen dich dieselben Sunde, dieselben tiefschweigenden Wasserpiegel und von den hohen Fellen rafen Windstöße nieder und fallen dich an mit der Wuth wilder Thiere. — Hier beginnt unsere Geschichte.

Es sind jetzt mehr als hundert Jahre vorübergegangen, als an einem trüben Märzorgen ein großes Schiff durch diese wunderbaren Felsengewinde steuerte. Das Schiff war eine Nordlandsbucht der stärksten Art, wie sie noch heut vom ängstern Kap her unter aller Orten nach Bergen fahren, zweimal jeden Sommer den Kaufleuten dort ihre Fische und ihren Thran bringen, und vollgepackt den ungeheuren Hauch voll Lebens- und Lebensnahrung und Bedarf, zu den meerumrauschten Klippen zurückkehren. Aus der Mitte des Schiffes ragte der stumpfe Mast auf; vorn lief der Schnabel zu merkwürdiger Höhe, hinten stand ein hohes Kajütenhaus, wo an starken Pfosten und Eiseringen die Gte des gewaltigen, viertantigen Segels befestigt war, unter dessen Druck die Nacht rauschend durch die Wogen schnitt. Als der Tag höher berauf-



stieg, lütheten sich die kalten Nebel und endlich lief ein matter, schnell sterbender Sonnenglanz über die hohen Fjelder und die Gletscher, welche diese krönten. Aus den Meeresfluten stiegen wunderbare narbige Felslager auf, seltsam anzuschauen, nackt und zackig, an denen die Flut sich brach und weiß aufschäumte. Windstöße stürzten von den Felsen nieder, oder tauchten plötzlich aus dem Innern der Fjorde, wo Nacht und Nebel noch rangen. Sie hoben die Spitzen der Wellen ab und zerhäubten diese in Regenschauern, während die Nacht schwerfällig tief zur Seite gewogt, unter den Schlägen stierte, die sie unaufhörlich empfing.

Am Steuer dieses plumpen Fahrzeuges stand ein junger Mann, der mit seinen hellen blauen Augen die Riffe und Klippen beobachtete, durch welche das Schiff in zahllosen Wendungen sich fortbewegte. Seine nervigen Hände lagen fest auf dem Ruder, sein starker Körper war leicht daran gelehnt und mit der Miene der Unbesorgtheit und froher Erwartung leitete er das große Fahrzeug mit solcher Kraft und Geschwindigkeit, daß es schien, dies gehöre ihm auf Wink und Wort, weil es seine Meisterhaft demüthig anerkenne. Von Zeit zu Zeit forschte der junge Steuermann in die Ferne hinaus und sein starknochiges, lächelndes Gesicht, das in frischen Farben prangte, wurde freudig angeregt. Alle seine Muskeln schienen sich zu spannen. Er strich das laugflatternde Haar unter den schwarzen Glatzhaub zurück, lachte wohlgefällig die Klippen und Riffe wie alte gute Bekannte an und begann dann ein Lied zu singen. Als er eben den fünften oder sechsten Vers vollendet hatte, öffnete sich die Kajüteuthür, aus der ein anderer Bewohner der Nacht hervortrat. Wenige Jahre älter, als der am Steuer, war er doch ein ganz von ihm verschiedenes Wesen. Statt der dunkeln Färbung und des Südoesters trug er einen langen, vielbetupften Rod. Sein Haar war nach hinten gekämmt und mit einem Bande gebunden; schlank und groß von Wuchs, sah er aus, wie ein Mann, der Weltleben, Sitte und Formen kennt und zu der bevorrechteten Rasse gehört, die, was die Erde trägt und hegt, als wohnortweises Eigenthum für sich in Anspruch nimmt. So war es auch in der That. Es war der junge Herr von Martstrand, der Sproßling eines edeln Hauses, dessen Besitzthum so ziemlich verfallen war, nachdem Großvater und Vater arge Wirthschaft getrieben und unnützen Mühen am Hofe Christi aus des Sechters in Kopenhagen geführt hatten. Sein Vater, der Kammerherr, starb in Schulden und hier fuhr nun sein Sohn, der Kammerjunker und Gardeleutnant, nach manchem schlimmen Tage durch das wilde Polarmeer auf der Nacht eines Kaufmannes, der tief in den Klippen an den Grenzen Finnemarks wohnte, und dessen Erbe, Vidmarne Helgesfjad, dort am Steuer stand. Das Schiff

war von Trondhjem ausgefahren in der frühen Jahreszeit, um Salz und Lebensbedarf auf die Kosoden zu bringen, wo der große Fischfang im vollen Gange war, und hatte den jungen Baron als Passagier mitgenommen, der in seiner Tasche einen Schenkungsbrief des Königs trug, welcher auf einen weiten Landstrich lautete, tief in die unermeßliche Wüste reichend, die den Norden Europa's ausmacht, wo Niemand Herr ist und Niemand Knecht.

Es war kein allzufreundlicher Blick, mit dem Johann von Martstrand die öden Felsen und das schäumige Meer betrachtete, als er heraustret. Die nassen Nebel flogen so wild über ihn hin und schlugen in Tropfen an Gesicht und Kleider nieder, daß er schauderte und den letzten Knopf seines Kleides fest zuknöpfte; dann nickte er seinem Reisegefährten am Steuer zu, der ihm den Morgengruß entgegenrief und einige Worte lachend hinzusetzte, die der Wind verschlang, ehe sie das Ohr erreichten.

„Nun,“ sagte der Steuermann mit einem stolzen fragenden Blick, als der Junker näher herantam, „was sagst du jetzt zu dem Lande? Ist es nicht prächtig hier? Sieh dort, da liegt das Vorgebirge Kanner, gerade darüber hin läuft der Polarkreis; sieh mehr links, dort siehst du tief in den Grimmfjord und lauffst die ungeheuren Felsen erblicken, die in Eispyramiden weit hinab fast bis in's Meer laufen. Wenn Morgensonnenschein darauf sinkt, sind sie ganz wie gesmolzenes Silber anzuschauen. Dort geht's in den Salten hinein; von Saltström hast du gewiß gehört? Und hier jenseits der niederen Felsen wirst du bald den Westfjord entdecken. Den Westfjord! Hörst du, Mann, den großen Fjord mit seinen Fischen. Hurrah! Was sagst du? Hast du je so Schönes gesehen?“

„Närrischer Björnarne!“ rief Johann spöttisch lachend, „hust du doch, als wären wir im Begriff, in's Paradies einzutreten. Als wären diese traurigen schneebedeckten Felsen von Mandelbäumen umblüht; dies eilige kürrnische Meer von Zephiren umfächelt und die elendigen thrönigen Felschaaren darin ambräuend und aus Gold gemacht.“ Er wandte das Gesicht dem Süden zu und fuhr mit einem leisen Seufzer fort: „Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein grünes Blatt, kein Vogel und kein Fahn, der im Winde weht. Nichts als Schreden, nichts als Nacht, Nebel, Sturm, Fels und wüthende See. — Wenn es dir so wenig hier gefällt,“ erwiderte Björnarne verdrießlich, „so hättest du bleiben sollen, wo du warst.“

Der Junker sah zu dem Steuermann auf und in seinem Blick lag die Antwort, die er leise vor sich hinharmelte: „Wenn ich nicht müßte,“ flüsterte er zwischen den Zähnen, „wenn ich nicht fest ent-

schlossen wäre, mein Glück in diesen Einöden zu suchen, verflucht sollte das Brett sein, das mich hierher getragen hat!"

Sein melancholisches Schweigen und die Art, wie er die Hände über seine Stirn deckte, rührten den trügigen Björnarne. „Du mußt dir keine zu trüben Gedanken machen,“ sagte er, „es ist bei alledem hier so schlimm nicht, wie du meinst. Wenn der Sommer kommt, reißt die Geste auch in Tremsse; Blumen blühen in den Gärten, Johannisbeeren und Brombeeren wachsen herrlich in allen Spalten und Gehängen und auf den Fjeldern steht die Moltebeere viele Meilen weit wie Purpur und Scharlach. Du mußt das Land nur kennen und lieben lernen, wo du wohnen willst. Ich möchte es mit keinem in der Welt vertauschen, denn es gibt kein schöneres, kein besseres auf Erden.“

Beleidigt von dem Lächeln des Dänen, fuhr er stolzer fort: „Was prahlt ihr denn mit euren Bäumen und Ebenen? Habt ihr solche Felsen, solche Fjorde, solch Meer mit unzählbaren Geshöpfen? Könnst ihr Varen jagen und Reuthiere? Habt ihr einen Fischfang wie diesen, wo Zug auf Zug, Millionen Thiere aus den Finten gezogen werden; wo zwanzig tausend Menschen Monate lang ein lustiges Leben auf den Wellen führen?“

„Nein, guter Björnarne, das haben wir freilich Alles nicht,“ erwiderte Johann von Marstrand mit dem Ausdruck der Geringschätzung.

„Du wirst es sehen,“ rief der Normann freudig. „Die Nebel fallen und wenn du hören könntest, würdest du schon jetzt in dem Rauschen der Wellen den fremden Togen verstehen, der über den Westfjord dringt. Dort liegt Ostvaagen vor uns; hier steht das alte Weib von Salten und drüben der Greis mit dem weissen Kopf. Jetzt siehst du seinen Hut! Da zeigen die Spitzen von Hindben auf, dort glänzen die Gletscher von Thellden zwischen den Finken und Rasten und nun kommt die Sonne, gib acht, merk' auf!“

Und während er sprach, brach das leuchtende Gestirn siegreich durch die dichtesten Wolkenschichten und glänzte wie mit einem Zauberschlage über zahllose, unermeßliche Felsen, Buchten, Klippen und Inseln. Der Westfjord that sich auf vor den erstaunten Blicken des dänischen Junters und zeigte Land und Meer in ihrer ganzen wunderbaren Pracht und Herrlichkeit. Auf der einen Seite lag die Küste Norwegens mit schneegekrönten Scheiteln. Salten daran eingelagert mit seinen Felsennadeln, die unerfesslich-glatt in den Himmel steigen, mit seinen Gletschern, seinen Schluchten und Abgründen, halb in Nacht gehüllt. Auf der anderen Seite, durch den Westfjord sechs Meilen breit getrennt, zog eine Kette von düstern Eilanden weit in den Ocean hinaus, ein Gürtel von Weltrippen, entkloßt und nackt, ein granitner Wall, an dem die fürchterlichen

Bogen des Weltmeers seit Jahrtausenden zerschmettern. Unzählige senkrechte Spitzen ragten aus dem Aufgewirre auf, alle schwarz, verwettert, zerrissen bis in die innersten Eingeweide. Ihre fahnen Häupter waren in langflatternde Wellendeiler gehüllt, und aus den glänzenden Lagern des Schnees sahen die blauen Wanderangen der Jökuln auf die schäumenden Klüften des Fjords, der mit tausend weichen Föhnen in die Buge der Nacht bis, sie schüttelte und tief in den Abgrund zog.

„Siehst du nun, wie schön es ist?“ rief Björnarne jachzend. „Das sind die Fesoden! Auf zwanzig Meilen kannst du über Land und Meer blicken und was du siehst, ist herrlich und allmächtig. Sieh den Greis von Vaagden, wie er in Geld strahlt. Sieh, wie die Alle von Salten ihm aus ihrem schwarzrothen Mantel zündet. Einst waren es zwei Riesen, Kinder der Nacht, ein Liebespaar, das hier in Fels verzaubert nun ewig stehen muß. Sieh, wie die Brandung in Silberfäulen an allen Klippen aufspringt und nun sich ihn an, diesen ungeheuren Kreis von Felsen, die noch Niemand gemessen hat, auf denen keines Menschen Fuß hassen kann, wo der Adler nur hinaussiegt, der Serabe, der Kalt und die Möve. Sieh diese Wellen, wie sie hinausspringen möchten, wie sie in den Herentesseln sich bäumen und ihren Schaum hoch emporsteigern. Wälze dich es in Lammkleide, höre, wie sie hangig heulen. Sieh die rothfämnigen Starke dort auf den Klippen; sieh die Meerzänse in die grünen Seeltreifen schießen und die schreienden Möven- und Seierschaaßen, die ihnen folgen. Dort ziehen Häringschwärme, sie wittern ihre Beute. Und oben ist der Himmel blau und ruhig, die Luft ist so weich und scharf und weckt alle Kräfte. Ist es nicht schön hier, ist es nicht das Erhabenste, was ein Menschenauge sehen kann?“

„Ja, es ist schön, unendlich, unerschöpflich schön!“ sagte Johann Marstrand, hingerissen von der wunderbaren Größe und Wildheit dieser Natur.

„Aber das Schönste von Allem kennst du noch nicht,“ fiel Björnarne ein. „Siehst du dort die vielen schwarzen Punkte auf den Wellen? Das sind die Boote der Fischer. Drei tausend Boote, zwanzig tausend wackerer Männer und in der Nacht von Vaagden erkennst du schon die Wimpel und Masten der Nachten, die das Salz bringen für den Salzfisch, und andere, die den Kaufleuten gehören. Sie sind geüllt mit Lebensbedürfnissen aller Art. Wir werden meinen Vater dort finden, er hat für zwanzig Boote zu sorgen. Sicher wird er dir gefallen und dir gerne dienen wie er kann.“

„Ich habe, wie du weißt, einen Brief an ihn von dem Kommandanten General Münte in Trondhjem,“ sagte der Reisende.



„Du würdest auch ohne den geschriebenen Zettel willkommen sein,“ versetzte Björnarne lachend. „Am Lyngensfjord, wo unser Haus steht, fragt man wenig nach deinem General. Du kommst mit mir, denn du gefällst mir. Johann Marxstrand. Du bist ein fester Bursch, weißt ein Wort zu sprechen und wo es gilt, ist dein Arm auch bereit zur Hülfe; das liebt man bei uns und darum will ich dein Freund sein.“ Er nahm die Hand vom Steuer, streckte sie freundlich aus und quetschte die Finger des jungen Edelmannes fest in der seinen zusammen; aber auch dieser erwiderte den Gruß mit gleicher Stärke. Verlassen in einer fremden Welt, that ihm die rauhe Herzlichkeit seines neuen Freundes viel wohler, als die höflichen Worte der Theilnahme, welche er so oft gehört hatte. Er wußte, daß Björnarne keine Lügen sagen konnte, daß er ihn wirklich lieb gewonnen, und er war gewiß, in allen Nothen auf ihn zählen zu können. Für seine Zukunft war dies von großem Werthe.

Während nun beide vertrauliche Worte wechselten, durchschnitt das Schiff den Fjord und näherte sich rasch Odraagden und den Fischplätzen. Die kleinen schwarzen Punkte, welche auf den Wellen schwammen, wurden nach und nach größer, vermehrten sich in immer wachsender Menge und zeigten sich endlich deutlich, als große sechsdrüdrige Boote, in welchen eine ewige Thätigkeit herrschte. Die Gestalten der Fischer in mancherlei Bewegung, wie sie Netze und Angeln hoben; die Sonnenbühel, welche ihre in Meerwasser und Fett getränkten Redertappen und Bänder überzitterten; die hin- und herfahrenden Jollen, endlich das tausendstimmige Gekrei, das über die brausenden Wogen drang, Alles vereinte sich zu einem vielbelebten Bilde, dessen thatkräftiges Leben auch Marxstrands Empfindungen immer höher anregte. Er fühlte ein Verlangen, sich in dies buntfarbige Gewühl zu stürzen; eine innere Wärme ließ ihn vergessen, daß, trotz des Sonnenleins, eiskalte Luftströme über die Tinden von Salten stürzten, das Meer festgelen, und daß hier in der Polarzone binnen wenigen Minuten der wildeste Wintersturm hereinbrechen und mit seinen Schreden Land und See einhüllen konnte. Für jetzt sah er allein das frohe Fischergewühl, das diese Schreden verspottete. Er sah die flatternden bunten Fähnchen, die bevimpelten Häuser und Hütten auf Klippen und am Strande errichtet, und es war ihm, als würde ein Frühlingssfest hier gefeiert, als trompetete und geigte es von den Felseninseln des Oresfjes von Vaagden dazu. Darum jauchzte er und schrie vor Lust, wie ein echter Nordlandsfischer, als er die Netze heben sah, wo in jeder Masche ein ringelnder Kabeljau steckte. Er schwante keine Karpe, wie es alle thaten, als die Nacht zwischen den Fischern hinfuhr und umringt von hundert Booten, die ihr freudiges Willkommen zuriefen, um

die Klippen bog und dem Hafenplatz in der Nacht aufsteuerte, wo eine Anzahl größere und kleinere Nachen, Briggs und Schooner, Anker geworfen hatten. Es dauerte einige Tage, bis der passende Platz in der Reihe gefunden und eingenommen wurde, endlich aber rollten die Lare durch die Klüften und die schöne Riba von Derodnes straffte sich an den langen Seilen und schüttelte langsam die Tropfen ab, welche an ihren Bogen und Bellwerken hingen.

Björnarne hatte alle Hände voll zu thun, es währte daher lange, ehe er sich um seinen Possagier bekümmern konnte, der vom Interesse das Treiben des Fischfangs beobachtete, der in allen seinen Einzelheiten ihm nicht vor Augen lag. Am Ausgange der Nacht und um ein nacktes Felsenküstland, Skraaven genannt, ging es am lebhaftesten zu. Hund- bis sechshundert Boote, mit drei bis viertausend Fischern besetzt, waren hier mit dem Fang des Kabeljaus beschäftigt. Unaufhörlich warfen sie die Stellnetze aus und zogen andere herauf, unter lautem Gesang und Rufenruf, denn alle waren überschwemmt an Fischen, und mußten behutsam heben, und die Gefangenen ausgemacht werden, damit die Fäden nicht rissen. An vielen anderen Orten wurden ungeheure Lare, an welchen mehr als tausend Angeln saßen, in's Wasser gerammt, denn damals war der Fang mit der Angel noch mehr üblich, als es jetzt der Fall ist. Dann eilten die Fischer mit ihren gefüllten Booten in die Nacht, aus welcher viele rothe Steinklippen auftraten, die besetzt mit Stangengerüsten und Tischen zum Aufhängen der Thiere, auch niedere enge Hütten trugen, in denen die müden Männer Schlaf vor dem Wetter und nothdurstige Ruhe fanden. Aus den Booten wurden die Fische auf die Klippen gebracht, dort von bluttriefenden Händen gewacht und auf die Fische geschleudert. Schwarze Messer rissen ihren Leib auf, ein Griff der Finger nahm ihnen die Eingeweide, ein zweiter Schnitt und der Kopf fiel in eine Tonne, die thranige Leber in eine andere. Die übrigen Theile stossen einem ellen hohen Haufen von Blut und Gedärm zu, der sich am Rande der Klippe aufhäufte, und in der nächsten Minute hing, was einen Augenblick früher ein lebendes Geschöpf war, zerfallen und schwankend auf der Trockensange. Mit ungeheurer Geschwindigkeit verrichteten die Männer ihr mörderisches Geschäft. Die Lust des Tödtens glänzte aus ihren Augen. Sie hielten die blutigen Messer zwischen den Röhren, während ihre Hände in dem Bauch der lebenden Thiere wühlten, und bissen entzückt in die fetttriefenden Lebern, wenn diese ihnen besonders weich und leder erschienen. Mit nackten Armen und weit offener, rauher Brust, ganz von spießendem Blute bedeckt, sahen sie wie Kannibalen aus, welche ein schreckliches Siegesfest feiern. Hierig suchten sie nach den größten und stärksten Opfern, übten an ihnen ihr Hentramt mit doppelter Lust und spotteten der Leiden und bef-

tigen Schläge der stummen unglücklichen Verdammten. Marstrand fühlte bald einen Widerwillen vor diesen einsinnigen Hinfischlachten. Er wendete sein Auge davon ab und sagte vor sich hin: „Es ist ein entsetzliches, feiges Morden, ich mag es nicht länger ansehen. Darum also ziehen zwanzig tausend Menschen auf diese nackten Klippen, darum tanzen und jubeln sie wie heissen und tragen den Stürmen des Polarmeeres? Welch rohes fürchterliches Volk, welch Abstreifen aller menschlichen Empfindungen! Doch nein,“ fuhr er fort, „die Meisten würden zu Haus bleiben, wenn bittere Noth sie nicht bedrängte. Und drängt mich nicht auch die Noth bis in dies Land voll Eis und Felsen?“ Sprach er leiser. „Aber Fische mag ich nicht fangen, verdammt sei dies schmutzige, blutige Geschäft! Ein Pestgestank weht von den Fischebänken her, und diese Haufen von Eingeweiden, diese Thranonnen und Lebern, diese blutigen Köpfe, diese wildschreienden Vogelschwärme, welche ihren Theil an der Beute fordern, diese schmutzigen, nassen, fettigen, flebrigen Menschenhaufen dazu: Eins ist elsthafter, entsetzlicher als das Andere.“ — Björnarne schlug ihn auf die Schulter und rief mit seiner kräftigen Stimme: „Du mußt hier nicht so viel nachsinnen, Freund Johann, du mußt freisch umhersehen und lustig sein, denn hier ist Jeder lustig. Das ganze Jahr über freut sich Alt und Jung auf den Fischfang in Lothorn, und kein Mann in ganz Nordland vermiehet sich ohne die Bedingung, daß er den Zug nach den Inseln mitmacht. Wie gefällt er dir?“ — „Aus der Ferne besser wie in der Nähe,“ erwiderte Marstrand lächelnd.

„Du bist kein Vörmann,“ sagte Björnarne, „sonst würdest du so nicht sprechen, aber warte, bald wirst du anders urtheilen. Ich bin so froh, als gehörten mir alle Fische im Westfjord. Meine Schwester Ida ist mit meinem Vater gekommen. Siehst du dort das Boot? Darin sitzen sie.“ Er zog Marstrand mit sich fort, und eben lief das Boot an Bord, wo eine Strickleiter aufgehoben war, an der die Wellen es hoch emporhaukelten. Ein starker Mann im blauen Fischerroth, einen Ledertragen über die Schulter geworfen, hob ein Mädchen vor sich auf die Bank, deren dunkelblondes Haar in breiten Flechten unter einem glanzgestreiften Fischernetz hervorlief. „Greif“ nach der Leiter, Ida,“ rief der Alte. Im nächsten Augenblick hand das Mädchen auf der Staffel und bedächtig emporstreckend streckte sie ihrem Bruder, eben angelangt, beide Hände entgegen. „Wanderst dich nicht, mich zu sehen, Björnarne?“ rief sie ihm freundlich zu.

„Gottes Friede mit dir, Ida!“ antwortete er zärtlich. „Hast eine glückliche Reise gehabt?“

„Eine gute, glückliche Reise, Björnarne; mag deine Reise auch so gewesen sein.“

„Alles gut, Ida. Und der Fang ist in vollem Gange?“

„Wunderbar gut, Björnarne. Alle Gerüste hängen voll. Gestern war ein Tag, wie er selten vorkommt; alle Leute jagten es. Setzte große Fische, daß die Netze rissen. Es ist eine Lust, Björnarne, ich kann nicht satt werden am Sehen und Hören. Vaters Nachen sind gefüllt, alle Tonnen voll Lederthran, der Fisch ist unermeßlich fett. Wird ein gutes Jahr werden, Björnarne, gute Fabeln nach Bergen, volle Nachten.“ Hier sah sie sich um und ihr lachendes Gesicht wurde plötzlich ernsthafter, als ihr Blick auf dem fremden Mann haftete. Es war ein großes hartes Mädchen, von dem festen Knochenbau des echt normannischen Geschlechts. Sie sah ihrem Bruder ähnlich. Es waren dieselben wohlgestalteten Züge, dieselbe breite Stirn und hellblühende Augen darunter, aber Alles war so fest geprägt und so voll gebildet, daß der Mangel weicher weiblicher Form ein verwöhntes Auge leicht beleidigen konnte. So war es mit Johann Marstrand. Er konnte ein Lächeln des Spottes kaum unterdrücken, als er sie ansah und sich erinnerte, mit welcher Rahmredigkeit Björnarne ihm diese Schwester gepriesen hatte, deren Reize zu Ehren sogar die Nacht den Namen der schönen Ida von Derenäs annehmen mußte. „Eine Schönheit unter dem neun und sechzigsten Grade nördlicher Breite bei Walfischen, Robelajuen und Rennthieren geboren, kann allerdings ein wenig von unserm Geschmack abweichen,“ sagte er sich leise, „doch diese hier, in ihren rindledernen Schuhen, ihren grünen, rothbesetzten Friesröcken, ihrer Pelzjacke und Lederhülle, die weißen wollenen Handschuhe über die groben Fingerringe gezogen, sieht doch gar zu bärenhaft polarmäßig aus.“ — Während er dies mit sich selbst abmachte, hatte Björnarne seiner Schwester etwas zugeflüstert und dann sagte er laut: „Ich habe einen Freund mitgebracht, Ida, der bei uns wohnen will. Johann Marstrand heißt er, hier steht er. Gib ihm die Hand, Schwester.“ Das Mädchen ließ ihre hellen Augen mißtrauisch prüfend über den Fremden gleiten, doch setzte sie dem Gebot ihres Bruders, reichte ihre Hand hin und sagte mit ihrer starkklingenden Stimme: „Sei willkommen im Lande, Herr. Gottes Friede soll mit dir sein!“

„Vielen Dank, Jungfrau Ida,“ erwiderte Marstrand höflich, „dem Wunsch ist der schönste, den es geben kann.“

Sie wendete sich zu ihrem Vater, dem Björnarne auf's Deut half und ihm die Hände herzlich schüttelte. „Bist wieder da, Junge?“ rief der Kaufmann aus den Fjorden. „Bist willkommen! Kommst zu rechter Zeit, wenn Alles gut am Bord ist.“

„Alles gut und recht, Vater,“ verlegte der Sohn. „Fehlt nichts; nicht ein Nagel, nicht eine Hand voll Salz.“

Der Alte nickte beifällig und stieg einen eigenthümlichen Wohl-



ton aus, eine Art Grunzen, das häufig in Norwegen als Zeichen der Zufriedenheit gehört wird, und wie ein langgedehntes: *Uuh!* klingt.

„*Nuh,*“ wiederholte er dann nochmals, „*ist ein fixer Bursch, Björnarne; hast eine gute Hand, in der eine Sache gedeiht. Ist's nicht so?*“

„*Denke ja, Vater,*“ rief Björnarne lachend, „und denke, komme gerade zur richtigen Zeit mit meinem Salz und Speck.“

Der Kaufmann wendete sich halb zu Marstrand hin und betrachtete ihn mit einem messenden schlaun Blick. Die Lederfarbe seines langen barten Gesichts schien sich bräuner zu färben und die tiefen Falten an der Stirnwurzel über der mächtig breiten Nase zogen sich dichter zusammen. „*Wollen sehen, Björnarne,*“ sagte er, „aber halt da einen Passagier mitgebracht. Ist Einer, der sich das Ding in der Nase ansehen will. Ist's nicht so?“

„*Glaube ja, Vater.*“

„*Nuh!*“ grunzte der Alte wieder, und um seinen Mund zuckte ein Lachen, das sich schnell verlor. Er ging auf Marstrand zu und streckte seine raube Faust aus. „*Seid willkommen, Herr, auf Vofoden,*“ sagte er, „bringst seines Wetter mit. Hätten es früher brauchen können; ist aber auch so gut. Kommt gerade recht, um das Ende eines wunderbar glücklichen Fanges zu sehen.“

„*Mein bestes Glück mag es sein, Sie hier zu finden,*“ erwiderte Marstrand, „da ich Ihres Rathes und Ihrer Hülfe bedürftig bin. Ich komme in eine mir gänzlich fremde Welt, mein Glück darin zu suchen.“

„*Kann's mir denken,*“ fiel der Kaufmann ein, „habe die Vögel oft schon so pfeifen gehört. Singen alle dasselbe Lied, wenn sie aus Dänemark herüber fliegen und schreien uns jährlich mehr als Einen, der da meint, es wachse Gold auf den lappischen Fjellen, brauche nur zuzufassen, um es einzusammeln. Ist aber nichts damit, werdet es inne werden. Weiße Hände und schmale Hüfte passen so wenig hierher, wie die lächelnde Sprache von Kopenhagen. Ist's nicht so?“ Er schickte den Fremden an, und nickte spöttisch dabei.

„*Ich habe einen Brief von Tromsheim mitgebracht,*“ erwiderte Marstrand, „der Ihnen Näheres über mich sagen wird.“

„*Nuh,*“ rief der Alte, „gönn' Jedem sein Glück. Ist ein offenes Wort von Niels Helgestad gesprochen, Herr. Weiß, wie es steht, wenn die Glückmacher in's Land kommen. Freiwillig kommt Keiner, ist die letzte Hülfe; habe aber Manchen untergehen sehen, weil er's nicht ertragen konnte.“

Der Blick, den er bei seinen letzten Worten auf den jungen Dänen warf, war mit einem Anflug von Warnung und Mitleid gemischt, den Marstrand wohl verstand. Dann nahm Niels Helge-

stad das Schreiben, brach es auf und lebte sich lesend an das Vollenwert, indem er von Zeit zu Zeit bald nach seinem Gast am Bord, bald nach den Fischplätzen hinüberjah und die voll ankommenden Boote zu zählen schien. Endlich knüllte er das Papier zusammen und steckte es in die tiefe Tasche seines Rockes. „*Weiß jetzt Alles, was ihr wollt,*“ sagte er, „hab's geruht auch ohne die Buchstaben, und was ein Mann thun kann, seinem Mitmenschen zu helfen, soll redlich geschehen. Was denkt ihr jetzt anzufangen, Herr Marstrand?“

„*Ich denke,*“ versetzte dieser, „dem Amtmann in Tromsøe meinen Schenkungsbrief vorzulegen und das Land aufzusuchen, das die Gnade des Königs mir bewilligt hat.“

„*Hat gut bewilligen, der Herr in Kopenhagen,*“ fiel der Alte ein. „*Aber was denkt ihr weiter zu thun, wenn der Amtmann gesagt hat: „Da drüben liegen die Fjellen, geht hin und sucht's euch!“*“

„*Dann,*“ sagte Marstrand verlegen, „*Dann — es wird sich der fruchtbare Boden wohl herausfinden lassen.*“

„*Fruchtbarer Boden!*“ schrie der Kaufmann lachend. „*Der heilige Oas erlachte euch, Herr! Wer hat euch eingegeben, ihr werdet hier Fruchtbarkeit finden? Geht nach Haus, wenn ihr Korn bauen wollt. Damit ist's nichts,*“ fuhr er ruhiger fort, als er Marstrands Beschränkung sah, „*ihr kennt die Wüste nicht, die dort hinter den Felsen liegt. Dennoch aber kann eines klugen Mannes Auge den Punkt wohl merken, wo euer Gnadenbrief Weizen mit goldenen Ähren aus dem Stein treibt.*“

Wüsternd betrachtete er den Gast einen Augenblick und fragte dann: „*Bringt ihr Geld mit in's Land?*“

„*Ich bin nicht ganz ohne Mittel,*“ erwiderte dieser.

„*Gut wird's nicht sein,*“ sagte Helgestad, „*denn bättet ihr Geld, so sähet ihr ruhig zu Haus und spieltet, tanztet, verpacktet es in festen und Lustbarkeiten. Weiß, wie es große Herren machen, die keine Arbeit kennen, den arbeitenden Mann aber verachten und verspotten.*“

„*Herr Helgestad,*“ rief Marstrand eröthend, „*ich bin nicht hier, um das von Ihnen zu hören.*“

„*Nuh,*“ sagte der Kaufmann ruhig, „*sehe, daß ich den Plagel auf den Kopf getroffen habe, würde euch sonst nicht heißen das Wort. Aber gerade herans: wie viel Geld habt ihr?*“

„*Tausend Species und etwas drüber,*“ erwiderte der junge Edelmann unwillig zögernd.

„*Ist für den Anfang genug,*“ fuhr Helgestad überlegend fort, „*weim's nämlich damit seine Nichtigkeit hat.*“

Er betrachtete Marstrand mit einem so mißtrauisch schlaun

Erzählen, daß dieser unmuthig sagte: „Ich hoffe nicht, daß Sie glauben können, ich lüge und mache mir einen Geldbeßig an, den ich nicht habe.“

„Bill's glauken,“ versetzte Helgestad, „würde aber auch die Lüge zu nichts helfen. Haben der Beispiele mände von jungen Herren, die da kamen, um reich zu werden. Sprachen den Leuten vor von ihren Gütern zu Haus und vornehmen Verwandten; schworen auf Ehre und Gelassenheit und machten Schulden darauf. Waren Männer, die Leben den Degen durch den Leib stoßen wollten, der irgend an ihrem Wort zweifelte, ließen aber zuletzt doch davon, wie Schelme und Schurken, und war Alles Lug und Trug, was sie dachten und sagten. Wollen Sie jetzt meinen Rath hören, Herr Marstrand?“

„Sehr gerne,“ erwiderte dieser.

„Wer hier wohnen und Geld erwerben will,“ sprach der Kaufmann bedächtig, indem er sich auf den Rand des Vollweerts zurechtsetzte, „der muß Handel treiben, sonst wird's nichts mit ihm. Handel, Herr, das ist die Sache. Von Ihrem Gnadenbrief wollen wir später herausbringen, wie er am besten dazu paßt; jetzt aber kommt es darauf an, den ersten guten Wurf zu thun, und dazu ist die richtige Stunde eben da. Wer wollte hier leben, wenn das Meer nicht wäre mit seinen Fischen? Die Fische, Herr Marstrand, die thun es, Kosoden, das ist der Schatz für uns Alle und der ist unerschöpflich. In jedem Jahre zur Märzzeit schwimmen die dunnen Thiere, die Kadelhaue, in ungeheuren Schwärmen in den Bightsford hinein, um zu laichen, und wie viele auch immer gefangen und aufgezehrt werden, sie kommen doch von neuem und werden niemals weniger. Wir kommen aber auch. Vom Nordkap bis Tondhjem hinab kommt, wer kommen kann, zwanzig tausend Menschen und mehr, nur des Fisches wegen. Wissen Sie, wie viel wir in diesem Jahr binnen vier Wochen gefangen haben? Mehr als fünfzehn Millionen. Alle Gerüste hängen voll bis zum Brechen; alle Nachten liegen voll Salzfish und voll Lebern. Der Thran wird billig werden, Herr Marstrand, der Fisch ist für einen halben Species die Baage zu haben: das sind acht und vierzig gute Pfund. Ein wahres Glück aber ist es,“ fuhr er dann mit seinem spöttischen Grinsen fort, „daß es katholische Christen in der Welt gibt: in Portugal, Italien, Spanien, Deutschland und wie die Länder weiter heißen. Wir essen das gedörrte und getrocknete Zeug, das wie Holz schmeckt und wie verkohltes Holz aussieht, fast niemals; doch im Süden bei dem katholischen Volke ist es die Astenpeise für Arme und Reiche, und je billiger sie ist, je mehr wir sie gekauft.“

„Ich verstehe von solchem Handel gar nichts,“ sagte Marstrand, „und kann mich schwerlich darauf einlassen, mit Fischen zu spekuliren. Wer wird mir diese auch verkaufen, wenn der Gewinn so be-

deutend ist?“ fügte er hinzu, als er sah, daß das Gesicht des Kaufmanns sich verfinsterte.

„Das Glück muß man zu fassen verstehen, das thut's,“ erwiderte Helgestad. „Könt eben jetzt den Fisch billig kaufen. Jeder läßt etwas von dem reiden Fange ab, wenn er bar Geld sieht. Könt das Land nicht, Herr, wißt nicht, was Sitte und Gebrach ist. Ist alles Tauschhandel hier, Geld ist selten. Der Fischer, der Norrmann und Quäner, wie der Kappe, Alle borgen vom Kaufmann, der das ganze Jahr über gibt, was sie brauchen, liefern ihm dafür, was in ihre Netze läuft. Der Kaufmann borst aber auch von den Handelsherren in Bergen, schifft diesen die Nachten voll Stockfish, Salzfish und Thran. Alle die Menschen hier, die Sie fischen sehen, stehen im Dienste der Kaufleute und Eigenthümer an der Küste und haben ihre Kontos im Kreditbuche. Jeder Fisch wird bezahlt und abgerechnet, so wie er auf der Stange hängt; kommt er dann nach Bergen, ist er dreimal so viel werth, oder auch sechsmal so viel, wie es kommt — verstanden, Herr? In Jahren, wie dies aber, wo Ueberfluß ist, verkauft man auch gern auf dem Platz frisch weg; überläßt andern Leuten einen Antheil an der Spekulation. Kann sein, daß sie mächtig gut ausschlägt.“

Marstrand stand zögernd und bedenklich. „Nuh,“ sagte der Alte, „Jeder muß thun, wie's ihm um's Herz ist. Handel ist ungewiß, wer nichts davon hofft, muß es lassen.“

„Da der Fang so reichlich ausgefallen ist,“ erwiderte Marstrand, „wird, wie ich meine, kein großer Gewinn zu erwerben sein in diesem Jahre. Alle Aufträge können leicht befriedigt werden, die Magazine werden überfüllt und die Preise müssen sinken.“

Helgestad ließ zum Erstemale sein Auge wohlgefällig auf dem jungen Abenteuerer ruhen. „Habt einen Blick für den Handel, Herr,“ erwiderte er dann, „findet sich selten bei eures Gleichen; kennt aber die Sache nicht, die ganz anders kommen kann, wie ihr denkt. Haben heute den heiligen Gertrudentag, ist nicht gut, wenn die Sonne da scheint. Kommt wildes Wetter danach; ist ein richtiger, erprobter Sag. Nun seht, die Fische dort auf den Klippen an den Gerüsten bleiben so bis zum Monat Juni hängen, während wir Alle nach Haus fahren, Thran pressen und den nach Bergen liefern. Ist das die erste Fohet in jedem Jahr. Im Juniemont aber kommen die Nachten wieder, wollen den Fang dann einladen, wird jedoch Mander es bereuen, daß er seine Stangen nicht höher baute. Ist ein sorglos leichtsiniges Volk, das Fischervolt, denkt nicht an das, was kommen kann, sieht Arbeit und Mühe. Bis im April und Mai hinein fallen Schneesweben, begraben oft Gerüste und Fische. Wenn dann die Männer anfahren und zugreifen wollen, finden sie faulendes Fleisch und Würmer. Müssen in See



werfen, was Geld bringen sollte; kommen in Noth und Kummer und aus dem gesegneten Gang wird ein schlechter. Kann so werden, Herr Marstrand, ist manchmal so gewesen."

Ein listiges Lachen spielte um seinen Mund und in Marstrands Herz kam plötzlich eine Art Verlangen und Vertrauen zu der Fischpekulation. Er sah nach den beiden Kindern des Rathgebers hin, die Alles mit angehört, aber sein Wort dazu gesagt hatten. Das große Mädchen stand dicht bei ihm und heftete ihre stolzen Augen musternd, doch gleichgültig auf seine Gestalt; Björnarnie aber nickte ihm leicht zu und machte eine erlaunte Geberde über seines Vaters offene Rede.

"Gut," sagte der junge Mann, "ich will. Ich verstehe nichts von dem Handel, aber ich baue auf Ihre Theilnahme, die den Kauf für mich betreiben wird, wie ich denke."

"Will's thun, Herr," versetzte Helgestad und sagte schüttelnd seine Hand. "Ist also abgemacht zwischen uns und Mannes Wort, ein Wort, wie es in Norwegen Sitte ist. Wurde mir heute eine hübsche Zahl von Waage angeboten, schlug es ab, habe genug mit dem, was Gott mir bescheert hat; will jetzt danach sehen und denke einen guten Handel zu machen. Obi Voot!" rief er über das Bellwerk der Nacht hinaus. Halt' dich fertig, Ole, leg' an, mein Junge. Ihr, Herr, bleibt am Bord mit den Kindern, bis ich wieder komme. Trag' auf, Björnarnie, was du hast; decke den Tisch, Ma. Ein frisches Gericht Fische schicke ich her oder bringe es mit."

Mit diesen Worten stieg er die Treppe hinunter.

#### Afraja's Reich.

Marstrand hatte inzwischen auf seiner vereinsamten Niederlassung mit mancherlei schweren Sorgen zu kämpfen. Er besaß jetzt Geld genug, allein es fehlte ihm an Vorräthen und diese waren selbst durch silberne Mittel nicht leicht herbeizuschaffen. Er selbst konnte den Gaard nicht verlassen, ohne die größten Verwirrungen zu stichten; mit jedem Tage mehr wurde er inne, daß Mißtrauen und Mißachtung sich unter seine Arbeiter und Hausleute ausbreite. Bisher hatte er als Freund und Vertrauter des großen Handels Herrn von Ungensfjord gegolten, der im ganzen Lande der Erste war, jetzt hatte dieser sich mit offenem Hohn und Haß von ihm getrennt und bald ließen allerlei Gerüchte umher, daß der greneliche alte Herrenmeister Afraja das Geld zum Bau liefere, der

dänische Junker sich ihm dafür zugeschworen habe und von Christum wie von allem Recht und aller Ehre abgefallen sei. Die Folge war, daß der größte Theil, der schon den dänischen Herrn nicht mochte, jetzt diesen als Afraja's abhängigen erkauften Genossen verpötte und verschmähte. Alles Ansehen war verloren. Als Marstrand tabelte, erhielt er feste Antworten, wo er antreiben wollte, fand er Widerstand und Grobheit und nach zwei Wochen war es damit so weit gekommen, daß die Weissen trotzig ihr Geld forderten und unter harten Drohungen davon gingen, weil sie nichts mehr mit einem Mann zu thun haben wollten, der mit Lappen Umgang und Gemeinschaft hielt. Nur der Abbud, der nicht wußte wohin er sollte, hielt des Geldes wegen aus, ohne irgend zu nützen. Uebler noch war es, daß die Ansiedler und Kaufleute in den benachbarten Fjorden und Handelsstellen ihm ebenfalls den Rücken kehrten. Die sonst freundlich waren, schlossen jetzt ihre Thür vor ihm und nun erst wurde er inne, was Helgestads wiederholte Warnung zu bedeuten habe, sich davor zu hüten, daß er nicht zu den Ausfägigen gerechnet werde.

Es war gewiß, daß er seine Arbeiten nicht fortsetzen konnte, und was sollte aus ihm werden, wie sollte er Einsamkeit, Entbehrungen und Ungemach ertragen? Blicke er dann weiter hinaus auf den Fjeldmar hin, wo halb Himmeln zum Fischfang auf die Kosoden zog, welchen Trost konnte er daraus schöpfen? Es schien ihm unmöglich, daß er daran Theil nehmen könne, denn was gehörte zu einer Ausrüstung mit Booten und Nachen voll Geräthe der verschiedensten Art und hauptsächlich voll Lebensmittel zum Unterhalt der Mannschaften?

Es gehörte der äußerste Muth und eine zähe Energie dazu, um in solcher Lage nicht zu verzweifeln. Nur die Ueberzeugung, daß kein Mangel seine Ehre belaste und sein Gewissen frei von Vorwurf sei, hielt ihn aufrecht. Er sann hin und her, irgend ein Hilfsmittel zu entdecken, aber in seiner Verlassenheit fand er auch nicht eines, das erfolgreich schien. Afraja's Geld nützte ihm nichts und doch war dieser alte Mann immer wieder der Schlüsselpunkt seiner Betrachtungen, doch führten alle seine Grübeleien auf ihn zurück und wenn er schlaflos lag und der Wind die Fenster rüttelte, sprang er freudig auf, weil er den Zauberer vermutete, der sich nicht blicken ließ.

Eines Tages jedoch, als er das Balsefthol hinauf ging und bis jenseits der Wasserfälle gegangen war, hörte er plötzlich hinter sich ein leises Rausen und durch das Felsgetrümmer, in welchem die Bäume wurzelten, sah er Mortumo springen, gewandt wie ein Fuchs, mit Büchse, Alpenstock und Jagdhorn, seine Mähne mit den Adlersfedern fest auf das schwarze Haar gedrückt. Mortumo war

voller Freude, als er sich niederlegte, und schon von weitem rief er: „Alles Glück sei mit dir, Herr, doch Glück auch für mich zu deinen Diensten.“

„Ich habe dich lange nicht gesehen, Mortuno,“ sagte Warstrand. „Du siehst mich jetzt,“ antwortete der Lappe, „weil Einer mich schickt, der es so will.“

„Atraja!“

„Du sagst es,“ rief Mortuno fort. „Er hat dir Wichtiges zu vertrauen. Darum bittet er dich, zu ihm zu kommen und ihn zu hören. Willst du mir folgen?“

Warstrand versprach es sogleich. Mortuno setzte sich auf einen Stein und sagte: „So will ich dich hier erwarten. Sage deinen Hansleuten, daß du ein paar Tage fortbleiben willst und noch Eines. Du wirst an deiner Thür zwei Männer finden, die Essig und Pulver von dir kaufen wollen. Gib ihnen, was du hast, es sind Atraja's Diener. In den Tragkörben ihrer Thiere bringen sie dir Fleisch zum Geschenk, deine stolzen Gaardleute werden nicht böse darüber sein, einen Rennthierbraten zu verzehren.“

Er streckte sich lachend aus, und Warstrand fand wirklich vor seiner Thür zwei Lappen, die sein Pulver begehrten, ein ganzes Häfchen von fünfundzwanzig Pfund kauften, allerlei andere Einkäufe an Nadeln, Scheeren, Essig, Feinwand und Beilen machten, und endlich, nachdem sie Fleisch und Käse in den Kauf gegeben, Alles einpackten und abgaben.

Nach zwei Stunden, als die Sonne zu sinken begann, war der Junker bereit zu seiner Reise. Er empfahl sein Hauswesen der Magd, der er vertrauen durfte, gab vor, an den Malangerfjord hinüber zu wollen, um zu sehen, ob dort Mehl zu haben sei, und fand an der Elf den wartenden Mortuno, der sogleich aufsprang, als er ihn kommen sah, und ohne ihn abzuwarten, an der Helsenwand aufstieg.

Oben erst, wo das Fjeld begann, stand er still und nun führte er den dünnlichen Herrn mehrere Stunden lang östlich durch die stille Wüste. Es war wunderbar anzuschauen, wie das rothe Sonnenlicht und blaue gelblich durchsogene Nebel sich um die ungeheure Kuppe des Skils legten und dessen wetterschwarze Schluchten und Wände schön machten. Der Wind wehte scharf über das weite durchbrochene Land, das bald mit Moos reich bewachsen, bald mit nickenden Blumen und Holmen besetzt, bald wieder ein unermesslicher Sumpf war, in welchem Warstrand vorsichtig von einem Grashügel zum andern sprang, um sich trocknen zu erbalmen. Mortuno hatte darin weit größere Gewandtheit und machte diese geltend. Er strauchelte niemals und während sein Begleiter sich bald erbhete und in Geröll und Schluff müde wurde, lief er mit gemessenen

Sicherheit an den steilen Rändern der Bäche nieder, die hier überall sich enge, tiefe Thäler ausgegüßelt hatten, und kletterte mit demselben leichtfüßigen Geschick wieder daran auf.

Der Skilps rüdte dabei den Wanderern näher, allein er war noch immer entfernt genug, als die Nacht einzubrechen begann. Die unermesslichen Linien der lappischen Alpen lagerten sich übereinander aufsteigend, bis an die fernen Grenzen des Horizontes, und hüllten sich in Dufst und Schatten. Da und dort stieg eine riesige Felsenmasse auf, keine Spigenerhebung, sondern wie die Natur dieses Landes ist, ein mächtiger Gebirgsklotz, gewaltig und düster, mit glatten Wänden, oben aber wiederum ein weit gestrecktes Fjeld tragend, oder einen gigantischen Kegelspizel. Zur anderen Seite aber lag der rothfuntele Schild des Meeres, eine strahlende Feuermaße, in welche die Sonnenugel stürzte, ein seltsames von keinem Auge zu fassendes Gewirr von Inseln, glanzvollen Wasserstreifen, Gletschern und fernen Eisfeldern, die unentwiderbar in einander gewickelt schienen.

Warstrand betrachtete einige Minuten lang das edle Schauspiel, dann fragte er Mortuno über das Ziel ihrer Wanderung. Er hatte ein Recht dazu, denn wenn diese Wüste schon beim Tageslichte nur mit Vorsicht zu durchkreuzen war, so nahmen die Schwierigkeiten in der Finsterniß noch weit mehr zu. Gegen den Skilps hin lag eine jener furchtbaren Sumpf- und Steinwüdnisse von tieferandigen Abfärzen durchschnitten und von seartigen Wasserbeden unterbrochen, wie diese sich häufig am Fuße hoher Bergmassen finden und die Sammelplätze der Quellen und schmelzenden Schneelager sind. Hier möglichst zu wandern, wo jeder Schritt das Leben kosten konnte, war ersprechend genug für einen Neuling, aber Mortuno hatte guten Trost bei der Hand.

„Das ist freilich kein Land für deine Kühe und für deine Augen, Herr,“ sagte er lachend, „doch gedulde dich noch kurze Zeit, so wird es uns an Hülfe nicht fehlen.“ — Damit schritt er vorwärts und Warstrand folgte ihm, so gut er konnte, in das dämmernde Dunkel, das nach und nach alle Fernen und Nähen einhüllte. Eine Stunde mochte dann vorüber sein, als sie in ein tiefes Gefelst hinabstiegen. Hier wuchs Bütengeftrupp und knorriges Buschwerk, das schwer zu durchdringen war, bald aber hörte Johann Hunde bellen und dann das eigenthümliche Grrrren, das, wie er mußte, Rennthiere hören lassen, wenn sie beisammen sind. Hier also mußte ein Lager sein, hier mußte eine Herde weiden, mußten Menschen und Zelte gefunden werden, doch erkennen ließ sich nichts. Als sie an dem Wasser standen, das in der Schlucht floss, hat Mortuno seinen Begleiter zu warten, allein kaum waren einige Minuten vergangen, als er schon wiederkehrte und ein gehörntes Thier am Riemen mitbrachte.



„Hier bringe ich dir ein Reitpferd,“ sagte er, „das beste und stärkste, das weit umher zu haben ist. Steige auf, es wird dich sicher tragen.“

Unser Abenteurer ließ sich nicht nöthigen. Es lag ein weiches Kissen auf dem Rücken des sonderbaren Reiters; ein Glöckchen hing um dessen Hals, das seine leisen Töne durch die Abendstille klingen ließ, und Mortuno gab ihm einen sanften Schlag, indem er ihm zugleich ein Paar unbekannte, raubklingende Orgeln- und Reblaute zuwies. Das Thier bahnte sich seinen Weg durch die Büsche nach der Höhe, der junge Kame sprang voran und Marstrand glaubte, daß dies dasselbe mächtige Ren sei, auf welchem er einst Afraja im Balseiswalde gesehen hatte.

So war denn Alles zu seinem Empfange vorbereitet worden und heimlich belustigte es ihn, daß der alte Zauberer ihm sein eigenes Leibross entgegen geschickt hatte. Mortuno war darüber sehr schweigsam. Johann konnte überhaupt wenig von ihm erfahren, kaum gab er zu, daß wirklich in der Schlucht eine Heerde Afraja's ihr Lager habe.

„Du wirst schon sehen, wo du bist,“ sagte er, „wenn es Tag wird. Afraja wird dann bei dir sein und dir viele Rennthiere zeigen.“

„Du führst mich also zu seiner Gamme?“ fragte Marstrand.

„Afraja wohnt überall,“ antwortete Mortuno. „Wohin er kommt, hat er, was er braucht und will.“

„Diener, Zelte und Reitpferde,“ lachte sein Begleiter. „Aber sind eure Rennthiere so stark, so runderd es mich, daß ihr nicht alle auf den Feldern umherjagt.“

„Du bist im Irrthum,“ sagte der Lappe. „Selten findet sich ein Thier, das nicht nach kurzer Zeit mit seinem Reiter sich am Boden wälzte. Dies hier ist eine Seltenheit. Es stammt vom weißen Meere, wo eine Insel liegt, Keta genannt, von dort kommen die größten und stärksten.“ „Du darfst überhaupt nicht glauben,“ fügte er hinzu, „daß die Rennthiere, so sanft und geduldig sie scheinen, sich alle Unbill gefallen lassen, die Einer ihnen anthun mag. Sie ertragen es lange, wenn man sie zwingt, Lasten zu schleppen, Schlitten zu ziehen, oder wenn Geräthe und Zeltsachen auf ihre Rücken gebunden werden, sobald es ihnen jedoch zu viel wird, gerathen sie in Born, geben mit Hörnern und Füßen auf ihren Geißen los, verfolgen ihn und werfen ihn zu Boden.“ „Er lachte auf und schrie dann lebhaft: „Das Rennthier ist klüger wie wir, es schafft sich sein Recht, und Gott mag wissen, wo wir unsere Augen hatten, sonst hätten wir längst viel von ihm lernen können.“

„Ist es weit noch bis zu dem Orte, wo dein Dheim und erwozt?

tet?“ fragte Marstrand, der Mortuno nichts Anderes antworten mochte.

„Du bist ihm näher wie dem Balseisjord.“

„Und Gula wird bei ihm sein?“

Mortuno schwieg. Nach einem Weilsen aber erhob er seine Stimme und begann ein Lied zu singen, das gar nicht übel klang. Es schien ein Lied zu sein, das ursprünglich in seiner Muttersprache gedichtet war, aber er überlegte es, indem er es sang, in's Norwegische, gewiß in der Absicht, daß Marstrand es verstehen sollte.

„O Sonne,“ begann es, „wenn du am Himmel ständest mit deinem goldenen Lichte, würde ich den Urevad sehen können, den blauen, wellenschlagenden See; aber ich sehe die Sterne, sie scheinen in sein klares Wasser und Gine weiß ich, die schaut zu ihnen hinunter und fragt, wo ich bin.“

„Wenn ich von dem hohen Gipfel der Fichte in das verborgene Thal sehen könnte, wollte ich hinauffeigen, um zu lauschen, unter welchen Blumen mein Liebchen schläft. Ich wollte alle Sträucher, die dort wachsen, ausreißten, wollte alle Zweige, diese grünen Zweige, abhauen, wenn sie mich hinderten.“

„Es mangeln mir Flügel, es mangeln mir Flügel, Flügel des schnellen Vogels, Flügel des schlanken Rehs, die mich zu ihr bringen könnten, und ach! sieht sie mich nicht, hört sie mich nicht? Ich weiß es nicht. Aber mein Auge sieht sie, ob die Nacht auch dunkel sei, mein Ohr hört ihren Athem.“

„Ich habe auf dich gewartet so viele, viele Tage, so viele gute Tage; ich habe gewartet deine allerschönsten Augen zu sehen, und dein liebliches, sanftes Lächeln; aber ach! wie ist so bleich dein Gesicht, wie so matt dein Fuß, der doch so leicht und zierlich war, wie der Fuß des jungen Luchses.“

„O, sage mir, Golde, was dir fehlt. Klicke nicht vor mir, denn wohin du auch stöhest, ich würde eilen, dich zu fassen. Was kann stärker binden als ein Seil gequendeter Sehnen, was hält fester als Ketten von Eisen? Stärker, stärker, Mädchen, bindet die Liebe mir Kopf und Glieder, hindert mich zu denken, macht mich schwach.“

„Des Kindes Wille, des Kindes Wille, der Jugend Gedanken sind eitle Gedanken. Wollte ich mit ihnen rechten, sie würden mich von dem richtigen Wege verlocken. Doch du allein sollst entscheiden. Ehre, was du willst, schließ deine Augen zu, höre mich nicht! Wie mein Herz auch zittern mag, es soll gehorchen.“

„Frieden sollst du haben, Geliebte, Trost und Frieden! Deine Wangen soll wieder roth werden, dein Fuß fröhlich und leicht über die nickenden Blumen eilen, dein Herz soll klopfen wie in schönen

Tagen. Noch einen Rath weiß ich, den will ich annehmen, mit ihm hoffe ich den rechten Weg zu finden.“

Hier schwieg Mortuno, nachdem seine Stimme zum leisen Flüstern gesunken war.

„Du hast dies Lied gemacht?“ fragte Marstrand.

„Ja, Herr.“

„Noch nicht lange hast du es gemacht?“

„Gestern war es.“

Sie zogen weiter durch die Nacht. Der Himmel hing darüber mit zahllosen Sternen. Das Reemthier plätscherte durch Wasser, das ein weites Beden zu fällen schien, in welchem der Schimmer der Gestirne widerpiegelte.

„Und dies ist der Urevand?“ fragte Marstrand wieder.

„So nennen ihn die Männer meines Volkes,“ antwortete Mortuno, „es ist Jubinals heiliger See.“ — Mächtig stimmerte ein rother Schein in der Ferne und das Thier stieg mit seinem Reiter aus dem Wasser auf festen Boden, der immer höher und steiler sich erhob. Hunde bellten laut, aber Marstrand fragte nicht mehr, denn er wußte, daß er jetzt in Afraja's Nähe war. Nach einiger Zeit kamen mehrere Männer mit großen, breimenden Holzspänen ihnen entgegen und wechselten ein paar Worte mit Mortuno, der den Reitsaum des Reemthieres ergreif und es zwischen gewaltigen Felsblöcken zu einem späten Zelte führte.

Als Marstrand abstieg, leiteten sie ihm Weisand. Mortuno führte ihn höflich in die brenne Gamme. Der Boden derselben war mit Birkenblättern dicht bestreut; ein Feuerplaz befand sich in der Mitte, über welchem an einer langen Kette eine eiserne Doppelampe schwebte. An der einen Seite befand sich ein Sitz von Birkenreisern, an der andern ein weiches Lager von Moos mit Kinnentüchern bedeckt, daneben lag eine Anzahl warmer Decken und Felle.

„Bewelte hier,“ sagte Mortuno, „Afraja ladet dich zur Ruhe ein.“

„Und wo ist er?“ fragte der Junke.

„Wer mag es wissen? Wenn es Zeit ist, wird er bei dir sein. Bist du müde, so schlafe unbeforgt, hast du Hunger oder Durst, so findest du hier, was wir geben können.“ Er deutete dabei auf den Herdstein, wo Brod und Speisen sammt Flaschen und Krügen standen, und verließ dann das Zelt, indem er seine Bitten wiederholte, Marstrand möge geduldig seinen Dheim erwarten und dessen Gastfreundschaft sich gefallen lassen.

Was blieb in dieser Lage auch weiter übrig? Es war tief in der Nacht und der lange, mühsame Weg hatte den Reisenden nicht wenig angestrengt. Er setzte sich auf den großen Stein und kostete

von der fetten, frischen Milch und dem Fleis, dann gab er sich seinen Betrachtungen hin und horchte von Zeit zu Zeit auf, wenn ihm war als höre er draußen Geräusch und Schritte. Aber es war nichts als das hohle Rauschen des Windes und als er das Zelt öffnete und hinaustrat, fand er nur Dunkelheit und tiefes Schweigen. Kein Gegenstand war zu erkennen, er wußte auch nicht, wo er sich befand. Kein Wächter war zu bemerken, kein Laut verrieth die Nähe eines Lebendigen. Marstrand sagte sich lächelnd, daß er lester hier gefangen sei, wie ein Mensch, den man in der civilisirten Welt hinter Mauern und Riegel einsperrt. Glückt es dem, seine Fesseln zu brechen, so weiß er, wohin er flieht, hier aber hinderte aufsehend nichts ein Entweichen und doch war kein Schritt ohne Gefahr. Kitzig hatte Afraja es veranstaltet, daß sein Gast bei Nacht zu ihm geführt wurde, und wo war er nun, wo war Gula? Warum ließ er ihn allein und was wollte er von ihm? Eine lange Reihe von Fragen knüpfte sich an diese ersten, endlich aber, als erschöpfend Geduld hier durchaus geübt werden mußte, wart er sich auf das Mooslager, drückte seinen Kopf in die weichen Felle und schlief ein. Einigemal erwachte er wieder, sah sich umher, suchte den allen Schirmhern, horchte und fiel zurüd, endlich aber wurde sein Schlaf lester und als er aufsprang, war die Lampe am Verglimmen und der Tag graute herein.

Seine Neugier war groß, als er die Zeltdecke aufhob, um die unbekannte Welt zu betrachten, doch verwundert sah er, daß er auch jetzt sich ganz allein befand. Nirgend war ein Reemthier, nirgend eine Gamme, nichts als kalte, gefrorene, furchtbare öde Wüsten. Er wandte sich und hob den Kopf in die Höhe. Hinter ihm lag der kantige, ungeheure Felsen des Kilpis, sein riesiges, schwarzes Haupt von der ersten Morgenröthe angehaucht. Als er forschender um sich blickte, bemerkte er, daß der Ort, wo er sich befand, ein Gebirgsabfah am Fuße des mächtigen Stodes sei, von welchem er durch eine tiefe Kluft getrennt wurde. Nach drei Seiten hin fiel das kleine Fjeld mit fast senkrechten Wänden in einen ziemlich großen See, der zwischen Trümmern und Felsenzungen sich ausbreitete, mit der vierten hing es mit einem hohen Gebirgsfattel zusammen, an welchem das gehörnte Pferd in der Nacht mit seinem Reiter aufgelleitert sein mußte, nachdem es einen Theil des Sees durchwaten hatte. Wo war es aber nun? Wo war Mortuno? Wo war die braune Heerde? Und wo vor Allen war Afraja und sein Kind?

Marstrand sprang auf einen der hohen Blöde und mit Erschauern sah er, daß der Kreis derselben, in welchem das Zelt stand, sehr regelmäßig ausah. Alle diese Felsenstücke schienen kantig bebauen und mit sonderbaren Linien und Rinnen verrieben, die nicht willkürlich oder zufällig sein konnten. Er hatte öfter schon von den Bau-



ber- und Opfertreihen der Lappen im Gebirge gehört und zweifelte nicht, daß dies eine Saita sei, die irgend einer der vielen Gottheiten gehöre. Zu gleicher Zeit aber fiel es ihm auf, daß Atraja hier ein Zelt erbaute und ihn darin geherbergt habe. Gewiß war der gewaltige, flache Stein, auf dem er sein Mahl gehalten, kein Herdstein, sondern ein Opfstein, und dort, wo er schlief und wo er stand, war den heidnischen Göttern, vielleicht noch kurz zuvor, grenzlicher Zauberdienst geleistet worden.

Alle diese Mutmaßungen führten jedoch zu nichts. Der Tag war heller geworden, die fernen Nebelwälle theilten sich und Marstrand blickte über ein weites Südkand, ohne irgend eine neue Entdeckung machen zu können. Als er jedoch an der Schlucht hinging, die zwischen dem Vorsprung und der hohen Wand des Kilpis lag, kam es ihm vor, als wären dort die Steine stufenartig übereinander gelegt, so daß ein Hinabsteigen an einer Stelle möglich wurde. Er faßte nicht einen Versuch zu machen, der über Erwartung gut gelang, und als er auf den Grund gelangte, sah er, daß dieser sich weithin in eine Kluft fortsetzte, die wie ein tiefes, höhlenartiges Thor den Kilpis und die ansehende Gebirgsmasse durchbrach. Von oben konnte man unmöglich etwas davon entdecken, hier jedoch wölbte sich die Schlucht zu einem Gange und füllte sich in der Tiefe mit wunderbarem Glanz, der, wie Marstrand bald inne wurde, nichts anderes war, wie heller Sonnenschein, der ihm entgegenstrahlte. Er war überzeugt, daß ein natürlicher Verbindungsweeg mitten durch den mächtigen Felsenjattel führte, welcher Keil an dem Kilpis ansetzt, und längst schon glaubte er, daß dies die Wand sein müsse, vor der Olaf bei seiner Entdeckungstreife stillstand, als er eben in ein großes Thal schaute. Voller Verlangen schritt er vorwärts. Eine Abingung jagte ihm, dort müsse Gula wohnen, hier werde er auch Atraja finden, und dennoch, als er nun aus dem Gang heraustrat, stand er überfordert und zögernd still, denn was er erblickte, übertraf alle seine Erwartungen.

Er sah ein Thal vor sich liegen, grüner und lieblicher, wie er jemals eines in diesem Lande gesehen. Eine mildere, glücklichere Natur schien darin zu walten, eine wärmere Sonne ihr Licht darüber auszuwirken. Nirgend trat der Felsboden hervor, überall war fruchtbare Erde, überall wuchsen schöne, große Bäume, die Birk- und die nördliche Kiefer zwar, doch nicht so schwarz und traurig, wie diese an den düsternen Fjorden stehen, sondern krafftvoll, buschig und grün, wie sie südlicher wachsen. Witten durch das Thal strömte ein Bach, dessen Rand mit Gebüsch besetzt war, das sich über ihn hinneigte. Dichtes Gras wuchs in Hülle, Moosblumen in mancherlei Farben sprossen dazwischen auf und wohin Marstrand blickte, überall schien es ihm schön zu sein, überall glaubte er einen Garten

zu erblicken, der von sorgfamer Hand gepflegt wurde. Blüthlich hörte er, eben wie Olaf damals, ferne Glocken klingen, aber wie schlug sein Herz, als er aus dem dichten Gebüsch, hinter welches er sich zurückgezogen, ein Mädchen kommen sah, das sich dem Bache näherte und kein anderes war, als Gula selbst.

Marstrands ganze Theilnahme erwachte, eine zitternde Freude lief durch sein Herz. Die kleine zierliche Gestalt war in ein langes lichtbraunes Gewand gehüllt; ihr Gesicht war sichtlich abgezehrt und krank, ihr langes schwarzes Haar fiel auf die Schultern nieder und neben ihr ging ein weißes gezähntes Reuthier, dessen rothes Halsband ihre Hand verhielt. Sie sah vor sich nieder und ging der Sonne entgegen, die eben ihre ersten Strahlen über die Felsen sandte; plötzlich stand das Thier vor dem Gebüsch still und wie sie langsam den Kopf aufhob, sah sie den fremden Mann vor sich stehen.

„Gula!“ rief Marstrand seine Arme ausstreckend, und ihre Augen leuchteten auf, ihr Schreden verwandelte sich in jähem Entzücken; ihre Lippen öffneten sich sprachlos, zitternd eilte sie ihm entgegen und flammerte sich an ihn so fest, als glaubte sie nicht, daß er wirklich da sei. Ihre großen Augen blickten ihn unaussprechlich stehend an, Thränen rollten daraus hervor. Sie hatte keine Worte, ein schmerzhaftes Zucken flog durch ihr Gesicht und durch den ganzen Körper, dann lebte die süße Gewissheit zurück. Der Augenblick mit aller seiner Seligkeit sagte das arme verlassene Kind, und während Johann zu ihr redete, hing ihr Kopf weit über ihm Waden, ihr Blick an seinen Mund festgebannt, als wollte sie nie und nimmer von ihm lassen.

„Liebe theure Gula,“ sagte Marstrand ergriffen von diesem Empfang, „wie lange habe ich mich danach gesehnt, dich wieder zu finden. Sage mir, wie es dir geht?“ Sage mir, ob du krank bist? Aber nein, du lachst, dein Auge ist hell, du lebst in Frieden!“

„Frieden mit dir und mir!“ antwortete sie. „Ich sehe dich und ich fühle nichts. Aber was ist das?“ fuhr sie fort, indem sie ihn betrachtete. „Du bist bleich geworden, dein Gesicht drückt Kummer aus. O! mein Vater hat es mir gesagt, sie verfolgen dich, weil du besser bist, wie sie. Sie haben dich verrathen, Selgestad hat dich betrogen, Alle, Alle sind gegen dich!“

„So weicht du also, was mir geschehen ist?“ fragte er, „und wie dein Vater mir Beistand geleistet hat?“

„Thut er das?“ rief sie lebhaft, „Gottes großen Dank dafür! Nein, Herr, ich weiß es nicht, erst gestern sprach er von dir. Du nun erkenne ich, warum er es that. Er wollte mich auf deine Ankunft vorbereiten, er erzählte von dir, lobte dich und da bist du nun, ehe ich es dachte.“

„Nach seinem Willen,“ antwortete Johann, nachdenkend und lächelnd.

„Und nach deinem Willen,“ sprach nach deinem Willen!“ fiel sie ein. „Sagtest du nicht, daß du Sehnsucht hattest? Fragst du nicht, wie ich viele, viele Tage betete, wie ich jeden Tag zu dem Kilpis hinauf sah, wenn der feurige Rauch an ihm hing und wie es mein Trost war, wenn ich dachte: jetzt wohl blickt er hier herauf und erinnert sich an die arme kleine Gula. Nenne mich wieder so, rufe mich, daß ich es höre. O! — o! Du weißt nicht, wie deine Stimme mir so wohl thut; du weißt nicht, was ich in Einsamkeit gelitten habe,“ flüsterte sie zögernd. — Sie hing in seinen Armen, ihr Lächeln, ihr Blick war Liebe, neues Hoffen und jene göttliche Gläubigkeit, die alle Zweifel von sich wirft. Er küßte ihre Lippen, er nannte ihren Namen, nannte sie seine kleine liebe Gula; was hätte er ihr sagen können? Was wäre der Muth gewesen, diese tiefe hingebende Liebe von sich zu stoßen!“

„Du sollst nicht leiden,“ sagte er. „Haben wir nicht einen Bund gemacht, daß wir treu uns beistehen wollen?“

Sie nickte ihm mit leuchtenden Augen zu. „Ich bin dir treu,“ rief sie. „Sage mir, was ich thun muß, ob ich leben oder sterben soll, aber verlaß mich nicht, verstoße mich nicht!“ Sie deckte eine Hand auf ihre Stirne, als erinnere sie sich an etwas, dann fuhr sie fort: „Mein Vater will dir wohl, er ist mächtig reich, reicher als Helgefad. Fordere von ihm, was du willst, er wird es dir gewähren.“

„Wo ist dein Vater?“

„Hier!“ antwortete eine Stimme vor der Höhlung der Felsenwand und da stand Afraja, die Hände um seinen großen Stöß gelegt, die spitze Lappennäse auf seinem häßlichen dicken Kopf und blickte ihn mit den verschmitzten Augen böshaft an.

„Sei gegrüßt, Jüngling, in meinem Laube,“ sagte er, „und habe Dank, daß du gekommen bist.“ Er reichte seinem Gaste die Hand und lachte in seiner Weise. — „Du hast den Weg gefunden, der schwer zu finden ist,“ fuhr er dann fort, „aber ich dachte wohl, daß er dir nicht verborgen bliebe. Nun bist du hier in Zubinal's Paradies, möge es dir gefallen.“

„Hat Zubinal einst hier gewohnt?“ fragte Marstrand.

„Er wohnt noch hier,“ antwortete Afraja ernsthaft. „Er läßt die Blumen wachsen und streckt seine Hand über Alles aus, was in diesem Thale lebt. Wenn der Kilpis in Eis und Schnee begraben liegt, alle Quellen erstarrt sind, fließt der Bach, wie er jetzt fließt, und meine Herde findet Nahrung, so viel sie bedarf.“

Marstrand hätte dagegen mancherlei Zweifel einwenden können, denn er wußte gewiß, daß dies versteckte Thal sich eben so wohl mit

Schnee füllen mußte, wie alle anderen, aber ein liebliches, geschütztes Plätzchen war es gewiß und gern gestand er seine Ueberraschung, die der alte Stammführer beifällig zu hören schien.

„Du sprichst gerecht und gut,“ antwortete er dann, „es gibt jedoch manches Andere, was dir noch besser gefallen wird.“ — Seine Augen bligten auf Gula und indem er mit der Hand über ihr Haar strich, murmelte er ihr einige Worte zu und fuhr dann laut fort: „Wir wollen gehen, ich will dir meine Thiere zeigen, während dessen soll das Mädchen sorgen, daß sie dich aufnehmen kann, wie es schicklich ist.“

Gula eilte, dem Wink folgend, mit einem heißen Blick auf ihren Freund davon. Das zahme weiße Thier lief ihr nach, Afraja dagegen führte den Gast durch die Windungen des Thales, überstieg dann mit ihm einen hohen Wall von Schutt und Gestein, an dessen Seite sich das rauschende Wasser seinen Weg in eine tiefe bewaldete Schlucht brach, und jetzt sah Marstrand sich auf der moßigen Hochebene, den Soitasteinen gegenüber, in welchen er die Nacht zugebracht hatte. Daszelt war dort verschwunden, es war nur für ihn aufgeschlagen worden, aber zu seinen Füßen am Rande der Waldschlund erhoben sich fünf andere Zelte und vor diesen zog sich ein Gehege von Birkenhämmen und Geslechtern hin, innerhalb deren es von gebornen Wildthieren wimmelte.

Zum Erstenmale war er mitten in der Alpenwirthschaft eines Lappenlagers, dessen ganze fröhliche Geschäftigkeit sich vor ihm aufthat. Die große Herde innerhalb des Geheges war mehr als tausend Köpfe stark und heute wurde die Herbstmischung gehalten. Wohl ein Duzend Männer und Weiber schienen mit Melken beschäftigt, mehrere andere führten die sich sträubenden Thiere herbei. Denn nur ein Theil derselben kam willig von selbst, um die strogenden Euter leeren zu lassen, andere suchten sich davon zu machen, aber kein Indianer Südamerikas' mochte sicherer seinen Lasso schleudern, wie diese Hirten ihre vierzig bis fünfzig Fuß langen Schlingen, die jedesmal, ohne je zu fehlen, über das Gehörn des schienen Geschöpfes fuhren, das sie treffen sollten. Dann wurde es widerstandslos an die Geslechte gezogen, dort gemolken und frei gelassen, oder Mortano, der mit zwei erfahrenen Gehülften umherging, bestimmte es wegen seines Alters, Fleischgewichts und Fettes zum Verkauf auf den nächsten Markt und schnitt ihm ein Zeichen in's Haar. Die jungen Thiere standen in einem dichten Haufen, die Kälber umsprangen ihre Mütter, stießen sich und jagten sich, schrien vor Lust und wurden durch den warnenden Ruf der Alten gelockt, die ungeduldig den Augenblick erwarteten, wo sie aus den Hürden in's Freie gelassen würden. Die Gloden der Keitthiere schlugen melodisch an und die Männer und Weiber sangen bei ihrer Arbeit.



Gelächter und Frohsinn schienen überall zu walten. Da ließen die Hirten mit großen Gefäßen voll Milch nach der Vorrathsgamme, die das größte Zelt bildete, dort wieder in ein doppelt an einander gebautes, welches das Familien- und Wohnhaus zu sein schien und aus dessen zurückgeschlagener Decke heller Feuererschein unter einer Rauchsäule hervorbrach. Alle diese Zelte oder Gammeln waren sehr einfach gebaut, denn sie bestanden aus nichts, als aus sieben oder neun ziemlich hohen Stangen, welche in einer zusammengebundenen Spitze sich vereinten, unten aber einen Kreis bildeten. Eine Decke von grober brauner Feinwand hing über den ganzen Bau, der durch einige Striche aus gedrehtem Leder und Blöcke verstärkt war, um Stürmstößen besser zu widerstehen. Bei einigen Gammeln war die Zeldecke geöff't, alle waren in gutem Stande und nahe der größten hingen an mehreren Hählen Geräthe und Decken, Holznäpfe und Kleidungsstücke. Marstrand sah mit neugierigem Gefallen dies Hirtenleben und Treiben.

Der Tag war heiter, der Himmel so schön blau, wie in der besten Zeit, und die Sonne wärmend, gelbstrahlend, trotz der Morgensfrühe und der Windbewegung. Arafja überließ ihn seinem Nachdenken, denn er wurde bald von Mortumo und den andern Männern abgerufen, um bei der Auswahl der Thiere zu entscheiden.

„So vergeht ein Menschenleben“, sagte Johani, nachdem er lange auf einem Stein gesessen und zusehnd hatte, „dort in Pässen, da in Hüften, bei den Euen auf felsigen Kissen, hier auf rauhem Fels und Schnee, und was dem Verwöhnten furchterliches Glend scheint, ist dem Natursohne Genuß und Glück. Aber ich kann jetzt begreifen“, fuhr er fort, als Arafja zurückkam, „warum die armen Bö- und Felschuppen an der Küste euch so sehr beneiden. Es ist eine Herrlichkeit um solch freies Hirtenleben gegen das dümpfliche Wohnen in einer Erdhöhle.“

„Die dort unten“, erwiderte Arafja stolz, „sind Bettler, die sich von Almosen nähren. Ich habe hundert Thiere aus dieser Herde gewählt, die ich am Markttage verkaufen will, sammt Federn, Hauten und Geweißen. Meine anderen Heerden werden mir nicht weniger einbringen, meine Taschen werden voll blanker Thaler sein und dabei fehlt es uns nicht an guter Speise aller Art, Jahr aus, Jahr ein. Wir wandern in unserem weiten Lande auf und ab, leben, wo es uns gut dünkt, leiden keine Noth, kennen keine Entbehrung. Wie vielfach ist die Plage der Männer, die sich weiser und besser dünken? Wie groß sind ihre Bedürfnisse? Und je weiter du blickst, um so mehr wirst du finden, daß ich Wahrheit spreche. Die Menschen sind gerecht gewesen, so lange sie wenig bedurften, je weiter sie in schlaunen Künsten kamen, um so gieriger und gewissenloser wurden sie. Wir leben noch wie unsere Väter

vor langen Jahren. Wir wollen Nichts von fremdem Gut, aber dein Volk hat uns bekrüht, hat uns genommen, was uns gehört und gibt uns keinen Frieden.“

„Wenn das wahr wäre, was du sagst“, antwortete Marstrand, „würde es auf der ganzen Erde nur Hirten und Jäger geben. Wir würden wie die Thiere des Waldes sein. Doch der Mensch hat von Gott den Sinn erhalten, weiter zu streben, zu lernen und zu schaffen und seinen Verstand zu gebrauchen.“

„Muß er ihn gebrauchen, um Unrecht zu thun?“ fragte Arafja. „Nein“, erwiderte der Jünger, „Aufklärung soll uns bessern, soll uns milder und gerechter machen.“

„Dann sieh“, sagte der alte Mann, „was aus denen geworden ist, die da meinen, ihr Gott sei der Gott der Wahrheit. Doch kommt“, fuhr er fort, meine Heerde geht auf ihre Morgenweide. Du wirst durstig sein, brich mit uns dein Brod und danke dem Allvater, dem jedes Geschöpf gehört.“

Während er sprach, hatte sich die dicht gedrängte Thierschaar in Bewegung gesetzt. Ein Dutzend der kleinen, zottigen Hunde, die bisher wachsam den ganzen Trupp umstanden und jedes Ren zurückschrecken hatten, das sich entfernen wollte, begann ein lautes Gelläuf. Die Leitthiere setzten sich an die Spitze ihrer zahlreichen Familien und nun ging es hinaus in die thauige, moosige Heide, erst zu dem See hinab, um zu trinken, dann in die waldige Schlucht, wo reiches Futter war. Es war ein frohlicher Zug in's freie Leben. Die Thiere muthig springend, um die Hürde mit frischem Gellied, die Hirten mit langen Stöben und gellendem Geschrei nach allen Seiten; die Zurückbleibenden aber sammelten sich in dem großen Zelte, wo ein Kessel von oben herab an der Kette über dem Feuer auf dem Herdsteine hing, und eine alte Frau, häßlich wie eine Hexe, die fette, frische Neumilch zum Kirschmilch kochte.

Weiber, Kinder und Männer hockten da im Kreise, empfingen ihr Theil, aßen die Mehlsachen dazu, welche heiß von dem heißen Steine kamen und sahen mit schönen, lauernden Blicken den fremden Herrn an, der ihren ausgezeichneten Appetit beobachtete.

Arafja nahm eine der Holzsäulen, die alte Frau füllte sie mit dem Trante, dann reichte er sie seinem Gaste. „Du mußt nehmen“, sagte er, „was wir geben können, hier ist Niemand, der Besseres oder Schlechteres hätte.“

Die Holzsäule sah nicht eben einladend aus, aber die süße Milch schmeckte vortreflich. Eine belebende Wärme kam über ihn; er fühlte sich erfrischt und erquickt. Arafja midte beifällig, als er dies bekannte.

„Ich hoffe“, sagte er, „du wirst noch besser mit unseren Spei-

sein zufrieden sein, denn selbst Männer wie Helgestad verschmähen diese nicht."

Dieser Name erinnerte den Gaardherrn an den eigentlichen Grund seines Kommens. — „Du hast mich zu dir gerufen," sagte er, „und ich erfüllte mein Versprechen um so lieber, weil ich deines Rathes bedürftig bin. Du weißt gewiß, wie es mit mir steht, daß mein Haus verlassen ist, meine Arbeit froct und daß ich in Wahrheit kein Mittel kenne, um mich aus der bedenklichen Lage zu reissen, in welche ich durch Helgestads Falschheit gerathen bin."

„Komm, folge mir," antwortete der Alte. Er schritt voraus und dicht an der steilen Wand, an den Abstieg hin, den der See bespülte, führte er ihn über den Grat hinab nach dem Helsenvorsprung, auf welchem der Kreis mächtiger Blöde lag, in welchem Marstrand die Nacht verlebt hatte. Als er den ersten erreichte, neigte er sich demüthig und schlug seine Arme über seine Brust, etwas vor sich hinsturmend, was ohne Zweifel ein Gebet oder eine Anrufung war. Dann kniete er an dem flachen, tafelförmigen Opfersteine in der Mitte nieder, und laut sprechend hob er den Kopf zu dem schwarzen Kilpispizel empor, der im Sonnenlichte jetzt fast ausah wie ein ungeheures Haupt mit langflatternden Haaren und weit offenem Munde, aus dem das rothe Sonnenlicht zurückstrahlte.

„Setze dich hierher zu mir, Jüngling," sagte Araja. „Du bist an einem Orte, der weder Klage noch Verstellung duldet. Dies ist die heilige Saita Zubinals, wo der Vater aller Dinge seit vielen vergangenen Zeiten verehrt worden ist. Zubinals Hände haben die Steine dahin gelegt, wo sie stehen, sein Auge sieht in die Herzen derer, die kommen und ihn anrufen, sein Ohr weiß, was sie denken, ihm ist nichts verborgen."

Der Greis schien, indem er sprach, kräftiger geworden, seine Stimme klang ernst und feierlich und was er sagte, war einfach und eindringlich, ganz entfernt von der gewöhnlichen Redeweise der Lappen.

„Ich rede zuerst von dir," fuhr er dann fort, „um dir zu beweisen, daß ich aufrichtig bin. Du bist hierher gekommen in ein Land des Strettes und der Noth, um dich zu denen zu gesellen, die nichts kennen, als ihre Hier nach Geld und Gewinn. Sie pressen jeden aus, der zu ihnen gehört, wie viel mehr uns, die wir, ehe sie kamen, dies Land besaßen. — Du bist erfahren in Büchern und Schriften, so wirst du auch gehört haben, daß einst dies unermessliche Land unserer Väter Eigenthum war. Noch werden im fernen Süden an den Ufern des Osmerees ihre Gebeine in Helsengräbern gefunden, wir aber ziehen auf diesen baumlosen Fjeldern umher, doch selbst diese Gindöden gönnen uns die harten Männer nicht."

„Glaube nicht, daß dies immer so war," fuhr er nach einem schwermüthigen Schweigen fort; „glaube nicht, daß das Reimthier unsere einzige Pflanze und einzige Nahrung ausmachte. Viele Sagen haben sich erhalten, daß wir einst in schönen, hellen Thälern lebten, wo Frucht bäume standen und reiches Korn wuchs. Gewalt hat uns daraus vertrieben; wir wurden gesagt und verfolgt, bis uns nichts übrig blieb, als die dicken Wäste und das Geschöpf, das allein darin zu leben vermag. Aber höre ihre Bücher, was sie erzählen, höre, wie ihre Weisen zu den Finnen gingen, um zu lernen, was diese wußten; laß dir erzählen, wie die Königin Gunahild bei zwei finnischen Brüdern ihre Handerkskunst lernte, und wie sie diese, ihre Schüler, verrieth, um König Ericks Weib zu werden. Damals noch waren die Finnen nicht verachtet, ihre Marken gingen über Norrland hinaus bis nach Helgeland."

„Das Alles war so," sagte er, sein Haupt aufhebend, „aber was helfen Klagen! Jedes Geschlecht hat schlimmere Zeiten gesehen und wenn es so fort dauert, muß es ein Ende mit uns nehmen. Unsere besten Weiden sind verloren, weder Recht noch Gewissen ist in unsern Verfolgern, unser Anblick reicht hin, uns zu verspotten, unser Name reicht hin, uns zu verachten. Wo ist Gerechtigkeit zu finden bei denen, die uns weniger werth halten, wie das schlechteste Thier und die uns abschlagen würden, wo sie uns greifen könnten, wenn sie auf den Wästen nicht doppelten Vortheil von uns hätten, im Kaufen und Verkaufen."

„Du Jüngling," sprach er mit einem dankbaren Blick, „bist mit mildem Herzen geboren worden. Deine Seele wurde von Zubinals Hand berührt, die in das Feuer der Gerechtigkeit getaucht ist. Du nahnst dich der Verfolgungen an und was ist dir dafür geschehen? Der, welcher dich in dein Haus lud, that es, um dich zu verderben. Die Männer, welche das Land regieren sollen, verbanden sich mit ihm, dich hinaus zu jagen zu denen, die gezagte Thiere sind, und als ich dir meine Hand reichte, spicen sie dich an, als einen, dessen Nähe schlimmer ist, als Tod."

„Wahr! Alles wahr, was du sagst!" rief Marstrand ein, „aber wo ist Hülfe? Sprich, was ich thun kann, um diesen Mänteln und Gekrüsten ein Ende zu machen!"

Araja schwieg eine Zeit lang, dann antwortete er: „Du wirst mit Allem, was du thun magst, ihrer Rache nicht entgehen. Du wirst Keinen finden, der dir seine Hand reicht, jede Thier wird sich vor dir schließen, Niemand, der mit dir handelt, Niemand, der dein Brod essen mag. Für deine Dienste wirst du nur elend Volk finden, das dich betrügt; Fische kannst du nicht fangen, wo du dich zeigst, wirst du ausgelassen sein und was du unternimmst, wird beschädigt und zerstört werden."



„Du kannst recht haben,“ antwortete Johann bitter erregt, „beßer Wille und Unvernunft fallen über mich her, nur zu viele Proben habe ich schon vorzuzeigen; doch mit Ruhe und Besonnenheit läßt sich Manches thun, um ihre Bosheit zu Schanden zu machen.“

„Thue, was du willst,“ sagte der alte Mann, „sie werden schneller sein wie du. Boigt und Sorenskriwer sind die mächtigsten Männer in den Himmarnen; sie sind deine Feinde, so wird nirgend Ruhe für dich sein. Sie werden Dinge ausführen, die dich verderben, werden auf ihre Gefesbücher schlagen und dich ausplündern, greifen und arm machen.“ Er lachte heiser vor sich hin und sagte dann: „Du weißt, ja, was Richter und Gesetze bei deinem Volke vermögen. Wenn man elend machen will, den überliefert man der Gerechtigkeit; wenn man nehmen will, was er hat, dem schickt man den Sorenskriwer in's Haus. Sei sicher, Paul Peterien hat den Strid schon gedreht, der dich vor seinen Stuhl bringt, und Helgestad hält den Knoten zusammen.“

„Und gibt es kein Mittel, um dieser schändlichen Sippchaft zu entgehen?“

„Ein Mittel,“ antwortete der Kappe, ihn starr ansehend, „ja, ein Mittel gibt es. Dies ein Mittel hilft uns beiden, es gibt kein anderes. Höre zu! Wie viele Kaufleute wohnen in den Sunden und Horden? Nicht fünf hundred. — Wer liebt sie? Niemand! — Sind es tapfere, starke Männer, die Wolf und Bär jagen können? Sie sind träge, trinken, zählen Geld, rechnen und sitzen in ihren Häusern am Herde. — Was sind wir dagegen? Ein Volk, das mehr als zehntausend Männer hat, Männer, deren Büchsen niemals fehlen, die nie müde werden, mag die Last groß sein und die in Sturm und Nebel niemals verzagen.“

„Wie?“ rief Johann erstaunt und erschreckt, „wirst du Aufrehr anstiften! Gegen König und Obrigkeit Krieg beginnen?“

„Nicht gegen König und Obrigkeit,“ sagte Afraja, „aber gegen unsere Feinde, die in deines Königs Namen jede Gewalt verüben.“

„Er weiß Nichts davon. Wüßte er es, oder wüßte es der Gouverneur in Trondhjem, es würde Vieles nicht geschehen. Hoffe, daß Klaus Hornemanns Bemühungen bald wirksame Hülfe bringen.“

„Weiß er es nicht,“ sagte Afraja, „um so schlimmer für ihn. Wie kam er auch so viele hundred Meilen von hier König sein wollen? — Nein, Herr, ich hoffe Nichts. Nichts von deinem König, Nichts von seinen Dienern und Nichts von dem alten Priester, der da meint, Christen müßten wir werden, so sei der Himmel für uns offen, in welchen Alle, die uns quälen, eingehen wollen. Ich mag

nicht da sein, wo sie sind, und wenn dein Gott ein mächtiger wäre, wie könnte er es dulden, solche Kinder zu haben?“

Marstrand hatte Zeit gefunden sich zu bedenken. „Ich nehme an, daß deine Erbitterung aus die spricht,“ antwortete er, „daß aber deine Klugheit wohl überlegt, was die Folgen sein würden. Die Kaufleute und Ansiedler, die Männer und Kinder werden sich nicht so leicht überwältigen lassen. Dein Volk lebt zerstreut über den ganzen Norden, bis an das Eismeer hin. Du hast keine Gewalt darüber. Selbst die paar hundred Familien an diesen Horden sind jede für sich, oft in Feindschaft sogar, und nirgend ein Band, das sie vereinigen könnte. Glücke es die aber auch, an einigen Dörtern Häuser zu verbrennen und siegreich zu sein, ja, glücke dir, was nimmer glücken kann, die Niederlassungen überall zu zerstören, so würden bald genug Schiffe voll Soldaten und Kriegsvolk kommen, die fürchterliche Rache nehmen.“

Afraja lachte vor sich hin. — „Laß sie kommen,“ antwortete er dann, „weit ist es bis an den Enare Træsk, weit bis an den Umanasjord. Aus jedem Stein kann eine Kappenkugel kommen und deine Soldaten sind nicht Männer, die viele Tage durch Sümpfe waten und durch die Jauern steigen können, ohne gute Speise und guten Trank zu haben.“

Der Junker mußte dies zugeben, aber je mehr er einsah, daß Afraja wirklich im Ernst sprach, um so mehr lebten sich seine Gefühle dagegen auf. — „Wenn ich wüßte,“ sagte er endlich, „daß du zu solchen blutigen und verderblichen Thaten greifen könntest, so würde ich thun, was meine Pflicht wäre, um es dir unmöglich zu machen.“

Afraja antwortete mit einem Blicke, dessen Bedeutung Marstrand auch ohne seine Worte verstanden hatte. „Du würdest,“ sprach er langsam, „den Ungensjord nicht wieder finden, wenn du den verrathen wüßtest, der dir Gutes gethan. Aber du kannst es nicht, auch wenn du möchtest.“

„Wirst du mich zwingen? Gefangen halten!“

„Du hast in Rubinals heiliger Satta dein Haupt gelegt,“ erwiderte der Greis, „du hast von seinem Opfersteine dein Brod genommen. Ich habe den Alvater nicht vergebens gefragt, ob du dein Werkzeug sein sollst, alle Zeichen haben geantwortet, daß er dich aufgenommen hat in seinen Bund.“

„Was geht mich dein greulich heidnisch Zanberwesen an!“ antwortete der junge Mann heimlich schändernd. „So wenig ich deinem Gotte dienen will, so wenig will ich Etwas mit deinen unsinnigen Entwürfen zu schaffen haben.“

„Du bist bestimmt dazu,“ sagte Afraja unerschütterlich, „und wirst das Gebot erfüllen. Glaube nicht, daß ich vernünftlos leicht-

stimmig mich in Gefahr begeben. Mortuno ist ein furchtloser Mann. Die junge Mannsdast aus allen Gammeln ist bereit ihm zu folgen. Wir haben Waffen und Pulver, sammt Allem, was dazu gehört.“ Und beim ersten Schuß werden sie davon laufen,“ rief Joham, der an seinen eigenen, nächtlichen Kampf dachte.

„Du,“ sprach Afraja, „du wirst bei ihnen sein und ihren Muth ansehen.“

„Wer? Ich!“ schrie Marstrand, „eher möge meine Hand verdorren! Aber höre auf mit deinem Scherz,“ fuhr er ruhiger fort, indem er sich wieder auf den Felsblock setzte. „Willst du mich versuchen, so müßt du einsehen, daß ich niemals dir beistimmen kann, obwohl ich zu deiner Hülfe in allen guten Dingen bereit bin.“

„Du bist kriegerisch,“ sprach Afraja, „ohne darauf zu achten, und Viele fürchten dich. Wenn meine Brüder dich bei sich sehen, werden sie standhaft sein, aber du bist auch mächtig in deinem Lande und kannst dort deine Stimme hören lassen. Man sagt, daß in Kopenhagen Der Alles vermag, der silberne Arme hat; nun wohl, Jüngling, Jubinal wird dir diese Arme geben. Du sollst ihrer Gier Schätze zuwerfen, so viel sie haben wollen. Laß sie fordern und den Preis bestimmen, um den sie uns unserer Väter Land verkaufen wollen.“

„Wenn du so viel Geld besiehst,“ sagte der Junke erstaunt, „so läßt sich allerdings durch Unterhandlungen Vieles bewirken. Jedemfalls eine bessere und gerechtere Verwaltung, Gnadenbriefe, Privilegien und eine strenge Aufsicht über Kaufleute und Bögte.“

Afraja schüttelte höflich seinen Kopf. „Hört sollen sie Alle, wir wollen sie nicht länger dulden. Gähst du ihnen unser Silber in Säcken, so würden sie morgen kommen, um mehr zu holen. Hast du nicht selbst gerathen, daß wir ihnen Furcht einflößen müßten, wenn sie uns achten sollten? Sie sollen Furcht lernen, denn du hast wahr gesprochen, Jüngling. Jubinals Kinder werden zu ihnen hinunter steigen, Jubinal soll seine Opfer haben!“

Die grimmigen Blicke, welche er auf den Stein warf, der manches blutige Opfer gesehen haben mochte, erschütterten den dänischen Mann. Ein schrecklicher Gedanke flog durch seinen Kopf, daß er vielleicht selber dem schwarzen Götzen geschlachtet werden könnte, wenn er sich weigerte, Afraja's Willen zu erfüllen, allein sein Stolz und seine Ehre kränkelte sich vor einer heuchlerischen Unterwerfung. Er begann darum mit vieler Mühe, Afraja nochmals von jeder Gewaltthat abzumahnern und stellte eine kaltblütige Untersuchung über die Möglichkeit des Gelingens eines Aufruhrversuchs an, die damit endete, daß er bewies, jener könne nicht glücken. Dagegen aber schilderte er mit eindringlicher Wahrheit die Folgen, welche sich daran knüpfen. Alle gehässige Verleumdungen, alle Anschul-

digungen gegen den unglücklichen Volksstamm würden dann erst vollen Glauben finden. Niemand würde mehr seine Stimme erheben können, um ihn zu verteidigen; alle Schrecken einer fanatischen Verfolgung würden nun erst einbrechen und eine Vernichtung unter den größten Greueln das Ende sein.

Du willst dein Silber bieten, um dein Vaterland frei zu kaufen,“ sagte er zuletzt, „und doch gestehst du selbst ein, daß damit nur neue, grierige Gelüste aufgeweckt würden. Wenn es wahr wäre, daß, wie Paul Petersen behauptet, im Schooße dieser Gebirge reiche Silberadern verborgen liegen, die du allein kennst, so hüte dich, das Märchen glaubhafter zu machen. Um Peru's Silber haben die Spanier ganze Völker geschlachtet, und geldgierig ist der Beizt von Trompsche nicht allein, er würde Genossen genug finden, auch in Kopenhagen. Ganze Banden würden kommen, um diese Schätze zu entdecken, und was hülfte es dir, die Fischhändler zu vertreiben, um weit schlimmeren Nachfolgern Platz zu machen.“

Afraja hatte aufmerksam zugehört und verschiedentlich schien er die Gründe seines Gastes anzuerkennen. — „Habe Geduld,“ so schloß dieser seine Rede, „wie auch ich Geduld habe. Meine Lage ist wahrlich unglücklich genug und du hast mir keinen Trost geben können, hast mir im Gegentheil gezeigt, daß ich ein verlornener Mann bin. Dennoch verzweifle ich nicht. Ich will ausdauern suchen, und Gott, der die Hülfe der Schwachen ist, wird mich den Weg erkennen lassen, den ich gehen muß. Ich werde Hülfe finden, werde mich selbst nach Dronhøjen und Kopenhagen wenden, und sei dann überzeugt, Afraja, daß ich auch für dich meine Stimme erheben werde, so weit sie irgend reicht.“

Der alte Stammführer verbarnte einige Minuten lang im Schweigen, dann begann er, als habe er von Marstrands Verheerungen Nichts gehört, da fortzuführen, wo er aufgehört hatte.

„Wenn wir diese vertrieben haben,“ sagte er, „dann ist es Zeit dafür zu sorgen, daß keine Andern kommen. Deine Worte sind in meinem Gedächtniß und du hast Recht, wir können dies Land nur besitzen, wenn wir selbst Handel treiben und in festen Wohnsitzen wohnen. Aber, sage mir, warum wir es nicht können? Wir verstehen mit den Negern eben so wohl umzugehen wie mit der Hirtensleime und dem Gewebe des Jägers. Wir haben unseren Bestand von dem Alwater erhalten und wissen ihn zu gebrauchen. Unsere Hände sind geschickt zu vielen Dingen. Wer näht so keine Schuhe, wer macht so bunte Gürtel, wer fertigt so schöne Taschen und Kransen? Warum sollten wir keine Schiffe und Häuser bauen? Warum sollten wir nicht zum Fischfang auf die Küsten und bis nach Bergen fahren können? Warum sollten wir nicht gedeihen und gern gesehen werden?“



Marstrand blickte ihn voll Verwunderung an. Was Afraja sagte, klang gerecht und gut, aber dennoch war es ein Traum, ein Märchen, unmöglich zur Wahrheit zu machen, unmöglich auszuführen. Wie sollten diese halbwildern Kenschierbirten, diese Jäger des Gebirges, dieser tief verachtete, herabgewürdigte, seit uralten Zeiten verflämte Menschenstamm sich zu der Civilisation erheben, die nöthig war, um ein handeltreibendes, sichendes, adersbauendes Volk daraus zu machen?

Ein Gefühl des tiefsten Mitleids ergriff den jungen Mann, denn Afraja's Fragen hatten etwas Rührendes. Sein Gesicht hatte sich veredelt, aus seinen Augen leuchteten die Gedanken, die seinen Kopf erfüllten.

„O Afraja!“ rief er aus, „wollte doch Gott, ich könnte glauben, daß das Alles wirklich geschehen könnte, daß es dein Volk vermöchte, sich aus der Niedrigkeit aufzurichten. Ja, wären sie Alle wie du und wie Mortino, doch sieh hin, wie die Weisten sind — laß ab davon, alter Mann, es ist zu spät!“

„Zu spät!“ murmelte der Greis, indem er sein Haupt sinken ließ; dann aber sah er hinauf zu der schwarzen Felsklippe und deren sonnenrothen Mund und sagte entschlossen: „Zubinal hilft dir und mir, du darfst nicht verzagen. Du hast Gula's Herz gewonnen, ihre Lippen sind blaß geworden, ihre Augen dunkel von Thränen. Du hast den Weg zu ihr gefunden, weil Gott es so wollte. Nimm sie als dein Weib mit Allen, was ich habe und gib mir deine Hand zum Pande, daß du treu sein willst.“ — Er streckte seine Hand aus, doch Zubinal blieb regungslos sitzen.

„Höre mich an,“ sagte er, „und zürne nicht. Gula ist mir lieb, ich könnte Vieles für sie wagen, aber mein Weib kann sie nicht sein — niemals!“

Afraja sah ihn stier an, seine röthlichen Augen erhielten einen wilden Glanz. — „Was that sie dir?“ fragte er.

„Nichts! Ich ehre sie, halte sie werth wie eine Schwester, und nun frage nicht mehr — ein anderes Weib hat meine Liebe und wird sie haben, bis ich todt bin.“

„Du stößt sie von dir, die dein Mund geküßt hat?“ murmelte der alte Mann, die Hände faltend.

„Du verstehst mich nicht,“ antwortete Zubinal. „Ich will selbst mit ihr reden; sie wird mir Recht geben.“

„Dalt!“ rief Afraja, indem er ihn am Arm ergriff. „Bist du ein Wolf, der seine Zähne in ihr Fleisch schlägt, ohne ihren Jammer zu hören? Sprich nicht zu ihr, sie würde davon sterben!“

Er setzte sich wieder auf den Stein und versiel in tiefes Nachsinnen, aber seine Augen rollten unruhig umher und seine Lippen flüsternd leise Worte. Marstrand unterbrach ihn nicht; er wünschte

sich weit fort von dieser unheimlichen Stelle. Wie konnte er Gula von diesem Vater nehmen, welcher sie ihm als Belohnung für einen Verrath anbot, der ihn für immer entehren und in diese Wüsten zu Lappen und Kenschierbirten stoßen mußte? Wäre eine Alles vergeßende Liebe in ihm gewesen, so hätte diese ihn in Afraja's Hände geliefert. Marstrand hatte Nichts als Wohlwollen, Mitleid und was man Freundschaft nennt.

Troilos ließ er den Kopf sinken. Afraja begann zu ihm sanftmüthig zu sprechen. — „Du weißt es,“ sagte er, „ich habe nur dies eine Kind und ich bin alt. Wie lange wird es dauern, bis Zubinal seinen Voten seindet? Auf des alten Priesters Verlangen, und weil ich glaube, es sei gut, daß sie Mancherlei lerne, hatte ich Gula Helgestad überlassen. Es war nicht wohlgefallen. Du weißt, Herr, was geschah. Gula floh, aber ihr Herz war bei dir, und ich sah sie bleich werden, sah Hangir, den dunklen Todesboten, über ihrem Haupte die weiße Blume zerpfücken und auf ihre Lippen streuen, da warf ich mich nieder vor dem Allvater und schlug meine Stirn an seinen heiligen Stein. Er sprach zu mir; mein Opferrauch stieg hoch und gerade ohne zu schwanken, seine Befehle erfüllten meinen Kopf.“

„Ich hatte Mortino zu meinem Erben bestimmt, ich wußte, daß er den Thron von den Palmen küßte, die Gula's Fuß gebeugt. Ich sagte ihm Zubinal's Gebet, zeigte ihm den Weg, den er gehen sollte, und ohne Klage ging er. Ich sandte ihn zu dir, um den Mann zu holen, nach welchem Gula's Augen suchten.“

„Unterbrich mich nicht,“ fuhr er fort, „höre mich an. Zubinal läßt nicht, sein Wille ist mächtiger als Menschenwille. Ich könnte Vieles sagen, um dich zu verlocken oder dich zu rühren, könnte dir zeigen, daß ich Gewalt habe, aber Frieden und Liebe sollen immer mit dir sein. Sprich freundlich mit Gula, morgen werde ich dich wieder fragen. Zubinal ist allmächtig, er wird dein Herz wenden. Schweige, Jüngling, und laß uns gehen, Gula wird bange und voll Sehnsucht sein.“

Das war ein Ausweg, eine Frist bis morgen, die von Marstrand begierig ergriffen wurde. Was sich ändern konnte, wußte er zwar nicht, aber er bebielt Zeit zum Ueberlegen, Zeit, um sich vorzubereiten.

„Ich will nachdenken,“ sagte er, „will mich prüfen, wenn aber deines Gottes Allmacht Nichts über mich vernag, dann laß dein Wort wahr werden, Afraja, laß Frieden und Liebe immer mit uns sein.“

Mit einem arglistigen Lächeln nickte ihm der Lappe Gewährung zu. — „Afya, die Liebesgöttin, wird sich an dein Haupt stellen,“

sagte er, „und wenn du erwachst, wird sie vor dir schweben.“ So sprechend, ging er voran, die Felsenstufen hinab.

Wie lieblich war jetzt das versteckte Thal, das von der Mittags-sonne warm und duffig gemacht wurde! Mit einem Freudenschrei stieg Gula ihrem Freunde entgegen, als dieser unter dem Felsenge-woölbe hervortrat. All sein Unmuth und sein Bangen verblaßte vor ihrem glücklichen, besetzten Gesicht.

Gula hatte sich geschmückt, wie sie es lange nicht gethan. Ihr norwegisches Pelzjäckchen, den Halstenroth und die weiße Schürze hatte sie in Helgesdads Gaard zurückgelassen; Atroja hatte seine Tochter auch niemals darin sehen mögen; jetzt kam sie ihm in der romantischen Tracht entgegen, welche die jungen Mädchen auf den Alpen zuweilen noch jetzt tragen, wenn sie zu den eleganten Modedamen des Gebirgs gehören und reiche Erbinen sind, die den Staat bezahlen können.

Sie hatte ihr üppig dunkles Haar mit rothen Bändern durchflochten und auf ihrer Stirn lag rund um den Kopf ein goldener Reif, der es festhielt. Ihr kurzer Rock von blauem, leichten Wol- lenzeug war mit rothen Fäden zierlich gestickt und um den Leib eine rothe, langfallende Schärpe gewickelt. Weiße Höschen gingen bis auf die Halsstiele von feinem, weichem Reuthierleder und diese waren mit buntfarbenen Streifen besetzt. Am Gürtel hing ein Federtäschchen der allerfeinsten Art und um den Hals trug die Schöne ein Band von großen Goldperlen, auf dem die Sonnenstrahlen bligten.

Aber strahlender, entzückender war Nichts, als Gula's Gesicht voll Liebe und Frömmigkeit. Ihre Augen strömten ihres Herzens Seligkeit aus; sie funkelten vor Entzücken, als sie sah, wie Johannis Blide mit dem Ausdruck steigenden Wohlgefallens über sie hin- glitten. O! sie wollte dem Geliebten gefallen; sie forderte sein Lächeln, seine Bewunderung, sein Lob, und zitternd preßte sie seine Hände zusammen und hing an seinen Lippen mit der inbrünstigen Gläubigkeit einer Heiligen, die ihres Gottes Gebet erwartet.

„Wo warst du?“ rief sie. „Wie lange habe ich dich erwartet, mich geschmückt und mich gefragt, ob ich bin, wie ich damals war, als ich dich zuerst sah. Ach! damals war ich besser anzusehen. Ist es nicht so? Sage es mir, ob du mich lieber hattest?“

„Nein, Gula,“ antwortete Marstrand, „wie habe ich dich lieber gesehen, wie jetzt, wie dich schöner gefunden.“

„Du, wie du gut bist!“ rief sie mit dem unmaßnahmlchen Aus- druck der Liebe, die sie ganz erfüllte; „wie du Trost und Stärke in mein banges Herz bringst. Nun komm, ich will dir meine Woh-

nung zeigen und den Wasserfall, du wirst gern dort sitzen. Als Klaus Hornemann bei uns war, hat er auch lange dort hinauf- geschaut und dann gerufen, es sei das Schönste, was ein Men- schenauge sehen könne. Aber du wirst müde sein? Dein Auge ist dunkel und dein Mund lacht nicht. Habe ich die webe gethan? oder schmerzt dich Etwas? Hat mein Vater dich getränkt?“

„Niemand hat mich getränkt, du am wenigsten,“ antwortete er.

Sie war zufrieden und führte ihn weiter. Atroja war zurück- geblieben; er ließ sie gehen und folgte langsam nach.

Das Thal zog sich in Bogenform dem Gebirgsabfall des Kil- pis zu und flog langsam zu einer großen Höhe auf. Ueberall behielt es sein gartenartiges Ansehen. Uppiges, dichtes Gras bedeckte den Boden, und da es sich nach Süden öffnete, war es voll Sonnenlicht, das überall Wärme verbreitete. Kräftige Ver- gächten wechselten mit Birkenstämmen und hinter einem schönen Rasenplage lag unter schützenden Felsen ein kleines, festes Haus, ähnlich den Balkenbäusern der normannischen Handelsleute, aber ungleich zierlicher anzusehen. Seine Außenseite war mit Bir- kenrinde bekleidet, die blattförmig und schuppig übereinander fiel. Marstrand erblickte eine Thür, über welcher eine Reihe gewaltiger Reuthiergehörne prangte, ein paar Fenster erhöhten sein Erkun- nen und Gula sagte lächelnd: „Das Alles hat Mortimo mühsam für mich gezimmert und gerichtet. Er hat die Fenster theuer ge- kauft und hergeschafft, so fand ich es, als ich kam. Aber hier sieh, was schöner ist,“ fuhr sie fort. „Sehe dich auf diese Bank zu mir, wie damals in Alda's Garten; hier ist Niemand, der uns stört.“

Sie hatte ihn bei dem Hause vorüber durch das Birkenwäld- chen geführt, wo der Bach schäumend vorüberstürzte und schon ehe er das Wunder erblickte, das er sehen sollte, hörte er den dumpfen Donner eines großen Wasserfalls, der jetzt in seiner ganzen Herr- lichkeit vor ihn trat. Einige hundert Fuß höher als das Thal, fiel der Strom von einer Wand des Kilpis, einer geschmolzenen Silbermasse gleich herab, und stürzte in einen schwarzen Felsen- kessel, aus dem der Wasserflaub aufwirbelte. Im Sonnenlicht sprühten Millionen glänzende Funken auf, die in Regenbogenfar- ben Brücken und Bogen der prächtigsten Art bildeten. Es war zauberhaft zu sehen, wie die funkelnden Wollen an der Wand hin- flogen, wie ohne Haß und ohne Ende der glänzende Schaum an den Felsen niederfiel, wie immer neue Donner durch die Luft dröhnten, immer neue, wechselnde, bunte Farbenbilder durch das Thal flogen und zerrannen. Und rund umher hatte der feuchte Staub eine üppige Pflanzenwelt hervorgerufen. Alpenblumen sproßten dort, wie Marstrand sie nie gesehen hatte. Er blickte in einen Garten voll blauer und herrlich brennend rother Beere und



seine Seele füllte sich mit Staunen und Freude, seine Augen hingen entzückt an dem erhabenen Schauspiel, das er nie in solcher Schönheit gesehen hatte.

Auf der Bank, der schwarzen Grotte gegenüber, in welcher die zerfläuten Wasser sich sammelten, um dann kastadenartig ihren letzten Sprung zu machen, saß er und hörte Gula reden und erzählen. Hier hatten die Götter ihres Volkes gewohnt, hierher hatte Jubinals mächtige Hand seine Geliebte gerettet, als die Riesen und der böse Fels ihren Kampf begannen und dort oben in geheimen, tief verborgenen Gärten lebte der Allvater noch mit seligen Geistern, die im feinen Mondlicht mächtig niederstiegen und durch das Thal schwebten.

Träumerisch lächelnd hörte er zu, sah zu den versteinten Gebirgen hinaus, denen Gula Gestalt und Deutung gab und blickte in ihr belebtes Gesicht, das so voll von Frieden und voll Glück war. Es kam ihm vor, als könnte er immer so sitzen und sie anschauen, als könnte er Allem entsagen, was außerhalb dieser Welt lag, als müßte Jubinals Götterarm und Wille diese Felsen plötzlich überall unerschütterlich glatt verschließen, daß er dies Thal niemals wieder verlassen könnte. Er athmete auf und blickte umher, ob es nicht schon geschehen sei und legte seinen Arm um das gleichmüthige Kind, das sich an ihn schmiegte. Ein sanftes Wehen ging über sie hin. Die Bäume wiegten sich leise, es küsterten Stimmen darin und vom Wasserfall erhob sich eine fesselnde Wolke und schwebte bis zu ihnen her.

Gula dachte auf den Regenbogen, der über ihnen stand. „Gott spricht zu uns“, sagte sie, „das ist sein Zeichen.“

„Und was sagt er dir?“

„Daß ich dich nie und nimmer verlassen soll.“

„Soll ich bei dir wohnen?“ fuhr er lächelnd fort, „unter den Birken sitzen, deine Hände halten und vor aller Welt verborgen dich mit Blumen schmücken?“

„Die Blumen verwelken“, antwortete Gula, „der Bach erstarrt, das Thal füllt sich mit Schnee und Afraja zieht fort an die Seen der Tana. Ich gehe, wohin du willst.“

„Ach! arme kleine Gula!“ rief er aus, „weiß ich doch selbst nicht, wo meines Bleibens sein wird. Du hast gehört, wie es mit mir steht.“

Sie neigte sich zu ihm, legte ihre beiden Hände auf seine Brust und sah ihn mit den glänzenden Augen mutbig an.

„Mußt du denn am Balsifford wohnen?“ fragte sie. „Mußt du in diesem rauhen Lande unter so harten Männern leben?“

Die Mahnung kam ihm unerwartet. „Wohin sollte ich gehen?“ sagte er überrascht.

„In dein Vaterland“, erwiderte sie. „Ist es wahr, was ich einst von Paul Peterfen hörte, daß Niemand mich dort verachten und verspotten wird, wenn ich Reichthum mitbringe?“

„Geld!“ rief Marstrand, „gibt überall Ansehen und Glanz.“

„So ist Alles gut“, sagte sie zwerischlich. „Afraja wird dir neben, so viel du willst. Wir steigen in ein Schiff und fahren nach Süden. Du hast mir so viel von Kopenbagen erzählt, nun werde ich es sehen.“ Sie klatschte in ihre kleinen Hände und ihre Augen verklärten sich bei den Gedanken, die ihren Kopf füllten. — „Alles will ich lernen“, rief sie, „du sollst sehen, daß ich kann, was ich will. Sage nur, was ich thun soll, befehl nur, wie es recht ist. Gott segne dich! O Gott segne dich, du lieber, guter Johann!“

Wie hätte er einen schwarzen Tropfen in diesen Strom hundert Liebe schütten können? Das Glüd, das er erwidern konnte, warf seinen Schimmer auf ihn zurück und halb vor sich hin, indem er sie mit einem langen zärtlichen Blicke betrachtete, sagte er: „Vertraue auf mich. Was ein Mensch thun kann, will ich thun, um deine treue Freundschaft zu vergelten.“

„Du wirst mich nimmer verlassen und verlassen“, rief sie im Tone des unerschütterlichen Vertrauens. „Heute, als ich wieder sah, fiel der Gedanke mich an wie ein wildes Thier und eine entsetzliche Angst mischte sich in meine Freude. Jetzt weiß ich gewiß, daß er kindlich und thöricht ist. Ich könnte es auch nicht ertragen“, fügte sie leise lächelnd hinzu.

„Aber was wird dein Vater sagen, wenn du ihn verlassen willst? wird er darin willigen?“

„Er wird, er muß!“ antwortete sie, lebhaft aufspringend. „Dort steht er und erwartet uns. Sprich mit ihm auf der Stelle, er wird dich gern hören.“

Marstrand sah bald, daß sie von ihres Vaters Plänen nichts wußte, aber er beruhigte sie leicht mit der Versicherung, daß er am nächsten Tage über alle Dinge mit ihm reden werde, da Afraja selbst ihn erndet habe, erst morgen über seine Angelegenheiten zu sprechen.

„Er will dich froh sehen“, sagte Gula, „und ich kann nichts denken, als dich allein. Was du thust, ist gut, das ist Alles, was ich weiß.“

Hand in Hand unter frohem Geplauder fährte sie ihn zu der Hütte, vor welcher der greise Mann im Sonnenschein saß und mit den beiden Hunden, die vor ihm standen und mit gespitzten Ohren zu ihm aufgaben, Zwiegespräche zu halten schien.

„Es sind kluge Thiere, Herr Marstrand“, sagte er, „sie fragen mich eben, warum kein Feuer auf dem Herdfein zu sehen ist, da doch die Sonne schon lange Schatten wirft, und ich antworte ihnen,

es ist nicht gut sein da, wo es Menschen gibt, die von Worten satt werden.“ In seiner Art lachend, streichelte er dabei seiner Tochter weiches Haar und in seinem tantigen Gesicht leuchtete etwas, was wie väterliches Wohlgefallen ausah. „Blumen leben vom Thau,“ fuhr er dann fort, „Fische von Wasser und Mädchen von Liebe, aber bei alledem bleibt es wahr, daß jedes Wesen auch Speise haben will, die den Magen in Ordnung hält, ohne den nichts in der Welt bestehen kann.“

Gula lies in das Haus und Warstrand setzte sich zu Afraja, der ihm Vieles von seinen Wanderungen erzählte, die sich auf mehr als hundert Meilen nördlich und in's Innere des Landes erstreckten. Er schilderte die Familieneinrichtungen, das häusliche Leben und die Arbeiten und sprach mit einem gewissen Stolz davon, daß in diesem Lande ohne Geseß, ohne Beamten und Häupter, doch fast nie ein Verbrechen begangen werde.

„Sie schelten uns Diebe, Räuber und Betrüger,“ sagte er, „und doch weiß ich niemals, daß ein Diebstahl oder Raub begangen wurde, es sei denn von den Küstenleuten. Da gibt es armes, schlechtes Volk, gedrückt und geplagt, Knechte, die mit Noth armelig ihr Leben fristen. Hier findest du nur freie Männer, die keinen Herrn über sich haben, als den Allerbester, und Niemanden unter sich, denn Alle sind gleich. Wir leben in einer Gamme, essen aus einem Kessel, kleiden uns mit denselben Kleide; wir sind Brüder, die Alles theilen und nie von ihrer Freiheit lassen mögen.“

Er konnte so sprechen. Hatte doch selbst Helgeslad diese unzählbare Freiheitsliebe anerkannt und daß kein Vapen um alles Wohlleben und alle Gaben eines Königs seine Alpen, seine Heerde und seine Gamme vertauschen möchte. Und dieser alte Mann wollte davon ablassen, wollte die Feinde seines Volks vertreiben, um deren Plätze am Reichenbuche und im Kramladen einzunehmen. Wie sonderbar war es, das zu denken, wie unmöglich es zu glauben. Afraja selbst, der ein lauges Hirtenleben gelebt, konnte sich unmöglich in einen Fischhändler und Seeräuber umwandeln, und wer konnte es sonst? Wie viele Jahrhunderte brauchte ein kräftiges, begünstigtes Volk, um aus Jägern und Hirten zu Ackerbauern zu werden, wie konnte dier entwürdigte Stamm einen Platz unter der Völkerrfamilien einnehmen? Sinnend blickte er mit Achtung auf den Greis, der in seiner Verlassenheit das denken und beginnen konnte. Da saß er in seinem braunen groben Kittel, den Riemenstrümpfen und den verbogenen Knöcheln, ärmlicher und nackter wie der ärmste Bettler am Schloßthore der Christiansburg und doch war er auch ein König, und wenn das Schicksal ihn auf einen mächtigen Thron gesetzt hätte, würde er, wie Klaus Hornemann behauptete, ein großer und weiser Fürst gewesen sein. Welch ein

Unterschied zwischen diesem greisen Hainppling in Menntbierfellen und dem sammelten, besetzten und lebendigen Monarchen in Kopenhagen! Wo waren hier die Gardes, die Trabanten, die üppigen Schloßer und Gärten, die Damen in schleppenden Brokaten, die Jagen und Kriegseute in Scharlach und Gold! Nichts als Männer in Holzhuben, Weiber zottig und wild wie die gelben Hunde; Nichts als Fels und Gestrümm, der zackige Wald der gehackten Berden, und Prinzessin Gula in ihren blauen, flatternden Röden durch das Thal fliegend, die weiße Hirschstut ihre einzige Begleiterin.

Was aber würde König Christian gegeben haben, wenn er einen einzigen Wasserfall, wie jenen dort, einen einzigen Felsen, wie der majestätische Alpis, in seinen Park verpflanzen könnte? Das zu vollbringen stand in keines Menschen Macht, doch Gula konnte verpflanzt werden. Gula konnte ihre reichen Haare in Locken krameln, ihren zierlichen Wuchs in Atlas und Purpur hüllen, ihre kleinen Füße in Schuhe mit rothen Enden stecken. War denn überhaupt der Unterschied zwischen einem wilden und einem zahmen König, zwischen einer Prinzessin hinter Spiegelwänden und dieser hinter dem Herdstein, so unmerklich groß? Legt ihr Juwelen an, durchschneidet ihr schimmerndes, schwarzes Haar mit weißen Perlenknäulen, und laßt uns sehen, wer seine Rolle besser spielt. Bekleidet diesen Greis mit Hermelin, setzt auf seine breite Stirn eine Krone, wie werden die Junter und alles Volk ihn anstaunen. Und er hat Geld, viel Geld, trotz seiner Lumpen, was läßt sich nicht mit Geld machen? Wer fragt noch nach mir? Wo ist die Hand, die mich sucht? Was hält mich noch? — Ha, Ida!

Während Johann dies Alles in sich hineinmurmelte und mit offenen Augen wunderbare Dinge träumte von Schloßern und von Festen und eifler Pracht und Herrlichkeit, fuhr Afraja fort die Zustände des Landes und wie es vor alter Zeit damit hergegangen, zu schildern, ohne daß sein einziger Zuhörer viel davon merkte.

Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich die dänische Regierung fast gar nicht um die Finanzmarken gekümmert. Erst als die Fischplätze größere Wichtigkeit erhielten, als der Fischhandel zunahm und die Anwohner sich beträchtlich vermehrten, kam eine geregeltere Verwaltung mit Jägern, Schreibern, Beamten aller Art, Priestern und steigenden Abgaben. Die Vapen blieben diesen hingeworfen; doch alles Vermögen ging dahin, die herrenlosen Vagabunden in die Presse zu nehmen, und dazu kamen die Verlegungen zum Christenthum und die damit verbundene Verfolgungssucht.

Schon der ritterliche König Christian der Vierte, der eine romantische Reise bis an's Nordkap machte, erließ im Jahre 1599



einen scharfen Befehl, daß alle Lappen ihre heidnischen Götter abschwören und Christen werden sollten, Zauberei aber solle man einfangen und lebendig verbrennen.

„Und das hat man gethan?“ fragte Marstrand.

„Sicherlich, ja,“ antwortete Afraja. „Viele sind verbrannt worden, ein Jahrhundert lang und darüber, und viele Priester kamen und schütteten Wasser auf die Köpfe der Heiden. Aber das Wasser trocknete und die Priester starben. Bis auf diese Stunde hat die Lehre meines Gottes wenig bei uns ausrichten können, denn was wollen Priester thun, die unsere Sprache nicht verstehen, denn wollen Bücher, die wir nicht lesen können? Noch stehen die heiligen Saitas überall im Gebirge und kein Lappe, wäre er auch ein Christ und getauft, wird an Jubilanzs Opferstein vorbeigehen, ohne seine Stien darauf zu legen.“

„Du willst kein Christ werden?“

Der greise Mann krümmte sich an seinem Stab zusammen. „Sind die sich Christen nennen, denn so gut und gerecht,“ fragte er, „daß sie mich verlocken könnten?“

„Mein Gott ist stark und gerecht,“ erwiderte der Junker christlich unwillig; „die an ihn glauben, beschirmt er gnädig und hilft aus Noth und Gewalt. Schon jetzt verbrennt man keine Menschen mehr wegen Zauberei, und glaubt nicht länger an solchen Wahn. Mildere Sitten bringen mildere Gesetze, und edle, tugendhafte Priester, wie Klaus Hornemann, werden nicht vergebens deinem Volke predigen.“

Afraja schwieg eine Zeit lang, dann antwortete er sanftmüthig: „Laß uns nicht streiten. Halte fest an deinem Glauben und hindere Niemanden. Du siehst, Gula ist eine Christin, Mortuno betet mit dem alten Klaus, wenn er zu uns kommt, niemals habe ich mich widerlegt. Aber wisse, Jüngling, besser sind deine Christen nicht, wie die Kinder Jubilanzs, grausamer und härter sind sie. Sie morden und brennen noch, wenn sie es können und üben Gewalt und Qual, so viel es eben ihre mildere Sitte zuläßt, wie du es nennst.“ Er lachte vor sich bin und fuhr dann fort: „Du lebst an dir selbst kennen, was sie Geseß und Recht heißen; hüte dich davor, du kannst noch Manches erleben.“

Jetzt sprang Gula wieder aus der Thür. Ergeht ihm freudig ries sie, daß ihr Tisch bereit sei und eben kam Mortuno aus Bade entlassung und näherte sich seinem Dheim, mit dem er einige Worte wechselte. Der arme Burche sah heute noch ernsther und bedächtiger aus. Von seinem raschen, lustigen Wesen war so wenig übrig geblieben, wie von dem ersten Fuß, den er sonst an sich verschwendete. Demüthig und schweigsam stand er da und sah mit einem

langen Blicke der geschwägig frühlichen Gula nach, die Marstrand fortführte und die ihn gar nicht zu bemerken schien.

Der Raum, in welchen der Gast trat, war Küche und Wohnzimmer zugleich. Auf dem Herdsteine brannte helles Feuer und aus dem Kessel darüber stieg ein gewürziger Dufte auf. Der Fußboden war mit frischen Blättern bestreut, ein niedriger Tisch stand in der Mitte, hölzerne Teller und Löffel lagen darauf und an beiden Seiten Noostischen. Obwohl sonst nichts weiter in dem bescheidenen Gemache zu sehen war, als ein paar Bretter mit nothwendigem Hausrath und einige Kisten, die in den Ecken standen, so gewährte es doch einen freundlichen Anblick; denn es war sauber und geschmückt, weil Gula Tannenzweige an die Fenster gestekt und an diese lange Ketten von blauen und weißen Schlüssel- und Glockenblumen befestigt hatte.

Das also war ihr Palast, ihre einzige Besingung. Was nützte diesen Menschen Geld, die es in der Erde verscharrten, denen diese Hütte schon ein unbequemer Luxus schien und deren Lederhosen die schwarzgraue Speise war, welche jetzt von Gula aus der Tiefe des Kessels auf die Teller geschöpft und von ihren Verwandten mit Begier erwartet wurde. Das weiße Renntbier und die zettigen Hunde lagerten sich um die einladende Hebe, die für ihren Freund das Beste ausmachte. Ihn war in diesem patriarchalischen Kreise zu Muthe, als säße er in der Krage Noa mitten in der Sintflut, doch es kam keine Laube mit dem Delzweig, er sah kein Land, wohin er sich retten konnte. Ein Schänder kam ihn vor diesem Mahle an, vielleicht noch mehr wie vor Hörnarne's Lieblingsgericht, allein es ging ihm, wie es Jedem geht, dem die kräftige Hirtentrost vorgesetzt wird. Nachdem er die ersten Bissen überwunden hatte, fand er, daß das wunderliche Gericht gar nicht so übel sei. Es bestand aus dem Blut des Thieres, das ihm zu Ehren geischlachtet worden war, aus Herz und Leber und den saftigsten Fleischstücken, die mit fetter Milch, Mehl und gewürzigen Kräutern gelocht waren.

Bald ging es ganz behaglich an dem Tische her. Gula war unermüdlich in ihrer emsigen Sorgsamkeit für den lieben Gast und voller Genugthuung, daß es ihm schmeckte. Von Afraja hörte dieser, daß überhaupt die Waldlappen von nichts weiter lebten, als von dem Fleisch und der Milch, dem Blut und den Eingeweiden ihrer Thiere, und wenn er damit das sammervolle Leben der armen Fischer verglich, schienen ihm diese Söhne der Wildniß inkalkulable Mahlzeiten zu halten. Er dachte auch dabei an die Bauern und armen Leute in Dänemark und in andern Ländern, die von Civilisation und Kultur kaum etwas weiteres hatten, als das Glück, von Fürsten, adeligen Herren und Beamten so ausgepreßt zu werden, daß kaum das armseligste Leben übrig blieb. Damals war noch

überall das Landvolk in Selbsteigenschaft und Hörigkeit, jeder Mensch mußte wie eine Sache, seinen Herrn haben und der unerträgliche Kastengeist und Kastenzwang zog seine eisernen Schranken zwischen jeden Stand und jedes Geschlecht.

Waren denn also diese freien Völker nicht vielfach beneidenswerth, die auf ihrem unermeßlichen Jagd- und Weidegebiet nichts von den Plagen civilisirter Völker wußten? "Marstrand sprach dies lebhaft aus und die Schilderungen, welche er von den Bauern und den armen Leuten in den Städten, von den Vorzügen des Adels und der furchtbaren Allgewalt und Allmacht entwarf, schienen Afraja wohl zu begehnen.

Er hörte lange zu und sagte dann mit einem eigenthümlichen Glanz seiner lauernden Augen: "So fällt die Ratte über die Blindmaus her, der Marder über die Ratte, der Wolf über den Marder und der Bär über alle. Es ist im Wasser, in der Luft und wohin man sehen mag, überall dieselbe Gewalt, aber Trost ist es, daß ein Räuber von dem anderen gefressen wird und endlich schickt Jubinal seinen schwarzen Voten, vor dem die allerwildesten und stärksten zittern. Bringt uns einen Trunk, Mädchen. Laßt uns trinken, daß die Ungerechten sich so lange selbst verschlingen, bis keiner von allen übrig bleibt."

Gula brachte hölzerne Becher und zu Marstrands Verwunderung eine Flasche so guten, alten Madeira, wie er niemals nur schlechten hier vernommen hatte. Afraja hatte sie mit einigen andern auf dem letzten Markt gekauft, und bald strömte das duftige Feuer durch alle Adern und regte Hirn und Nerven auf.

Die Sonne sank inzwischen und das tiefe Thal füllte sich mit Schatten. Sie saßen beisammen und die Stunden vergingen, die Sterne stiegen am Himmel auf. Der Wasserfall donnerte und blühte weisglühend durch die Nacht; Marstrand ging durch den fliegenden Staub, der sein heißes Gesicht kahlte. Seine Augen suchten Gula's Augen, die glühend an ihm hingen, wenn er von seines Vaters altem Schlosse auf Seeland sprach, und von Tagen, die da kommen sollten; von den Jagden in Buchenwäldern, die von lieblichen Hügelwänden sich im blauen Dreesind wiederpiegeln, von Kesseln mit salben Mähnen, auf welchen Damen reiten, von prächtigen Sälen voll Krystallgläser und von schmetternder Musik, durch Wobren mit silbernen Halsbändern um den Armen und Perlen in den Ohren ausgeführt.

Gula sah das Alles. Sie sah die Thürme und die Brücken, die glänzenden, schönen Männer und die Damen mit langen Schleiern. Sie sah die glüklichen Paläste und hörte Pauken und Trompeten, die zum Feste riefen; dann sah sie sich am Arme des geliebten Mannes und wie sie die Stirne aufhob und der Nacht

wind ihre weisse Blätter darauf warf, meinte sie schwere Goldketten und Diademe zu fühlen.

All' ihr Denken und Sinuen war damit beschäftigt. Unermeßlich glücklich sah sie bei dem geliebten Mann und bemerkte den armen Mortuno nicht, der sie aus dem Winkel betrachtete und jedes Lachen, jede ihrer Bewegungen stumm verfolgte. Endlich holte sie auf Johannis Wunsch ihre Silber und sang ihm Lieder vor, die so süß und lieblich klangen, und welche sie mit so ausdrucksvollen Blicken und Geberden begleitete, daß Marstrand, obwohl er die Worte nicht verstand, doch den Inhalt deutlich errieth.

"Es sind Liebeslieder," sagte er.

"Es sind die Klagen und Bitten eines Mädchens, die ihren Geliebten erwartet," antwortete sie.

Marstrand sah zu Mortuno hinüber. Er hatte seinen Kopf vorgebeugt, als höre er Etwas, das ihn entzückte. Seine Hände waren gefaltet, sein Gesicht wurde von dem Herdfeuer erhellt, es schien sich zu vergrößern und zu verschönern, ein Lächeln wie Johannis es nie an ihm bemerkt hatte, schwebte auf seinen Lippen. Afraja dagegen hatte sich nach seiner Gewohnheit zusammengekrümmt, er rauchte aus seiner kleinen schwarzen Lappenseife und stierte in die Flammen, die seine eifigen grimmiigen Züge roth und scharf machten.

Nach einigen Augenblicken sagte Marstrand: "Nun, Mortuno, wie sieht es mit dir? Willst du nicht noch einmal das Lied singen, das ich gestern hörte, oder hast du ein neues gedichtet?"

Mit demselben sanften, lächelnden Gesicht nickte ihm der arme Bursche zu; dann stand er auf, nahm die dreisittige Zither aus Gula's Hand und begann einen Gesang, von welchem Johann noch lange nachher sich einer Strophe erinnerte.

"Nimm die Blume des Kilpis," sang er, "ach! ich sehe wohl, sie blüht für dich. Wenn die jungen Birken wieder grün werden, wird meine Hand sie nicht pflücken, wenn die Kämme schreien und ihre Blätter umspringen, werde ich sie nicht mehr hören. Nimm die Blume des Kilpis und verwahre sie an deinem Herzen. Keinem würde ich sie geben, die gebe ich sie. Was ist Menschenwille, was ist Gotteswille! Seine Stimme spricht zu mir. Fliege, weiße Taube, fliege über See und Wolken, meine Augen werden dich begleiten, meine Seele wird bei dir sein!"







*Jeremiah Gotthelf*

Jeremias Gotthelf.

~~~~~


Jeremias Gotthelf.

(Geb. 4. Okt. 1797. Gest. 22. Okt. 1854.)

Jeremias Gotthelf, mit seinem wahren Namen Albert Bihius, geboren zu Murtlen in der Schweiz den 4. Oktober 1797, studierte in Bern und Göttingen Theologie und lebte seit 1832 als Pfarrer im bernischen Dorfe Lühlfeld, wo er am 22. Oktober 1854 starb. Nicht als Dichter, als erzählender Künstler, aber als ein scharf ausgeprägter Charakter der derbrealistischen Dorfgeschichten und des zähen, bäuerlich-pastorenhaften Konservatismus, so wie als ein großes Talent, diesen beiden Richtungen vollsaftigen Ausdruck und feste, pralle, handgreifliche Form zu geben, muß auch dieser Schriftsteller hier vertreten sein. Bihius wirkte zuerst in den damaligen politischen Kämpfen seines Vaterlandes als konservativer Parteigänger. Im Jahre 1836 erschien sein „Bauernspiegel oder Geschichte des Jeremias Gotthelf“, ein tendenziöses Lehr- und Bekehrungsbuch für die Kreise des bäuerlichen Lebens. Es wurde rasch beliebt und man nannte den Verfasser selbst „Herr Jeremias Gotthelf“. Diesen populär gewordenen Namen behielt Bihius nun auch bei Herausgabe seiner ferneren Schriften bei. Es erschienen von ihm 1842–46 zwei Bände „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, anekdotenhaft zusammengewürfelt, eingehamstert aus alten Chroniken und aus dem Mund des Volkes, Manches recht interessant und charakteristisch, im Ganzen aber ohne Bedeutung. Im Jahre 1846 erschien sein Abschreckungsabild:

„Dürsti, der Brauntweinfäuser“, das schon durch seinen Titel charakterisirt ist und im Bauernvolke der Schweiz ebenfalls große Verbreitung fand. Von 1847—49 erschienen dann die zwei Werke, die auch nach Außen hin Aufsehen erregten und ihn zu einem allbekannten Schriftsteller machten: „Uli der Knecht“ und „Uli der Bächter“. Weniger verbreitet wurde „Hans Joggeli“ und „Erzählungen aus dem Volksleben der Schweiz“ (1850). Nach dem Jahre 1848 wurde Böhms immer verbitterter und tendenziöser; immer böshafter und einseitiger die freien Regungen der Zeit verfolgend, wie sich das besonders in „Doktor Dorbach der Bühler“ (1849), sowie auch in „Die Käseerei in der Beh Freude“ (1850) bekundet.

Anderer Schriften übergehen wir. Eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ erschien zu Berlin 1856—57 in 12 Bdn.

Gründliche Kenntniß des Volkslebens, und eine urberbe, naturwüchsigte Kraft es darzustellen in all seinen mannigfachen Erscheinungen, ist dem Verasser durchaus zu eigen. Aber seine Auffassung wie seine Darstellung erhebt sich doch niemals über das Allergewöhnliche und er hat eben so wenig die Kraft wie den Willen, seinen Stoff poetisch zu durchdringen und künstlerisch zu gestalten. „Es muß auch solche Känge geben“, sie haben ihre Bedeutung und ihre Berechtigung; aber man soll sich vor einer übertriebenen Ehrfurcht vor der Realität und Wahrheit, durch eine allzugewunde Anschauung des Wirklichen und aus übertriebenem Widerwillen gegen Süßliches und Gemachtes, nicht dazu verleiten lassen; Gottbells Apotheose des Düngers und der draconen Hosen als mustergültige Dorfgeschichten anzupreisen.

Aus:

„Uli der Knecht.“

Ein heiterer Sonntag in einem schönen Bauernhause.

Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön. Die dunkelgrünen Gräslein hatten mit demantenen Kränlein ihre Stirnen geschmückt und funkelten und dufteten als süße Bräutlein in Gottes unermesslichem Tempel. Tausend Finken, tausend Amseln, tausend Lerchen sangen die Hochzeitlieder; weißbärtig, ernst und feierlich, aber mit den Rosen der Jugend auf den gefurchten Wangen, sahen die alten Berge als Zeugen auf die holden Bräutlein nieder, und als Priesterin Gottes erhob sich hoch über alle die goldene Sonne und spendete in funkelnden Strahlen ihren Hochzeitssegens. Der tausendstimmige Gesang und des Landes Herrlichkeit hatten den Bauer früh geweckt, und er wandelte andächtigen Gemüths dem Segen nach, den ihm Gott beschied hatte. Er durchging mit hochgehobenen Händen und langen Schritten das mächtige Gras; stand am üppigen Kornacker still, an den wohl geordneten Pflanzplätzen, dem sonst sich wiegenden Bläshje; betrachtete die schwellenden Kirichen, die von kleiner Frucht starrenden Bäume mit Kernobst; band hier Etwas auf, und las dort etwas Schädliches ab und freute sich bei Allem nicht nur des Preises, den es einsten gelten, nicht nur des Gewinnnes, den er machen werde, sondern des Herren, dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit neu sei jeden Morgen. Und er gedachte: wie alles Kraut und jedes Thier seit den Schöpfer preise, so sollte es auch der Mensch thun und mit dem Munde nicht nur, sondern mit seinem ganzen Wesen, wie der Baum in seiner Pracht, wie der Kornacker in seiner Fülle, so der Mensch in seinem Thun und Lassen. „Gott Lob und Dank!“ dachte er, „ich und mein Weib und meine Kinder, wir wollen dem

Herren dienen, und er braucht sich unser nicht zu schämen. Wir sind wohl auch arme Sünder und haben nur einen geringen Anfang der Gottseligkeit, aber wir haben doch ein Herz zu ihm und vergessen ihn nie einen ganzen Tag lang und essen Nichts, trinken Nichts, daß wir ihm nicht danken, und nicht nur mit Worten, sondern von Herzensgrund.“ Aber wenn er des Uli gedachte, und wie der liebe Gott ihn so fürstlich ausgestattet mit Gesundheit und Kraft, und wie Uli seines Schöpfers so ganz vergesse, so schenkte seine Gaben mißbrauche, so wurde er ganz wehmüthig und stand oft und lange still, sinnend, was er ihm wohl sagen solle, daß er wieder werde ein Preis seines Schöpfers. Es war ihm an seiner eigenen Seele viel gelegen, darum an den Seelen Anderer auch; und wie er Theil nahm, wenn ein Knecht oder eine Magd am Leibe krank war, so schmerzte es ihn auch, wenn er ihre Seelen in Gefahr sah; und wie er für kranke Diensthöten den Doktor kommen ließ, so suchte er auch ihre kranken Seelen zu doktern. So was ist nicht immer der Fall. Den meisten Menschen ist an den eigenen Seelen Nichts gelegen, darum auch an den Seelen der Andern nicht. Das ist ein Grundübel dieser Zeit.

So verweilte sich der Bauer unvermerkt, und die Mutter hatte schon lange gesagt, sie wollte zum Essen rufen, wenn der Mann da wäre. Als derselbe endlich zur Küchentüre einkam mit der freundlichen Frage: ob sie gekocht hätten? und als ihm die freundliche Antwort wurde: man hätte schon lange essen können, wenn er da gewesen wäre; mit wem er sich wohl wieder verschwagt hätte? und als er ernsthaft sagte: „mit dem lieben Gott.“ so kam seiner Frau fast das Augenwasser und sah sie ihn gar sinnig an, während sie den Kaffee einschenkte und die Mäde den Knechten riefen und das Essen auf den Tisch stellten.

Aus tiefem Schweigen heraus frug der Bauer: „wer geht zur Kirche?“ Die Frau sagte, sie habe es im Sinne, und deswegen schon sich angezogen, damit sie zu rechter Zeit hin kommen möge; und in ihre Stimme fielen mehrere Kinderstimmen: „Mutter, ich will mit!“ Zwei Knechte aber und zwei Mäde blieben stumm. Auf die Frage: ob denn Keins gehen wolle? sehte es dem Einen an den Schuhen, dem Andern an den Strümpfen. In Keinem war der Trieb, zu gehen; aber Anreden dagegen in Menge. Da sagte der Bauer: „so könne das nicht mehr gehen; das komme ihm doch streng vor, daß sie zu jedem Gehäuf Zeit hätten, aber nie zum Kirchengehen. Am Morgen sei Keins vom Hause wegzubringen, und am Nachmittag sei es, wie wenn man sie mit Kanonen davon wegschöffe, und bis am späten Abend sei Keins mehr zu sehen. Das sei ihm eine schlechte Sache, wenn man nur Sinn hätte für alles Nützlichere, aber keinen für seine arme Seele. Und er wolle ihnen

gerade heraus sagen, daß sein Meister einem Diensthöten trauen könne, der Gott aus dem Sinn geschlagen habe und Gott untreu geworden sei. Wenn ein Mensch Gott untreu sei, ob man dann erwarten könne, daß er Menschen treu sein werde? So wolle er es aber nicht, und heute hätten sie gar keinen Grund, daheim zu bleiben, nur um's Haus herum zu stolpern. Zudem habe er Sachen zu verrichten. Er mügte 40 Pfd. Salz haben, das könnten die beiden Mäde holen und einander abkochen. Hans Jakob (der andere Knecht) solle in die Mühle und fragen, wann man Spreuer haben könne; er wolle nicht allemal auf Fern fahren, billiger sei es doch, der Müller gebe ihm die Spreuer von dem Korne, welches er ihm zu mahlen gebe, lieber als andern Leuten.“ Aber, Vater,“ sagte die Mutter, „wer kocht dann zu Mittag, wenn du Alles fortjagst?“ „Ge,“ sagte der Vater, „das Amiebäbeli (sein zwölfjähriges Mädchen) kann zu dem Essen gehen, es muß sich auch gewöhnen, daß man ihm Etwas überläßt, und hat noch Freude daran. Uli muß mit mir daheim bleiben; ich weiß nicht, was es mit der tragenden Kuh geben kann, sie fängt an einzufallen und scheint bereits sehr unruhig; ein Kalb ist manommal ungesinnnet da, und dann geht es los, wenn Niemand dabei ist.“ Zu den Worten schaute er die Mutter gar ernsthaft an. Da fiel dieser ein, daß der Vater mit Uli allein sein wolle, um mit ihm zu reden, und daß er deswegen Alles forschide, damit die neugierigen Mäde nicht ihre spitzigen Ohren an Orten hätten, wo sie nicht sollten. Die Mutter trieb alsobald die beiden Mäde, die gar langsam herumdrehten und es sichtbar an den Tag legten, wie wider es ihnen sei, in die Kirche zu gehen und sich jetzt schon zu waschen und zu kämmen, aus Furcht, Nachmittags sehe man ihnen beides nur noch halb an, und die schön glatt und roth geriebene Haut sei wieder gelb und schlammig geworden. Und zweimal eigentliche Toilette zu machen, ist bei Bauernmädchen doch noch nicht Brauch, Gottlob! sie sehen höchstens im Spiegel nach, so oft es sich schickt, wie das Ding noch hält, und ob das Köcklein vorn an der Stirne noch schön gekräuselt sei. Dem Knecht war es auch nicht recht; er hätte noch nicht barret,“ sagte er, „und sein Meister haue nichts; er hätte gedacht, diesen Sonntag überzuspringen und das Meister während der Woche schlafen zu lassen.“ Allein der Meister sagte: „er könne diesmal sein Maßzeug nehmen und hier in der Stube barret, er selbst könne es nachher machen.“ Diese Befehle waren unwiderrüßlich, aber ihnen zu folgen ging hart. Die Mutter mußte zehnmal mahnen. Bald mußte eine Magd den Wafschlumpen nicht, die Andere hatte einen ihrer Sonntag-Strümpfe verlegt, und als sie ihn endlich fand zwischen dem Strohsack und der Bettstelle, sah sie zu ihrem Schrecken, daß sie ihr besseres Schmutztuch nicht

hatte und dieses war nirgends zu finden. Sie hätte fast Lust gehabt, dem Bauer zu trosten und nicht zur Kirche zu gehen; allein die Andere, mit der sie zufällig heute einzig war, warnte sie und versprach, ihr das ihre zu leisten, wenn etwa Noth an Mann kommen sollte, da man in der Kirche nicht wohl weder in die Finger noch in das Gürtelch die Nase stecken darf.

Die Bäuerin war schon lange fertig, hatte ihrem Johannes „*Wohli Gott!*“ gesagt und „*mach's mit z'ruck!*“ dem Annebäbel befohlen, nicht zu viel Holz anzulegen, das Fleisch sei von einer jungen Kuh, und der Pfarrer made zuweilen wohl lang, besonders wenn zu taufen sei; und stand mit zweien Kindern, von denen das eine, ein Bub, das Palmentuch trug, vor dem Hause, und immer waren die Mäde noch nicht da: der Eine wollte sich das Vorderchen nicht recht schütten, und die Andere rieb noch an einem Schub, der halt nicht glänzender werden wollte, als es seine Art war. „*Meieli (Mareli),*“ sagte die Bäuerin, „*geh und sage ihnen, ich gebe voran, und sie sollen nachkommen und machen, daß sie in der Kirche seien, ehe es verlautet habe, und nicht so hintendrin in die Kirche schießen wie aus einer Büchse.*“ Und sie wandelte stattdessen voraus, den hübschen Buben an der einen Hand, das hübsche Mädchen an der andern; in des Buben Karpe eine Kelle, um dessen Hals ein rothseidendes Halsstuch; das Mädchen unter einem schönen gelben Schwefelbüchsen ein schönes Sträußchen im Korset, während an der Mutter stattdessen Brustlag ein schöner Rosmarinstengel sich wiegte und in ihrem Gesichte wohl erlaubte Mutterfreude. Eine Viertelstunde nachher schossen der gleichen Weg zwei Mädchen mit Gesichtern wie angelarvete Krebse. Köstlich stand das Größere still und fragte: „*Höst du das Salzstück?*“ — „*Nein,*“ sagte das Andere, „*ich habe gedacht, du hättest es.*“ — „*Das verfluchte Salzstück!*“ sagte das Erste, „*ich wollte, der Meister müßte es umgewaschen freßen.*“ Du mußt gehn und es holen. Aber lauf, was du magst, sonst balget die Meisterfrau, wenn wir so hinten drein kommen.“ Es ging hier auch, wie allenthalben in der Welt, die Meisterjungfrau, wie man die erste Magd zu nehmen pflegt, da die Titel Köchin, Kammerjungfer in ein Bauernhaus nicht paßen, hatte es vergessen, die untergebene Magd mußte die Nähe haben, es zu holen, und das ist eben in der ganzen Welt so: wenn der Obere etwas Dummes macht, so soll der Untergebene daran schuld sein, oder wenigstens es wieder gut machen.

Unterdessen war der Meister mit barten fertig geworden, hatte im Stalle sich umgesehen, stand auf der breiten Terrasse unter dem Dache, das rund um die schönen Bauernhäuser steht, eine Pfeife stöpselnd und Sinns, auf das Büßli vor dem Stalle sich zu setzen und hier dem Uli, der noch im Stall war, an's Herz zu greifen,

Während er so da stand und stießte und über das Kapitel sann, sah er ein sogenanntes Gernerwägelchen von der Straße ablenken, ein stattlich Roß davor mit schön beschlagenem Geschirr, Reute darauf, große und kleine. Bald erkannte er seine Schwester, die mit seinem Schwager kam und drei Kindern, eines noch an der Brust der Mutter. Mit herzlichem Gethwile trat er ihnen entgegen, konnte sich aber nicht enthalten, zu denken, es sei doch ein Unglück, daß seine Frau heute hätte zur Kirche gehen müssen. Nachdem mit Mühe das Weib den schweren Weg vom hohen Wägelchen auf den Boden gefunden, die Kinder ebenfalls, wurde gefragt: wo er seine Alte habe? Es sei Alles zur Kirche, sagte er, aber sie sollten nur hinein kommen, sie würden bald wieder da sein. Er führte sie zum Hause, doch brachte es der Schwager nicht über's Herz, dem Uli, der das Roß abgenommen hatte, nicht in den Stall nachzugehen, zu sehen, wo er das Roß hinsetzte, wie er es abschirre und anbinde, und zu hören, wie Uli es rühme. Das Letztere that Uli auch. Es war ihm offenbar ein Stein vom Herzen gefallen, denn er hatte des Meisters Absicht wohl gemerkt, und daß diese jetzt vereitelt war, machte ihn freundlicher, als er die ganze Woche gewesen. Drinnen hatte der Bauer seinem Annebäbel befohlen, einen Kaffee zu machen. Er selbst ging in den Keller, nahm die Sahne ab, hieb Käse ab und brachte Alles nebst einem tüchtigen Laib Brod herauf und stellte es dem Mädchen zur Verfügung, welches sich gar emsig rührte und für ein ganzes Königlich diese Gelegenheit, der Mutter und der Patkin zu zeigen, was es schon verrichten könne, nicht gegeben hätte. Bald war in der That die Sache fertig und die Tante ermangelte nicht, das Annebäbel zu rühmen, wie rasch und emsig es sei und wie guten Kaffee es gemacht habe. Einmal ihr Visabehli wäre das nicht im Stande gewesen, und sei doch 27 Wochen älter. „*Trini,*“ sagte der Bauer, als das Frühstück eingenommen war, zu seiner Schwester, „*die Predigt ist aber lange nicht aus und du thätest mir einen Gefallen, wenn du köcheln (Kuchen in einer Pfanne bereiten)*“ wolltest. Meine Alte wird froh sein, wenn sie heim kommt und das gemacht ist. Es ist Butter im Keller, ich will sie dir hinauf holen.“ „*Nein, Johannes, das thue ich nicht,*“ sagte Trini. „*Es ist gar nicht nöthig zu köcheln und dann köchle ich nicht in einer fremden Pfanne und mit fremder Butter. Ich hätte es auch nicht gern, wenn mir Jemand über meine Butterkübel ginge.*“ „*Du magst mehr Komplimente, als unsere Frau Pfarrerin,*“ sagte Johannes. „*Warum, was hat denn die gemacht?*“ fragte Trini. „*Der Herr Pfarrer und seine Frau sind lebsthin hier gewesen, und da war meine Alte auch nicht dabei.* Sie geht manchmal so lange nicht von Haus, aber allemal, wenn sie fort ist, dünkt mich, komme Je-

mand. Da habe ich ihnen gesagt, es sei mir gar leid, meine Alte sei nicht daheim, sonst hätte die Kücheln müssen. Ich wisse wohl, Kücheln (in einer Pfanne bereitete Kuchen) seien den Herrenleuten etwas Rares. O, sie wolle schon kühlen, sagte des Pfarrers Frau, ich solle ihr nur Butter geben, das Mehl wolle sie schon finden. Und ist sie nicht gegangen und hat geküchelt, daß man es im ganzen Dorfe gerochen hat, und hat noch geglaubt, was sie verrichte. Wohl, da hat meine Alte Etwas gesagt, als sie heimgekommen ist. So unverschämmt, meinte sie, sei sie doch nie gewesen, wenn sie schon nie im Welschland gewesen sei.“ Während Trini lachte, ging der Bauer hinaus und sagte Annebäbeli: es müsse noch mehr Fleisch in den Haken und ein stattlicher Schinken und dann solle es der Mutter Alles zurecht machen zum Kühlen. Annebäbeli wäre im Zuge gewesen und hätte gerne selbst geküchelt, um zu zeigen, daß es das auch könne, und wer weiß, was Annebäbeli noch unternommen hätte, wenn nicht glücklicherweise die Mutter dazwischen gekommen wäre. Sie kam im Schwitz ihres Angeichts. Sie hatte von Weitem das Bäckchen vor dem Hause stehen sehen, und sofort stand vor ihren Augen Alles, was sie noch zu thun hatte, um am Mittagessen mit Ehren theilhaben zu können. Das trieb zur Eile und unterwegs dachte sie immer: wenn sie nur daran gedacht haben, noch mehr Fleisch über zu thun; wenn ich jetzt schon wollte, so wird es nicht mehr gahr; aber das kommt meinem Mann nicht in Sinn und Annebäbeli ist einmal noch ein Kind. Und ehe sie in die Stube kam, sah sie noch über die Hüfen, und als sie das hinzugekommene Fleisch und den Schinken sah, war sie ganz verwundert und sagte: das hätte sie nicht geglaubt, daß das Jemand einfiele. Als drinnen schon gegrüßt worden war, sagte Trini: „Was hättest du gesagt, Eisi, wenn ich es gemacht hätte, wie eure Frau Pfarrerin, und die über die Butterkübel gerathen wäre? Der Johannes hat mich wollen dahinter schicken.“ „Ja das war mir ganz recht gewesen,“ sagte Eisi, „wärest du nur dahinter gegangen.“ Aber im Herzen dachte Eisi doch, es sei besser, Trini habe das nicht gemacht; es hätte saure Augen gegeben und der Johannes sei nie und da noch immer so dumm, wie wo es ihn geheiratet, das Mannsvolk sei nie zu belehren. Mit Schwißen und Essen und Brinnen über die Mäde, welche mit ihrem Salzstücken gar nicht heimkommen wollten, ging der Mittag vorüber; der Nachmittag wurde mit Anderem zugebracht. Die Kinder handelten mit Kaninchen. Des Johannes Huhn verkaufte dem andern eine aschgraue Mähre um 3 Batzen. Als derselbe ein schönes ledernes Säckel hervorzog und die 3 Batzen hervorbleiben wollte mit fröhlichem Herzen (denn er hatte einen ganzen Batzen abgemarktet und glaubte einen sehr

guten Kauf gemacht zu haben), sah es Eisi und fuhr dazwischen und wollte es absolut nicht thun, daß er die aschgraue Mähre bezahle: sie hätten ja deren Kaninchen mehr als genug, sie hätten des Jahres Zunge, es wisse kein Mensch, wie oft, und er solle sich ja nicht unterstehen und einen Kreuzer abnehmen, das hätte gar keine Art. Das Büßli, das aufrichtig und ehrlich gehandelt hätte und von Kaninchen schonen Nichts wußte (denn es hatte den Vater auch nie Kühe und Pferde versehenen sehen, sondern verkauft), machte ein sehr verflüßtes Gesicht und das Weinen war ihm nahe. Trini nahm des Batzen Partie, wollte es lange nicht thun und sagte, gehandelt sei gehandelt und es wäre unverschämmt, wenn sein Bub das Kaninchen umsonst nehmen würde. Als aber Eisi standhaft blieb (ging es doch nicht über seine Kasse aus), gab endlich Trini nach unter dem Beding, wenn sie ihm versprechen wollten, bald zu ihnen zu kommen, so könne ihr Bub die aschgraue Mähre nehmen, er müsse aber dann dem Johannesli einen aschgrauen Bod geben, ein langhaariges Kaninchen, sie hätten deren Bode zwei, die plagten einander nur. Als das Johannesli hörte, vergaß er das Weinen, und der aschgraue Bod kam ihm so lange im Traume vor, bis er ihn wirklich in Händen hatte. Auf dem Wege aus dem Garten nach den Pflanzplätzen waren Trini und Eisi zufällig zu diesem Handel gekommen. Eisi machte diesen Spaziergang diesmal nicht ganz so freudig, wie sonst. Die Erbsen waren hinter dem Flachs gewesen und der Hauf war etwas unaleich gewachsen. Trini rühmte aber Alles gar sehr, während Eisi es ausmachte; Trini dachte freilich bei sich, während es rühmte, zur Zeit, wo es daheim gewesen wäre, hätten sie viel schönere Sachen gehabt, als jetzt, und Kohlkräuter, wie es sie daheim habe, seien hier auch keine. Als es den Flachs sah, dachte es bei sich: Gottlob! der ist noch viel schlechter als der meine. Indessen sagte es dieses nicht, sondern: es sei gar schade, daß die Erbsen so viel geschändet hätten; es wäre sonst der schönste Flachs, welchen es in diesem Jahre noch gesehen; der seine sei viel schlechter. Aber Eisi sagte, das würde kaum möglich sein. Gar schöne gelbe Rüben bewegten Trini etwas zum Weid und es rühmte dieselben besonders und sagte: bei ihnen herum hätte es nie solche gegeben, und wenn es von dieser Art Samen bekommen könnte, so wollte es dafür zahlen, so viel man wollte; aber es wüßte nirgends welchen zu bekommen. Eisi mußte sagen, es wolle ihm schon geben, der Nichts kosten solle. Trini sagte, es wolle gerne zahlen; aber Eisi sagte: was es doch denke! Bei sich dachte es: es werde es Niemand merken, wenn es schon andern Samen drein mische. Endlich ließ sich Trini bewegen, dem Bezahlen abzustehen; dagegen versprach es, es wolle, wenn sie zu ihnen kämen, Eisi Bohnen geben, wie es sicher auch

noch nie gehabt. Die Hülsen würden über einen halben Schuh lang, seien breit wie ein Daumen und doch so zart, daß sie einem im Maul ganz vergingen wie Zucker. Eisi dankte gar schön, dachte aber bei sich: da werde wohl Etwas abzumarkten sein; es könnte nicht begreifen, wie Trini zu Bohnen käme, von denen es noch Nichts gehört.

Unterdessen war Johannes mit dem Schwager im Stall gewesen und hatte ihm alle Herrlichkeit gezeigt. Es war mehr als ein Pferd heraus genommen worden, und Johannes hatte gesagt, er hätte so und so viel lösen können, aber er gebe es nicht, es müsse ihm wenigstens Louisdor mehr gelten. Dann war der Schwager ringsum gegangen, hatte es billig gerühmt, sich aber nicht enthalten können, so mit einigen Winken zu versetzen zu geben, daß er auch Augen im Kopfe habe. Etwas mehr Leib würde ihm nichts schaden, sagte er; wenn das Reiden etwas kleiner wäre, so würde es ihm wohl anstehen; und wenn es die Ohren etwas näher bei einander hätte, so glaube er, er würde lösen, was er fordern dürfte. Von da waren sie zu den Kühen gekommen. Johannes erzählte, wie lange jede trage und wie viel Milch jede gebe, und was die und jene ihn gelostet und wie besonders glücklich mit dieser und jener er gewesen. Unterdessen waren des Schwagers Blide durch eine schöne junge schwarze Kuh gefesselt worden. Von dieser zog er, wie im Vorbeigehen, die genaueste Erkundigung ein und fragte endlich um den Preis derselben. Johannes sagte, sie sei ihm eigentlich gar nicht feil, und wenn ihm nicht so und so viel geboten würde, so gebe er sie nicht fort. Der Schwager sagte, das sei viel zu viel. Es sei wohl ein braves Kind, aber er hätte noch viel mächtigere gesehen; es sei wohl schwer im Kopf und habe kein schönes viereckiges Guter, aber es krieger das Kalb zu gar gelegener Zeit, denn zur selben Zeit müsse er bei zwei Kühen das Melken lassen, und da müsse er etwas Frisches einstellen, das Milch gebe, sonst gebe es Lärm im Hause. Sie markteten lange mit einander, markteten bis an einen großen Thaler Unterschied, aber da wollte Keiner mehr nachgeben und der Handel gerietlich sich. Hingegen bestellte der Schwager das Kalb davon, wenn es ein Kuskalb sein sollte, und Johannes versprach, das sollte er nicht zu theuer haben, sondern ungefähr so, wie es Kauf und Kauf sei.

So war der Nachmittag vergangen und Trini suchte den Mann, um ihn an die Abreise zu mahnen. Man redete ein, wie früh es sei, und sie sollten noch in die Stube kommen. Als Eisi immer nöthlicher presirte, verstand man sich dazu. Drinnen stand wieder die prächtige Kaffeekanne, eine mächtige Butterballe, Käse, schönes weißes Brod, Honigkuchen, Reichthum, Käse, Schinken und süßer Wein. Trini schlug fast die Hände über dem Kopf zusammen, und

fragte: was Eisi doch auch summe; sie hätten ja erst zu Mittag gegessen, es dünkte ihn, es sei noch voll Speise bis oben aus, und satt bis morgen Abends. Wenn sie zu ihnen kämen, so könnte es ihnen einmal nicht so aufwarten; es wußte nicht, wo es dasselbe nehmen sollte. Aber Eisi sagte, es wolle seiner nur speeten, denn das Aufwarten hätte es bei ihm gelernt; wenn man bei ihnen wäre, so käme man ja den ganzen Tag nicht vom Essen weg. Nachdem sich in der That noch hier und da ein Plätschen für ein Kuchli oder eine Butterschnitte gefunden, nachdem die Kaffeekanne der Weinflasche Platz gemacht, auch dieser trotz vielem Weigern zugesprochen und noch Gesundheit genact worden war, bestieg man das schon lange bereit stehende Wägel. Trini mußte dreimal ansehen und Johannes den Sitz auf der andern Seite halten, ehe es oben war; dann wurden die Kinder aufgepackt, aus deren Taschen noch Stüde Brod sahen, und endlich stieg der Schwager nach. Wohin der eigentlich sollte, begriff Niemand, bis er mitten in die Andern hineinklumpfte. Es war fast, als ob ein Menschenfresser da hinauf gefahren: denn hinter seiner breiten Gestalt verschwanden die Kindlein, nur hier und da streckten sich Aermchen hervor, die fast ausluben, als ob sie direkt aus seinem Bauche kämen. Als der Besuch fortgefahren war, gab es viel Begrüßmens und später wurde zu Nacht gegessen, als sonst der Brauch war. Während demselben sagte Johannes: „Mutter, du mußt uns die Katerne rüsten; ich und ich müssen diese Nacht der Kuh wachen, denn sie gibt ein Kalb, ehe es Morgen ist.“ Ali sagte, des Michels Hans hätte ihm versprochen, diese Nacht wachen zu helfen, und wenn es böß gehen sollte, so sei es immer noch früh genug, den Meister zu wecken. Der Meister aber sagte, er solle dem Hans nur ablagen, er hätte nicht gerne, wenn man fremde Knechte unnöthiger Weise und ungefragt brauche. Michel habe morgen Hans nöthig, und man erlaube es alle Tage, was ein Knecht, der nicht gelafsen habe, werth sei. Ali meinte, so könnte ja sein Dienstknecht wachen helfen. Diesmal sei er lieber von Anfang an selbst dabei, sagte der Meister. Es sei das Vorkmal böß gegangen, er möchte diesmal davor sein. Ali mußte den Meister haben.

Eine Kinderlehre während der Nacht.

Nachdem sie draußen im Stalle die Katerne aufgehängt hatten, den Pferden über Nacht gegeben, streute der Meister selbst der Kuh noch, die unruhig hin und her trappete und in ihrer Unruhe nicht liegen konnte; und sagte: es gehe wohl noch eine Stunde oder

zwei, sie wollten hinaus auf das Bänkle sitzen, und noch ein Pfeifchen rauchen, die Kuh werde sich schon künden, wenn es Zeit sei.

Es war eine lauwarme Nacht, halb dem Frühling, halb dem Sommer angehörig. Wenige Sterne glitzerten im blauen Himmelsmeer, ein helles Raubzogen, ein fernes Jähren unterbrach zu weilen die stille Nacht.

„Hast du dich nun ausbedonnen, Uli?“ fragte der Meister, als sie auf dem Bänkle vor dem Stalle saßen. „Es sei ihm noch ebenso zu Muth.“ sagte Uli, doch nicht in einem bösen Ton. „Alles annehmen, das wolle er nicht, aber zuletzt könne er es sich auch gefallen lassen, zu bleiben.“ Er hatte halt auch schon den allgemein angenommenen Grundsatz, daß man es nie zeigen dürfe, wenn Einem an etwas gelegen sei, indem sonst der Gegner Vortheil daraus ziehe. Daher die merkwürdige Ruhe und Kaltblütigkeit, die Diplomaten an Bauern bewundern mußten. Es ist aber in seiner Ausdehnung und Anwendung ein heilsamer Grundsatz, der unfähig viel Böses stiftet, unzählige Menschen auseinander bringt, sie gegenseitig als Feinde gegenüber stellt, und wiederum Kaltblütigkeit da erzeugt, wo heiliger Eifer brennen sollte, und aus der Kaltblütigkeit eine Gleichgültigkeit macht, welche jedem Freund des Guten unwillkürlich Gänsehaut den ganzen Rücken hinauflaufen läßt. Glücklicherweise war der Meister auch kaltblütig und nahm die Sache nicht so übel, sondern sagte: „Ihm sei's auch gerade so. Er hätte nichts wider Uli, aber so dabei sein wolle er auch nicht. Es nähme ihn Wunder, wer gefehlt hätte, und ob er in seinem Hause nichts mehr sagen dürfte, wenn er nicht eine ganze Woche sein gutes Wort hören und ein Gesicht sehen wolle, mit dem man ganz Amerila vergiften könnte?“ „Er könne nicht helfen,“ sagte Uli. „Sauer sein sei seine Freundlichkeit, und wenn er ein appartig Gesicht gemacht habe, so sei es nicht des Meisters wegen gewesen, er hätte über ihn nicht zu klagen und über Niemand sonst. Aber er sei halt auch ein armes Knechtsein und sollte nirgends sein und keine Freunde haben; er sollte nur auf der Welt sein, um es böß zu haben, und wenn er einmal sein Glend vergessen wolle und sich lustig machen, so käme Alles auf ihn los und suche ihn unter zu drücken. Wer ihn in's Unglück sprengen könne, der thue es. Da könne man nicht immer süß daren sein.“

„Er sollte doch sehen, daß er ihn nicht begehre in's Unglück zu sprengen, es sei ja ganz das Gegenheil,“ sagte der Meister. „Wenn ihn jemand in's Unglück sprengt, so sei er es selbst. Wenn ein Bursche sich mit schlechten Mädchen abgebe, so sei er sein eigener Unglücksstifter und Niemand anders. Er wisse wohl, es tröste sich Jeder damit, es treffe nicht ihn, sondern einen Andern; aber Einen treffe es immer, und wenn Einer auch siebenmal entvrennen sei, und

ein Anderer statt seiner in der Falle geblieben, so gebe es ihn zum Achtenmale, er solle nur darauf zählen. Aber so lang er noch nicht darin sei, läge er Alle aus und sage Allen wußt, die ihn davor warnen; und wenn er einmal darin sei, so sollen Alle daran Schuld sein und er sage wiederum Allen wußt, daß sie ihm das Unglück nicht abgewendet. Nicht wahr, Uli,“ sagte der Meister, „es ist dir diese Woche schon angst genug gewesen, es hätte dich in der Falle. Du habest wohl gesehen, wie du vor jedem Weibsbild geschohen bist und hinter allen Häuten Anne Lili gesehen hast. Deine Angst hast du dann uns und unser Vieh entsetzen lassen, nach Art so vieler Diensthofen, welche allen Korn und alles Ungerade, das ihnen über den Weg läuft, an den Meisterleuten oder an ihren Sachen, an Rüben oder Radeln auslassen. Deine Angst war in dieser Woche dein Bößhaben und an der war Niemand Schuld, als du. Du hättest es ohne die Angst so gut haben können, als wir selbst. Nein, Uli, du mußt von deinem Kumpfenleben lassen, du machst dich unglücklich, und solchen Mergel, wie diese Woche, willst ich deinetwegen nicht mehr haben.“

„Er hätte noch nichts Schlechts gemacht,“ sagte Uli. „He, das nehme ich doch Wunder,“ sagte der Meister, „ob betrunken sein etwas Braves sei, und was er mit Anne Lili getrieben habe, werde auch nicht das Sauberste gewesen sein und wohl auch im siebenten Gebot bezeichnet.“ „D, es seien noch viel schlechtere Leute, als er,“ sagte Uli, „und es gebe viele Bauern, mit denen er sich dann noch lange nicht zusammen zählen lasse.“ „Da habe er nichts darwider,“ antwortete der Meister, „aber ein schlechter Mensch mache den andern nicht gut, und wenn schon mancher Bauer ein Trunkenbold sei oder gar ein Schelm, so sei es deswegen um nichts braver, wenn Uli ein Hufel sei und noch Anderes mehr.“ „Es werde doch wohl erlaubt sein, eine Freude zu haben,“ sagte Uli, „wer möchte dabei sein, wenn man keine Freude mehr haben dürfte?“ „Aber, Uli, was ist das für eine Freude, wenn man darauf eine ganze Woche nirgends sein darf, es einem nirgends wohl ist? was ist das für eine Freude, die einen für das ganze Leben elend und unglücklich machen kann? solche Freuden sind des Teufels Lötzchen. Ja, freilich kannst du dich freuen, es darf jeder Mensch Freude haben, aber an guten und erlaubten Dingen. Das ist eben ein Zeichen, ob ein Mensch gut oder schlecht ist, je nachdem er an guten oder schlechten Dingen seine Freude hat.“ „Ja, du hast gut gesehen,“ sagte Uli, „du hast den schönsten Hof weit und breit, hast die Ställe voll schönes Vieh, den Speicher voll Sachen, eine gute Frau, von den besten eine, schöne Kinder, du kannst dich wohl freuen, du hast Sachen, woran du Freude haben kannst; wenn ich sie hätte, es käme mir auch kein Sinn an's Fudeln, und auch an Anne Lili nicht.

Aber was habe ich? Ich bin ein armes Bürcschl, habe keinen Menschen auf der Welt, der's gut mit mir meint; der Vater ist mir gestorben, die Mutter auch, und von den Schwestern sieht jede für sich. Bös haben ist mein Theil in der Welt: werde ich krank, so will mich Niemand haben, und herbe ich, so thut man mich unter, wie einen Hund, und kein Mensch pläret mir nach. O, daß man unsereinen nicht todtschlägt, wenn wir auf die Welt kommen!" Und damit fing der große, harte Uli an, gar bitterlich zu weinen. "Nist, nist, Uli," sagte der Meister, "du bist gar nicht so bös daran, wenn du es nur glauben wolltest. Loß dein wüßtes Leben sein, so kannst du noch ein Mann werden. Es hat Mander nicht mehr gehabt, als du, und hat jest Haus und Hof und Ställe voller Vieh." "Ja," sagte Uli, "solches gelbehe nicht mehr und dann müßte man mehr Glück haben dazu, als er habe." "Das ist eine dumme Rede," sagte der Meister, "wie kann Einer von Glück reden, wenn er Alles fort wirft und verthut, was ihm in die Hände kommt? Ich habe noch kein Geldstück gesehen, das nicht aus der Hand wollte, wenn man es fort gab. Aber das ist eben der Fehler, daß du den Glauben nicht hast, daß du noch ein Mann werden könntest. Du hast den Glauben, du seist arm und bleibest arm und an dir sei nichts gelegen, und darum bleibst du auch arm. Hättest du einen andern Glauben, so würde es auch anders gehen. Denn es kommt noch immer Alles auf den Glauben an." "Aber um Gotteswillen, Meister," sagte Uli, "wie sollte ich auch reich werden? Wie geringen Lohn habe ich! wie viel Kleider brauche ich! dazu habe ich noch Schulden! was hilft da sparen? Und sollte ich dann kein Freudeil haben?" "Aber um Gotteswillen," sagte der Meister, "wo soll das mit dir hin, wenn du jest schon Schulden hast, bei gesundem Leibe, und hast für Niemand zu sorgen? So mußt du einen Lump geben, und dann mag dich Niemand mehr; du verdienst immer weniger und hättest doch immer mehr nöthig. Nein, Uli, sinn' doch ein wenig nach, so kann das nicht mehr gehen. Jest ist's noch Zeit, und ich sage es dir aufrichtig, es wäre Schade um dich." "Es trägt nichts ab; was bist mir das, wenn ich schinde und mir nichts mehr gönne? Ich bringe es doch zu nichts; so ein arm Bürcschl, wie ich bin, bleibt ein arm Bürcschl," sagte Uli.

"Sieh doch, was die Kuh macht," sagte der Meister. Und da Uli mit dem Weichsel kam, sie verdecke es noch, das Kalb komme noch nicht gleich, sagte der Meister: "Ich denke mein Lebtag daran, wie unser Pfarrer uns das Dienen anzelegt hat in der Unterweisung und wie er die Sache so deutlich gemacht hat; man hat ihm müssen glauben, und es ist Mander glücklich geworden, der ihm geglaubt hat. Er hat gesagt: Alle Menschen empfangen von Gott zwei große Kapitale, die man zinsbar zu machen habe,

nämlich Kräfte und Zeit. Durch gute Anwendung derselben müssen wir das zeitliche und ewige Leben gewinnen. Nun hätte Mander nichts, wovon er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könnte; er verleihe daher seine Kräfte, seine Zeit Jemanden, der zu viel Arbeit, aber zu wenig Zeit und Kräfte habe, um einen bestimmten Lohn; das heiße dienen. Nun sei das eine gar unglückliche Sache, daß die meisten Diensthuten dieses Dienen als ein Unglück betrachteten und ihre Meisterleute als ihre Feinde oder wenigstens als ihre Unterdrücker; daß sie es als einen Vortheil betrachteten, im Dienst so wenig als möglich zu machen, so viel Zeit als möglich verflappern, verkaufen, verschlafen zu können; daß sie untreu würden, denn sie entzogen auf diese Weise dem Meister das, was sie verließen, verkauft hätten, die Zeit. Wie aber jede Untreue sich selbst strafe, so führe auch diese Untreue gar fürchterliche Folgen mit sich, denn, so wie man untreu sei gegen seinen Meister, sei man auch untreu an sich. Es gebe jede Ausübung unvermerkt eine Gewohnheit, welcher man nicht mehr los werde. Wenn so ein Dienstmädchen oder ein Knechtlein Jahre lang so wenig als möglich gethan, so langsam als möglich an einer Sache gemacht, allemal gebrummt hätte, wenn man ihm Etwas zugemutet, entweder auf und davon gemacht hätte, unbefürmert, wie es komme, oder darob geklappert, daß ihm das Gras unter den Füßen gewachsen sei, zu nichts Sorge getragen, so viel als möglich umhü gebraucht, wie Angst gehabt, sondern für Alles gleichgültig gewesen sei, so gebe das erstlich eine Gewohnheit, und die könne es später nicht mehr ablegen. Zu allen Meistern bringe es diese Gewohnheit mit und wenn es am Ende für sich selbst sei, sich verheirate, merksie diese Gewohnheiten, diese Trägheit, Schläfrigkeit, Meisterlosigkeit, Unzufriedenheit haben, als es selbst? Es müsse sie tragen und alle ihre Folgen, Noth und Jammer bis in's Grab, durch das Grab, bis vor Gottes Richterstuhl. Man solle doch nur sehen, wie viele Tausend Menschen den Menschen zur Last seien und Gott zum Aergerniß und sich als widerwärtige Geschöpfe herumgierpten, den Denkenden als sichtbare Zeugnisse, wie die Untreue sich selbst strafe. Aber so wie man durch sein Thun sich inwendig eine Gewohnheit bereite, so mache man sich auswendig einen Namen. An diesem Namen, an dem Ruf, der Geltung unter den Menschen, arbeite ein Jeder von Kindesbeinen an bis zum Grabe, jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu diesem Namen bei. Dieser Name öffnet oder verschert uns Herzen, macht uns werth oder unwerth, geliebt oder verstoßen. Wie gering ein Mensch sein mag, so hat er doch einen Namen, auch ihr betrachtet die Augen seiner Mitmenschen und urtheilen, was er ihnen werth sei. So macht auch jedes Mägdlein an seinem Namen unwürdlich, und

nach diesem Namen kriegen sie Lohn, dieser Name bricht ihnen Bahn oder verschließt sie ihnen. Da kann Eins lange reden und über frühere Meisterleute schimpfen, es macht damit seinen Namen nicht gut, sein Thun hat ihn längst gemacht. Ein solcher Name werde Stunden weit bekannt, man könne nicht begreifen, wie. Es sei eine wunderbare Sache um diesen Namen, und doch beachteten ihn die Menschen viel zu wenig und namentlich die, welchen er das zweite Gut sei, mit dem sie, verbunden mit der inwendigen Gewohnheit, ein drittes, ein gutes Auskommen in der Welt, Vermögen, ein viertes, den Himmel und seine Schätze, erwerben sollten. Er frage nun: wie ein elender Tropf Einer sei, wenn er schlechte Gewohnheiten habe, einen schlechten Namen und um Himmel und Erde komme!

„Daher soll,“ sagte der Meister, habe der Pfarrer gesagt, „Zeder, der in Dienst tritt, den Dienst nicht betrachten als eine Sklavenzzeit, den Meister als den Feind, sondern als eine Lehrzeit und den Meister als eine Wohlthat Gottes: denn was sollten die Armen, d. h. die, welche nur Zeit und Kräfte, also doch eigentlich viel hätten, anfangen, wenn ihnen Niemand Arbeit und Lohn zu geben hätte? Sie sollen die Dienstzeit betrachten als eine Gelegenheit, sich an Arbeit und Emsigkeit zu gewöhnen und sich einen recht guten Namen zu machen unter den Menschen. In dem Maße, als sie dem Meister treu sind, sind sie es auch an ihnen, und wie der Meister an ihnen gewinnt, gewinnen sie selbst auch. Sie sollen ja nie meinen, nur der Meister ziehe Nutzen aus ihrem Fleiße; sie gewinnen wenigstens eben so viel dabei. Können sie auch zu einem schlechten Meister, sie sollten ja nie meinen, ihn zu strafen durch schlechte Aufführung; sie thäten damit nur sich selbst ein Leid an und schaden sich innerlich und äußerlich. Wenn nun so ein Diensthote immer besser arbeite, immer treuer und geschickter sei, so sei das sein Eigenthum und das könne Niemand von ihm nehmen, und dazu besäße er einen guten Namen, die Leute hätten ihn gerne, vertrauten ihm viel an und die Welt stehe ihm offen. Er möchte vornehmen, was er wollte, so fände er gute Leute, die ihm hülfsen, weil sein guter Name der beste Bürgen für ihn sei. Man solle doch nur achten, welche Diensthoten man rühme: die treuen oder die untrennen? solle sich achten, welche unter ihnen zu Eigenthum und Ansehen kämen. Dann hat der Pfarrer noch ein Drittes gesagt und das geht dich besonders an. Er hat gesagt, der Mensch wolle Freude haben und müsse Freude haben, besonders in der Jugendzeit. Hasse nun ein Diensthote seinen Dienst und sei ihm die Arbeit zuwider, so müsse er eine besondere Freude suchen. Er fange daher an zu laufen, zu hodeln, mit schlechten Sachen sich abzugeben und habe daran seine Freude und ohne daran Tag und Nacht. Sei aber einem Knecht

oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß sie Etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß sie Etwas werden könnten, so liebten sie die Arbeit, hätten Freude daran, Etwas zu lernen, Etwas recht zu machen, Freude, wenn ihnen Etwas gelinge, wachse, das sie gefäet, seit werde, was sie gestütert; sie sagten nie, was frage ich denn nach, was geht mich das an? ich habe so nichts davon. Ja, sie hätten eine eigentliche Lust daran, etwas Ungeübtes zu verrichten, etwas Schweres zu unternehmen; dadurch wüßten ihre Kräfte am besten, dadurch machten sie sich den besten Namen. So haben sie auch Freude an des Meisters Sache, seinen Pferden, seinen Kühen, seinem Korn, seinem Gras, als ob es ihnen gehöre. Woran man Freude hat, daran sinnet man auch; wo man den Schatz hat, da hat man auch das Herz, sagte der Pfarrer. Hat nun der Knecht seinen Dienst im Kopf, erfüllt ihn der Trieb, so ein vor Gott und Menschen recht tüchtiger Mensch zu werden, so hat der Teufel wenig Macht über ihn, kann ihm nicht böse Sachen eingeben, wisse Sachen, an die er Tag und Nacht denkt, so daß er keinen Sinn für seine Arbeit hat, und die ihn noch von einem Pfarrer zum andern ziehen und innerlich und äußerlich verderben. Das hat der Pfarrer gesagt, sagte der Meister, es ist mir, als ob es noch heute wäre, als er uns das sagte, und ich habe schon hundertmal gesehen, daß er Recht hatte. Ich habe gedacht, ich wolle es dir sagen, es paßt gerade auf dich. Und wenn du nur glauben wollest, so könntest du einen von den bravsten Menschen abgeben und es einst haben, wie du mir wollest.“

Ans:

„Uli der Pächter.“

Uli erlebt ein Abenteuer.

Uli zählte seine Kühe, maß sein Hen und musterte seine Pferde, überfah sein Stroh und was sonst in Speicher und Keller, Ökonomie und Kammern war, hielt Kriegsrath mit Brenesi und entwarf mit ihr Operationspläne. Da der Wirth wie Geld hatte, sein Papier einzulösen, die Düngungsmittel fehlten, das Futter knapp gemessen war, weil das zweite Gras, Grummet, ganz oder doch ziemlich gezeßelt, so ward angemessen gefunden, den Viehstand zu beschränken, Schafe und Kühe, welche eben nicht besondere Nahrung gaben, zu veräußern. Uli that es ungern; er hatte auserlesenes Vieh in Ställe, wußte wohl, daß zu wenig Vieh dem Hof schade und was die Leute dazu sagen würden. Indessen muß man sich eben nach der Noth strecken und dem Hofe glaubte er so wohl gethan zu haben, daß der sehr um eines bösen Rathes willen ihm auch dankbar sein könne. Landmann und Land müssen gegenseitig sich aushelfen, und ist der Landmann treu, läßt das Land sich nie beschämen, läßt seinen Meister nie im Stich. Indessen schenkte Uli sich doch, trotz seines guten Rechtes, mit seiner Waare auf einer benachbarten Markt zu fahren. Er dachte, die lieben Nachbarn würden allenthalben sagen: „Nimmt den recht, der bedarf Geld, er muß verkaufen. Waren wir Pächter, wir wollten den das Verkaufen vertreiben! Wenn Alles fort und das Geld vertban ist, dann hat dieser das Nachsehen.“ Auch fürchtete er das Mannli anzutreffen und übles Nachreden. Er wählte sich daher einen entfernten Markt aus, nahm zwei junge schöne Kühe, welche aber eben nicht viel Milch gaben, und fuhr mit ihnen nach eingebrochener Nacht fort. Er ließ

sie troppen nach Bequemlichkeit, friedlich zettelten sie ihm nach. Der Mond stand im ersten Viertel, nach Mitternacht ward es finstler.

So konnte er seinen Kühen alle Ruhe lassen und war doch am Morgen früh auf dem Wege, selbst wenn er sie einige Stunden in einem Wirthshause fütterte und ruhen ließ. Ganz einsam war es auf der Straße, und mit aller Ruhe konnte Uli seinen Gedanken Gehör geben. Diesmal waren sie willig, doch ohne Bitterkeit. Er dachte über Joggeli nach und seine Stellung zu ihm. Der Mann schitterte (nahm sehr ab), Sohn und Tochtermann waren häufig bei ihm, was Uli sehr verdächtig vorkam. Joggeli wollte Uli wegen Vergütung beim Hagelschaden oder Zinsnachlag kein bestimmtes Wort geben. „Das werde sich schon machen,“ sagte er, „sieh nur gut zum Hof und laß mir ihn nicht ermägen. Ja, so ven sich aus Dünger kaufen, wenn man auch Brod kaufen muß, ist für einen armen Pächter eine strenge Sache.“ Allmählig ging der Mond zur Kette, schien zu wachsen, ehe er versank. Er glück einem mitterlichen Auge, welches noch einmal, ehe es sich schließt, mit besonderer Innigkeit über die Kinder strahlt, welche weinend um sie her stehen, oder einer väterlichen Seele, welche im letzten Augenblicke noch mit erhöhter Weisheit über die Kinder leuchtet. Wenn vor dem einsamen Wanderer Gestirne untergehen und verschwinden, wird er selten einer gewissen Behnuth ganz fern bleiben, es müßte denn sein Gefühl versteinert, oder seine Gedanken anderswo gefangen sein. So wie beim Untergang der Sonne der Thau fällt auf die Erde, so kommt es über das Gemüth des Menschen. So wanderte Uli auch, achtete sich nicht der zunehmenden Finsterniß, es war ihm als sei er allein auf der Welt. Plötzlich schlug tief und wild dicht neben ihm ein Hund an. Uli erschrak, daß alle Glieder bebten, die Kühe nicht minder, sprangen auseinander. Die Bewegung reizte den Hund zu wilderem Bellen und Nachspringen. Da piß es grell und nah, daß Uli wieder zusammenfuhr, der Hund aber still ward, Bellen und Springen einstellte. Uli sagte seinen Stoß fester, er sah in der Dunkelheit, daß ein Fußweg in die Straße sich mündete, und auf demselben kam eine große Gestalt auf ihn zu. Es war Uli unheimlich, denn er wußte wohl, daß an Markttagen Nachts hier und da Einer auf der Lauer sitze, um einem reisenden Händler seine Geldbörse abzunehmen, und daß es wohl geschehe, daß man sich dabei vergreife und Einen erschlage, der seine Geldbörse habe. Jedenfalls wären seine Kühe immerhin ein schöner Fang gewesen, wenn auch ein gefährlicher. „Habe nicht Angst,“ sagte eine tiefe, harte Stimme, „es thut dir Niemand was. Aber was thust du auf der Straße so spät?“ Uli gab Bericht. Der Mann gesellte sich zu ihm, ein Wort gab das andere. Es ward schon bemerkt, wie offen ein bäuerlicher Wanderer sehr oft

gegen den wildfremdesten Menschen auf der Straße ist, und ihm Dinge erzählt, welche er daheim nicht vor den Mund lassen würde. Es kommt ein Bedürfnis zu reden die Leute an, dessen man daheim nie durchaus nicht für fähig gehalten hätte. So auf der Straße lassen die reichsten biographischen Studien sich machen. So erzählt, sobald er seine Kühe wieder hinter sich hatte, und die friedfertige Weise seines Begleiters sah, Uli, woher er komme, warum er verkaufen müsse und so weit zu Märkte fahre, damit es nicht heiße, er greife auf dem letzten Lochlein. Als Uli sagte, was für Kühe er habe, und wie lange sie trüchsig seien u. s. w., meinte sein Begleiter: „Du mußt zwei Monate länger angeben, das merkt Niemand und sagt dir manchen Thaler in die Tasche.“ „Das mache er nie mehr“ sagte Uli, „um keinen Kreuzer wolle er mehr betrügen.“ „Du bist ein rarer Vogel“, antwortete der Mann. „Wie kommst du vorwärts, wenn du so ehrlich sein willst?“ Nun leerte Uli sein Herz und erzählte, wie es ihm ergangen mit dem Mannli und dem Hagehuetter, und wie er begriffen, daß Uebervorteilen nichts helte, weil Golt es Einem hundertmal eintreiben könne. Gehe er mit der Ehrlichkeit zu Grunde, was er übrigens nicht hoffe, da er die Sache verstehe und sich selten verfabre, und das Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten“, nicht umsonst sein werde, so habe er doch den Trost, er sei nicht selbst schuld, und die Leute thäten am Ende doch sagen: „Es ist schade um den, er kann uns fast erbarmen, daneben war er ein braver Burche.“ Gehe er aber als Schelm zu Grunde, so müsse er denken, er habe es verdient, und die Leute würden sagen: „Dem geschieht recht. Da kann man wieder sehen, was betrügen hilft.“ Aber was sagt dann deine Frau dazu, wenn du so fahre willst?“ fragte der Mann. „D, der ist es ganz recht“, antwortete Uli, und erzählte, wie sie eine sei, so eine adelige, daß man meine, sie sei eine Bauerntochter gewesen aus dem vornehmsten Hause, und doch so thätig, rühre Alles an, und wie er längst ein armer Mann wäre, wenn er die nicht hätte. Wie sie sich in Alles schide und ihn tröste, wenn sie sich doch eigentlich am meisten zu beklagen hätte. „Aber das hat sie von der Base selig, die hat sie erzogen und bis auf die letzte Stunde lieber gehabt als die eigenen Kinder, und gerathen und geholfen, es hätte ein Engel es nicht besser können. Es war mir manchmal zuwider und ich ärgerte mich, daß die Weiber immer ihre Köpfe zusammenstreckten, bildete mir ein, sie wüßten einander auf. Man erkennt gar oft erst, was ein Mensch war, wenn er im Grabe ist.“ „Also die Bäuerin in der Glungge ist gestorben?“ fragte der Mann, „ich hörte nichts davon. He nun, einmal muß es sein, und gewöhnlich geht es Niemandem übel und denen wohl, die sterben können.“ Nun erzählte Uli, wann sie gestorben, wie Vielen es übel gegangen, und namentlich ihrem

Manne, für den sie immer gesorgt wie eine Mutter, wie wußt er auch gegen sie gewesen sei. Sie sei schon lange nicht recht gesund gewesen, aber daß das Sterben so nahe sei, daran habe sie kaum gedacht. In der Nacht habe man seine Frau geholt, da hätte sie schon nicht mehr reden können. Sie hätte noch gern was gesagt, es sei Allen himmelangst dabei geworden, man habe nicht gewußt, wolle sie Hand oder Hals sagen, und auch aus dem Denken habe man nicht kommen können, so daß sie gestorben sei, ohne daß man begriffen, was sie gewollt. Das habe seiner Frau grausam weh gethan. Er wolle nicht einmal davon reden, wie übel es ihnen gegangen, da die Base selig dafür gesorgt, daß Alles in Ordnung bleibe, jetzt wisse man von heute auf morgen nicht, was geschehen könnte, sie ließen alle Augenblicke Gefahr, aus dem Hof vertrieben zu werden. Sein Begleiter fragte Dies und Jenes und theilte gab Uli Bericht, und zwei Stunden oder mehr waren dahin, ehe er sich's versah. Endlich fragte er, wie hoch er die Kühe im Preise habe? „Hundert und dreißig Thaler wären sie unter Brüdern werth“, sagte Uli. „Ob ich es lösen werde, weiß ich nicht. Aber da es nicht anders geht, kann ich auf einige Thaler nicht sehen, heimföhren thäte ich sie sehr ungern.“ „Weißt was?“ sagte der Mann, „ich habe einen Nachbar, der Kühe kaufen will, und nicht nöthig hat, auf ein paar Thaler zu sehen, wenn er nur recht versorgt ist, das ist Alles, was er will. In nun Alles, wie du gesagt, und ich will es dir glauben, so find das gerade Kühe für ihn. Ich gebe bald da ab, und will es ihm sagen. Fordere dann aber herzhast hundertvierzig Thaler, er zahlt sie mir zwar noch gern.“ „Ja“, sagte Uli, „wäre wohl gut so, aber wie machen, daß wir zusammen kommen? Es gibt heute dort so viele Leute, und ich bin gar nicht bekannt.“ „Weißt was“, sagte der Mann, „stelle dort beim „Wilde den Mann“ ein, er ist gleich, wenn du zum Thore hineinkommst, links. Sage weiter Niemandem was, ist ruhig deine Suppe in der Gaststube, bis die Jemand nachfragt, dem Mann mit den zwei Kühen. Längstens bis um acht Uhr soll er dort sein. Kommt er bis um diese Zeit nicht, so fahre auf den Markt, es ist noch früh genug, Kühe wie diese verkaufen sich immer.“ Uli dankte und fragte, ob er nicht auch auf den Markt käme? „Wieder der Handel richtig, so gebe er ihm gern ein schönes Schmanzgeld oder zahle ihm das Mittagsessen und eine gute Halbe.“ „Bin kein Jude“, sagte der Andere, „indessen habe Dank für den guten Willen. Möglich ist's, daß wir einander sonst noch antreffen.“ „Wo?“ fragte Uli. „Wollen ja sehen“, antwortete der Mann, schwankte rechts um, und verschwunden war er im dichten Samenbusch. Der Mann gab Uli viel zu denken. Es dünkte ihn, es sei an ihm etwas Belantes, aber er wußte nicht was. Die Jüge konnte er nicht sehen, denn

diese zu erkennen, war es zu dunkel. Der Mann war ihm überhaupt ein Räthsel, er war sehr geneigt, ihn für einen Räuberhauptmann zu halten, welche ja eben so erscheinen und verschwinden, Gutes und Böses thun nach ihren Launen. Er wurde misstrauisch und spintfirt, was wohl hinter dem Vorschlag, beim wilden Mann einzufahren, stecken möge? Vielleicht, daß dort der Wirth mit dem Unbekannten im Bunde sei, und während er Suppe esse, die Kühe aus dem Stalle fressen lasse. Er hatte gute Lust, den wilden Mann zu lassen und direkt auf den Markt zu fahren. Die Kühe hatte er wohl geistelt und die Stride gut um die Hand gewickelt. Er konnte nicht klug werden aus der ganzen Sache, und namentlich daraus nicht, daß er des Mannes Nachbar zehn Thaler mehr abfordern sollte und der Mann doch keinen Vortheil wolle, weder Schmans noch Mittagessen. Solche Uneigennützigkeit wird sonst sehr selten gefunden in Israel. Er konnte bloß denken, der Mann hasse seinen Nachbar und möge ihm es wohl gönnen, wenn er zehn Thaler mehr zahlen müsse als ein Anderer, wenn nämlich überhaupt an der Geschichte mit dem Nachbar was Wahres sei.

Der im Reden so offenerzige Uli wurde, als es zum Handeln ging, plötzlich misstrauisch, wozu die so selten vorkommende Uneigennützigkeit des Mannes nicht wenig beitrug. Es ist wirklich eigen, daß man bei gewissen Klassen von Menschen sich mit nichts mehr verdächtigt als mit Uneigennützigkeit. Wer ungestraft gemeinnützig oder uneigennützig sein will, muß wenigstens, wer es über sich bringen kann, der Person oder der Gemeinde, welcher er Gutes thut, weder den Vorzug streichen, sagen, ihr und keiner andern thäte er das, denn sie sei eine, wie keine mehr gefunden werde zwischen Himmel und Erde. Das ist aber dann auch ein gültiger Grund, der zwischen Himmel und Erde allenthalben begriffen und wie und da selbst dantbar seinbabe anerkannt wird. Die Nacht verschwand allmählich, es zeigten sich Schweinehändler, ja Menschen auf den Straßen. Da man auf Marktwegen Gespräche beginnen darf, wenn man sich schon nicht gegenseitig vorgefelt ist, so war Uli alsbald wieder in vollen Mittheilungen. Er wollte sich verstimmt nach dem wilden Mann erkundigen und ließ, um unwürdig bis zu diesem zu kommen, erst das Register aller wilden Thiere durch bis zum Ochsen herab, von welchem der Sprung bis zum wilden Mann ziemlich unwürdig konnte unternommen werden. Der wilde Mann wurde sehr gerührt, der Wirth sei Rathsherr, hieß es. Das wolle heutzutage nicht viel sagen, meinte Uli. Nur wer nicht arbeiten möge, nicht mehr mit Ehren durchkommen könne, und dem man nichts nehmen könne, wenn der Schatz hinten aussehe, sehe auf solche Pöcklein. Es konnte noch dazu, daß wenn man Einem Rathsherrn sage, der vermagne, weil er es für eine große Scheltung

nehme. Poh Himmeltürk, jetzt hätte Uli, der in letzter Zeit bloß seinem Hanse vorgestanden war, den Geist der Zeit in den Wirthshäusern nicht eingeschlüpft hatte, also auch nicht auf der Höhe der Zeit stand, bald erfahren, was es heißt, mit unbekannten Menschen politisieren auf der Straße. Der Schweinehändler, mit dem Uli sprach, war eben neugeborener Rathsherr, lehrte den Geiselsfresser um, und wollte Uli einen Begriff von neugeborener Würde beibringen. Uli dagegen war kein A-B-G-Kind mehr, verstand bloß noch etwas vom gegenseitigen Unterrichts, und verstand nun seinerseits dem Rathsherrn den Begriff von Freiheit im Allgemeinen, und den Begriff von der Nothfreiheit insbesondere so recht vaterländisch einzulegen. Offenbar hatte Uli mehr Lehrtalet und größere Eindringlichkeit im Vortrag, wahrscheinlich waren auch seine Lehrmittel bündiger und kürzer gefaßt, kurz, der Schweinehändler schrie: „Willst aufhören, du Dieb, weicht, wenn du vor dir hast, ich bin Rathsherr.“ „Meinethalben Rathsherr, Schweinehändler oder Schinder“ (Abdecker, ein solcher sitzt wirklich jetzt im großen Rathe des Kantons Bern, männlich zur Erbannung und zum Nachdenken), „wir sind ja Alle gleich vor dem Gesetz,“ sagte Uli, denn das Blut heiß war, und dem daher mehr eiskalt, als wenn es kalt war. „Hol’ der Heuler das Gesetz,“ sagte der Rathsherr, „und schweigst nicht und gehst deiner Wege, so kommst in’s Gefängniß, bis du vergessen hast, wie Sonne und Mond eine Naie haben.“ „Nach, was kommt,“ sagte Uli, „Streit hast du angefangen, und wir haben Preßfreiheit, auf der Straße kann Jeder machen, was er will. Komm, verbinde mit das Maul, wenn du darfst.“

„Nach, was du willst, schreib, was du willst, aber Rede, das will ich dir, du verfluchter Aristokrat und Jesuit, zeigen, was das zu bedeuten hat,“ schrie der Schweinehändler. Da, von der stillschweigenden Preßfreiheit Gebrauch machend, maß ihm Uli noch einen 2½ Fuß langen Artikel auf, stillschweigend, verriet sich, und trieb darauf seine Kühe zum wilden Mann, obgleich derselbe Rathsherr war. Es war aber wirklich ein braves Haus, ein ererbtes mit altem Schilde und alten wohlthätigen Sitten. Es war ein bedeutender Verkehr da und ein starkes Zutreten. Gar manchen Gurt voll Geld sah Uli dem Wirth übergeben zur Aufbewahrung. Kauften sie was, so kämen sie mit den Leuten hierher, sie wollten lieber hier bezahlen als draußen auf dem Markte, sagten die Händler. Nun begriff Uli wohl, daß er bei keinem Mitgliede einer Räuberbande sei, und doch war es ihm nicht so recht behaglich hinter seinem guten Kasse, denn es kam ihm immer wahrscheinlicher vor, der Mann habe bloß eine Probe machen wollen, wie geistlich oder wie dumm er sei. Hier könne er vielleicht die beste Zeit verpassen, dann komme hinterher Einer

und presse ihn die Kühle, welche er nicht heimführen wolle, wohlfeil ab. Juden schwärzten herum mit der ihnen eigenen Geschäftigkeit, beschoberten ganz ohne Complimente Menschen und Vieh, um zu erfahren, ob nicht e Handel zu machen sei? Bald trat Einer zu Ali und fragte, ob er nicht ein Roß kaufen wolle, er könne ihn versorgen, wolle tauschen, begehre nicht baar Geld; ein Anderer pries ihm Uhren an, wie noch keine auf der Welt gewesen, und wollte sie garantiren bis eine Woche nach dem jüngsten Tage; ein Dritter hatte Schnupftücher, Halstücher von echter Seide und sonst noch Dusch von allen Sorten, wollte Allen Alles halb schenken aus reiner Liebe, und gerade, weil sie es seien, und weil ihm das Artstücken verleidet sei. Ali war fast seines Lebens nicht sicher, sein Kaffee wurde kalt, weil er ob dem Bescheidgeben nach allen Seiten nicht Zeit fand, ihn zu trinken. „Was kommt er denn auf den Markt, wenn er nichts kaufen will?“ fragte endlich ein Jude hässig. „Er habe zwei Kühe da,“ antwortete Ali. „Wo hat er die zwei Kühe? wo sind die zwei Kühe?“ fragten zwei, drei. „Sie seien unten im Stalle,“ antwortete Ali. „Kommt, zeige sie, Bauer, wollen sie schauen, kaufen sie dir ab, tauschen mit dir e Roß, e Kuh, wie du willst.“ Als Ali sagte, „seht komme er nicht runter, er müsse hier auf Jemanden warten,“ wollten sie wissen, wo die Kühe ständen, wollten sie schauen, sagten, „wollten e Handel mit ihm machen.“ Nicht lange ging es, so kam ein schlächter Bauersmann daher und fragte: „ob nicht Einer mit zwei Kühen da sei?“ Da fiel Ali ein Stein von dem Herzen, im Ring der Juden war ihm ordentlich bang geworden, er wußte, wie man oft wider Willen auf einem Markte in ihre Hände geräth, und nie anders draus kommt als gefesselt und beschnitten. „Mein Nachbar hat mir gesagt, du hättest zwei Kühe, welche mir dienen könnten. Zeige sie mir, wollen sein, ob wir Handels eins werden, wo nicht, ist keiner verärrmt,“ sagte der Mann zu Ali. Als sie hinunter kamen, hörten sie großen Streit. Ein Jude hatte Ali's Kühe abgelöst und wollte mit ihnen aus dem Stalle, um draußen bei Licht sie besser beschauen zu können als drinnen im finstern Stalle, wie er sagte. Der Stallknecht wollte es nicht geschehen lassen, bis der da sei, welcher sie ihm übergeben. Er sei verantwortlich dafür, und lasse nicht jeden Eseln aus dem Stalle nehmen, was ihm beliebe, da käme er saurer an. Als Ali kam, hingen sie an ihm wie Kletten. „Wie theuer, Bauer?“ fragte Einer; „sind magere Kühe,“ sagte ein Anderer; „für die ist kein Kauf,“ ein Dritter; ein Vielter wollte Ali's Begleiter, der unterdessen die Kühe untersucht, von denselben wegzagen. „Sie seien mit dem Manne im Handel,“ sagte er, „die Kühe gingen ihm also nichts an, er solle geben, das sei keine Manier, zwischen einem Handel zu kommen.“ „Nun,

Bauer, was willst du für die Kühe?“ Doch beide, Ali und der Andere, waren nicht zum ersten Male auf einem Markte. Ali schätzte die Kühe nicht, der Andere ließ sich nicht stören, und als er fertig war, befahl Ali dem Stallknecht, die Kühe wieder anzubinden, einzuweilen gingen sie Niemanden was an als ihn, und beide verließen den Stall, um das Geknatter sich nicht kümmernd. Hui, die Juden ihnen nach, sortirten sich alsbald in zwei Hälften, die eine rühmte zu Händen des Verkäufers die Thiere, die andere machte zu Gunsten der Käufer die Kühe runter, daß man hätte glauben sollen, es seien zwei miserable Ziegen, welche noch dazu kein gesundes Haar am Leibe hätten. Da der Handel ihnen einzuweilen gelehrt, zielten sie jetzt nach Schmausgeld, und zwar hartnäckig, so daß der fremde Mann, der in dem Hause bekannt schien, Ali in ein besonderes Zimmer riefte, wohin denn doch die Juden nicht nachkamen. Hier wurden sie wirklich alsbald Handels einig. Mit schönem Gelde zahlte der Käufer aus, legte noch einen blanken Thaler als Trinkgeld für die Frau zu, und sagte: „wenn er diesmal gut versorgt sei, so solle es nicht das Vextermal sein, daß sie mit einander handelten. Er hätte ein großes Hauswesen, müsse viel ändern und sei froh, ohne viel Gelaufe aus versorgter Hand seine Waare zu kaufen.“ Da es Ali Wunder nahm, wer der Mann gewesen, der ihm Nachts begegnet war, so sagte ihm der Andere, er sei ein Wegger, der aber das Geschäft nur noch für seine Freunde treibe, nöthig hätte er es nicht mehr. Er sei ein wenig wunderlich, aber ein guter Mann, sie seien gute Freunde, und wenn Einer dem Andern dienen könne, so spare es Keiner. Diese Auskunft setzte Ali über Alles, was ihm dunkel war, in's Klare. Er dachte, solche Wunderlichkeit, die einem Freunde 10 Thaler abnimmt und sie einem Fremden in die Tasche jagt, möchte er alle Tage erleben.

Es mögen von selbstem Markte wahrscheinlich Wenige frohlicher aus gutem Grunde heimgekehrt sein als Ali. Von Märkten kehrt freilich Mander frohgemuth heim, jähzt das Land voll, thut als sei er nun Hans oben im Dorfe. Aber das ganze Glück kommt aus dem Weingrube, ist der verdunstet, wird das Gemüth zu einer sämmerlichen Wüste, über welcher wie ein sinkender Nebel eine elende Stimmung schwebt, welche das Publikum mit dem Ausdruck Ratenjammer bezeichnet. Nun, der geht in einem oder zwei Tagen vorüber, aber Mander trägt einen Ratenjammer im Gewissen davon, und der geht nicht vorüber, regt sich immer neu, und wenn er auch vergangen, besonders bei schönem Wetter, kehrt er doch zurück, wenn es donnert. Und Mander mit Wande trägt das Gift heim, welches ihr Lebensglück für ihre ganze Lebenszeit zerstört und vielleicht noch hinüber in's Jenzeit wirkt. Ali freute

sich nicht bloß der zehn Thaler wegen, sondern als er im Geheimen das Vergangene überschlug, fiel es ihm ein, der Mann habe ihm deswegen zehn Thaler mehr zugesprochen, weil er ehrlich sein und Punctum bei der Wahrheit habe bleiben wollen, den Mann aber habe ihm recht eigentlich Gott gesandt, um ihm Freude über seine Umkehr zu bezeugen, und zum Zeichen, daß Ehrlichkeit immerhin die größte Klugheit sei. Uli war weit entfernt, zu glauben, nun müsse und werde Gott ihm allemal, wenn Ehrlichkeit die Versuchung überwinde, ein besonderes Zeichen thun und den Lohn ihm immer gleich bar auszahlen. Aber es freute ihn diesmal, das so aufzufassen, er glaubte, er habe das Recht, was ihm begegne, aufzufassen, wie es ihm am wohlsten thue, sein Gemüth am meisten härte, also je frommer, desto besser. Er wußte wohl, daß gar Viele höhnisch ihn auslachen würden, wenn er ihnen die Sache erzählte, als hätte Gott sich ihm da eigens geoffenbart und ihn gestärkt, aber er glaubte, wie nie das Recht zum Vachen hätten, hätte er das Recht, Gottes Segen zu erkennen in allen Dingen und daran sich zu erbauen. Und wie sie das Recht hätten, um seines frommen Sinnes ihn auszulachen, habe er das Recht, von ganzem Herzen sie zu bedauern, daß Alles ihnen bloßer Zufall sei, daß sie des trostlosen Glaubens seien, sie seien nichts als Noth im Sumpfe, auf's Ungefahr von jeglichem Winde hin und hergetrieben. Als er heim kam so früh, wäre Breneli fast ob ihm erschrocken, denn wenn es mit rechten Dingen zugegangen, könnte er noch nicht schon wieder da sein, meinte es. Als es nun den Verlauf hörte, hatte es große Freude, denn es nahm die Sache gerade wie Uli, zu großer Erbärmung und zur Stärkung im Vertrauen, daß am Ende Alles zum Besten sich wenden werde. Diese Stärkung hatten sie aber auch sehr nöthig.

Zoggeli erlebt auch was, und was Altes: daß, was Winter fäet, er auch ernten mag.

Zoggeli ließ eines Abends Breneli hinüberrufen. „Es müsse ihm da etwas lesen,“ sagte er, „er müge Brillen nehmen, welche er wolle, so könne er nichts daraus machen, er verstehe sich gar nicht auf die neue Schrift, welche aufkame, man lese es Allen an, wie der Glaube abnehme, und bald keiner mehr sei.“ Breneli verstand sich, wie es schien, besser darauf, denn es ward klar, las einmal, las zweimal, sagte endlich: „Das ist laum, das kann nicht sein.“ „Was nicht?“ sagte Zoggeli ungeduldig, „was nicht? sage es doch

und stürme nicht.“ „Besser, da steht, ihr hättet Elisi's Mann eine Schrift gegeben, gut für 15,000 Thaler, die habe er eingesetzt oder versilbert, und jetzt wolle man das Geld.“ Zoggeli begehrte mit Breneli gräulich auf, es könne nicht Geheimes lesen und wolle ihn zum Besten halten. Man ließ Uli kommen. Mit großer Noth und vielem Buchstabiren brachte derselbe ungefähr das Gleiche heraus. Das sei ein abgeredet Spiel, sagte Zoggeli, um solche Sachen ihm abzulesen, hätten sie nicht gebraucht zu kommen. Wie sie das hätten abreden wollen, fragte Breneli, sie seien ja Einer nach dem Andern gekommen, Uli hätte nicht gehört, was es gelesen. Wenn sie einen Narren haben wollten, so sollten sie sich einen eisernen machen lassen. Das begreife ja jedes Kind, daß sie gewußt, was im Briefe sei, sie hätten ihn sonst nicht so Punctum gleich ablesen können, wenn sie ihn nicht auswendig gewußt hätten, befeuerte Zoggeli. „Kommi, Uli,“ sagte Breneli, „der Wetter ist aber so wunderbar, da ist nichts mit ihm zu machen. Morgen hat er vielleicht sich anders besonnen, daß wieder mit ihm zu reden ist.“ Sie gingen und kimmerten sich, was da für ein neuer Schelmstreich abgetarnt worden, rietzen, was sie machen sollten, und wurden endlich einig, nichts zu sagen, bis Zoggeli wieder anfrage oder die Sache sich von selbst mache. Zoggeli sagte nichts mehr, sie also auch nichts. Einige Tage darauf kam Elisi daher und zwar zu Fuß in einem schredlichen Aufzuge, heulend und schreiend. Es suchte den Mann, der war verloren gegangen. Er hatte eine kleine Reise vorgegeben, nun war er seit vierzehn Tagen fort, Niemand wußte wohin. Das Gerüde schwoll an, er hätte sich mit dem Schelmen davon gemacht. Dort, wohin er vorgebild gerisei, sei er nie gewesen; an einem andern Orte hätte er viel Geld auf Zoggeli hin genommen und sei damit voraus wahrscheinlich den Weg aller Spitzbuben, d. h. nach Amerika. So heulte Elisi in Absätzen und wollte seinen Mann haben, oder weil er nicht da sei, solle man ihn ihn herschaffen. Nun der Mann war nicht da, aber ein böß Licht ging Uli und seiner Frau auf, doch enthielten sie sich, ihre Gedanken zu äußern. Sie dachten, jetzt sollte es doch dem Zoggeli einfallen, was der Brief zu bedeuten hätte, es sei denn, er hätte ihn vergessen. Aber Zoggeli hatte ihn nicht vergessen und sagte dazu nichts. Er schweige dazu, dachte er. Wenn er nichts sage, so werden sie auch schweigen, und er wollte kein Mary sein, da Weisheit zu geben, wo er nichts schuldig sei. Wollten sie im Ernst etwas, so könnten sie ihn ausfinden, wie üblich und bräuchlich. Da kam Johanna's daher gefahren wie aus einer Ratione und blies Tabakswolken von sich, daß man von weitem hätte glauben können, sein Charaban sei eine Höllemaschine oder ein kleiner feuerpeiender Berg und blase Rauch von sich. Er hatte

auch vernommen, der Schwager sei zum Teufel, und zwar mit hunderttausend Gulden vom Vater. Man kann denken, wie der schnaubte und tobte. Zoggeli wollte nichts von Allem wissen und das kam Glisi wohl. Johannes hätte es zwar nicht gegessen, aber doch halb zerissen im ersten Horn. Zoggeli wollte auch nicht glauben, daß der Tochtermann fort sei, er werde nur dem Geheul ein wenig aus dem Wege gegangen sein, auch er hätte Lust, zu gehen, so sei es ihm erleidet, und doch hätte er es noch nicht so lange gehört. Er wollte lieber, man liesse ihn endlich ruhig und plagte ihn nicht bis auf den letzten Tag. Geplagt zu werden, werde ihm beschieden sein. Viele Jahre hätte ihn die Frau geplagt, es sei nie recht gewesen, was er gemacht, zu guter Letzt plagten ihn nun die Kinder und seien ihm immerfort vor der Thür. So tiffelte Zoggeli, während die Kinder heulten und tobten. Der Alte sei ein Kind, brüllte Johannes den Uli an, man könne kein vernünftiges Wort mehr aus ihm herausbringen. Sie hätten besser zu ihm sehen sollen, oder Bescheid machen, als sie gesehen, wie er sei, und den Schelm nicht zu ihm lassen. Wenn etwas geschehen sei, so mache er sie dafür verantwortlich. Jetzt wolle er der Sache nachfahren, bis er wisse, woran er sei, das werde nicht so schwer zu erfahren sein. Und hätte er es 'mal, dann schene er Niemand. Da solle er machen, was er könne, sagte Uli, an Zoggeli hätten sie nichts Besonderes bemerkt, ihn auch nicht zu hüten gehabt. Sie, die nächsten Verwandten, seien gekommen und gegangen, wann es ihnen gefallen, ihm und seiner Frau wäre es übel angestanden, wenn sie ihnen hätten den Zugang verwehren wollen. Er hätte es ihm doch befohlen, sagte Johannes. „Seib hast,“ sagte Uli, „aber ich und die Frau dir wiederum gesagt, daß wir mit der Sache nichts zu thun haben wollen und können.“ Johannes ging ab, ganze Mäuler voll Lumpen- und Schelmenpack, dem er es einstreiben wolle, vor sich herstehend. Es war Johannes allerdings nicht wohl bei der Sache, und er hatte Ursache dazu: was der Bock an sich selbst weiß, trauet er der Geiß. Er ließ anspannen und fuhr dem Gerücht nach. Das ist ein Ding, welches oft weit schwerer ist, als das Verfolgen eines flüchtigen Hirsches durch amerikanischen Urwald. Diesmal war es Johannes viel leichter, denn das Gerücht war nicht bloß ein leises Gemurmel, sondern ein lautes Geschrei, und nicht Johannes allein, sondern gar Viele jagten ihm nach und suchten den wahren Grund. So vernahm man bald, daß der Bursche wirklich einen nicht sehr alten Paß habe, den man ihm ohne Bedenken gegeben, da er immer mit einem versehen gewesen sei, angeblich wegen Handelsgeschäften, den er regelmäßig, wenn er nach dem Geheul ausgelaufen gewesen, mit einem neuen vertauscht habe. Man vernahm, wo er Geld aufgenommen haben

solle. Johannes fuhr darauf los, dort fand er den wahren Grund und ein Papier mit seines Vaters Unterschrift, auf welchem dem Schwager fünfzehntausend Thaler zugesprochen standen. Dem Johannes verging eine ganze Weile das Ärgern, selbst die Pfeife löschte aus. Als er wieder Athem hatte, ging es freilich wieder los, und das Verfaßte hatte er bald reichlich eingeholt. Erst ging es über den Schwager los, dann über den Vater und endlich über den Herrn Handelsmann oder Bankier oder wie man ihm sage, der auf das Papier hin das Geld gegeben hätte. Dem sagte er alle Schande, drohte ihm mit Galgen und Rad, und als dies nichts half, wollte er ihn prügeln. Der aber war nicht dumm, hatte zu rechter Zeit für Hilfe geforzt, und Johannes mußte abmarschiren, that es aber nur unter Donner und Bliz und mit dem Drohen, wann er wieder komme, so bringe er dann Leute mit Handschellen und Striden. Nun kam er auf die Gungge wieder gefahren, wie eine gesagte Secchi durch das Schilf fährt. Der Vater wollte nichts unterschreiben haben, wenigstens nichts Solches. Ein Paar mal hätte der Tochtermann ihm Päcklein von der Post gebracht, und da hätte er die Quittung unterschrieben, sonst wisse er von nichts. Wahrscheinlich hatte ihm einmal der Spitzbube das Papier als Postschein untergeschoben, nachdem er ihm früher einige Postscheine über Päcklein, welche durch seine Vermittlung Zoggeli autamen, unterschreiben lassen. Wenigstens hatte die Schrift Ähnlichkeit mit einem solchen Postschein, und Zoggeli hatte schwache Augen, einen schwachen Sinn und war sein Letzttag kein Held im Geschriebenen gewesen. Wahrscheinlich stand der sogenannte Bankier mit dem Spitzbub' unter einer Decke, sonst hätte er wohl bei Zoggeli selbst über den Werth des Papiers sich näher erkundigt, ehe er Geld darauf gab. Aber bei solchen Händeln ist was zu profitiren, und weit mehr als bei ehrlichen; wie viel in seine Tasche sich, vernahm man nicht, auch würde es kaum in seinen Büchern zu finden gewesen sein. Was das nun für einen kirchlichen Spektakel auf der Gungge gab, kann man sich denken. Breneli mußte Glisi in's Haus nehmen, um es vor Johannes und der Trinette, welche nachgefahren kam, zu sichern. Nun aber heulte Glisi drinnen das Haus voll, und Trinette heulte draußen um's Haus herum, wie ein Hund unter einem Baum, auf den eine Kacke sich geflüchtet. Breneli mußte seine ganze Tapferkeit anbieten, um vor dem Verrath zu sein. Es mußte für Zoggeli in Nist stehen und gegen die Kinder den Vater schützen, über den das ganze Heiter losbrach, den selbst Glisi vernünftige auf eine schauerliche Weise. Breneli war vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, vor dem Johannes noch einigen Respekt hatte, und von Jugend auf mit ihm bekannt, kannte es auch, was auf ihn Eindruck machte.

Freilich mußte es sich von ihm bittere Sachen sagen lassen, wie sie mit unter der Decke gesteckt, und wie man endlich sehen werde, wie sie den Vater beschummelt, und was man an ihnen verlieren müßte. Es mußte sehen, wie bei Trinette zum Joru noch die Eiferjudt kam, als sie sah, daß Breneli's Worte Macht über Johannes hatten. „So, von der nimmst du das an, von so Einer lässest du dir das sagen. So, seht merke ich, warum du immer hierher gefahren, und mich nicht hast mitnehmen wollen.“ Jetzt das noch zu allem Andern,“ und fing an zu heulen, als ob sie hundert hungerte Hühner im Halse hätte und gute Luft, ihre Taten an Breneli zu veraschen.

Dann brachte man noch Elisi's Kinder sammt der Nachricht, daheim hätte man ihm Alles versiegelt. Johannes wollte Alles mit der Feisthe fortjagen, und Trinette wollte Alles, was Foggeli hatte, aufspaden und fortnehmen, und Foggeli sah da und stierte herum, wollte an nichts schuld sein, sagte, sie könnten seinethalben machen, was sie wollten. Die Frau selig habe Alles auf dem Gewissen, sie hätte ihm den Spigbub hergeschleppt, sie könne seinethwegen jetzt auch zahlen, er habe nichts mehr und werde wohl noch dem heiligen Almojen nach müssen. Er habe ihr oft gesagt, es käme so, aber sie habe es ihm nie glauben wollen. Breneli wußte in dem greulichen Spektakel nicht anders zu helfen, als zu Uli zu sagen: „Um Gotteswillen thue mir den Gefallen, nimm das beste Koth im Stall, fahr so schnell du kannst zum Bodenbauer und bringe ihn her, der allein kann sie sehen und weiß den besten Rath, sonst gibt es wahrhaftig noch ein Unglück. Ich kann nicht allenthalben sein und Alle hüten. Statt daß sie allmählig sich fassen und ergeben, werden sie nur noch jorrig, erbitterter auf einander, es ist ein greulich Dabeisein und traurig, wie ein Mensch sein Unglück sich selbst noch unuerträglich machen muß. Es ist gerade, wie wenn ein Mensch, der einen Centner Eisen tragen soll, und schwer daran zu tragen hat, denselben noch glühend macht, um ja recht doppelt Qual zu leiden unter ihm.“ Uli war dieses Gedankens froh, doch bangte er um Breneli. „Aber du bist dann allein,“ sagte er, „und seibst ist nicht richtig unter solchen Menschen.“ „Gabe nicht Kummer,“ antwortete Breneli, „Johannes thut mir nichts, und die Weibsbilder fürchte ich nicht. Aber sage rasch, es ist mir angst um Foggeli. Wenn Niemand wehrt, so plündern sie ihn vollends aus, und hinterdrein, wenn die Gläubiger kommen und nichts mehr da ist, gibt es wüste Gesdichten. Mit dem Johannes ist es auch nicht richtig, wie ich merken mochte, der wird auch gemacht haben, was er konnte. Die Liebe war es nicht, welche so oft ihn hergebracht.“ Uli spulte sich, schonte das Pferd nicht. Wenn die Waise das hätte erleben müssen! dachte er. Aber, dachte er wieder, wenn sie gelebt,

wäre das nicht begegnet. Wie wenn man in einem Gebäude einen einzigen Stein wegnehmen und dadurch dasselbe aus allen Fugen, vielleicht zum Einsturz bringen könne, so gebe es auch einzelne Personen in Familien. Auf einer einzigen Person ruhe das Ganze, sie halte es zusammen, bei ihren Lebzeiten merke man es vielleicht nicht einmal so recht, erst wenn sie gestorben sei, in Trümmer das Ganze auseinander gehe, merke man, daß sie der Festheit gewesen.

Wie man doch das Gleiche verschieden nehmen könne, dachte Uli, und wie man erst, wenn was zu fragen sei, merke, ob Einer Kraft habe oder nicht. Er wisse wohl, er sei ein armer Sünder, aber um Alles in der Welt möchte er nicht an ihrer Stelle sein. Er sehe wohl ein, daß er nichts davon bringe, denn dies Unglück werde auch ihm an die Beine gehen, und jedenfalls werde ihnen noch Etwas übrig bleiben, ihm aber nichts als vielleicht noch Schulden. In dessen wußten er und Breneli zu sparen und zu arbeiten, Angst habe er nicht, er habe sich darein ergeben, es zu nehmen, wie es komme, und damit zufrieden zu sein. Aber wie Foggeli's Kinder es mit Wenigem machen würden, da es nicht mit Vielem gegangen, dazu weder arbeiten noch entbehren könnten, das begreife er nicht. Das gebe die unglücklichsten Leute, welche immer zwischen Können und Mögen hingen, an allen andern Orten den Fehler suchten, um nicht an ihnen selbst, und daher auch so wütht thäten ohne Unterlaß, sich verleideten allenthalben, wo sie Freunde doch so nöthig hätten. Er dankte Gott nicht, daß er nicht sei wie Jene, aber er füllte sich doch glücklich, daß er nicht in ihrer Haut war, und das ist erlaubt. Dantbar soll man sein für alle Gnadengaben Gottes, und ist das nicht eine große Gabe, wenn man die Kraft empfangen hat, dem Willen Gottes sich zu untergeben, und das Genügen, welches übrig haben und Mangel leiden kann, und beides unbeschwert? Viele Gaben sind sehr zu unterscheiden von persönlichen Eigenschaften oder Vorzügen, auf die man stolz wird, um deroewillen man Andere verachtet oder verfocht. Hier liegt eben das unterschiedende Merkmal für Alle, welche auch hier den Baum nur an den Früchten zu erkennen vermögen. Wer um eigener Vorzüge willen sich erhebt und Gott ihretwegen dantbar sein zu müssen glaubt, der verachtet Andere, beneidet sie, sucht sie zu erniedrigen. Wer um Gaben Gottes willen dantbar ist, der ist demüthig, er weiß, woher er das Beste hat, er bedauert von ganzem Herzen Den, der es nicht hat, er würde von ganzem Herzen mittheilen von seiner Gabe, um Die zu erheben, welche sie nicht haben. Daran eben dachte auch Uli. Nicht daß er glaubte, er könne da was machen, dazu war er zu bescheiden und allzusehr auf dem bürgerlichen Standpunkte, als daß er daran nur gedacht hätte, er könne was machen. Das ist nämlich der bürgerliche Standpunkt, der im Christenthum, und na-

mentlich im protestantischen eingerissen ist, weil der Staat die Alleinherrschaft usurpiert hat, daß es auf die äußere Stellung eines Menschen zu andern ankommt, ob Einer den Andern eine Ermahnung geben darf oder nicht, ob die Christliche Ermahnung als unabhängig oder unanständig gewertet wird. Es ist in reformirten Ländern so weit gekommen, daß der wichtigste Geistliche einem unbedeutenden weltlichen Beamten, z. B. einem obrigkeitlichen Schaffner, oder Statthalter, oder gar Gerichtspräsidenten, welcher den unchristlichen Wandel zur größten Aergerniß der Gemeinde führt, nicht die geringste Verhüllung unter vier Augen machen darf, wenn er sich erstlich nicht den ärgsten Grobheiten aussetzen, zweitens als pöblicher Heul verschrien, und drittens oben Dirs nicht als Jesuit denuncirt sein will. So kam es Uli wirklich nicht in Sinn, daß er als Pächter und Schuldner da was machen könnte, aber er dachte daran, den Bodenbauer darum zu bitten, und hätte ihm gern gesagt, wo die armen Leute am besten zu erfassen sein möchten. Aber er mochte denken wie er wollte, er fand nirgends eine Handhabe zu einem christlichen Griff.

Seine Sendung setzte den Bodenbauer in große Verlegenheit. „Lieber nit, Uli, lieber nit. Kann ich dir was zum Gefallen thun, so soll es nicht Nein sein, aber da loß mich ruhig. Was soll ich da thun so unberufen? wenn schon du kamst, so sandte dich nur Deine Frau, und ebenfalls unberufen. Sie würden mir doch da wunderliche Augen machen, wenn ich hin käme und befehlen wollte.“

„Müßt doch gehen, Johannes“, sagte die Frau, „brauchst ja nicht zu sagen: kommt du geheissen oder ungeheissen, brauchst auch nicht mit dem Rath in's Haus zu fallen. Du brauchst sie ja nur zu grüßen, und wollen sie nichts von dir, so kamst wieder gehen. Sieh, thue das der Vase unter der Erde zu lieb und denke, wenn unsere Kinder in einen solchen Fall kämen, woran Gott sie bewahre, wir wären auch unterm Boden dankbar, wenn ein guter Freund ungeheissen käme und sich ihrer annehmen würde.“ Kurz, Johannes mußte gehen, er mochte wollen oder nicht. Auf dem ganzen Wege wand er sich wie Einer, der Bauchweh hat. „O Uli“, sagte er, „du weißt nicht, wie mir das unwohl ist. Wenn man mit seinen eigenen Sachen fast mehr zu thun hat als man fertigen kann, in der Gemeinde zu thun hat, daß man oft lange Zeit durch nicht zum Sitzen kommt, oder Tage lang sitzen muß, daß man glaubt, man sehe auf Feuer, wenn draußen die Sonne scheint, und alle Hände voll zu thun sind, und dann noch die Nase unberufen in fremde Händel stecken, unberufen und ohne einmal zu wissen, was man, um bei der Wahrheit zu bleiben, für ein Fährloos brauchen soll, daß man da ist, das ist dumm. Und zu wissen, daß das noch einen langen, langen Schwanz haben kann, und es doch thun, das

ist noch viel dümmmer.“ „Was meint ihr?“ fragte Uli, „was für einen Schwanz?“ „O, was für einen!“ sagte Johannes. „Wenn da so Einer dazwischen kommt, so mir nichts dir nichts, so denkt man, er habe Freude an solchen Sachen, und spricht ihn an, und am Ende, er mag wollen oder nicht, muß er darhalten, mitmachen, Lauf und Gänge haben und am Ende des Teufels Dank.“ „Wenn ihr das fürchtet, so habt ihr ja eine gute Ausrede, ihr seid mein Würge und, leider Gott! kam es beide Wege gehen, und manche Sache ist ja nicht ausgemacht. Wäre das nicht Grund genug?“ „Uli, gibst noch einen Gemeindevater“, sagte der Bodenbauer. „Du hast Recht; daß mir dies nicht einfiel! Aber die Sache ging mir zu rund und rasch im Kopfe herum.“ „Nun traf es sich, daß der Bodenbauer nicht in einem ruhigen Augenblick ankam, wo man Zeit hatte, zu denken: was will der, und wo kommt er her? Es wurde gebrüllt, gestritten, gelärmt, und als Joggeli den Bodenbauer von weitem sah, rief er: „O Vetter! Vetter! wie gut ist doch, daß du kommst! da haben sie mich zwischen inne, als ob sie mich werden wollten, hilf mir, Vetter, rathe mir.“ Es waren nämlich Gerichts- personen da, der bekannten Schuld wegen. Da solche Formalitäten allenthalben anders sind, so enthalten wir uns aller näheren Specialitäten.

Der Sohn, welcher eben erst heim kam von einer Rundreise, auf welcher er bei Fremden Rath und Trost erst halb-schoppen, dann schoppen, endlich vollständig geschöpft, wollte sie vom Hause wegspringeln, Joggeli wollte nichts unterstehen, und seinen Absicht geben, kein Zeugniß, daß das Ding bei ihm verichtet werden sei. „Er rühre keine Feder mehr an“, sagte er, „ein Narr sei, wer es thue. Wenn er geruht, wie man sich damit verhehlen könne, er hätte sein Veltag seine zur Hand genommen.“ Trinetle und Elisi gränzelten einander an, erst aus der Ferne, rückten sich aber näher und näher, und wäre Breneli nicht dazwischen gestanden, so wären sie einander sicher bis auf Nagelweite nahe gerückt. Weiber ließen ihre Gesichte gern in nahen Distanzen, je näher je lieber. Männer haben es bisweilen umgekehrt. Die Gerichtspersonen gehörten ebenfalls an. Hinter dem Mist krähte der Hahn, und zwei feindselige Hunde gingen fähnelstehend um einander herum.

Auch Breneli verließ seinen Posten unbedacht, grüßte den Bodenbauer freundlich, da, rief die Trinetle auf das Elisi, dann, er-muthigt durch das Beispiel, ein Hund auf den andern, und ein Brüllen, Wüten, Spettakel entstand von Hunden, Trinetten, Elisi bunt durcheinander, daß Niemand rührte, war man ganz im Thierreich oder noch halb und halb unter Menschen. Man rief Weiber und Hunde auseinander, nahm es aber nicht so genau, ob die Biss-tritte Weiber oder Hunde trafen. Bekanntlich streckt man auch die

Hände nicht gern zwischen streitende Weiber oder keisende Hunde, man kriegt gern Zähne drein. Nun, am Ende stoben die zusammengepöbelten Parteien heulend auseinander, und die andere Partei, welche eigentlich nicht beigen wollte, sondern bloß reden, konnte ihre Verhandlungen wieder eröffnen. Die Gerichtsperjonen bestagten sich bitterlich und sprachen des Bodenbauers Vermittlung dringlichst an. Sie trügen ja keine Schuld an der Sache, sagten sie, thäten nichts als ihre Pflicht, begehrten nichts, als was gesetzlich sei, da ließen sie sich nicht persönlich beleidigen, dafür sei ein Richter. Die Leute in's Unglück zu bringen, begehrten sie nicht, sie seien bereits tief genug darin, das sollten die Leute begreifen, dünkte sie.

Ja aber, Vetter Johannes, Vetter Johannes! der Lumpenhund, der Spigbube hat mich betrogen, ist's dann recht, daß ich bezahle, soll ich allein darunter leiden, daß der Spigbube mich betrogen hat?" Der Vetter Johannes sagte, das könne er begreiflich nicht entscheiden, da er nicht wisse, warum es sich eigentlich handle, und was die Vorgänge seien. Nun erzählten es ihm Alle, aber das Ding war noch schwerer zu fassen als eine neubarbarische, d. h. philosophische Vorlesung. Endlich brachte der Bodenbauer Ordnung in das Chaos, begriff, und endlich sagte er: „Das sei eine fatale Sache, sie bestümmere ihn sehr. Er könne nicht begreifen, daß man da so mir nichts dir nichts mit den Gerichten komme, ehe man gültigen Weg verläßt, das sei sonst Sitte.“ Da mußte auf die Eingrede der Gerichtsperjonen Joggeli endlich sagen, es seien ihm zwei Briefe gekommen mit allerlei Medenarten, die er nicht begriffen. Er habe nicht gedacht, daß das was zu bedeuten hätte, und das Papier abseits gelegt, es könnte ihm jeder Narr schreiben, und in den Brief thun, was ihm gefalle. „Ja so,“ sagte der Bodenbauer, „also geschrieben halten sie, aber angefragt vorher, wie die Sache sich verhalten, das wird nicht geschehen sein. Das wäre jedenfalls anständig gewesen, aber die Sache ist wie sie ist, mit Kräheln macht sich das allweg nicht. Geht eine Antwort, daß eine Einigung Zeit und Platz hat, eines Tages macht sich das allweg nicht.“ So geschah es endlich, das Gerichtsperjonal entfernte sich, und der Bodenbauer wollte ebenfalls gehen. Aber er mußte bleiben und sollte rathe. „Ja,“ sagte er, „die Sache ist schlimm. Da wird wenig anders zu machen sein, als zahlen.“ Die Unterschrift ableugnen thäte er nicht, denn es möge gegangen sein wie es wolle, unterschrieben sei unterschrieben, ein Dritter vermöge sich dessen nichts, und wenn er auch unter der Decke sein sollte, so sei es doch nicht bewiesen. Eluß's arme Kinder könnten ihn dauern, denen sei es abgestohlen, daneben, wie er Vetter Joggeli's Vermögen kenne, schade das weiter Niemanden etwas. Vielleicht daß, was Joggeli dem Tochtermann geschwört, als Weibergut könne geltend gemacht

werden, und was später noch auf diese Seite fallen werde, solle er alsbald durch ein Testament bestimmen und regeln, daß der flüchtige Vater nichts mehr dazu zu sagen habe. Ein Wort gab das andere, und endlich sah der Bodenbauer mit Schrecken zwei Dinge: daß Joggeli's Vermögen nicht mehr das war, was es gewesen, und Joggeli statt ein Mann ein Kind sei, das nicht wußte, was es machte, nicht zurechnungsfähig war. „Wißt ihr was, Vetter,“ sagte er endlich, „wißt ihr was, geht vor eure Gemeinde und begehrt einen Verstand, der in diesen verwickelten Dingen mit Verstand euch beistehe. Ihr seiet alt, euer Sohn weit, und was es koste zählet ihr gern.“ Pos Himmel, wie saß da Johannes, der Sohn, auf. Ebe er duldte, daß der Vater gevogtet werde, schlage er Himmel und Erde entzwei, brüllte er. „Da würdest du zu thun haben,“ sagte der Bodenbauer ruhig. „Mache was du willst, aber wäre ich an deiner Stelle, ich bestüme mich nicht zweimal, daneben mach' was du willst, die Sache ist nicht meine, sondern ganz hauptsächlich deine. So wie ich merken mag, hast du deinen Theil auch erhalten, und den guten Vater habst ihr heerbt bei Lebzeiten. Es scheint da allweg viel weggegangen zu sein. Kommt nun deiner Schwester Vormundschaftsbehörde dahinter, so tritt sie fliegend auf, beschuldigt den Vater unverständiger Handlungen &c. Dann steh, wie es geht. Begehrt ihr es aber selbst, so behaltet ihr die Sache in Händen, könnt euch mit eurer Gemeinde verständigen und die Sache läuft so böse nicht. Wenigstens friedlich, so viel an euch.“

Da wollte er lieber den Teufel fressen sammt dem Stiel und die Großmutter als Desert, als daß er seinen Vater wolle bewegen lassen. Wer es gut meine, könne so nicht rathe, aber wer was Unanbares in der Wäsche habe, kriegte es vielleicht auf diese Weise am leichtesten ohne Widerlohn wieder, brüllte der brüllhohe Wirth. „Ja so,“ sagte der Bodenbauer, „ist das so gemeint. Sieh, dir sagt man nur Unigensruß, aber doch hielt ich dich für weiser. Ich meinte es gut, dein Vater dauert mich, du aber nicht. Dir bessert es nicht, bis du von der tauben Kuh gefressen hast, und dann vielleicht noch nicht. Ich habe da allerdings etwas in der Wäsche, aber ich vermag den Wäscherlohn zu bezahlen, und wäre er noch einmal so groß, ich bin kein Wirth, der am Verklumpen ist. Und weißt, ich zahle den Wäscherlohn noch dazu gern, ich weiß, ich erhalte ihn wieder, ich würde für Ali lieber zehntausend Gulden zahlen, als für dich tausend, weißt! Und jetzt behüt' euch Gott und lebet wohl, wenn nicht zu rathe ist, ist auch nicht zu helfen!“ So sprach der Bodenbauer hoch aufgerichtet und im Zorn. Denn in solchen Punkten verstand er nicht Spaß. Sie hätten ihm nicht gesagt, daß er beissen solle, wenn sie dann seine Hülfe begehrten, so wollten sie es ihm sagen lassen, sagte Johannes,

der Stübgenstreb, halblaut. Die Frau selig habe viel auf den gehabt, jetzt sehe man, was er sei, sagte Joggeli, der von der ganzen Sache wenig oder nichts mehr begriff. „Anneli,“ sagte der Bodenbauer zu Breneli, „wenn du mir nicht so lieb wärest, so wäre ich mein Lebtag böse über dich, daß du mich da hinein gezogen. Aber so habt ihr Weiber es, ihr meint, es müsse allenthalben gehalten sein, und wo eure Arme zu kurz sind, stoßt ihr die Männer hinein. Da ist nicht mehr zu helfen, das ist, was ich euch sagen wollte. Macht euch gerast auf Alles; wo ich wohne, wist ihr, wenn ihr was nöthig habt; und solltet ihr rasch fort müssen, so hat mein Tochtermann ein kleines Heimwesen, welches für den Aufenthalt euch vielleicht ausständig wäre. So viel im Vorbeigang, damit ihr euch nicht etwa ängstigt, und nach dem ersten Besen fahrt. Sie haben den Allen ausgelogen auf eine heillose Weise, wie Spinnen eine Fliege. Vielleicht daß noch Ordnung zu machen, Etwas zu retten wäre, aber Ordnung zu rechter Zeit will der dicke Büffel nicht, er weiß warum. Nun wird Alles drüber und drunter gehen, vielleicht gibt es Prozesse, vielleicht Gott weiß was, kurz, zählt darauf, innerhalb Jahresfrist ist das Gut verkauft, und der Alte, wenn Gott sich seiner nicht erbarmt, im Spital, oder der reiche Glanzenbauer kann von Thir zu Thir sein Essen suchen.“ „Nein, Gewattermann, nein, das geschieht nicht, eher thue ich es für ihn; aber so lange ich sonst noch ein Stüb Brod habe, hat er auch,“ sagte Breneli. „Er war nie gut gegen mich, aber auch nicht böser als gegen andere Leute. Ich aß sein Brod, als mir Niemand welches gab, so soll er es nur auch bei mir haben.“ „Das ist brav,“ sagte der Bodenbauer. „Es ist schade, daß du nicht eine große Bäuerin bist, du hättest den Sinn dafür und könntest Vielen Gutes thun, daneben ist noch Alles möglich.“

Trok ihrer Fassung und des Bodenbauers Auerbieten erschwerte sie die Lage der Dinge doch, so arg hätten sie dieselbe nicht gedacht, so nahe dem Wendepunkt nicht geglaubt. Ein oder zwei günstige Jahre noch, und sie hätten sich erholt gehabt. Ali hätte gern die Nichtigkeit von Bodenbauers Ansicht in Zweifel gezogen. Aber Breneli sagte: je mehr es darüber nachdenke, desto überzeugter werde es von derselben. Die Eschlingel seien nicht umsonst so oft da gewesen, und sicher nicht bloß wegen der Kurzweil. Die beiden hätten was gebraucht. Bei einem einfachen Bauernwesen habe man keinen Begriff, was zwei solche Burche in einer Wirkthchaft oder im Handel durchzubringen vermöchten. Das gehe zweispännig oder vierspännig, wenn die Weiber helfen und nichts nütz sein, wie an beiden Orten der Fall sei. Ali meinte, wenn man nie viel gehabt, so könne man sich noch deren scheiden, nichts mehr zu haben, und es liege die Hoffnung nahe, wieder zu

gewinnen, was man verloren. Wenn aber so große Vermögen, mit denen man es nicht hätte machen können, dahin gingen, so komme ihm das Todtgrämen sehr begreiflich vor. „Da ist keine Hoffnung, wieder zu Vermögen zu kommen, und das Leben mit nichts, wo man an so viel gewöhnt war, muß eine wahre Hölle sein. Es muß Einem zu Muth sein, als sei man eingekerkert in einen Gallenstein. Die Haupttrache für uns ist nun die, daß wir mit Ehren davon kommen, wenn wir nicht mit sonst nichts, als vielleicht noch mit Schulden.“ Sie wollten machen, was möglich, und daneben das Beste hoffen, bis hierher hätten Gott und gute Leute sie nicht verlassen und würden es wohl auch ferner nicht. Und wenn es sein, die Prüfung bis dahin gehen sollte, daß sie in Färdung fielen, so müßten sie sich aus drein schiden, sie hätten dabei doch den Trost, daß es weder muthwillig noch verschuldet sei, sondern hervorgebracht durch Unglück von höherer Hand, dachten sie. Ihr Schicksal lag allerdings in der Schweb, hing von Gottes Segen und des Bodenbauers gutem Willen baupfänglich ab. Diesem waren sie 800 Thaler schuldig, ihr Geld, welches sie auf Zins gehabt, war eingezogen. Dagegen hatten sie freilich eine Schrift vom Wirth von fast 400 Thalern an dem Papier. Aber ob sie nicht mehr werth sei als etwa österreichisches Papier oder gar nichts, das wußten sie noch nicht. Ein ganzer Zins von 800 Thalern war nächstens fällig, dazu noch der Zins für die Effekten. Nun hatten sie freilich etwas Geld vorräthig, etwas konnten sie noch machen, aber achthundert Thaler sind eine Summe. Bis zur Ernte mußten sie auch leben, und ob ihnen am Zins etwas geschenkt werde, das war unter obwaltenden Umständen mehr als zweifelhaft. Freigebig war Joggeli sein Lebtag nie gewesen, dazu besaß er eine zu kleinliche Natur. Eine solche Natur kann bei großem Vermögen und einer guten Frau noch so quasi mit Ehren durchkommen, ohne als ein Geizhals verschrien zu werden.

Genau genommen ist es eigentlich gar keine große Kunst, bei großem Vermögen nicht schnugig und ungerecht zu sein. Aber wenn das Vermögen geschwunden oder sonst klein ist, das Geld nirgend reich, immer neue Forderungen kommen und dazu immer neue Verluste, da nicht zu machen, was man kann, die Schere ir's Fleisch gehen zu lassen, wo man was zu scheeren hat, nicht den letzten Tropfen auszuspressen, wo man das Recht zum Pressen zu haben glaubt, das ist schwer. Darüber können so Viele sich nicht erheben, sondern halten sich an den Spruch: Mache Jeder, was er kann. Sie mußten dieses auch von Joggeli erwarten, der dazu alle Tage kindischer, fast ganz regiert wurde von dem Sohne, der ganz verwildert war und im Lande herum fuhr wie der Teufel im Bude Hieb. Dazu kam noch die Abhängigkeit der Effekten, welche

Wli zur Ruckung hatte. Beim Abtreten des Gutes mußten die wieder geschätzt werden. Den Minderwerth mußte er erlegen, etwaiger Mehrwerth ward ihm vergütet. Hier konnte es einige hundert Gulden auf- oder niedergehen ohne eigentliche Ungerechtigkeits, aber doch, je nachdem man ihm wohl oder übel wollte. Dann kam es, wie gesagt, hauptsächlich darauf an, ob er die Pacht ausmachen oder lieber davon gestehen werde, was bei Verkauf des Gutes oder Tod des Besitzers gegen eine billige Entschädigung freilich der Fall sein konnte, und ob die Jahre geeignet oder ungesund sein.

Er überzeugte sich immer mehr, daß der Bodenbauer richtig gesehen und richtig geseht hatte. So wie der Fall mit dem Tochtermann bekannt war, schneite es von allen Seiten Forderungen und Abfindungen, wie es geht in solchen Fällen. Es hatten gar Viele Ursache zur Angst, wenn der Glunggenbauer noch mehr solche Stücklein gemacht hätte, so könnte es ihnen fehlen. Zoggehi stand noch mancher Schuld als Bürge zu Gebotter und ganz besonders bei seinem Sohne. Diejem wurden nun alle Schulden, welche ablöslich waren, und von den unablässlichen die ausstehenden Zinsen eingefordert, das lief zu großen Summen auf, den Forderungen konnte auf keine Weise begegnet werden. Da machte es Johannes wie Viele, er wehrte sich mit Prozessen, das ist aber alluratur, wie wenn man, um dem Regfeuer zu entinnen, in die Hölle springt. Er verfiel auch seinen Vater in diese Prozesse, und namentlich verführte er ihn, wegen der fünfzehntausend Thaler einen Rechtsbandel zu beginnen. Das war ein Geflecht von Prozessen, Forderungen aller Art, daß es einem vernünftigen Menschen die Haare zu Berge gestellt hätte.

Dies ward bekannt. Allgemein hieß es, wenn der Tochtermann am Schwiegervater den Schelm gemacht, so sei es sich nicht zu verwundern, denn der Sohn sei noch der viel ärgere Schelm an ihm gewesen. Eisi, das nirgends anders zu sein wußte als in der Glungge, heulte und larmte, bis endlich der Gemeindebehörde seiner Heimat, welche eben nicht zu den erlesenen gehörte, die Augen aufgingen, so daß sie auf Bevormundung von Zoggehi drang. Nun erst gab es Spektakel. Dieser Antrag kam Zoggehi vor wie ein Majestätsverbrechen, und hätte er die Macht gehabt, er hätte die Antragsteller erst töten lassen. Begreiflich gab das einen neuen Prozeß auf die andere alle. Diese Prozesse sind die allangreiflichsten für die Person, welche bezogtet werden soll, und es nicht annehmen will. Die Antragsteller sind also genöthigt, ihr Begehren gehörig zu begründen. Um das zu können, müssen sie nun alle möglichen Merkmale aufführen, daß der Besagte nicht mehr im Stande sei, sein Vermögen selbst zu verwalten. Freilich werden Kinder, welche so was begehren, im Eingang sagen, wie

das Begehren ihr Herz zerreiße, wie sie es aber den eigenen Kindern schuldig seien, sie werden nie anders reden als von ihrem gehebten, verehrten, unglücklichen Vater, werden dann aber dazu alle Schwachheiten, Dummheiten, welche er von den ersten Hosen an gemacht, anführen. Ja, sie sind im Stande, des Vaters Heirat mit ihrer Mutter als seine größte Dummheit, als ein Zeichen seiner momentanen Vernunftlosigkeit anzuführen. Zuweilen wird des Vaters kindischer Zustand nicht von der Heirat, sondern von der Mutter Tod weg datirt. Dann wird aber doch gesagt, daß er eigentlich sein Lebtag nie ein Mann gewesen, die Mutter die Hosen angehabt hätte; seit sie aber gestorben, sei er vollends dumm geworden. Nichts wird geschont, sein Bild nicht bloß aschgrau, sondern brandischwarz gemalt. Das Alles nun muß der Betreffende lesen, sollte es verdauen und kann nicht, geschweige sich daran lassen, wo er wie ein Herrgott strahlt, und hat er Matic auf seine verstorbene Frau, so wird der munter ausgehüht, wobei er sie jedoch immer seine liebe Selige nennt, welche er dem lieben Gott von ganzem Herzen gönne. Hinterdrein kommen Nerzte, manchmal noch der Piarer, und manchmal noch Andere, und untersuchen Einen nach Stand und Vermögen gründlich und nicht gründlich, ob der zu Bezogtende dumm sei oder geistbeid, entweder ganz oder halb, zurechnungsfähig oder nicht, zurechnungsfähig entweder ganz oder halb. Das ist für den Betreffenden eine äußerst interessante und lehrreiche Unternehmung, man kann es sich denken!

Ueber Glück und Unglück.

Das ist eben die Weise der edlern Naturen, daß das Unglück ihnen die Personen heiligt, wie widerwärtig sie an sich auch sein mögen, so wie den Mohammedanern die Wabunigen heilig sind. Umgekehrt haben es die gemeinen Naturen, für das Gde haben sie keinen Sinn, ist's im Glanze, kriechen sie vor ihm im Stande und lecken ihm die Füße, ist's im Unglance, werfen sie es mit Koth, treten sie es mit Füßen. Vido Weltgeschichte bis auf die allernueste Zeit. Breneli dachte bei Eisi immer: Vater, vergib ihm, es weiß nicht, was es thut." Was Breneli schmerzte, war das Benehmen der Leute überhaupt. Mißgunst trat überall zu Tage, und diese erzeugte das heilloste Streben, für edles Handeln schlechte Gründe zu ergründen. Das ist eine heillose Weise, die, wenn sie dem Thun nichts

anhaben kann, demselben einen schlechten Sinn unterschiebt. Diese Weise vergiftet das Leben der edelsten Menschen, zerstört Erfolge, lähmt Alle, welche über das Urtheil der Menge sich nicht erheben können. Breneli war sich so klar bewußt, Jedermann das Glück zu gönnen, mit beiden Händen und ganzem Gemüthe bereit zu sein, Anderer Glück zu fördern und ihr Unglück zu wenden, und hatte davon so manchen Beweis geleistet, daß es ihm wirklich wehe that, diesen Sinn der Welt in all seiner Bitterkeit erfahren zu müssen. Indessen will es Gott so, und es ist gut so, das sind die kühlen, frostigen Frühlingswinde, welche den zu raschen und zu üppigen Aufwuchs der Pflanzen, welcher denselben so gefährlich ist, hemmen. Dieses Summen und Reden soll den Christen demüthig bewahren, daß er sein Glück nicht als ein verdientes betrachtet, sondern als einen Segen Gottes. Um Gottes Willen soll er nach seinen Fehlern und Flecken spähen, sie ausreizen und ausreiben mit schonungsloser Hand, und gälte es das rechte Auge und wäre es die rechte Hand, an welcher das Aergerniß klebte, damit die Menge nicht sage, Gott theile seinen Segen blindlings aus, sei darin den Großen der Erde gleich, welche sehr oft ihre Gnaden an die Unwürdigsten verschwenden. Um Gottes Willen soll er sich als einen Verwalter der Gaben Gottes betrachten und treu sein, soll durch Güte und Milde versöhnen, soll leuchtende Kohlen sammeln auf der Feinde Häupter, soll zeigen, wie der Christ das Sprüchwort: „Es gibt keine Scheere, die schärfer schiebt, als wenn der Bettler zum Bauern wird.“ Lügen strafe. Der Christ wird nie hochmüthig, schämt sich nie Derer, welche früher seines Gleichen waren, verleugnet sie nicht um so greller, je mehr er fürchtet, man möchte seiner Herkunft gedenken und die früheren Genossen ihm vorwerfen, im Gegentheil, um so mehr Erbarmen hat er mit Denen, deren Schmerzen er aus eigener Erfahrung kennt, und um so brüderlicher hält er Herz und Hand offen, je tiefer er fühlt, daß Gott ihn zu einem Werkzeuge erwählt, und den wahren Lohn ihm nach der Treue zumißt, in welcher er in seinem Amte steht.



Berthold Auerbach

Berthold Auerbach.

Berthold Auerbach.

(Geboren 28. Februar 1812.)

Wenn wir das Wort „Volkschriftsteller“ im höheren gesellschaftlichen und intelligenteren Sinne auffassen, so müssen wir Auerbach den Ehrenplatz nicht allein des berühmtesten, sondern auch — was noch mehr sagen will — des gelesensten und beliebtesten deutschen Volkschriftstellers unserer Zeit einräumen. Seit einer Reihe von Jahren sitzt er so fest und sicher in den Gemüthern und Zeitungen wie kein anderer, und von deutschen Dichtungen dürfte höchstens Goethe's Werther so viel Uebersetzungen gefunden haben wie Auerbach's alte und neue Dorfgeschichten fanden und noch immer finden. — Man könnte dasselbe zwar auch von Onkel Toms Hütte und den Geheimnissen von Paris sagen, aber bei Auerbach hat es denn doch ein viel höheres und sittlicheres Motiv und ist ein viel bleibenderes und nachwirkenderes Moment. Haben denn auch immerhin mancherlei Zustände und Umstände in der Kultur und Bildung unserer Zeit, unsere Presse und Parteigenossenschaft zu der raschen und hohen Erhebung Auerbach's glücklich beigetragen; so verdient er doch auch den ihm eingeräumten Ehrenplatz. Hat er ihn sich doch größtentheils mit seltenem Talente selbst erobert; und haben wir auch vom hohen Standpunkt der Poesie, der genialen und unmittelbaren Schöpfungskraft uns Bedenkliches zu bemerken: so ist Auerbach dennoch ein Dichter und jedenfalls ein großer Künstler. Auerbach wurde am 28. Februar 1812 zu Nordhausen im württembergischen Schwarzwald geboren. Als Sohn jüdischer Eltern, wurde er der Theologie

seines Glaubens bestimmt und besuchte er die Talmudschulen in Hechingen und Karlsruhe. Hier frequentirte er aber auch gleichzeitig das Gymnasium und wandte er sich zu gleichem Zweck nach Stuttgart. Von 1832–1835 studirte er in Tübingen, München und Heidelberg anfangs Jura, wandte sich dann wieder der verlassenen jüdischen Theologie zu und widmete sich zuletzt ausschließlich der Philosophie und Geschichte. In burschenschaftliche Verbindungen verwickelt, wurde er zu zwei Monaten Festungshaft verurtheilt, die er nach beendeten Studien auf Hohenasperg abbüßte. Von da an widmete er sich als Privatgelehrter ganz der Literatur, lebte abwechselnd in Frankfurt a. M., Mainz, Bonn und andern rheinischen Orten; alsdann in Weimar, Leipzig und Breslau. Hier verheiratete er sich und ließ sich dann zu langjährigem Aufenthalt in Dresden nieder. Von da zog er vor kurzer Zeit nach Berlin, wo er noch lebt.

Die erste Abtheilung seines schriftstellerischen Wirkens wurzelt noch unmittelbar und mittelbar in seinen jüdisch-theologischen und philosophischen Studien. Zunächst und direkt: „Das Judenthum und die neueste Literatur“; — dann die Romane „Spinoza“ und „Dichter und Kaufmann“, sowie das wissenschaftliche Werk „Spinoza's sämtliche Werke. Aus dem Lateinischen.“ — Die Novellen: „Liebe Menschen“, „Was ist Geld“ etc., die später der Sammlung „Deutsche Aenide“ einverleibt wurden, waren die letzten Ausflänge dieser Periode. — Zu der zweiten und Hauptabtheilung seines Wirkens, zu der des Volkschriftstellers im höheren Sinne des Wortes, bildet den vermittelnden Uebergang: „Der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelstand.“ Die ersten seiner Vorlesungen erschienen zunächst in der „Europa“, der „Zeitung für die elegante Welt“ und im „Freiboten“; gesammelt erscheinend machten sie bald einen glänzenden Weg und Auerbach hatte damit sein ihm zugewiesenes Reich zu beherrschen angefangen. Diese zweite Hauptperiode Auerbach's theilt sich nun wieder in vier besondere Phasen: der erste Band bewegt sich hauptsächlich im Geiste harmloser, lebenswüthiger, stillbeschauflicher Heiterkeit, sinnvoller Sonntagsfreude. — Der zweite Band, mit der beliebtesten Erzählung „Die Frau Professorin“, — in der dramatischen

Malkmühle der Frau Birchpfeifer mit unästhetischer Willkür zu einem Räuberschauspiel gemacht, — wird schon ernster, tiefer und strenger, sowohl in den Motiven als in der Behandlung. Das Glück des ersten Bandes hatte den Verfasser nicht leichtsinnig übermüthig gemacht, sondern ihm in ernster, andachtsvoller Weise gleichsam seine Bestimmung angewiesen, und dieser wollte er nun wie ein echter Künstler und mit dem vollen Bewußtsein einer bedeutamen Aufgabe nachkommen. Hatte er dieselbe mehr oder weniger in naivem Instinkt begonnen, so wurde sie ihm jetzt ein Kultus. Was er dabei in nicht unbedeutlicher Weise gegen früher an Naivität und an unmittelbarem Lebens- und Naturlauten verlor, das gewann er jetzt an Verdichtung und Vertiefung, an Plastik und Verständigkeit.

Bedenklicher aber wurde dieses würdige Bestreben im dritten und vierten Band, der die dritte Phase bildet: hier gelten namentlich „Der Lehnhold“ und „Die Hölme von Buchenberg“ als Meisterwerke sowohl psychologischer wie örtlicher Charakteristik; als Meisterwerke von Kulturbildern, auf dem Grunde des Hauses und des Herzens gezeichnet; als Meisterwerke geschlossener Gliederung, unerbittlicher Dialektik und Logik. Dies sind aber auch ihre Hauptvorzüge und dabei stehen sie hart an der Grenze der Kriminalgeschichten und der Villan'schen „Nachtheilen der Gesellschaft“. Am bedenklichsten ist die letzte Phase mit den minutiösen Genrebildern wie „Joseph im Schnee“, „Edelweiß“ u. s. w., sowie mit den Kalendergeschichten im „Geratter'smann“, am bedenklichsten, weil hier die reine Kunst bedroht wird durch die Virtuosität: mit all den reichen Mitteln, die dem Verfasser zu Gebote stehen, mit dem ganzen Aufwand seines glänzenden Talentes — das Unbedeutende und Pöschelose bedeutend und poetisch zu machen; hinein zu arbeiten statt heraus, und da ein Kunstwerk zu gestalten, wo nur ein Kunststück geliefert werden kann. Eine unkünstlerische virtuose Absicht dürfen wir einem Geiste wie Auerbach durchaus nicht zutrauen; es ist nur eines Theils die Grenze oder die Klippe seines schöpferischen Talentes, die sich hier andeutet; andererseits die eigenthümliche Doppelseitigkeit, die er in seinem Wirken einnimmt: nach der einen Seite hin will er sich natürlich auf der geistig-aristokratischen Höhe der Nationalliteratur

erhalten; nach der andern Seite hin aber auch als der bürgerlich und bäuerlich populäre Volkschriftsteller praktisch für des Tages Fragen wirkten, und so wacker und entschieden er dafür nun auch seit einer Reihe von Jahren, namentlich mit dem Kalender: „Der Gewattermann“, bestrebt ist: es kann das kaum geschehen ohne ihn nach der andern Seite hin abzuschwächen, während seine Bestrebungen für diese, ihm auch wieder die Unmittelbarkeit für jene beeinträchtigen. Die ihm unbewußte Virtuosität soll nun solchen Zwiespalt vermitteln; — hier ist die Achillesferse des so bedeutenden Schriftstellers. Anschließend an seine volksthümlichen Bestrebungen, ist noch ehrenvoll zu nennen: „Grundzüge der volksthümlichen Literatur“. Auch im Drama „Andreas Hofer“ und „Der Wahrspruch“ versuchte Auerbach eine Vermittelung zwischen dem Kunstwerk und der volksthümlichen Richtung, doch mit wenig Erfolg, wenn auch mit bedeutsamen Intentionen und Momenten. In seinem „Tagebuch aus Wien“ wollte er seine demokratische Gesinnung versöhnlich vermitteln mit dem Bestehenden. Dasselbe Bestreben versuchte er in dem Roman „Neues Leben“ poetisch und in viel weiterem und tieferem Sinne zu gestalten. Wenn wir nicht irren, hält der Verfasser dieses Buch für sein bestes Werk; aber er fällt damit in den Irrthum, worin schon so manche bedeutende Männer verfallen sind, indem sie selbst am wenigsten ihre Hauptkraft kennen und einem Untergeordneten in sich größern Werth verleihen, als demjenigen, was sie hauptsächlich bedeutend macht. So sehr wir auch viel Schönes, Wahres und Klares, ein edles Streben nach der höchsten Idee, eine innige Liebe und Wärme für den Menschen und sein Schicksal, sowie einen Reichtum der feinsten und geistreichsten Züge und Betrachtungen in dem Buche anerkennen: es ist und bleibt doch ein verfehltes Kunstwerk, ein verfehlter Roman und ein verfehltes Tendenzwerk. Aber „trotz Alledem und Alledem“: Auerbach ist und bleibt ein Dichter und ein großer Künstler und wird noch langehin den wohlverdienten Ehrenplatz einnehmen als der geleseste und geliebteste Volkschriftsteller unserer Zeit.

Aus den

„Dorfgeschichten.“

Der Tolpatz.

Ich sehe dich vor mir, guter Tolpatz, in deiner leibhaftigen Gestalt, mit deinen kurzgeschorenen blonden Haaren, die mir im Nacken eine lange Schicht übrig hatten, du siehst mich an mit deinem breiten Gesicht, mit deinen großen blauen Glegaugen und dem allweg halb offenen Munde. Damals, als du mir in der Hohlgaße, wo jetzt die neuen Häuser stehen, einen Lindenweig abschneidst, um mir eine Pfeife daraus zu machen, damals dachten wir nicht daran, daß ich einst der Welt etwas von dir vorsetzen würde, wenn wir so weit, weit auseinander sein werden. Ich erinnere mich noch wohl deiner ganzen Kleidung, freilich ist sie leicht zu behalten, denn Hemd, rother Hosenträger, und für alle Gefahren schwarzgefärbte leinene Hosen war ja Alles; am Sonntag, ja da war es anders, da hattest du deine Budelsappe*), dein blaues Wamms mit den breiten Knöpfen, die scharlachrothe Weste, die kurzen gelben Lederhosen, die weißen Strümpfe und die klappenden Schuhe so gut wie ein Anderer, ja sogar meist noch eine frisch gepflückte Blumelle hinter'm Ohr stecken; aber es war dir nie recht wohl in dieser Pracht, drum bleib' ich bei dir in deinem Alltagsleide.

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel, lieber Tolpatz, und mach dich wieder fort, ich kann dir keine Geschichte nicht so in's Gesicht hinein erzählen; sei ruhig, ich werde dir nichts Böses nachsagen, wenn ich auch per „Er“ von dir spreche.

Der Tolpatz trägt ein ganzes Geschlechtsregister in seinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Batsche's**) Bua“

*) Pelzverbrämte Mähre ohne Schale mit einer Trodel von Goldschmied in der Mitte.

**) Bartolemeus, Sebastian.

und sein Taufname ist Aloys; wir thun ihm den Gefallen und bleiben bei seinem rechten Namen, das freut ihn, da außer seiner Mutter Marii und uns wenigen Kindern ihn fast Niemand so nannte, jeder hatte die Aredtheit, Tolpatsch zu sagen. Darum ging auch unser Aloys, obgleich er schon siebzehn Jahre alt war, am liebsten mit uns Kindern um; an versteckten Orten spielte er Hühchens mit uns oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatsch, oder besser, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Keimgrube; denn die ganze Dorfsjugend war fast immer in zwei feindliche Parteien getheilt, die sich auf allen Wegen und Stegen scharf bekämpften.

Die Altersgenossen unseres Aloys begannen aber schon eine Rolle im Dorfe zu spielen, sie triffen sich allabendlich zusammen und zogen, gleich den großen Burschen, singend und pfeifend durch das Dorf, oder standen schäfernd vor dem Wirthshause zum Adler an der großen Holzbeige, und neckten die vorübergehenden Mädchen. Das vornehmste Kennzeichen eines großgewordenen Burschen ist aber die Tabakspfeife, da standen sie da mit ihren silberbeschlagenen und mit silbernen Ketten behängten Ulmer Mäsekröpfen; manchmal aber wagte es einer, bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten sie fröhliche Gesichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch so übel davon wurde.

Auch unser Aloys hatte schon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntag Abends wagte er es, die Pfeifenspitze aus seiner Brusttasche herauszuden zu lassen und sich so zu seinen Altersgenossen zu gesellen; einer von ihnen zog ihm mit Hulloß die Pfeife aus der Tasche, Aloys forderte sie zurück, sie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als sie Aloys mit immer größerem Ungeßüm forderte, da war sie verschwunden, keiner wollte sie mehr haben. Aloys zerrte nun an Allen herum und forderte mit Weinen seine Pfeife, aber Alles lachte, da packte er die Mäse des ersten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakobens Haus; der Mäsenleise brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige versteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang“ des Aloys, hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er liebte nie zu Haus, sobald er seine Arbeit darin fertig hatte; die Frau des Schmied Jakob war seine Base, und außer seiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Apollon (Apollonia) und ihre älteste Tochter Marianne bei ihrem rechten Namen: Aloys. Des Morgens stand der Aloys früh auf, und wenn er seine zwei Kühe und seine Kalbin

gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des Jakobs Haus, klopfte, bis ihm die Marianne aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag“ ging er durch den Stall in die Scheune; die Thiere lammten ihn, sie brümmten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm, er aber ließ sich dadurch nicht lange aufhalten, sondern ging in die Scheune und steckte die beiden Ochsen und den beiden Kühen (Küter) auf. Besonders freundlich stand Aloys mit der Mestkuh, er hatte sie vom Kalb an aufgezogen, und wenn er so bei ihr stand und ihrem Fressen mit Begaben zusah, dann legte sie ihm oft die Hände, was seiner Morgenteileite zu gute kam. Wenn er dann die Thüre des Stalles öffnete, und die Sauberkeit darin wieder herstellte, pflog er manches trauliche Wort mit ihnen, indem er sie bald rechts, bald links stellte; kein Dünger im ganzen Dorfe war so breit und so schön viereckig geschröpft, wie der an des Schmied Jakobens Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines echten Bauernhauses. Dann wusch und striegelte er die Ochsen und Kühe, daß man sich darin spiegeln konnte, drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hause und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Thiere hinauspringen, und während sie draußen saßen, machte er ihnen frische Streue. Wenn nun das Marianne in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles sauber und angeräumt. Oft, wenn eine Kuh „streitig“ war, d. h. ausschlug, und sich nicht melken lassen wollte, stellte sich Aloys zu ihr und hielt seine Hand auf das Rückgrath der Kuh gelegt, damit das Marianne besser melken konnte; meist aber machte er sich sonst noch etwas zu schaffen, und wenn dann das Marianne sagte: „Aloys, du bist e bravor Bua“, da schaute er nicht auf nach ihr, sondern er kehrte mit dem Stallbesen so heftig, als wollte er die Pfasterheime aus dem Boden kehren. Drauf schnitt er in der Scheune Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, stieg er die Treppe hinauf, holte Wasser für die Kühe, hatte klein Holz und ging endlich in die Stube. Das Marianne brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein Jeder that dergleichen, und nun betete sie vor; nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „Gleau“ es Gott“ zu Tische. Alles aß aus einer Schüssel, und Aloys holte sich oft einen Pössel voll von dem Plake, wo das Marianne sich schöpfte. Still und ernst, wie bei einer heiligen Handlung, saß man bei Tische, nur äußerst selten wurde ein Wort gesprochen; als abgegessen und abermals gebetet war, trollte sich Aloys nach Hause.

So lebte unser Aloys bis in sein neunzehntes Jahr, und als ihm zu Neujahr das Marianne ein Heud schenkte, zu dem es den Hanf selber gedrosen, das es selber gesponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz selig; es that ihm wehe, daß er nicht

„hemdärmelig“ über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmigen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Mloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war besonders des alten Schultheißens Knecht schuld, der seit der Ernte in das Dorf gekommen war; es war ein schöner schlanker Burich mit einem trocknen Gesichte, das durch den röthlichen Schnurrbart noch eine besondere Auszeichnung hatte. Jörgli, so hieß der Knecht, war Kavallerist, und trug fast immer seine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in seiner geraden ledernen Haltung, die Füße auswärts setzend und die Sporen klingen lassend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbelegten Reithosen angethan, das Dorf hinauf ging, da sagte sein ganzes Wesen: „ich weiß, daß alle Mädele sich in mich verguden;“ oder wenn er seine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wußt' dem guten Mloys fast das Herz springen, wenn er sah, wie das Marannele jedesmal zum Fenster hinausstiegte, er wünschte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gebe, damit er auch Pferdsäuer wäre.

So unerfahren auch unser Mloys war, so waren ihm doch die Unterschiede der drei Stände wohl bekannt; da standen zu unterst die Kühbauern, die von ihren Zugthieren auch noch Milch und Käse ziehen mußten, dann kamen die Ochsenbauern, deren Zugthiere man doch noch mästen und schlachten kann. Zuerst aber standen die Pferdsbauern, deren Zugthiere weder Milch noch Fleisch geben, und die doch das beste Futter fressen und oft am meisten gelten.

Ich glaube nicht, daß Mloys hierbei an den Nähr-, Lehr- und Wehr-Stand dachte.

Heute am Freitagstage zeigte sich ein Vorprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißens Tochter und ihr „Gespel“ das Marannele im Schlitten nach Empfinger spazieren, und so sehr auch unserm Mloys darüber das Herz im Leibe zitterte, so folgte er doch dem Wunsche des Jörgli und half ihm die Pferde eintheilen im Schlitten einprobiiren; er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine schlechte Figur er neben dem stattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingestiegen waren, führte Mloys die Pferde noch einige Schritte, bis sie recht angezogen hatten, und rannte so neben den Pferden her, er ließ sie dann los, und als drauf der Jörgli unter Reitschentrallen und Kollengelingel und dem Zuschauen der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahin fuhr, da schaute ihnen Mloys noch lange nach, als man sie längst nicht mehr sehen konnte, er schalt dann den dummen Schnee, der

ihm das Wasser aus den Augen trieb, und ging traurig nach Hause; es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgestorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag nicht darin zu finden sein sollte.

Ueberhaupt war Mloys schon seit dem Beginn dieses Winters oft sehr betrübt. Im Hause seiner Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder, wie man es hier nennt, „zu Richt.“ Die Mädchen wählten zu diesen abendlichen Zusammenkünften immer am liebsten eine jung verheiratete Gespielin oder eine freundliche Wittwe, die älteren Hausherren hören das harmlose Treiben doch zu sehr. So kamen die Mädchen auch oft zu Mutter Marei, und die Bauernburichen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte sich Mloys gar nicht daran geteibt, wenn man sich nicht um ihn kümmerte, er saß in einer Ecke und — that gar nichts; jetzt sagte er sich immer im Gedanken: „Mloys! beim Teufel, du bist doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, du mußt dich jetzt auch vorhin stellen,“ und dann sagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli lothweise holen thät.“ Der Jörgli war das Endziel seines Unmuthes, denn er hatte bald, ohneachtet er ein Knecht war (wie das hier überhaupt wenig Unterschied macht), die Oberhand über alle Burichen des ganzen Dorfes gewonnen, und sie mußten alle nach seiner Pfeife tanzen, und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und singen und jodeln und Geschichtchen erzählen wie ein Herrenmeister; er lehrte die Burichen und Mädchen neue Lieder, und besonders das Reiterlied: „Morgenroth re.“

Als er zum erstenmal den Vers sang:

„Thust du Holz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,“

da stand der Mloys plötzlich hoch auf; er schien größer wie sonst, er ballte die beiden Fäuste und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend auf einander; es war, als ob er das Marannele mit seinen Blicken an sich zöge, als ob er sie erst jetzt recht sehe, denn grade so wie im Weide stand, sah sie ja aus.

Die Mädchen saßen im Kreise, ein Jedes hatte seine Kunkel *) mit dem goldschäum-bedeckten Knaufe vor sich stehen, an der der Hauf mit einem farbigen Bande befestigt war; sie neigten den Haden aus ihrem Munde und spannen mit der Spindel, die sich lustig auf dem Boden drehte. Es war dem Mloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annehen“, eine Schüssel voll Äpfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tisch stellen konnte, und er stellte die Schüssel immer nahe zu Marannele, damit sie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter that Mloys den ersten müßigen Schritt seiner

*) Spinnrocken.

Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte schöne Kunkel bekommen, als es nun zum Erkeimale damit in die Spinnstube kam und sich zum Spinnen gesetzt hatte, trat Mloys vor, erfaßte die Kunkel oben und sagte den alten Spruch:

„Jungfer derf i eu^{*)} bitte,
Leut^{**)} mi enere Engele schüttle,
Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Schoofje.
Jungfer warum seind ihr so stolz?
Eure Kunkel ischt doch nau von Holz,
Wenn sie wär mit Silber b'schlage,
No wett^{**)} i eu^{*)} was andres sage.“

Mit einer ungewohnten Festigkeit, wenn auch mit Zittern, hatte Mloys den Spruch vorgebracht, das Marannele schlug zuerst die Blicke in den Schoof aus Scham und aus Angst, der Mloys möchte in seiner Rede stecken bleiben, jetzt aber sah es ihn mit glühenden Augen an; nach alter Sitte ließ es drauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Mloys hob beide Gegenstände auf, und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle^{***)} und für den Wirtel^{†)} ein Hasnachtsküchle versprechen. Das Beste aber kam zuletzt, Mloys gab die Kunkel frei, und als Altsung gab ihm das Marannele einen rechtschaffenen Ruck; der Mloys schmagte so laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die andern Burschen ihn darum beneideten, er aber setzte sich wieder in eine Ecke, rieb sich die Hände und war mit sich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war sein Störefried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erste Vorsängerin war — das Lied vom „schwarzbraunen Mädchen“ zu singen; es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli sang die zweite Stimme mit so kräftigen Wohltaute, daß alle Anderen, die Anfangs mitgelungen hatten, nach einander stille wurden und den Beiden zuhörten, die so schön sangen. Marannele, das sich von den Gefährtinnen verlassen sah, sang Anfangs mit zitternder Stimme und stieß die andern neben an, doch mit weiter zu singen, als ihn aber Niemand folgte, sang es fast weiter, als könne es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörgli's es frei und fest emporhielte wie gewaltige Arme; sie sangen:

*) Laßet.

**) Nachher wollt.

***) Schabfische Nektirsche.

†) Ein Ring von beidbarem Holz oder Stein, den man in das Ende der Spindel steckt, damit man sie so beschwert besser drehen kann.

Morgens früh müssen wir marschiren
Wohl zum obern Thörl^e 'naus;
D du wunderschöns schwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Thörl^e 'naus.

Geh' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schöner Schatz, vergiß nicht mein;
Und wenn du trinkst ein Gläslein Weine
Zur Gesundheit mein und deine,
Weil ich von dir scheiden muß.

Jetzt lad' ich meine zwei Pistolen
Thue vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzlein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.

Es sind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond!
Einer scheint auf's schwarzbrauns Mädichen,
Einer scheint auf grünen Grund.

Kauf' ich ein Bündelein an meinen Degen
Und ein Sträußlein an meinen Hut,
Und ein Tüchlein in meine Taschen,
Meine Neugelein abzuwaschen,
Weil ich von dir scheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen,
Reit' ich zu dem Thor hinaus,
Gib ich Acht auf's schwarzbrauns Mädichen,
Weil ich von ihm scheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen seine vier bis fünf Spindeln voll gesponnen hatte, wurde der Tisch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Eigenen sangen den Andern dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, sang er selber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte fast nicht viel mehr Raum als eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige sich ein echter Tänzer, daß man sich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne; als er nun endlich mit dem Marannele einbielt, und es dabei nochmals so heftig schwenkte, daß der saltige Rod hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannele schnell steigen, wie wenn es sich vor ihm flüchtete,

es sprang in die Erde, wo der Mops trüblich zuschaute, und seine Hand fassend, sagte es:

„Komm, Mops, du mußt auch tanzen.“

„Laß mich, du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann, du willst mich nur foppen.“

„Du Tol—“ sagte Marannele, es wollte du Tolpatsch sagen, aber es hielt schnell inne, denn es sah sein Gesicht, auf dem die Wehmuth ausgegossen war, daß ihm das Weinen näher stand als das Lachen, es sagte daher freundlich: „Nein, g'wis nicht, ich will dich nicht foppen; komm! und wenn du auch nicht tanzen kannst, so mußt du's lernen, und ich tanz' so gern mit dir als wie mit Einem.“

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Mops schlenkerte seine Füße, wie wenn er Holzschuhe an hätte, so daß die Anderen vor Lachen nicht mehr singen konnten. —

„Ich lern' dir's ganz allein, Mops,“ sagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Mops ließ es sich nicht nehmen, sie noch zu begleiten, er hatte um Alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den Anderen gehen lassen, wenn der Jörgli dabei war.

In der stillen schneeweichen Nacht schollte das Schälern und Späßen der Mädchen und Burschen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war still und wich dem Jörgli sichtbar aus.

Als die Burschen die Mädchen alle nach Hause begleitet hatten, sagte der Jörgli zu Mops: „Tolpatsch, du hättest heute Nacht bei dem Marannele bleiben sollen.“

„Hallunk!“ sagte Mops schnell, und lief davon. Die Andern aber lachten ihm nach, der Jörgli jodelte allein noch durch die Gassen bis nach Hause, daß es einem Jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des andern Morgens, als Marannele die Küche wusch, sagte Mops zu ihm:

„Gut, ich könnt' den Jörgli grad' vergiften, und du mußt ihn auch in Grundstoben wein verschütten, wenn du brav sein willst.“

Das Marannele gab ihm Recht, suchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er sich Mühe geben müsse, auch so ein finster Bursch zu werden, wie der Jörgli. Da stieg in Mops ein großer Gedanke auf, er lachte vor sich hin, er warf den steifen alten Schallbesen fort und steckte einen neuen biegsamen an den Stiel, dann sagte er laut: „Ja, ja, du wirst Maul und Augen aufsperrn, gib nau Acht.“ Er mußte nun sogar dem Marannele versprechen, „gut Freund“ mit dem Jörgli zu bleiben, und er versprach es endlich nach langem Widerstreben, aber er mußte ja immer thun, was sie wollte.

Darum hatte Mops heute dem Jörgli mit dem Schlitten ge-

holfen, darum trieb ihm der Schnee das Wasser aus den Augen, als er den Begrollenden nachsah.

Abends, so „zwischen Licht“, trieb der Mops seine Kühe zur Tränke an des Jakobs Brunnen; ein Mädchen junger Burschen, darunter auch der Jörgli und sein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel*) genannt, der mit dem Jörgli in gleichem Regimente diente, hatte sich dort zusammengelesen; das Marannele lugte zum Fenster herans. — Der Mops machte den Gang des Jörgli nach, er ging ganz fleißig, wie wenn er einen Radstock geschluckt hätte, und hielt die Arme strack am Leibe herunter, wie wenn sie von Holz wären.

„Tolpatsch,“ sagte der Kobbel, „was krieg' ich Schmutzgeld*), wenn ich mach', daß dich das Marannele heiratet?“

„Eine tüchtige Trachtel auf dein Maul,“ sagte der Mops, und trieb seine Kühe heim; das Marannele schob das Fenster zu, und die Burschen lachten aus vollen Halsen, die Stimme Jörgli's tönte aus allen vor.

Mops wuschte sich mit dem Kermel den Schweiß von der Stirne, so viel Anstrengung hatte ihn die Aemserung seines Unmuthes gekostet. — Auf dem Futtertrog in seinem Stalle sah er dann noch lange, und sein Maul reiste unwillkürlich in ihm. —

Mops war in das zwanzigste Jahr getreten und kam zur Rekrutierung; am Tage, als er mit den andern Burschen nach der Oberamtmannsstadt Jorb gehen sollte, kam er mit seinem Sonntagstaate nochmals in Marannele's Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen solle. Als er fortging, ging ihm das Marannele nach, und auf der Hausthür wendete es sich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Brust, wuschte einen Kreuzer heraus und gab diesen dem Mops: „da, nimm ihn,“ sagte es: „das ist ein Glückskreuzer, sieh, es sind drei Kreuz' darauf; weißt du, wenn als Nachts so Sternhinken vom Himmel fallen, da fällt allemal ein silbernes Schüsseln auf den Boden, und aus denen Schüsseln hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man so einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu dir, und du spielst dich frei.“

Mops nahm den Kreuzer, als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in seine Tasche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei sein, ich will Soldat sein, wart' nur, Jörgli!“ so sagte er vor sich hin, seine Faust ballte sich und er warf sich fest in die Brust.

Im Wirthshaus zum Engel wartete der Schultheiß auf seine Ortskinder, und als sie alle beisammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben so dummer als

*) Jakob.

**) Wallerlobn.

anmaßender Bauer; er war früher Unteroffizier gewesen, und bildete sich große Stücke auf seine „Charge“ ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten; auf dem Wege sagte er zu Mloys: „Tolpatich, du nimmst gewiß das größte Loos, und wenn du auch No. 1 ziehst, du brauchst nicht bang zu sein, dich kann man nicht zum Soldaten brauchen.“

„Wer weiß?“ sagte Mloys fest, „ich kann noch so gut Unteroffizier werden, wie Einer; ich kann so gut lesen und schreiben und rechnen wie Einer, und die alten Unteroffizier haben auch nicht allen Verstand getroffen.“

Der Schultze sah ihn grimmig an.

Als Mloys vor das Rad hin ging, war seine Haltung fast herausfordernd fest, mehrere Kosse kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff, er drückte die Augen zu, gleich als wolle er nicht sehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer sein könne, als er aber den Ausruf: „Nr. 17“ rufen hörte, da sohlte er so tief auf, daß man ihn zur Ruhe verweisen mußte.

Die Burschen kauften sich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit rothen Bändern daran, und nachdem sie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen sie heimwärts; unser Mloys sohlte und sang am lautesten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Aufschlingung, auch Maramele war darunter. Mloys, mehr vom Kärmern als vom Weine betrunken, ging etwas unsicher Arm in Arm mit den Andern; diese Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren sie Alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Mloys stecken sah, da weinte sie und rief einmal über das andere: „Daß Gott erbarm“, daß Gott erbarm!“ — Das Maramele fragte den Mloys bei Seite: „Wo hast du denn meinen Kreuzer?“ — „Ich hab' ihn verloren,“ sagte Mloys, aber trotz seiner halben Unvernunft schnitt ihm diese Lüge doch tief in die Seele.

Die Burschen zogen nun singend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der mittheilungsfähig „Gezogenen“ gingen weinend hinsehdreien und trockneten sich mit den Schürzen die Thränen. —

Es waren noch sechs Wochen bis zur Visitation, und darauf kam ja eigentlich Alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter schmierte sich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Versicherung, daß ihr Mloys frei werden solle; „denn,“ sagte der gewissenhafte Arzt, „der Mloys ist ja ebenbin untüchtig, er sieht ja nicht gut in der Ferne, und darum ist er ja manchmal so tappig.“

Der Mloys aber kümmerte sich gar nicht um 'all' diese Geschichten, er war ganz verändert, schwenkte sich und piff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Visitation kam, die Burschen gingen diesmal etwas stiller nach der Stadt.

Als Mloys in das Visitationszimmer gerufen wurde und er sich entkleiden mußte, da sagte er fest: „Küspere! mich nur aus, ihr werdet kein Unthätele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat sein.“ Er mußte sich unter das Maß stellen, und als er es vollaus hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzschichtigkeit, Butter und Eier bei der festen Rede des Mloys.

Jetzt, als es Ernst geworden und er unvorderrlich Soldat war, jetzt wurde es dem Mloys so bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberante herauskam, und seine Mutter sich weinend von den steinernen Stufen erhob, da richtete sich sein Stolz wieder auf und er sagte: „Mutter, das ist nicht Recht, ihr müßt nicht weinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unser Kaver kann schon einstweilen das Sach' im Feld schaffen.“

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenstandes brachten die Burschen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was sie vorher zu wenig gethan zu haben glaubten.

Als der Mloys heim kam, gab ihm das Maramele weinend einen Nosmarinstrauch mit rothen Bändern d'an und nähte ihm denselben auf seine Mütze; Mloys aber zog seine Pfeife heraus, rauchte stott durch das ganze Dorf hinaus und gedachte mit seinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter schmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Mloys ging früh in des Vaters Haus, das Maramele war im Stall, es mußte jetzt selber alle Arbeit verrichten; Mloys sagte: „Maramele, gib mir deine Hand;“ sie gab sie ihm, und er sagte wieder: „Versprech mir, daß du nicht heiratest, bis ich wieder komm!“ — „Gewiß nicht,“ bebaeuerte sie, und er sagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber hast — komm“, gib mir auch einen Kuß.“ Maramele küßte ihn, und die Kühe und Cäsen saßen verwundert zu, als wüßten sie, was vorging.

Mloys kloppte nun noch jeder Kuß und jedem Danks auf den Bug, und nahm so auch Abschied von ihnen, sie brammten vor sich hin.

Der Förger hatte seine Pferde an den Wagen gespannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, so führen sie nun singend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, saß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Kiederweien. Man fuhr im Schritt, von allen Seiten drängten sich noch die

Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abschieds-trunk.

Das Maramelle schaute zum Fenster heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte sich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Gefäß“ gesungen:

„Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Nordstetter Thore 'naus u. f. w.

Als man aber das Dorf verlassen hatte, wurde der Aloys plötzlich mühsenfüßler, er schaute mit nassen Augen überall umher; hier neben auf der Heide, „Hochhut“ genannt, hatte das Maramelle das Tuch gebleicht, von dem er das Hemde anhatte; es war ihm, als ob alle Häden brennten, so heiß war es ihm, er sagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehnüßig Ade; drüben im Schief-mauerfeld, dort liegt sein bester Ader, er hat ihn so oft „ungezadert“, daß er jedes Steinchen kennt, dort neben hatte er noch im vorigen Sommer mit dem Maramelle Gerste geschnitten, weiter unten im „Heubühl“ liegt sein Kleeacker, er hatte ihn gesäet, er sollte ihn nicht wachsen sehen; so schaute er lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte Aloys vor sich hin und sprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, starrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch so lech seinen Glückskeuser hineingeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging wohl das Singen und Zischen wieder von Neuem an, aber erst als man jenseits auf der Bildhinger Steige angekommen war, da athmete Aloys wieder frisch auf; vor ihm stand ja sein liebes Nordstetter, man meinte, man könnte ihn näher-rufen, so gleichauf lag es mit dem Berge, ohgleich es fast eine Stunde fern war; er sah das gelb angestrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Fäden, und zwei Häuser davon wohnte das Maramelle, er schwenkte eine Mütze und begann nochmals:

„Naus, 'naus, 'naus und 'naus u. f. w.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen sie zu Fuß. Beim Abschied fragte Jörgli den Aloys: „Soll ich nichts ansichten an's Maramelle?“ — Aloys schob alles Blut in den Kopf, der Jörgli war ihm gerade der unrechte Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu sa-gen, unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchst gar nichts mit ihm zu schwätzen, es kann dich auch für den Tod nicht ansetzen.“

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein beneidenswertes Abenteuer: sie zwangen nämlich im Bößlinger Wald einen Holz-

bauern, sie den zwei Stunden langen Wald zu fahen; Aloys war der Kergste dabei, er hatte den Jörgli so oft von vernünftigen Sol-datenstreichen erzählen hören, und er wollte auch so sein; er war aber auch der erste, der am Ende des Waldes seinen ledernen Beu-tel öffnete, und dem wieder umkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübingen Thore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehrere Nordstetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegen gegangen, der Aloys biß die Zähne übereinander, als sie Alle: „Grüß' Gott, Telpatsch!“ sagten. Das Zehlen und Singen hatte nun ein Ende, still wie eine Heerde Schafe wurden die Rekruten in die Legionärskaserne geführt. Aloys sagte seinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie ge-ben wolle (denn er wollte es dem Jörgli nachmachen); als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hause müsse, da das Exercitium der Kavallerie erst im Herbst beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann soll mir noch Einer Telpatsch sagen, ich will euch schon telpatschen.“

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung aufstellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeschick, denn er bekam einen Zigeuner als sei-nen „Schlaf“ *). Der Zigeuner hatte einen absonderlichen Wider-willen vor dem Wasser, Aloys mußte ihn auf Befehl des Rotten-meisters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waschen. Anfangs machte das dem Aloys Spaß, nach und nach wurde es ihm aber sehr zur Last; er hätte lieber sechs Ochsen die Schwänze, als dem Zigeuner das Gesicht gewaschen.

In der Kompanie unseres Aloys war auch ein verlorener Ma-ler, er spürte bei Aloys manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr, und der Fahne neben ihm; das war aber auch Alles, was man er-kennen konnte, denn das Gesicht war eben ein Gesicht und weiter nichts; darunter stand jedoch mit schönen lateinischen Buchstaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und schickte es mit dem Boten seiner Mutter; in dem Briefe, der dabei war, schrieb er: „Mutter, hängst das Bild in der Stube auf, zeigt es auch dem Maramelle, hängst es über den Tisch auf, aber nicht zu nah am Tiseltantenbrett, und wenn das Maramelle das Bild haben will, so schenkt es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, sagt, ihr solltet mir auch ein Bäldele Butter und ein paar Ei-len reihen Tsch **) für meinen Feldwebel seine Frau, wir heißen sie

*) Schlafkameraden, da stets zwei Soldaten auf einer Pritsche schlafen

**) Einemal Tinnem

nur die Feldweibelina, schiden. „Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich gehe Sonntags zum Erstenmal nach Heflach zum Tanz; brauchst nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probiren. Und das Marannele soll auch schreiben. Hat der Jakob seine Ochsen noch und hat die Viehfluh noch nicht gekostet? Es ist doch kein recht Geschäft, das Soldatenleben, man wird hundertmüß' und hat doch nichts geschafft.“

Die Mutter kam, und diesmal half sie besser; der Zigeuner wurde einem Andern zugewiesen. Bei der Mutter war aber auch ein Brief, den der Schullehrer geschrieben, darin hieß es:

„Unser Matthes hat aus Amerika fünfzig Gulden geschickt, er hat auch geschrieben, wenn Du nicht Soldat wärest, kämtest Du jetzt zu ihm, er wollte Dir dreißig Morgen Acker schenken; halt' Dich nur brav und laß Dich nicht verführen, der Mensch ist gar leicht verführt; das Marannele tragt so halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum; als es Dein Bild gesehen hat, hat es gesagt, das wärest Du gar nicht.“ — Bei diesen Worten schmunzelte der Mloys, denn er dachte: „So ist's recht, ja ich bin auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich dir's nicht gesagt, Marannele? gelt du?“

Monate waren vorüber, der Mloys wußte, daß nächsten Sonntag Kirchweih in Nordstetten sei; er erhielt durch seinen Feldweibel auf vier Tage Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tschako nach Haus.

O du Glücklicher! wie selig warst du, als du Samstag Morgens dein Fußzeug in den Tschako legtest und mit einem „B'hi! Gott!“ bei deinem Feldweibel Abschied nahmst! So eilig aber auch unser Mloys war, so sprach er doch noch mit der Wache am Kasernenhof und mit der Wache am Tübinger Thor; er mußte es Allen sagen, daß er heim ging, sie sollten sich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die so mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang umherwandeln mußten, während er in dieser Zeit schon seiner Heimat um Vieles, Vieles näher war.

Erst vor Böblingen machte er Halt und trank auf der Walsburg einen Schoppen, er konnte aber nicht auf dem Stuhle sitzen, sondern ging alsbald wieder stürb.

In Nußringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einst so gemaht hatte, sie reichten sich freundlich die Hand; Mloys hörte viel von der Heimat, aber kein Wort von Marannele, und er schaute sich, darnach zu fragen.

In Bohndorf endlich zwang er sich zur Rast, er hätte sich sonst noch den „Herzengel“ eingekrennt, wenn er so fortgelaufen wäre; er streckte sich auf eine Bank hin und überdachte, was Alles aufzudecken werde, wenn er heim komme, dann stellte er sich wieder vor

den Spiegel, sehte den Tschako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte sich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bidechingen stand, ihm gegenüber seine liebe Heimat; er johlte nicht mehr, er stand ruhig und fest und machte seinem Geburtsorte den militärischen Gruß, indem er die Hand an den Tschako legte.

Immer langsamer ging Mloys, er wollte absichtlich bei Nacht nach Hause kommen, um dann des andern Morgens Alle zu überraschen. Sein Haus war eines der ersten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenster und sagte: „Ist der Mloys nicht da?“

„Jesus, Maria, Joseph, ein Gendarm!“ rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter“, sagte Mloys, und nachdem er wegen der niedrigen Thüre den Tschako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den ersten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmerniß, daß nichts mehr zu essen da sei, sie ging aber hinaus in die Küche und schlug ihm ein paar Eier ein; Mloys stand bei ihr am Herde und nun erzählte er Alles, er fragte nach Marannele und warum sein Bild noch draußen hänge; die Mutter erwiderte: „Ich bitt' dich, ich bitt' dich, schlag' dir das Marannele aus dem Sinn, das ist ein feinnüßiges Ding.“

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß“, sagte der Mloys, sein vom Feuer auf dem Herde roth überfärbenes Antlitz hatte einen gewaltigen trostigen Ausdruck. Die Mutter schwieg, und in die Stube zurückgetehrt, sah sie mit Herzensfreude, was ihr Mloys für ein prächtiger Bursche geworden war. Jedem Bissen, den er schluckte, schmeckte sie ihm in ihrem leeren Munde nach, den Tschako aufhebend, jammerte sie über seine grausame Schwere.

Des andern Morgens stand der Mloys früh auf, summelte seinen Tschako, pakte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordnungszug genüßt hätte; als es zum Erstenmale zur Kirche läutete, stand er fix und fertig da, als es zum Zweitemale zusammen läutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Pufen mit einander reden.

„Ist das nicht der Tschalksch?“ sagte der Eine.

„Nein, er ist's nicht.“

„Ja, er ist's“, sagte der Erste wieder. Mloys schaute die Buben grimmig an, und sie rannten mit ihren Gesangbüchern davon. Mloys schritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu; er kam vor dem Hause Marannele's vorbei, Niemand schaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückschauend, und trat, als es eben zum Dritteimal läutete, in die Kirche. Er zog seine weiß-

ledernen Handschuhe aus und beiprenzte sich mit Weihwasser; er blickte überall in der Kirche umher, er sah nirgends das Marannele, er blieb an der Thüre stehen, auch unter den Antömmelungen war es nicht. Der Gesang begann, die Stimme Marannele's war nicht darunter, er hätte sie ja aus tausenden heraus erkannt. Was mühte ihm nun das Staanen Aller, es sah ihn ja nicht, für es allein war er den weiten Weg gerannt und stand er da, so fest und stramm wie gegossen. Als aber nach der Predigt der Parrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Welzer von Wiesenketten als Brautpaar verkündete, da stand der Aloys nicht mehr da wie gegossen, da zitterten seine Kniee und seine Zähne klapperten. Aloys war der Erste aus der Kirche, er raunte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tschako auf den Stubenboden und versteckte sich im Heu und weinte; einmal über das andere kam ihm der Gedanke, sich zu erhängen, aber er konnte nicht aufstehen vor Wehmuth und Weinen, alle seine Glieder waren ihm wie zerfchlagen, und dann dachte er auch wieder an seine Mutter und dann weinte er wieder und schluchzte laut.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, sie tröstete ihn und weinte mit; er erfuhr nun, daß der Jörgli das Marannele verführt hatte, und daß es hohe Zeit sei, daß sie zusammengegeben würden. Er weinte von Neuem, dann aber folgte er seiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hies sein Bild anständig wurde, riß er es von der Wand und schnettelte es auf den Boden. Lange saß Aloys dann hinter dem Tische und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, endlich stand er auf, puß ein lustiges Lied und ließ sich zu essen geben; er konnte aber nicht essen, er zog sich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Musik zu ihm herab; die Augen nieder-schlagend, gleich als müßte er sich schämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er seinen Blick stolz empor. Nachdem er beim Schultzeißen seinen Urlaubspah abgegeben, ging er nach dem Tanzboden; er schaute überall umher, ob Marannele nicht da wäre, und doch wäre ihm nichts unlieber gewesen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß! Gott, Kamerad!“ Der Aloys sah ihn an, als ob er ihn mit seinen Blicken vergiften wollte, dann drehte er sich um, ohne ihm eine Hand oder Antwort zu geben; er dachte fest, daß es eigentlich gescheiter wäre, wenn er gesagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel ist dein Kamerad, aber ich nicht;“ es war indeß zu spät zu dieser Antwort. — Von den Tischen brachten es nun alle Buben und Mädchen unserem Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es schmeckte ihm Alles wie Galle so bitter; er setzte sich dann auch an den Tisch und ließ sich eine „Beu-

teille vom Besten“ geben, und obgleich es ihm nicht schmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Wechtilde, die Tochter seines Vettters, des Matthes vom Berg, stand nicht weit von ihm, er brachte es ihr zu; das Mädchen that ihn verglich Bescheid und blieb bei ihm stehen, denn es kümmerte sich Niemand um sie, sie hatte keinen Schatz und darum heute noch keine Lour getanzt, da Jeder fast fort und fort mit seinem Schache tanzte oder mit der Gespielin des Schaches und dem Schach eines Andern wechselte. Aloys fragte: „Wechtilde, möchtest du nicht auch tanzen?“

„Ja, komm, wir wollen einmal.“ Sie sagte Aloys bei der Hand, er stand auf, zog seine Handschuhe an, schaute sich nochmals um, als suche er etwas, und tanzte dann so flink, daß Alle staunten. Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Wechtilde Platz neben sich an, er lud sich damit eine Last auf, denn sie blieb nun den ganzen Abend bei ihm sitzen; er kümmerte sich indeß wenig um ihre Unterhaltung, er schob ihr nur hinwelen das Glas hin, daß sie trinken solle. Die Hornesblide des Aloys waren fast immer auf den Jörgli geheftet, der sich nicht weit von ihm gesetzt hatte; als man denselben fragte, wo das Marannele sei, sagte er, es sei „unpaf“, und lachte dabei. Aloys biß so mächtig auf seine Fefse, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er spie es mit Pfui! aus, der Jörgli sah ihn wüthend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm; als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achseln und begann allerlei Schmelienlieder zu singen, sie hatten meist einerlei Melodie und fast alle nur eine Strophe, wie:

Und a lustiger Bua
Verreißt allbot *) e Paar Schna;
Und e trauriger Narr
Der hot lang am e Paar.

Es war schon bald Mitternacht, als Aloys wiederum seinen Säbel von der Wand nahm und nach Hause gehen wollte, da sang der Jörgli mit seinen Kameraden das Hopplie, sie schlugen dabei mit den Häupten auf den Tisch:

Hoan, ** hoan, hoan gang i net,
Aber will schau hoanne gann, ***)
Der muß hoan Geld mei hann, †)
Hoan! hoan! hoan gang i net.

*) Oftmals.

**) Grim.

***) Wehen.

†) Niehe haben.

Mloys lehrte nochmals mit einigen seiner Kameraden um, und ließ sich noch zwei Flaschen Wein geben. Sie sangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit seinen Kameraden sang; Jörgli stand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatz!“ da ergriff dieser eine volle Flasche und warf sie dem Jörgli in's Gesicht, drauf sprang er über den Tisch und packte ihn an der Gurgel, die Tische fielen um, die Gläser klirrten auf dem Boden, die Musik hielt ein, eine Weile war Alles still, es war, als wollten sich die beiden Kämpfenden still erwürgen; dann aber entband wieder ein allgemeines Hallo, Weisen, Schreien und Toben unter einander; die Fremde wehrten ab, indeß nach einer alten Bauerntatistik hielten sie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes fest, damit dieser um so tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Wechtilde aber riß den Jörgli so wacker am Kopf, daß sie ihm ein ganzes Büschel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeklüdt, die Parteien, die sich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerblühten einander nach Herzenslust. Mloys und Jörgli aber hielten sich, wie wenn sie sich in einander verbißten hätten; endlich nach langen Ringen hob sich Mloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdroffeln wollte. Der Dorfschütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende, die Musik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängniß des Rathhauses wandern. —

Mit einem zerkratzten blaumäuligen Gesichte, bleich und abgehärmt, verließ Mloys des andern Tags das Dorf; sein Urlaub war erst Morgen zu Ende, aber was sollte er noch zu Hause? er ging so gern wieder fort in's Soldatenleben, er wäre am liebsten in den Krieg gezogen. Der Schultzeiß hatte ihm die Kauferei in den Paß geschrieben. Mloys ging einer harten Strafe entgegen; er schaute sich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wissen, und wünschte nie mehr wieder zu sehen. Als er in Horb den Wegweiser nach Freudenstadt sah, von wo man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile still, er gedachte nach Frankreich zu desertiren; da grüßte ihn unversehens Wechtilde und fragte: „Ei Mloys, gehst du schon wieder nach Stuttgart?“

„Ja,“ antwortete dieser, und schlug den Weg dahin ein, die Wechtilde war wie ein Wegweiser vom Himmel erschienen, mit einem freundlichen „B'hi! Gott!“ schied er von ihr.

Auf dem Wege summte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einst zuerst gesungen hatte, jetzt konnte es der Mloys auch singen, und jetzt pochte es erst ganz auf das Maranuelle; er summte immer, ohne daß er es wußte, vor sich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt.
Thust du stoch mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach die Rosen welken all.

In Stuttgart angelangt, sprach er nicht mehr mit der Wache am Lübinger Thor und der an der Kaserne, er schaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad“, in einem finstern Gefängniß, seine Kauferei abbüßen; oft war er so ungeduldig und wild, daß er sich an der Wand den Kopf entzwei rennen wollte, dann aber lag er wieder fast Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängniß kam und auf sechs Wochen in die Strafkasse eingetheilt wurde, die sich keine Stunde von der Kaserne entfernen darf, sondern immer zum Appell bereit sein muß; da versuchte er seinen Vorsatz, daß er zum Militär gegangen war und er sich so noch auf sechs Jahre an die Heimat gebunden hatte, er wäre gern fort, fort, so weit als es ging.

Da kam eines Tages Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Mathes aus America, er hatte vierhundert Gulden geschickt, damit sich der Mloys einen Aker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, sich mit dem Gelde vom Militär losmaade.

Der Mloys, der Mathes vom Berg mit seiner Frau und seinen acht Kindern, darunter auch die Wechtilde, wanderten noch diesen Herbst gemeinschaftlich nach America aus.

Als Mloys auf der See war, da summte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor sich hin, er verstand sie erst jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schiffein hat den Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann steht schon drauf.
Spür' ich einen rechten Sturmwind wehn,
Als wollt' das Schiff zu Grunde gehn,
Da stehen meine Gedanken
Zu wanken.“

In seinem letzten Briefe, vom Ohio, schreibt der Mloys an seine Mutter:

„Es drückt mir oft schier das Herz ab, daß ich all' das viele Gut so allein genießen soll, ich wünscht' mir oft ganz Nordstetten herbei; den alten Zabu, das blinde Konradle, das Schackerle von der Steingrub, den Sojag, den Sauerbrunnenbäse und das Mau-

rizale vom Hungerbrunnen, die sollten sich alle bei mir satt essen, bis sie nimmer weiter können; was hab' ich davon, wenn ich so allein da bin? Da kömmt ihr dann auch sehen, wie der Tolpatich jetzt seine vier Ross im Stall und zehn Hohlen im Felde hat. Wenn's dem Maramele nicht gut geht, schreibt mir's auch, ich will ihm was schicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es ist, es dauert mich in's Herz hinein. Der Rathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir, die Nechtilde ist eine tüchtige Schafferin, aber sie ist doch kein Maramele; wenn es ihm nur auch gut geht, hat es schon Kinder? Auf der Ueberfahrt ist auch ein gestübter Landsmann, der Doktor Stüberle von Ulm, bei uns gewesen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß wenn in Amerika Tag, es in Nordstetten Nacht ist, und so umgekehrt; ich hab' nicht mehr dran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und so dent': Was machen sie denn in Nordstetten? da fällt mir's ein: Beh Blig, die schlafen so jetzt, und des Schaderle's Haunes, der Nachträchter, ruft sein: „Bhüt' uns Gott und Maria.“ Am Sonntag ist mir's am ärgsten, daß in Nordstetten jetzt Samstag zu Nacht ist, das sollt' nicht sein, es sollt' Alles Einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Rathes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordstetten, ich vergek' das nie und wenn ich hundert Jahr' alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordstetten sein, da wollt' ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika ist.“

Aus der

„Geschichte des Diethelm von Buchenberg.“

(26. Kapitel.)

Der städtliche reiche Bauer von Buchenberg mit seiner Familie und seinem eigenen Gefährte war noch einmal eine der bemerktesten Erscheinungen im Bildbade. Schon der frappante Gegensatz, den man sich von ihm erzählte, daß er sich beim Brande eine schwer zu heilende Erkältung zugezogen, machte ihn zum Gegenstand des Gespräches; dazu sein gemessenes Benehmen, weder zudringlich noch schüchtern, machte ihn zu einem Urbild jenes stolzen selbstbewußten Bauernthums, das man sogar in der sogenannten guten Gesellschaft anzublickt findet, so lange es in ästhetischer Buchferne verharrt und der eigenen Ueberhebung nicht zu nahe tritt. Martha und Franz waren weniger bemerkt. Martha hielt sich vorzugsweise zu einigen alten Frauen, die im Armenbade eine Freistelle genossen, und ließ sich von ihnen ihre Leiden und ihre Schicksale erzählen, Franz aber war seltsam verschüdt und zurückgezogen. Wir werden bald erfahren, warum. Wir müssen nur noch erzählen, daß Diethelm die Spitze seines Ruhmes erreichte, als eine regierende Fürstin in der Allee durch den ersten Kammerherren sich ihn vorstellen ließ. Diethelm war beseligt durch diese Auszeichnung, er gab auf alle Fragen bescheidene und wie es schien genehme Antworten, er widersprach nicht, als man ihn für einen großen Hofbesitzer hielt, und nahm sich nur vor, diese Voraussetzung zu einer Wahrheit zu machen; dabei schaute er oft wie verlegen um, er wollte sehen, ob Niemand bemerkte, welche Ehre ihm zu Theil wurde. Es gingen aber Menschen vorüber, die ihn nicht kannten. Dennoch sah er wohl, daß sie in der Ferne stehen blieben. Als er entlassen

wurde, ging er ausgerichtet durch die Alleen heimwärts, die Bäume waren noch einmal so grün, der Himmel noch einmal so blau und die Vögel sangen so lustig wie noch nie und zum Erstenmale spürte er die Wirkung des Bades, eine wohlthätige Wärme überströmte sein ganzes Wesen und als er zu Frau und Tochter kam, war er glücklich und wiederholte immer und immer, daß dieser Tag sein höchstes Glück sei. Er mußte sich niederlegen, so hatte ihm die Freude fast wie ein Schreck die Kniee angegriffen, diese Ehre schien zu schwer für ihn und als jetzt ein erwünschter Besuch, der Vetter Waldhornwirth, eintrat, blieb Diethelm auf seinem Stuhle sitzen und sagte mit verstärktem Nachdruck:

„Wärest du nur um eine Stunde früher gekommen, da hättest du sehen können, wie die Fürstin von * * mit mir gesprochen hat, grad so wie ich jetzt mit dir, so freundschaftlich, so herzlich. Ich hatt' einen Finger von der Hand drunt geben, wenn ich ganz Buchenberg hatt' daneben stellen können. Aber erzählen mußt's. Sie müssen's Alle wissen.“

Der Vetter versprach zu erzählen, andern Tages aber wurde er auch von der Wahrheit überführt, denn vor dem Kurhause, vor allen Leuten winkte die Fürstin den Diethelm zu sich und unterhielt sich lange mit ihm: sie fragte nach seiner Unternehmungshaft und Diethelm, der Anfangs erschrocken, richtete sich an einer alten Grünerung auf und betheuerte, wie er ein treuer Unterthan sei und nichts von den Grundbesitzern wolle, aber das Schwurgericht, das sei doch gut, da werde man auch öffentlich freigesprochen. Mit einem freundlichen Lächeln entließ ihn die Fürstin und der Vetter Trompeter, der von ferne zugehört, faßte seine Hand, als er zu ihm trat und rief:

„Was meint ihr, Vetter, wenn das einer Vater gesehen hätt', der Krattenmacher von Rehweiler? Diethelm schien diese Ermahnung nicht gemein; denn er erwiderte:

„Was redest du wie ein Mann ohne Kopf? Der Vetter versand und fuhr fort:

„Ich hab's nicht allein gesehen, dort steht der Kassenverwalter von G. Guckel, er kommt schon her und will euch Glück wünschen.“ In der That geschah dies auch, und nicht nur der abgestellte Kassenverwalter, viele andere hohe und niedere Beamte, ja sogar Abelige behandelten Diethelm mit Auszeichnung und zum drauf folgenden Ball im Kurhause erhielt Diethelm mit seiner Familie eine Einladung. Martha sagte zugleich, daß sie daheim bleibe, sie sei krank und nicht zum Tanzen da, Franz aber hüpfte vor Freude als hörte sie schon die lustigen Tanzweisen.

Franz war, wie gesagt, während des Badeaufenthaltes noch nie zu rechter Freude gekommen, sie fühlte sich nicht recht heimlich in

diesen Umgebungen, sie hatte zwar die Baneruhube abgelegt, die taum zu bewältigenden Haarflechten aufgeschoben und sich einen farbenprächtigen Sonnenfächer angeschafft, aber erst durch einen Geistlichen erhielt sie eine gesellschaftliche Firmung. Ein junger Missionär aus der Schweiz, der in einem zierlichen Kollwagen umhergeführt wurde, war bald der Schlingling aller Frauen und Mädchen, auch Franz wurde durch eine priesterlich zuvorkommende Ansprache in seinen Kreis gezogen und verlor bald jede äußere Schüchternheit, indem sie gleich den Uebrigen, dem Kranken, der noch dazu ein geweihter Priester war, sich dienstgefällig erwies. Die Hilfslosigkeit des Kranken ließ jede Schen verschwinden, man durfte ihm die Hand reichen und gefällig sein wie einem Kinde. Der junge Mann, ein wirklich eifervoller Priester mit feinem klaren Antlitz, das durch die beständige weiße Halsbinde noch gehoben wurde, war eine anziehende Erscheinung und sein brennendes Auge, das er wundersam zu heben und zu senken verstand, zeugte von innerem Feuer, das auch hervorbrach, wenn er an stillen schattigen Plätzen dem Frauenkreise vorlas. Er hatte eine wohlthätende in's Herz dringende Stimme. Franz hatte in der Stadt die Kunst gelernt, Pantoffeln zu brodiren und sie sah nun mit den anderen Frauen mit ihrer Arbeit um den heiligen Mann und hörte die ergreifenden Vorlesungen und eifervollen Vorträge, sie verstand es wie die anderen mitunter aufzuschauen, einen verständnißreichen Blick zu thun, bedeutsam mit dem Kopfe zu nicken, oder gar die Hände in einander zu legen und unverwandt auf den Redner zu schauen. Mitunter war sie auch wirklich ergriffen und der Spruch: Rette deine Seele! schauerte ihr durch Mark und Bein, sie erkannte mit Schrecken, wie sie ihr Erelheil bisher verwahrloßt und war geneigt, dem Jungfrauenbunde, für den schließlich geworben wurde, beizutreten, aber ein äußerlicher Grund half ihr, sich von den schweren Opfern zu befreien. Sie glaubte zu bemerken, daß einige und zwar die Vornehmsten und Manierlichsten von dem weiblichen Manne vorgezogen wurden, die Eitelkeit regte sich und gehobelt, daß Alles in der Welt nur zum Scheine geschehe, forschte sie auch hier den Täuschungen nach und glaubte solche immer mehr zu finden. Dennoch war sie bereits so sehr im Bannkreise des jungen Priesters, daß sie ihm wenig und zerschirmt diese ihre Sinne offen beichtete, aber die Warnung, ihre Eitelkeit zu besiegen, machte sie stumm und im Innersten widerpenstig, zumal diese Aufforderung gerade mit der Ehre zusammen traf, die ihrem Vater durch die Fürstin von * * geworden war.

Die Leichtigkeit, mit der sich ein Verhältniß im BADELEBEN knüpft, zeigt sich auch im Leben desselben. Franz hatte immer mehr Abhaltung, im Schatten der wilden Kaskaden unter dem andäc-

tigen Zuhörerkreise des Missionärs zu erscheinen. Wenn sie dorthin ging, hatte sie den stillen bescheidenen Gang und den niedergeschlagenen Blick, wenn sie aber bei den Musikern im Freien erschien, hatte sie, man kann fast sagen, etwas schälernd Hüpfendes, wobei sie den Kopf in den Nacken warf.

Und diese letzte Haltung gewann die Oberhand, als der Priester bald geheilt im blumenbefräzten Wagen abreiste.

Fränz wollte, rund heraus gesagt, sich hier einen Mann erbauen.

Den Munde bei seinen Schafen hatte sie längst vergessen, ja sie sah jetzt, daß er nie zu ihr gepaßt habe, aber hier that ihr die Wahl wohl zwischen dem Rautenfranzsohne, der hier Kellner war, und dem Amtsverweser. Der Kellner war eine gutartige und heitere Erscheinung, aber es hatte doch etwas Abstoßendes, daß er hier Jedermann bediente und gegen alle Welt freundlich und unterwürfig sein mußte. Das bekam dem hoffärtigen Wesen der Fränz durchaus nicht. Wenn er ihr bei der Tafel eine Schüssel reichte und dabei einige freundliche Worte sprach, schämte sie sich fast ihm zu antworten; zwar erinnerte sie sich wieder, was er daheim zu bedeuten habe, und wie er mehr sei, als Viele, die er hier bediente, aber eben dieses Bedienen gefiel ihr nicht, und dann konnte der Kellner nie einen Spaziergang, wie viel weniger eine Ausfahrt mitmachen, er mußte froh sein, wenn er eine Stunde von fünf bis sechs Nachmittags erübrigte, um an den Hausposten gelebnt eine Zigarre zu rauchen, die er schnell verbrag, wenn ein Gast kam. Dennoch hatte Fränz nicht recht den Muth, sich von ihm abzuwenden, ja sie dachte sich aus, wie Alles schon anders würde, wenn sie einmal ein eigenes Wirthshaus hätten. Der Amtsverweser war äußerlich zurückhaltend, obgleich er mit an derselben Tafel speiste, er schien mehreren Damen den Hof zu machen, die er oft auf Spaziergängen begleitete. Glücklicherweise aber, man konnte nun nicht sagen, daß die Ansprache der Fürstin von ** daran schuld sei, hatte der Amtsverweser sie und den Vater just den Tag vorher begleitet und viel mit Fränz gelacht; er setzte nun diese Annäherung mit großer Befähigung fort, überbrachte selbst die Einladung zum Kurhausballe und schickte am Abende desselben den erlesenen Blumenstrauch, mit welcher Aufmerksamkeit ihm jedoch der Rautenfranzsohn zuvorgekommen war. Es waren beide wohl zu beachtende Bewerber. Der Rautenfranzsohn war jünger und farbiger, in seinem vollen wohlgekämmten braunen Haare sah man stets die frischen Furchen der Bürste und den weichen Scheitel, der Amtsverweser war blässer und mit einer avancirenden Glase versehen. Fränz hielt die beiden Stränge der Bewerber in der Hand und betrachtete sie lange, sie überlegte, welchem Strauch und welchem

Gebir sie den Vorzug gönnen solle, ihre Wangen glühten, sie war nicht dem Zufall ergeben genug, um eine Blume mit Liebt mich und Liebt mich nicht zu zerupfen, sie überlegte, daß der Rautenfranzsohn allerdings seine Vorzüge hatte, er stand ihr näher, sie kannte seinen Lebenskreis genau und konnte sich frei darin bewegen, auch war er gut geartet und leicht zu beherzigen, nicht so sehr wie Munde, aber doch noch langsam genug und sie hatte sich's ja einst als schönstes Ziel gedacht, Frau Rautenwirthin zu werden; aber Frau Amtmännin und in Zukunft Frau Regierungsräthin — das ist doch schöner und ein Narr ist, wer das Höhere erreichen kann und sich mit Geringerem begnügt. Fränz war entschlossen, den Blumenstrauch des Amtsverwesers zu nehmen; aber während des langen Besinnens hatte sie vergessen, ob der in der Rechten oder der in der Linken von ihm kam, sie waren so ähnlich. Jetzt erinnerte sie sich, daß der in der Rechten der gütliche war, aber in der Verwirrung hatte sie die Stränge niedergelegt und dieses Merkmal zerstört. Wenn aber kein richtiges Kennzeichen war, so konnte ja der Amtsverweser nichts merken? Wer weiß indeß, ob er nicht doch ein geheimes Kennzeichen hat. Fränz war ganz bezaubert von der blumenbütigen Werbung, sie eilte die Treppe hinab und wollte den Kellner fragen, welcher Strauch von ihm sei, aber nicht der Gedanke, welch's eine tüchtige Härte hierin lag, hielt sie plötzlich fest, sondern die Erinnerung, daß sie ja dann eine offenbare Entscheidung machen müsse und einen Freier aus der Hand gebe, bevor sie des andern gewiß sei und jetzt that sich ein neuer und glücklicher Ausweg auf, sie wollte gar keine Blumen mitnehmen und dem Amtsverweser sagen, sie habe deren so viele von unbekannten Verehrern bekommen, daß sie Alle daheim ließ. Das wird ihn fixiren und rasch zugreifen machen, und dann ist die Entscheidung da.

Und so geschah es auch.

Wieder unter rauschender Musik wurde Fränz zum Zweitmale verlobt. Der Amtsverweser hatte in unerklärlicher Ragbafigkeit gewünscht, daß die Verlobung noch einige Zeit geheim gehalten werde, mindestens bis er seine täglich erwartete Befallung als vertretender Staatsanwalt erhalten habe, aber Dietheim war nicht gewillt, nur einen Tag der Ehre verlustig zu geben, die ihm aus dieser Verlobung seiner Tochter entsprang; er sagte den Eltern seines Schwiegersohnes, daß er wegen des neu zu übernehmenden Amtes vor kommendem Festtage nicht beraten könne, dahin setz, daß Fränz während dieser Zeit noch in ein Erziehungs-Institut, eine „Schwellbleiche,“ wie er es spöttlich bezeichnete, gethan werde, um ihrer neuen Stellung gerecht zu sein. Bis da-

hin wollte er auch sein neues Anwesen in Buchenberg verkaufen, und wie er doch schon lange vorhatte, nach der Kreisstadt ziehen.

Die warme Quelle hatte weder Diethelm von seinem Froste, noch seine Frau von der Abgestorbendheit ihrer Finger befreit, man getrüßete sie der Nachwirkung.

Nur Franz hatte erreicht, was sie wollte, und die Eltern erfreuten sich bei der Heimfahrt im Sprechen über das Glück ihres Kindes und vergaßen darüber alle Körperleiden und alles Leid in der Seele.

Wie ein Mensch aus höheren Regionen, der sich bescheidenlich herabläßt, mit niederen Erdgeborenen zu verkehren, so ging Diethelm durch Buchenberg; er hatte mit fürstlichen Personen, mit hohen Staatsmännern verkehrt und ein Staatsanwalt — denn solches war er geworden — war sein Schwiegersohn! Es dünkte ihn wie ein Traum, daß er sein einziges Kind einst einem armen Schäfer hatte geben wollen. Wenn er seiner That gedachte, war sie ihm wie längst abgethan und die Gunst der Großen, denen er so nahe gestanden, erschien ihm als Schild und Schirm, daß nie mehr auch der leiseste Verdacht sich gegen ihn erheben dürfte. Wenn der Giltwagen durch das Dorf fuhr und bald darauf Briefe kamen, sah Diethelm immer, ob keiner mit einem großen Siegel darunter sei, der ihm einen Orden zubrachte oder irgend eine andere unehoffte Auszeichnung. Es kamen aber meist Bettelbriefe von allen Orten, von den entferntesten Verwandten, von Schulmeistern geschrieben, die in hochtrabendem Tone den hochverehrten Herrn Vetter um Gaben und Darleihen baten. Diethelm glaubte genug gethan zu haben und ließ sie unbeantwortet. Am erfreulichsten waren noch die Briefe von Franz; zwar waren sie in steifer ungelinker Redeweise, aber diese erschien Diethelm grade recht schön und erbaulich, und von Brief zu Brief war die Schrift zierlicher und geläufiger, und Diethelm konnte nicht umhin, manche davon, besonders aber die Briefe des Staatsanwalts, durch den Vetter im Waldhorn vorlesen zu lassen.

Die Verehrung im Dorfe schien ihm indess doch minder bedeutend, als die in der Stadt sich darbot. Mit Martha, die er nun nicht mehr allein ließ, fuhr er oft dahin, um allerlei Hausrath zu kaufen. Er richtete sich nur nothdürftig ein, da er ja bald wieder verkaufen wollte.

Alles ließ sich zu größter Beruhigung an, nur Martha war nicht aus ihrer beständigen Trauer und Kimmernis zu reißn, und wenn Diethelm sie damit abwieß, sagte sie klugend:

„Ich hab' ja sonst Niemand, dem ich mein Herz ausschütten kann, und mir bangt vor dem neuen Hause, wo der Medard verbrannt ist.“

Diethelm hörte sie geduldig an, aber dieses ewige Klagen machte ihn stumpf gegen die Vorberthung der Frau, daß sie den Einzug in's Haus nicht erleben werde.

„Nur nicht prophezeien,“ war seine beständige Rede, „das ist das Schlechteste, was man thun kann. Ich habe dir versprochen, daß ich dich nie mehr allein lasse, aber du treibst mich aus dem Haus, wenn du so fort machst.“

Martha hatte in der That falsch prophezeit, der Sommer ging zur Hülfe und im Herbst zog sie, abgesehen von ihrem beständigen Leid, wohlbehalten in das wochenlang durchheizte neue Haus ein und nachdem das erste Mißbehagen überwunden, schien sie sich dessen zu freuen, zumal da Diethelm die junge Frau Kübler mit ihrem Kinde während der Abwesenheit der Franz zu sich in's Haus genommen hatte.

Nun erlaubte er sich auch allmählig seinem Versprechen untren zu werden und buchstäblich hielt er es doch, wenn er wieder Tage und Nächte über Land blieb, Martha war ja nicht allein, die junge Frau mit dem Kinde war bei ihr. Wenn Martha ihn dennoch an sein Versprechen gemahnte, war er ungehalten und voll Jähzorn über diese unerrüglige Slawerei und über dieses ewige Erinnern an ein Versprechen, das er schon von selbst halte und viel lieber, wenn er nicht daran gemahnt werde. Er blieb nun mehr als gewöhnlich zu Hause und jetzt erkannte er deutlich eine schon oft flüchtig wahrgenommene Beobachtung: wenn er im lebhaften Verkehre mit Menschen, und zwar mit recht vielen war, wich das Frosteln von ihm, in der Einsamkeit aber war es immer wieder da, unabwendbar. Diethelm knirschte über die neue Gefangenschaft, in der er sich befand, und jetzt fiel ihm das Mittel des alten Schäfers ein. Er kaufte Eichenholz und sägte Tage lang, als müßte er sein Brod damit verdienen. Der stolze, in grünen Saffianpantoffeln stolzende und alle schwere Arbeit verböhnende Diethelm war in das Loos eines armen Tagelöhners verfallen, aber er war dabei doch froh, denn er füllte in der That eine lange nicht empfundene Wärme und das Holz, das haufenweise in den Dien gestekt, ihn nicht von seinem Frosteln befreit hätte, erwärmte ihn jetzt bei dessen Verarbeitung. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er in dem Schuppen und lauschte dann oft selbstvergessen den wunderlichen Tönen der Säge; wie das Klingn und schrillt beim ersten Einschnitt und dann zum Kern des Scheitels gelangend so dumpf löst und wieder in's Schrille, Arratzhymne übergeht beim Ende des Durchschnittes. Mochte es aber klingen wie es wollte, wohlige Wärme durchströmte den Körper. Die Leute sagten, der Diethelm sei geizig geworden, seitdem sein Reichthum gestiegen sei, er ließ sich diese Nachrede, die ihm wieder zukam, gerne

gefallen, denn auch im Geiz liegt ein gewisser Ruhm, da der Reichtum unzweifelhaft ist.

Wenn er manchmal einen Tag in seiner mühseligen Arbeit antzusehen wollte, kam wiederum das Frösteln über ihn, als wollte sich alles Zurückgedrängt am Einmal geltend machen und er mußte auf's Neue wider Willen an die unsägbare und doch so mühselige Arbeit, als hätte ein Zauber ihn darin festgebannt. Es half nichts Anderes.

Da kam ein neues Ereigniß, das ihn von dieser Arbeit und seiner häßlichen Gefangenschaft befreite, ohne daß Martha zu einer Einsprache berechtigt war.

Das Schwurgericht, das man in römischen Zeiten verheissen hatte, wurde jetzt nach Herstellung der nöthigen Bauten in der That eingesetzt. Der veränderten Zeitrechnung zufolge wurden aber die Geschworenen nicht nach allgemeinem Wahlrechte frei gewählt, sondern die Amtsversammlung, bestehend aus den meistens gesügigen Schultzeihen und einem Theil der Odmänner, wählte einen sogenannten Siebenerausschuß und dieser ernannte die Geschworenen aus der Zahl der Höchstbesteuerten und Nichtdemokraten. Eines Tages kam der Vetter Waldhornwirth häufig mit der Landeszeitung in der Hand und sagte zu Diethelm:

„Da kommt ihr in der Zeitung, Vetter.“

„Ich? Wie?“ erwiderte Diethelm sich veräbend, und nahm mit Zittern das Blatt in die Hand. Er las die Liste der Geschworenen und als Dritter stand sein Name. Lange starrte er darauf hin und rief sich mehrmals die Stirne, er wollte den Schwören vergessen, den er gehabt hatte, und jetzt war es ihm doch eine Freude, sich gedruckt zu lesen; er äugerte dies aber nicht, sondern sagte nur, daß er um Dispensation bitte, da er in seinem Anwesen noch viel zu thun habe, und daß er auch seine Frau nicht verlassen dürfe. Martha entgegnete rasch:

„Reinetwegen kannst du's schon annehmen, im Gegentheil, mir ist's lieb, wenn du auf ein paar Wochen fortgehst, lieber als wenn du so all' Ritt verschwindest, wie in den Widen gesunken.“

Der Vetter sagte, daß Diethelm gar nicht ablehnen dürfe; man wisse nicht, was die Menschen denken könnten, wenn er sich davon losangehe; das ginge ihn zwar nichts an, aber er dürfe es auch ohne dies nicht, er habe das Schwurgericht zu allen Zeiten gepriesen, und jetzt müsse er auch dabei sein.

Diethelm schäumte innerlich vor Wuth. So hatte seine Freisprechung, alle die hohen Ehren, die er genoß, nichts genützt; die Menschen, die so unterwürfig waren, bezogen noch immer einen Verdacht gegen ihn, der allzeit bereit war, loszubringen. Der erstellte Argwohn in den Gemüthern glich der Flamme in einem niederge-

brannten Hause, die immer wieder aufschlägt, sobald man einen Balken weghebt. Diethelm verfluchte die ganze Welt und zankte mit dem Vetter, als dieser entschuldigend sagte, er habe noch nichts gehört, von Menand, er habe nur so gemeint.

„Was hast du vorzudenken, was andere Leute denken können, oder bist du schlecht genug und blasest den Leuten selber ein, daß sie mich vernechten?“

„Ihr wißt ja, wie ich zu euch bin,“ sagte der Vetter mit schelmisch bedeutungsvollem Blicke. Diethelm sah das und wieder kam ihm die Vermuthung, daß der, den er sich am nächsten glaubte, schlimmen Verdacht gegen ihn hegte; aber das Klügste war doch, immer zu thun, als ob er das nicht glaube; er sagte daher:

„Wenn's nicht anders ist, nehm' ich's an. Hast recht, Vetter, es kann mir eins sein, was die Leute denken und ich freu' mich auch, bei meinem Schwiegerjohn zu sein. Weist was, Frau? Geh mit.“

Martha verneinte und Diethelm wiederholte seinen Vorschlag nicht. Denn wie Alles in der Welt seine vielfachen Gründe hat, so ging es auch hier. Diethelm wollte nicht nur zeigen, daß er keinen Gerichtshof scheute, er wurde auch der Ede im Hause und der ewigen Klagen seiner Frau erledigt, wenn er sich davon machte.

Diethelm hatte bei der bald darauf folgenden Amtsversammlung die Genußthum, vom Amtmann Niagara, der so genannt wurde, weil er im Gesprache immer ein mächtig schütterndes Gelächter erhebe, mit besonderm Ruhme erwähnt zu werden, während den anderen mit Recht vorgehalten wurde, daß sie gerne freie Staatsbeirathungen hätten, aber dafür keinen Tag anwenden wollten, ja daß ihnen schon jedes Wäblen zu viel Mühe sei.

Diethelm sah stolz und selbstbewußt drein und bei dem gemeinsamen Mahle, das nach der Amtsversammlung gehalten wurde, erhielt Diethelm den Ehrenplatz neben dem Amtmann Niagara und half ihm tapfer lachen. Es gab besonders viele Witreden über diejenigen, die da gehosht hatten, daß den Geschworenen reiche Tagelöhner aus der Staatskasse ausgelegt würden, der Steinbauer vor Allem mußte sich viele Verdereien gefallen lassen, weil er auf sein Dispensationsgeld einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte. Der Angegriffene wagte es nicht, den Späßen des feindseligen Amtmanns entsprechenden Widerstand zu leisten und ohne sich auf eine nähere Erklärung einzulassen, behauptete er, daß er doch noch frei werde.

Noch nie kam Diethelm frohgemüther nach Hause als von der heutigen Amtsversammlung und er wünschte sich, daß die Gerichtsungen nur bald beginnen möchten. Die Ehrenbezeugungen von den Beamten thaten ihm gar wohl.

Als der Tag der Abreise kam, wollte es Diethelm wiederum

hänge werden, es erschien ihm als ein gefährliches Spiel, das er mit sich treibe. Er nahm sein eigen Gefährte nur bis G. mit, dort gesellten sich im Einklang die anderen Geschworenen zu ihm, der Sternwirth und der Steinbauer waren auch dabei.

Es war das erste Schwurgerichtstage seit undenklichen Zeiten und alle Mitwirkenden waren in feierlich gehobener Stimmung, der der Vorsitzende des Gerichtshofes und der Staatsanwalt wie der Altmeister der Rechtsanwälte beredte Worte gaben. Besonders ein Wort des Vorsitzenden drang Diethelm in's Herz, denn er hatte gesagt: Ein Verbrechen, das ungesühnt in der Seele ruht, gleicht dem Brande in einem Kohlenbergwerke. Man stopft es zu und will das Feuer erstickn, aber es brennt weiter, unterirdisch, ungesehen, und eine Doffnung, die sich aufstaut, läßt die Flamme empor schlagen.

Diethelm fühlte bei diesen Worten, wie es wirklich in seinen Eingeweiden brannte, und er hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz, aber er bezwang sich, und als jetzt die Rechtsgelehrten der verschiedenen Stellungen gesprochen hatten, trat eine Pause ein. Man erwartete eine Ansprache aus der Mitte der Geschworenen. Einer stieg den andern an, er möge reden, und doch hätte jeder gerne selbst gesprochen, die Pause dauerte peinlich lange, da erhob sich Diethelm, er glaubte gerade besonders zeigen zu müssen, wie sehr er die Bedeutsamkeit der neuen Einrichtung erkenne, die Worte des Amtsmanns bei der Wahlversammlung kamen ihm wohl zu statten, und hatte er sich vordem nicht gescheut, mit fremdem Geld und Gut groß zu thun, so hatte es mit einem fremden Gedanken gerührt wie weniger auf sich. Anfangs lebend, dann aber mit fester Stimme wiederholte er, in seine Weise übertragend, jene Worte, und Alle standen auf, als er plötzlich flatternd abbrach und die Hände fallend mit gehaltenem Tone das Vaterunser sprach.

Bevor die Namen der Geschworenen vorgelesen wurden, ließ der Vorsitzende durch den Gerichtsschreiber ein ärztliches Zeugniß vortragen, das der Steinbauer beigebracht hatte und ihn befreien sollte. Nach kurzer leiser Berathung erklärte der Schwurgerichtshof, daß die Befreiungsgründe nicht zureichend seien. Diethelm schaute mit triumphirendem Nicken auf den Steinbauer, der aber keine Miene zeigte.

Nun ging es an das Vorlesen der Namen, und der Vorsitzende nahm bald rechts, bald links die Zettel auf, die ihm die beiden Schwurrichter reichten und warf sie in die Urne. Dieses Aufstatten, Ausruhen und Vorlesen der Namen hatte für Diethelm etwas eigenenthümliches ganz Nüchternes, es war ihm, als wäre er wie sein Name in fremde Gewalt gegeben.

Als jetzt die Namen aus der Urne gezogen wurden, kahlte Diet-

helm bei jedem, der ausgerufen wurde, die Häute, um seinen Schreck zu zeigen, wenn er den feinnigen hörte, aber er kam nicht. Beim Namen des Steinbauers sprachen Staatsanwalt und Verteidiger zugleich: Abgelehnt! worüber ein Nicken in der Versammlung entstand, und der Verteidiger mit höflicher Handbewegung die Ablehnung dem Staatsanwalt überließ. Der Steinbauer schaute heransfordernd auf Diethelm, seine Miene sagte: ich hab's gewußt, daß ich frei werde.

Die zwölf Männer waren ernannt, und Diethelm war nicht unter ihnen; er athmete frei auf. Nun aber erklärte der Vorsitzende, daß er noch zwei Ersatzgeschworene auslöse, und der erste Name, der jetzt erschien, war der Diethelms. Als er mit schweren Schritten nach der Geschworenenbank an dem dichtgefüllten Zuschauerraum vorüberging, hörte er dort sagen: Schade, daß der nur Ersatzgeschworener ist, das wäre ein tüchtiger Obmann geworden. Diethelm schloß die Augen, als er in seinem Armstuhl saß, der Ehrenzettel aus den Zuschauern hatte ihm sein fast stille stehendes Herz freudig bewegt. Durch ein Geräusch wurde Diethelm aus seiner inneren Versunkenheit erweckt, die Stühle rutschten und brumnten, die ganze Ruhe der Versammlung kam plötzlich in Bewegung, dort auf der Erhöhung, wo das Gericht saß, war es dunkel geworden, denn der ganze Gerichtshof, in dessen Rücken die Fenster waren, hatte sich erhoben, und nun sprach der Vorsitzende den Geschworenen mit feierlicher Stimme ihren Eid vor, und einer nach dem andern erhob die Hand und sprach: „Ich schwör' es, so wahr mir Gott helfe.“ Es waren ruhige überzeugungsfeste Stimmen und jeder, der es hörte, wie hier die innere Wahrhaftigkeit sich laut bezeugte, mußte ergriffen und erschüttert werden; es war eine rechtspredigende Gemeinde, darin ein Jeder aus Herzensgrund sein Bekenntniß aussprach, und über der ganzen Versammlung ruhte eine ewige Gehobenheit, denn die Heiligkeit des Beginns, der Geist der Wahrhaftigkeit schwebte darüber.

Diethelm sprach den Eid, und wie er die Hand emporhob, fühlte er's, wie wenn eine unsichtbare Macht seine Hand sagte, er sentte sie nicht, bis er sich niedersetzte und jetzt erst eine Würdigkeit fühlte, als wären ihm die Knie zerbrochen.

Auf der Angeklagtenbank saßen zwei junge Männer des Komplotz-Diebstahls beschuldigt. Der verlesenen Anklage gemäß erschien demnach der eine mehr als Verführer. Der Staatsanwalt begründete in scharfsinniger Weise die Anklage, seine Stimme hatte etwas zitternd Melancholisches und dieses sowohl wie seine Beweisführungen hatten so viel Bestimmendes, daß der Nachbar Diethelms, der Schultze von Metzinghausen, ihm zurante: Die sind schuldig. Diethelm antwortete nicht. Mit eingeknickten Lippen und

weit aufgesperrten Augen betrachtete er die Angeklagten, diese finstern blickenden Augen, die nur bisweilen zuckten, diese starren Züge, diese in einander gelegten Hände, diese Gestalten mit ihrem ganzen Leben sind in fremde Gewalt gegeben. Dort hinter den Angeklagten sieht der Landjäger, das gerüdtte Schwert erhoben. Wie es so gierig blinkt! Das ist das Schwert der Gerechtigkeit über den Angeklagten schwebend. Immer und immer mußte Diethelm denken, wie es diesen Menschen zu Muth ist, wie die Blüte der Anwesenden sie treffen müssen wie scharfe Schwerter, er konnte diese Gedanken nicht los werden, bis er endlich die Hände zusammen preßte, ein Schauer durchrieselte ihn und zum Erstenmale betete er in innerster Seele voll Reue über das Geschehene. Vor seinen dreinstarrenden Augen verschwammen die Menschengestalten, nur das blanke Schwert dort an der Wand blinkte und die Stimme des Staatsanwalts tönte. Da erklärte der Vorsitzende die Verhandlung für diesen Morgen als geschlossen und beraumte eine zweite Sitzung auf Nachmittag.

Als jetzt Alles sich erhob, rieb Diethelm lange die Stirne und wie taumelnd verließ er den Saal und drängte sich dann hinaus als würde er festgehalten. Erst in freier Luft fand er sich selber wieder, er trat fest auf und schaute zurück nach dem Gerichtssaal wie ein Angeldelter dem schwankenden Schiffe nachschaut, das er eben verlassen.

Die Geschworenen hatten sich einen gemeinsamen Mittagstisch in einem ihnen genehmen Wirtshause angeordnet und wie von selbst war Diethelm hier der Vorsitzende, zumal da die wenigen „Herren“ unter den Geschworenen sich in einen vornehmeren Gasthof begeben hatten. Diethelm fühlte sich ganz wohlgenuth, er war fest überzeugt, daß er heute alles Peinliche seiner Lage überwunden habe und daß nichts mehr über ihn kommen könne.

Es waren hier die gewichtigsten Vauern eines ganzen Kreises versammelt, die sich zum Theil noch nicht persönlich kannten, sie fanden aber schnell eine Eingangs- und sogar ein allgemeines Gespräch; denn nichts vereint die Menschen so leicht als eine Anhänglichkeit oder ein Widerspruch gegen eine Persönlichkeit. Gegen den Steinbauer, der sich bald nach seiner Erledigung beim gemacht hatte, brannte wie beim Scheibenschießen ein Jeder seine Kugel los. Man erzählte sich, daß der Steinbauer das Gerücht verbreitet habe, er werde jeden unbedingt für schuldig erklären und darum werde er stets abgelehnt werden und könne dabeim ausdrehen. Diethelm fand in dem Schultheiß von Mettinghausen und in einem jungen Manne zierlichen Angesichts, es war der Gemeindefchreiber von Meindorf, fertige Weichhülle, die mit ihm die Geisteslosigkeit und Niedrigkeit eines solchen Gebührens brandmarkten und schon jetzt zeigte sich die unverwundliche Ehrenhaftigkeit des

Volkscharakters, die nur der rechten Erwiderung bedarf, ein Jeder betheuerte mit aufrichtigen Worten, daß er sich nicht um Vieles von einer so schönen Ehrenfache lösmachen möchte und wenn nur die Schwurgerichte besonders zur Winterszeit wären, möchten sie immer dabei sein.

Das Gespräch verlief sich nach allen Seiten, und Diethelm ärgerte sich, daß von seiner Rede bei Eröffnung des Schwurgerichtes gar keine Erwähnung geschah; er war nicht der Mann, der eine gloriole vollbrachte That gerne unbeachtet sah. Nach Tische hatte er indeß die Genehmigung, daß sein Schwiegersohn, der als Affessor bei dem Gerichtshofe war, zu ihm kam und sich zu ihm setzte und bald drängte sich eine große Menschenmenge aus allen Gegenden zu ihm, theils alte Bekannte, theils neue, die ihn wegen seiner ergreifenden Rede kennen lernen wollten. Diethelm sagte indeß seinem Schwiegersohne, daß ihn die Sache doch mehr angreife als er erwartet habe, und besonders das lange ruhige Sitzen werde ihm peinlich, der Affessor getröstete ihn aus eigener Erfahrung, daß er sich schon daran gewöhnen werde und Diethelm lächelte, als er hörte, daß er als Gefängnißhörer nicht mit zu urtheilen habe.

„So bin ich nur Vorspann für die Gefahr,“ sagte Diethelm und dieses Wort setzte sich fest und seit jener Zeit nennen die Geschworenen die Urathgeschworenen „den Vorspann“.

Als man am Nachmittage wieder in den Gerichtssaal kam, war die Reihe des ersten Eindruckes zwar verschwunden, aber der Ernst des Unternehmens blieb, und Diethelm fühlte sich noch besonders beruhigt, da er nicht zu urtheilen hatte, er lehnte sich bequem in seinem Stuhle zurück, er betrachtete sich den Saal, der sich in einem alten Deutschmeisterhause befand, aber aus den übereinanderpuzelnden Gemälen und halbnaekten Kriegern an dem Deckengemälde, sowie aus den Stuckarbeiten an den Wänden konnte man nicht klug werden. So oft ein neuer Zeuge beerdigt wurde, schreute Diethelm zusammen, dieses plötzliche geräuschvolle Sichheben der ganzen Versammlung machte immer von Neuem einen gewaltigen Eindruck, über die Zeugen aber war Diethelm meist sehr ungeduldig; das war ein unbehagliches Hinsetzen und ein Stottern, als ob sie nicht drei Worte zusammenhängend sprechen könnten. Diethelm fühlte, daß er mit Recht eine bevorzugte Stellung in Anspruch nahm. Hätte der Vorsitzende nicht mit Milde und Klugheit und unverwundlicher Geduld, sowie besonders durch Erfragen unverfäglich Gegenstände, die Zeugen zum Sprechen und zur Sicherheit des Sprechens gebracht, man hätte kaum etwas erfahren.

Dem Benehmen der Angeklagten widmete Diethelm dabei eine besondere Aufmerksamkeit, bald der eine, bald der andere vergaß sich und schaute sorglos und led daren, bis er sich oft plötzlich besann

und sich fasste, und während des Zeugenverhörs schärfte sich oft der Hauptanklage die Lippen, indem er mit der Zunge dazwischen hin und her fuhr, steckte die Hand in die Seite, raffte sich zusammen und richtete sich auf.

Was geht in diesen Menschen vor?

Mitten durch's Herz fühlte Diethelm einen Stich, als er hörte, wie die beiden Angeklagten, die doch Brüder in der That waren, jetzt vor Gericht als die bittersten Feinde einander gegenüber standen und sich wechselseitig anklagten.

So wären Diethelm und Medard einander gegenüber gestanden. Diethelm suchte zusammen und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Er schaute frei umher und dann auf seine Mitgeschworenen, er erinnerte sich, wo er saß.

Drei volle Tage mit doppelten Sitzungen dauerte die erste Verhandlung und bei aller ehrenhaften Anhänglichkeit an das Gerichtsverfahren klagten die Mitgeschworenen doch auch manchmal über das fremde Leben in fremder Stadt; sie fühlten sich unbehaglich, beständig in Sonntagskleidern und der Handarbeit ledig umher zu gehen, dennoch betheuerte Jeder, daß er nicht davon sein möchte und Diethelm hatte nur gegen die Behauptung Einsprache zu erheben, daß man die Sache zu weitläufig behandle. Der Schultheiß von Rettinghausen, der gleich Anfangs sich für ein Schuldig entschieden hatte, erklärte jetzt, daß dieses genaue Erörtern doch einem ert die Augen öffne und jene seltsame Seelenstimmung trat in Vielen zu Tage, wo man bald mit Bestimmtheit ein Schuldig aussprechen möchte, bald zweifelvoll ist und wiederum ein Nichtschuldig sich herausstellen will.

Der Schultheiß erwarb sich das Lob eines gutherzigen Menschen, da er darlegte, daß man sich nicht, um zeitig zu seinem Mittagessen oder zu seinem Schoppen zu kommen, verleiten lassen dürfe, über das ganze Lebensschicksal eines Menschen rasch den Stab zu brechen.

Diethelm wurde staunend angesehen, als er sagte, ihm gebe es jetzt, wie ihm der Doktor von G. einmal erzählt habe. Als dieser zum Erstenmal von der Anatomie kam, sah er immer nichts als aufgeschnittene Menschen vor sich, und so gebe es ihm jetzt auch.

Als endlich am dritten Abende die Verhandlung geschlossen wurde und die Geschworenen sich mit den Fragen zurückzogen, war Diethelm froh, daß er nur Vorspann gewesen war und zurückbleiben durfte. Die Geschworenen kamen bald zurück. Der Schultheiß von Rettinghausen war Obmann, und erklärte die beiden Angeklagten für schuldig.

Als die Verbrecher abgeführt wurden, machte sich Diethelm reich davon, aber unversehens war er an den unrechten Ausgang gelangt.

men, und sah plötzlich den Landjäger mit bloßem Schwerte hinter sich. Glücklicherweise kloppte ihm sein Schwiegersohn auf die Schulter und nahm ihn mit durch die Gerichtsstube.

Am andern Tage bei einer neuen Verhandlung blieb der Name Diethelm in der Urne und der Steinbauer wurde richtig wiederum abgelehnt.

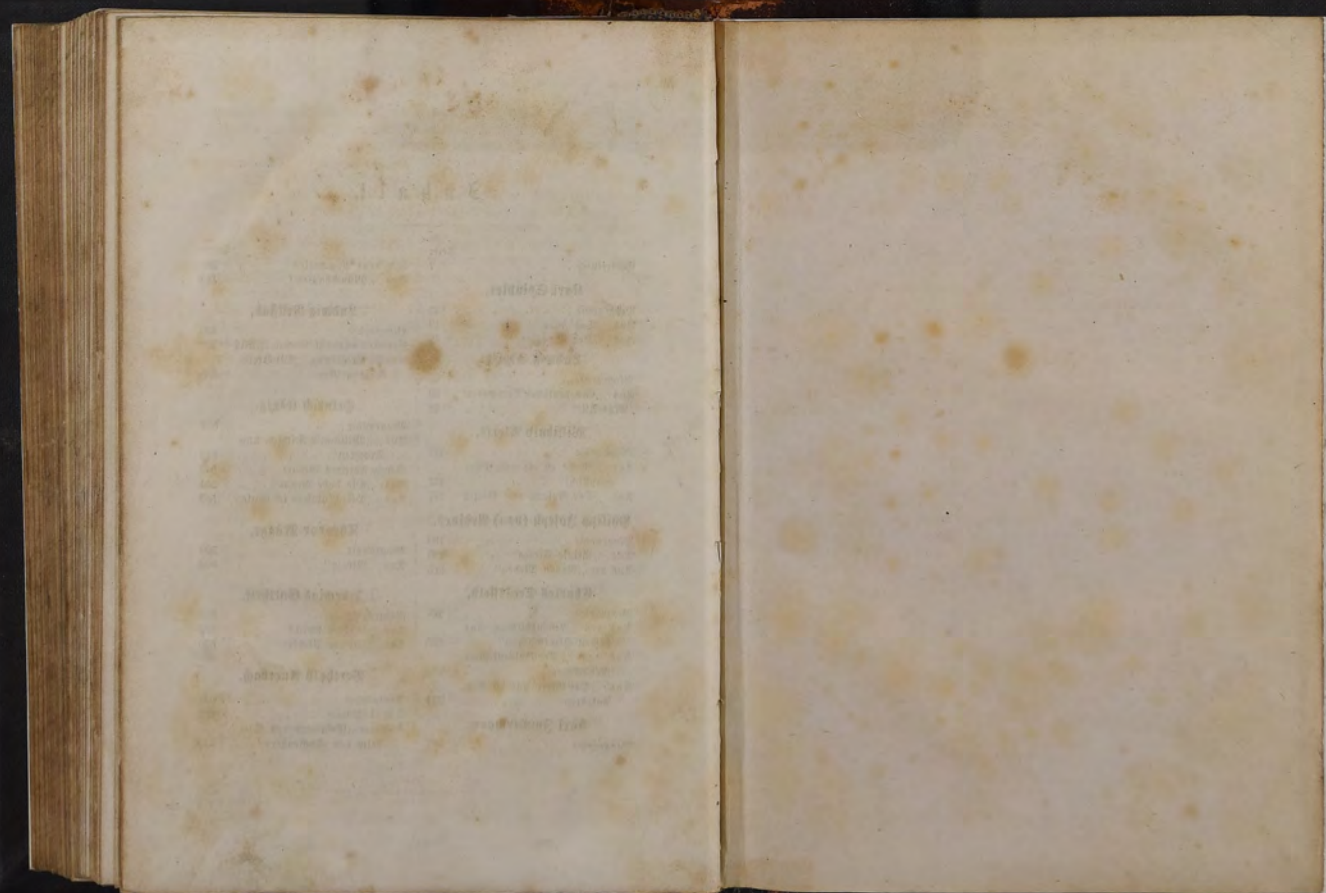
Diethelm wußte zwar nicht, was er zu Hause beginnen sollte, aber weil er auf mehrere Tage frei war, kehrte er doch heim. Verwundert sah er auf dem Wege, wie das Leben der Menschen seinen geregelten Gang fortsetzt, sie alle dachten nicht an die drohenden Gerichtsverhandlungen und wie jetzt zwei Männer auf Jahrzehnte aus der Mitte der Menschen gerissen waren.

Still und in sich gekehrt weilte Diethelm daheim und nur Abends beim Spiele war er lebendig. Die Leute wunderten sich, warum er so wenig vom Schwurgerichte erzählte, er aber wollte es sich aus dem Sinne schlagen, und kehrte mißmüthig wiederum am zweiten Dienstag nach der Kreisstadt zurück.



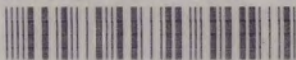
Inhalt.

	Seite		Seite
Einführung	7	Der neue Bogmalion	369
Karl Spindler.		Aus: „Münchhausen“	413
Biographie	15	Ludwig Neßlab.	
Aus: „Der Jude“	19	Biographie	435
Aus: „Der Invalide“	46	Griechen aus dem Roman: „1812“	437
Ludwig Storch.		Aus der Erzählung: „Die Stein- kohlengruben“	485
Biographie	67	Heinrich König.	
Aus: „Ein deutscher Leinweber“	69	Biographie	507
„Musik“	91	Aus: „William's Dichten und Trachten“	513
Willibald Alexis.		Georg Herders Schule	549
Biographie	127	Aus: „Die hohe Braut“	554
Aus: „Nähe ist die erste Ver- gerlicht“	131	Aus: „Die Klavierspieler in Mainz“	569
Aus: „Der Roland von Berlin“	167	Theodor Rügge.	
Philipp Joseph (von) Rehfues.		Biographie	599
Biographie	183	Aus: „Afesja“	603
Aus: „Scirio Cicala“	185	Jeremias Gotthelf.	
Aus der „Neuen Rede“	210	Biographie	653
Charles Sealsfield.		Aus: „Mit der Knecht“	655
Biographie	267	Aus: „Mit der Bäcker“	670
Aus den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“	269	Berthold Auerbach.	
Aus den „Erzählungen aus Reisefrühen“	292	Biographie	696
Aus: „Der Bienen und die Ari- stokraten“	311	Der Teufelsch	699
Karl Immermann.		Aus der „Geschichte des Diet- helm von Buchenberg“	719
Biographie	367		



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

4073/XXIII S



001-004084-23-0